Aus deutschen Lesebüchern.

Dichtungen in Poesie und Prosa

erläutert für

Schule und Haus.

Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner

herausgegeben von

Rudolf Dietlein,
Rektor a. D. in Halle a. S.,

Woldemar Dietlein,
weil. Rektor u. Kgl. Kreisschulinspektor in Dortmund,

Dr. Richard Gosche,
weiland Professor a. d. Universität Halle,

und

Friedrich Polack,
Kgl. Kreisschulinspektor u. Schulrat in Worbis.

Willst du lesen ein Gedicht,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild der Schönheit trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest,
Und, wie's Dichteraugen sahn,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.
Adolf Stöber.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Gera und Leipzig.
Verlag von Theodor Hofmann.
1896.

Vorwort zur ersten Auflage.

Der zweite Band des Erläuterungswerkes „Aus deutschen Lesebüchern" hat vorwiegend die Mittelstufe mehrklassiger und die Oberstufe ein- und zweiklassiger Schulen im Auge und wird für einfache Schulverhältnisse einen relativen Abschluß bilden. Band I hat indessen gezeigt, daß eine scharfe Abgrenzung nach Stufen zwischen den einzelnen Dichtungen schwer möglich ist, da ein und dieselbe Dichtung in dem einen Lesebuche auf die Unterstufe, in dem zweiten auf die Mittelstufe, ja in einem dritten auf die Oberstufe verwiesen ist. Einzelne solcher Dichtungen, deren Platz in den Lesebüchern zwischen Unter-, Mittel- und Oberstufe schwankt, sind in Band I nicht ausschließlich für die Unterstufe, sondern in einer mehr abschließenden Weise auch für höhere Stufen behandelt worden. Den betreffenden Lehrern bleibt es überlassen, aus dem gegebenen Stoffe für die jeweilige Altersstufe das Passende auszuwählen.

Mancher Lehrer hat in Band I dies und das bekannte Lesestück vermißt und wird auch in Band II manchem Lesebuchbekannten nicht begegnen. Die Rücksicht auf den verfügbaren Raum, auf den Preis des Werkes und auf die Ökonomie des Ganzen hat bei der Aufstellung des Verzeichnisses ein gewichtiges Wort mitgesprochen.

Was an sich leicht verständlich ist oder durch Interpretation den poetischen Duft zu verlieren droht, ist von der Sammlung ausgeschlossen worden. Ebenso sind viele Gedichte historischen und religiösen Inhalts weggelassen, weil sie im Geschichts- und Religionsunterricht als Beleuchtungs- und Belebungsmittel Verwertung und die erforder-

liche Erläuterung finden. Dichtungen, deren Stoff von mehreren Dichtern behandelt ist, oder die in andern gleichsam Zwillingsschwestern haben, sind nur einmal behandelt oder nur kurz zur Vergleichung herangezogen. Das Erläuterte wird für die Behandlung des Nichterläuterten hinlänglich Stoff, Maß, Ziel und Weg zeigen.

Eine Anzahl längerer, besonders prosaischer Lesestücke, die sich in allen Lesebüchern finden, z. B. Hebels Kannitverstan, werden zwar behandelt, aber textlich nicht gebracht werden.

Nochmals sei hier betont, daß es den Verfassern bei ihrem Werke nicht auf eine gelehrte litterarhistorische und sprachwissenschaftliche, sondern überwiegend auf eine methodisch-pädagogische Ausbeutung des Lesebuch-Inhaltes ankommt. Ein Beurteiler nennt eine solche methodisch-pädagogische Zurichtung der Dichtungen ein Ruhepolster für den Lehrer, auf dem er die eigene Arbeit verlerne und sich zu einer Art Leitungsschlauch zwischen den Verfassern und den Schülern erniedrige. Über die Bedürfnisfrage kann aber nur die Erfahrung entscheiden, und diese gewinnt man wohl bei Hunderten von Schulrevisionen jahrein, jahraus! Da sieht und hört man, wie schwer es ist, einen regelrechten Schacht in eine Dichtung zu legen, um die Schätze recht zu heben; da merkt man, wie nötig ein Führer ist; da erkennt man auch hier die Wahrheit des Dichterwortes: „Wo viel Freiheit, da viel Irrtum; doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht!" Ein unbekannter oder wenig bekannter Weg geht sich am besten an der Hand eines Führers, der sich nicht mit allgemeinen Wegangaben begnügt, sondern selbst durch alle Krümmungen mitgeht. Wieviel Zeit und nutzloses Hin- und Herirren wird dadurch erspart! Und bleibt dem Lehrer mit dem „Erläuterungswerk" in der Hand nicht noch genug zu thun übrig? Er hat sich bei der Vorbereitung in die Gedanken der Ausleger hinein zu denken und zu leben, dieselben seiner Individualität gemäß zu gestalten, für seine Schulverhältnisse die passende Auswahl zu treffen, die nur angedeuteten Arbeiten, z. B. Vergleiche, auszuführen, die Fragen zu beantworten, die Hinweise zu

suchen und zu verwerten und vor allem seine Herrschaft über den Stoff und die Sprache, sowie die Wärme des Lehrtones als Lernvermittler in seine Klasse zu bringen.

Weil sich die Verfasser durch das Bedürfnis der Schule und die eigene Lehr- und Revisionserfahrung die Marschroute für ihre Arbeit haben vorzeichnen lassen, darum sind sie auch ganz selbständig bei den Bearbeitungen den Weg gegangen, den sie als den richtigen erkannt haben. Dankbar erkennen sie an, daß sie bewährten Meistern auf dem Gebiet der Gedichtsbehandlung dabei manches schuldig geworden sind; die Originalität ihrer Arbeiten haben sie sich dadurch aber nicht beeinträchtigen lassen.

Auch Band II wird dem methodischen Gange im allgemeinen treu bleiben, der in der „Einleitung" zu Band I vorgezeichnet und eingehend begründet worden ist. Ohne peinlichen Schablonenzwang werden die vier Stufen: Vorbereitung, Vortrag, Vertiefung und Verwertung beachtet werden. Einem erfahrenen Schulmanne braucht der Wert einer festen Disposition für den Unterricht nicht angepriesen zu werden. Er weiß, wie dadurch die Arbeit an Planmäßigkeit und Interesse, das Ergebnis an Sicherheit gewinnt. Klare Ziele, sichere Wege und warme Herzensbeteiligung im Lehrer sind die Bürgen des Unterrichtserfolgs im Schüler.

Die Unterrichts- und Erziehungsarbeit durch einen der edelsten und reichhaltigsten Stoffe für Sprechen und Schreiben, Denken und Empfinden, Wissen und Wollen fruchtbar machen zu helfen, das ist der Zweck unserer Arbeit. Möge sie Lehrern und Schülern gesegnet sein!

Die Herausgeber.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage dieses Bandes unterscheidet sich von der ersten nur durch die veränderte Anordnung der Stoffe nach gewissen Gesichtspunkten. Das innerlich Zusammengehörige findet der Lehrer jetzt auch äußerlich nebeneinander gerückt.

Möchte sich die neue Auflage neue Freunde erwerben!

Die Herausgeber.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die neue Auflage ist durch einige Gedichte aus neuen Lesebüchern und den „Ergänzungen" zum „Seminar-Lesebuche" erweitert worden. Im übrigen gleicht sie der dritten nach Plan und Inhalt.

Die Herausgeber.

I. Fabeln, Parabeln und Erzählungen in Prosa.

1. Die zwei Pflugscharen.

August Gottlieb Meißner. Sämtl. Werke, Bd. VI, Fabeln. Wien 1813. S. 163.

Von einerlei Gattung Eisen und aus ebenderselben Werkstätte[1]) wurden zwei Pflugscharen verfertigt. Eine davon kam in die Hand eines Landmannes, die andere ward in den Winkel eines Schuppens geworfen, lag allda ruhig acht oder neun Monate lang und ward mit Rost[2]) überdeckt. Jetzt erst erinnerte man sich ihrer und zog sie auch wieder hervor. Wie staunte[3]) dieselbe, als sie ihre ehemalige Schwester erblickte und mit sich selbst verglich; denn sie fand sie hell und spiegelglatt, ja, fast glänzender noch, als sie anfangs war.[4]) „Ist das möglich?" rief die Verrostete aus. „Einst waren wir einander gleich. Was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?" „„Eben diese Ruhe,"" erwiderte jene, „„war dir verderblich. Mich hat Übung und Arbeit erhalten. Ihr nur verdank' ich es, daß ich dich jetzt übertreffe.""

I. **Vermittlung.** 1. Die beiden Pflugscharen waren von ein- und demselben Stoffe, von demselben Meister und in derselben Schmiede verfertigt. 2. Rost ist ein rötlicher Überzug, der durch die Verbindung des Eisens mit dem Sauerstoff in feuchter Luft entsteht. 3. Wie wunderte sich da die eine Pflugschar über die andere! 4. Der Fabeldichter nimmt irrtümlicherweise an, daß die Pflugscharen blank geschliffen aus der Schmiede hervorgehen. Dies ist aber nirgends der Fall. Der Lehrer muß aber die falsche Voraussetzung hier mit in den Kauf nehmen, weil sonst der Schluß der Dichtung unverständlich bliebe.

II. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke. Bei Arbeit, Fleiß, geselligem Umgang und gemeinnützigem Handeln entfalten sich die Kräfte des Leibes und der Seele, und der Mensch gelangt zu Ansehen, Ehre und Hochachtung bei seinen Mitmenschen. Bei Müßiggang und träger Ruhe aber findet das Gegenteil statt. 2. Kernfrage: Wie kann die rauhe, schwarze Pflugschar durch fleißigen Gebrauch so spiegelgatt und blank poliert werden? Die kleinen Steinchen und Kiesel im Erdboden gleichen der Feile des Schmiedes, welche das Eisen glättet, und die feinen Sandkörner der Ackerkrume dem Schleifsteine, welcher die Pflugschar spiegelblank poliert. Durch den täglichen Gebrauch der Pflugschar und die fortwährende Reibung in der Erde wird der Glanz der Pflugschar erzeugt.

III. **Verwertung.** Übertragung der Fabel auf menschliches Thun und Treiben. Die beiden Brüder. Zwei Brüder glichen sich völlig in allen Stücken. Als ihre Eltern starben, hinterließen diese ihnen ein großes Landgut. Der eine Bruder verkaufte seine Hälfte an den andern, zog in die Hauptstadt des Landes und lebte dort ohne Beschäftigung von seinen Zinsen. Nach zehn Jahren, des trägen Lebens überdrüssig, zog er wieder in seine alte Heimat. Wie erstaunte er aber, als er mit seinem Bruder wieder zusammentraf und sich mit ihm verglich! Ihn selbst kannte und beachtete niemand, während sein Bruder zu Ehren und Ämtern, zu Reichtum und Ansehen gekommen war. „Wie ist das möglich?" rief der erstere aus. „Einst waren wir doch gleiche Brüder! Was hat dich so hoch empor gebracht, während ich bei meinem ruhigen Leben unbekannt, ungeachtet und unbefriedigt geblieben bin?"

„Eben diese Ruhe oder vielmehr der Müßiggang, — daß du nichts weiter thatest als essen, trinken, spielen und schlafen — war dir verderblich," erwiderte der Bruder. „Mich haben Fleiß und Arbeit, Mühe und Anstrengung, Verkehr und Umgang mit Menschen, rege Beteiligung an allen Bestrebungen für Gemeinwohl und Milderung menschlichen Elends zu der ehrenvollen Stellung gebracht, deren ich mich jetzt erfreue."

R. D.

2. Die Eiche.

Gotthold Ephraim Lessing. Werke. Berlin 1853. I, S. 170.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträucher lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sah sie des Morgens darauf. „Was für ein Baum!" rief er. „Hätte doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!"

I. **Vermittlung.** Synonymen: 1. rasender = fürchterlicher, schrecklicher, entsetzlicher, furchtbarer, gewaltiger. 2. Stärke = Kraft, Macht, Gewalt. 3. gestreckt = gefällt, zur Erde gestürzt ihrer ganzen Länge nach. 4. Menge = Anzahl, Summe, Masse, Fülle, Unmenge, Unmasse, Schar. 5. zerschmettert = zertrümmert, zerknickt, zerschlagen, zerbrochen, zermalmt, zerquetscht, vernichtet. 6. Grube = Graben, Röhre, Höhle, Bau, Wohnung. 7. gedacht = gemeint, geglaubt, es für möglich gehalten.

II. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke: Oft erst nach dem Falle oder Ende großartiger Dinge und Ereignisse und nach dem Tode hervorragender Menschen sind wir imstande, uns ein richtiges Urteil von ihnen zu bilden und ihre Größe und Erhabenheit zu ermessen.

2. Bekanntes und Verwandtes. a) „Seht, welch ein Mensch!" Erst nach seinem Tode wurde Christus als der Welt Heiland anerkannt. b) Bei Lebzeiten verkennt man sehr oft große Männer, und erst Jahrhunderte nach ihrem Tode setzt man ihnen Denkmäler: Kopernikus, Christoph Kolumbus, Gutenberg, Böttiger, Freiherr vom Stein, E. M.

Arndt, Turnvater Jahn, James Watt, Pestalozzi, Lessing, zum Teil auch Schiller, Friedr. Fröbel und hundert andere mehr.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung. a) Urteile nicht über Personen und Dinge, die für dich zu hoch stehen, und die du nicht übersehen kannst! b) Erkenne neidlos das Große und Erhabene an! c) Reiche dem Verdienste seine Krone! Suum cuique!

2. Rede- und Stilübung. a) Wiedergabe der Fabel mit völlig veränderten Ausdrücken: Ein furchtbarer Sturm hatte seine Gewalt in einer schauerlichen Novembernacht an einem Jahrhunderte alten, majestätischen Eichbaume dargethan. Da liegt er entwurzelt und hingestreckt am Boden, und eine große Anzahl kleinerer Bäume liegt unter ihm zerknickt und zermalmt. — Ein Fuchs, dessen Bau ganz in der Nähe der gefallenen Eiche war, erblickte sie bei Tagesgrauen nach dem Sturme. „Seht, welch ein Baum!“ rief er aus. „Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß er eine so gewaltige Größe gehabt hätte!“ b) Beweise, daß der Eichbaum nicht umgebrochen, sondern entwurzelt war, und daß wie hier so auch beim Sturze hoher und gewaltiger Menschen Tausende von kleineren Personen mit zerknickt und vernichtet werden!

R. D.

3. Der Besitzer des Bogens.

Gotthold Ephraim Lessing. Fabeln. Berlin 1759. S. 75.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz[1]), mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump[2]) bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte.[3]) Schade!“ — „Doch dem ist abzuhelfen!“[4]) fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen.“ — Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd in den Bogen[5]) — und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen.“ Indem will er ihn versuchen: Er spannt, und der Bogen — zerbricht.

I. **Vorbereitung.** 1. Zeit der Handlung: Vor Berthold Schwarz, ehe das Schießpulver erfunden war; als noch Bogen und Pfeil, Armbrust und Bolzen die unvollkommenen Schußwaffen der Jäger waren. 2. Ort der Handlung: Auf einem Edelhofe in der Nähe einer großen, kunstreichen Stadt, in welcher so geschickte Holzschnitzer wohnten, die das Gewünschte in solcher Vollkommenheit anfertigen konnten. 3. Der Erläuterung muß eine genaue Beschreibung des Bogens, des Pfeils und des Köchers vorangehen, unter Zuhilfenahme des entsprechenden, von den Kindern selbst gefertigten Pfeiles und Bogens.

II. **Erläuterung.** 1. Ebenholz ist ein fast schwarzes, sehr elastisches Holz von dem strauchartigen Ebenholzbaume, der namentlich in Ostindien und Afrika einheimisch ist. 2. plump = einfach. 3. Glätte = Mangel jeglicher Verzierung. 4. Dem Mangel kann noch nachträglich abgeholfen werden. 5. Entweder mußte der Künstler das Bild in den Bogen ein-

schneiden und vertiefen, oder aber, um das Bild erhaben zu gestalten, mußte der Bogen schwächer werden. In beiden Fällen mußte er also an Stärke, Kraft und Festigkeit Einbuße erleiden.

III. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke: Einfachheit verleiht Dauerhaftigkeit. 2. Gliederung des Inhalts. a) Eigenschaften des einfachen, schlichten Bogens: Er schießt weit und sicher und ist daher sehr schätzenswert. b) Mutmaßlicher Mangel des Bogens: Er ist zu schlicht, zu schmucklos und soll verziert werden. c) Der geschnitzte Bogen. aa) Das Bildnis ist ein Kunstwerk. bb) Es schickt sich vornehmlich für einen Jagdbogen. cc) Es erfreut den Jägersmann. dd) Beim ersten Spannen bricht der Bogen, d. h. er bekam einen Riß, Knick oder Bruch, was bei einem Bogen mit dem Zerbrechen gleichbedeutend ist. 3. Sprichwörter. Einfach, aber fest. Einfalt hat schöne Gestalt. Schöner, aber nicht besser. Der Schönheit ist nicht zu trauen. Von der Schönheit kann man nicht leben. Was hilft die schöne Schüssel, wenn nichts drin ist.

IV. **Verwertung.** Stil- und Redeübung. Vergleichung der Lessingschen Fabel mit der Erzählung von Karl dem Großen, wie er, schlicht gekleidet, mit seinen aufgeputzten Hofleuten auf die Jagd reitet.

Als die fränkischen Hofleute Karls des Großen in Italien einmal an einem kalten Regentage mit kostbaren Gewändern bunt geschmückt zu einer Jagd kamen, führte er, in einen Schafpelz gekleidet, sie während eines argen Unwetters durch Dornen und Dickicht, wobei ihnen die dünnen Kleider arg zerfetzt wurden und im Regen zusammenschrumpften. Dann befahl er, daß jeder am nächsten Tage in demselben Rocke wieder vor ihm erscheine, und da nun alle wie Vogelscheuchen aussahen, ließ er seinen Schafpelz hereinbringen, zeigte ihnen, wie weiß und unzerrissen die Hülle sei, die er am Regentage getragen hatte, hielt ihnen eine wirksame Strafpredigt und fragte sie: „Welche Kleidung war nun besser, der einfache Schafpelz oder die herrlichen Gewänder von Samt und Seide?"

R. D.

4. Der Esel und die drei Herren.

L. H. v. Nicolai. Vermischte Gedichte. Berlin 1788. I. Bd. S. 52.

Ein armer Bauer wollte sterben; drei Söhne standen um ihn her. „Ach, meine Kinder!" seufzt er, „ich hinterlass' euch nichts zu erben als meinen Esel; und mein ganzes Testament[1]) ist dies: Besitzt ihn ungetrennt[2]); dem dien' er heute, jenem morgen, und wer ihn braucht, mag ihn versorgen!" Der Vater stirbt; der ält'ste muß den Esel wohl am ersten haben. Von früh bis in die Nacht läßt er den Schimmel[3]) traben, an Futter nichts, an Schlägen Überfluß.[4]) „Mein Bruder," denkt er, „hat ihn morgen zu ernähren, heut kann er wohl die Kost entbehren." Der zweite holt den matten Gaul[5]) und überladet ihn mit Säcken. „Ha! Ha! das Schmausen macht dich faul; man wird dich mit dem Knüttel wecken."[6]) Der Esel keucht mit dürrem Gaum[7]) und schleppt sich bis zum Stalle kaum. Beim dritten Sohn die alte Plage! „Es giebt nicht lauter Feiertage; ein wenig Fasten ist gesund. Ich merke schon, du wirst zu rund."[8]) Der Esel fällt vor Schwäche nieder, schnappt noch zum letztenmal und regt sich niemals wieder. „Nun teilt euch in die Haut[9]), ihr Brüder!"

I. **Vermittlung.** 1. Testament — der letzte Wille eines Sterbenden inbetreff der Verteilung seiner irdischen Güter nach seinem Tode.

2. Besser: besitzt ihn ungeteilt. 3. Schimmel, eigentlich Grauschimmel. 4. Hier fehlt Subjekt und Prädikat: Der Esel bekam oder empfing .... 5. Eigentlich wird mit dem Worte Gaul nur das Pferd bezeichnet. 6. Man wird dich durch Schlagen mit einem Knüttel fleißiger machen. 7. mit dürrem Gaum, will hier sagen mit leerem Magen. 8. Der erste Bruder zwingt den Esel zu fortwährendem Traben von früh bis in die Nacht durch Schläge; der zweite zwingt ihn durch Knüttelhiebe zum Tragen so schwerer Lasten, die seine Kräfte bei weitem übersteigen; der dritte endlich fügt noch zu Quälerei und Schlägen Hohn und Spott hinzu. Dem armen Tiere sein verdientes Futter zu geben, daran denkt keiner der Unbarmherzigen. 9. Eine Eselshaut mag wohl 6 Mark wert sein, macht also für jeden Bruder 2 Mark. Bei gutem Futter hingegen brachte der Esel als Zug- oder Lasttier jedem Bruder wöchentlich zweimal 2 Mark, also jährlich 200 Mark. Die Kurzsichtigen und Thörichten mußten nun mit 1 Prozent fürlieb nehmen, während sie doch ein Kapital von 200 Mark haben konnten. So geht's oft den Kurzsichtigen und Hartherzigen.

II. **Vertiefung.** 1. Charakter der drei Brüder. a) Sie waren arm, denn der Vater hinterließ jedem nur ein Drittel von einem Esel. b) Sie waren gewissenlos und ungehorsam, denn sie erfüllten nicht den letzten Willen ihres verstorbenen Vaters. c) Sie waren eigennützig und ungerecht. Den Nutzen wollten sie wohl haben, aber ihren Verpflichtungen kamen sie nicht nach. d) Sie waren geizig und hartherzig, denn sie gaben dem Esel nicht das wohlverdiente Futter. e) Sie waren roh und unbarmherzig. Sie zwangen das arme Tier zum fortwährenden Traben, luden ihm zu schwere Lasten auf, gönnten ihm nicht die nötige Ruhe, schlugen ihn mit Knütteln und versagten ihm jegliche Nahrung. f) Sie waren kurzsichtig und thöricht; denn hätten sie den Esel gehörig gefüttert, so hätten sie einen hundertfach größern Nutzen davon gehabt, als ihnen nun das abgezogene Fell einbrachte.

2. Grundgedanke: Wer Rechte übernimmt, muß auch die Pflichten übernehmen.

3. Verwandtes. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Wie die Arbeit, so das Futter. Der Unbarmherzige verlangt Elefantenarbeit und giebt Mückenfutter. Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden. — Mit Füttern wird keine Zeit verloren.

4. Übertragung auf menschliche Verhältnisse. Herren, die ihre Mitmenschen in Dienst und Arbeit nehmen, sollen nicht nur deren Kräfte zu ihrem Nutzen anwenden, sondern ihnen auch einen solchen Lohn geben, der zu ihres Lebens Nahrung und Notdurft ausreichend ist.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübung. Gieb das Charakterbild der drei Brüder in der Fabel, das wir vorhin (s. unter II) mündlich entwarfen, in einem schriftlichen Aufsatze wieder! R. D.

5. Der alte Löwe.

Nach Äsop. Vergl. K. Simrock, Äsops Fabeln. Frankfurt a. M. S. 70.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war[1]), lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Tiere, welche sonst in Schrecken gerieten, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedensstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freuten sich vielmehr, daß sie nun bald seiner los sein würden.[2]) Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches er ihnen ehedem[3]) angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen.[4]) Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte[5]); der Ochs stieß ihn mit seinen Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe.[6]) Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte.[7]) „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann."[8])

I. **Vermittlung.** 1. Ein bejahrter Löwe, der vielen Tieren den Garaus gemacht hatte, lag im Sterben. (Der Lehrer stelle den Löwen in seinem wahren Lichte dar, um das ungebührliche Verhalten der Tiere von vornherein zu begründen.) Der Löwe ist von der Natur angewiesen und bestimmt, sich von anderen, und zwar von pflanzenfressenden Tieren zu nähren, sie also zu töten und zu verzehren. Er lebt in einem berechtigten Kriege mit ihnen. Die Natur verfolgt überall ihren Selbstzweck. Einer Überwucherung der Pflanzenfresser in den Tropen vorzubeugen und das Gleichgewicht zu erhalten, schuf sie die großen Raubtiere, vor allen den Löwen. 2. Im 16. Jahrhundert (vergleiche die Sprache Dr. M. Luthers bei Übersetzung der hl. Schrift!) wurden viele Verben mit dem Genetiv gesetzt, bei welchen heute der Accusativ steht. So auch: seiner los sein würden, jetzt: ihn los u. s. w.' 3. ehedem = früher. 4. Haß an ihm auslassen, hier so viel, als den lange im Innern verschlossenen Haß herauslassen, um ihn als Rache zu bethätigen. 5. Das konnte nicht fehlen, daß die gemeine und niedrige Handlungsweise von denen ausging, die im Tierreich von jeher am übelsten beleumdet waren, vom Fuchs und Wolf, denen er nicht einmal etwas zuleide gethan, wohl aber oft Gutes erzeigt hatte, indem sie von den Überresten der Löwenmahlzeit, die der König der Tiere zurückgelassen, ihren Hunger gestillt hatten. (Nachweis, daß der Löwe keine fleischfressenden Tiere raubt.) 6. Dahingegen hatten Rind, Wildschwein und Esel gegründete Ursache zur Klage, denn viele der Ihrigen waren von dem Löwen getötet und verzehrt worden. Ihr Haß, ihr Rachegefühl trieb sie zu ihrer niedrigen Handlungsweise an, während Wolf und Fuchs sich nur von Neid und Mißgunst leiten ließen. 7. Obschon das Pferd denselben Grund zur Klage wie zum Hasse gegen den Löwen hätte geltend machen können wie Rind, Schwein und Esel, so that das edle Roß es dennoch nicht. 8. Mit dieser Antwort und durch seine edle, großmütige Handlungsweise charakterisiert das Pferd die christliche Moral: „Liebet eure Feinde!"

II. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke: Nur der Niederträchtige rächt sich an einem Feinde, der ihm nicht mehr schaden kann.

2. Sprüche der hl. Schrift. Röm. 12, 19—21: Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorne Gottes; denn es stehet geschrieben: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." Matth. 5, 44: Liebet eure Feinde ꝛc.

3. Nennet Beispiele von Rache aus der bibl. Geschichte. a) Kain. 1. Mos. 4. b) Ahab. 1. Könige 21. c) Die Brüder Josephs. 1. Mos. 37. d) Pharao. 2. Mos. 1, 11—22 ꝛc.

4. Verwandtes. a) Der Derwisch, der seinem Feinde einen Stein in der Tasche nachtrug. b) Geßler wollte sich an Tell rächen. c) Johann Parricidas Rache an seinem Oheim Kaiser Albrecht. d) Kunz von Kaufungen und der Prinzenraub.

5. Beispiele zu dem edelmütigen Verhalten des Pferdes: a) David in der Höhle schneidet den Zipfel von König Sauls Rocke und nimmt von dem schlafenden Könige in der Wagenburg nur Spieß und Wasserbecher. b) Die „halbgefüllte Flasche" von Müllenhof. Ein Soldat auf Feldwache will einem zum Tode verwundeten Feinde auf dessen Hilferuf zu trinken geben. Heimtückisch drückt der Sterbende sein Pistol auf den Nahenden ab und — fehlt ihn. Derselbe trinkt nun seine Flasche Wein selbst halb aus und giebt trotzdem die andere Hälfte dem Verschmachtenden mit den Worten: „Da, du Elender, nun erhältst du nur die Hälfte des Weines." c) Liebet eure Feinde! Erzählung von Sluymer: Die Cholera in Rußland. d) Hocherhaben über allem: Das Beispiel unseres Heilandes!

III. **Verwertung.** 1. Mahnung für Herz und Leben. Da Äsop von der Feindesliebe nichts wußte, so fehlt auch in der ursprünglichen Fassung der Fabel das Pferd und sein edelmütiges Verhalten. Äsop will nur darlegen, daß dem Löwen recht geschehen sei, denn er beginnt die Erzählung der Fabel mit der Lehre: „Wer die Gewalt verloren hat, der soll auch seinen Hochmut einlegen, damit er nicht allmänniglich beschädigt werde", und schließt mit den Worten: Diese Fabel warnt und lehrt die Gewaltigen, daß sie ihre Macht mit Sanftmut und Güte gebrauchen, damit nicht einst, wenn ihre Gewalt dahin ist, Rache über sie ergehe. Beweis: Die Klage des Löwen in der ursprünglichen Fassung der Äsopschen Fabel: „Dieweil ich bei Kräften war, lebte ich in hohen Ehren, alle Tiere fürchteten sich vor mir, jedermann erschrak, wenn er mein gedachte. Ich bin auch gegen viele gütig gewesen, die ich nicht verletzt, sondern ihnen Hilfe erzeigt habe. Doch sind nun alle wider mich erbittert, und wie meine Kraft und Gewalt dahin ist, so ist auch zugleich meine Ehre vergangen." (K. Simrock. Äsops Leben und Fabeln. Frankfurt a. M. S. 70). Lehre und Mahnung nach der vorliegenden Fassung der Fabel: a) Rächet euch nicht an eurem Feinde, der Ansehen, Macht und Gewalt verloren hat! b) Liebet eure Feinde!

2. Rede- und Stilübung. A. Übertragung auf menschliche Verhältnisse. Bilde eine Erzählung, in welcher Soldaten im Feindeslande nach einem erfochtenen Siege an einem gefallenen Feinde ähnlich handeln wie hier die Tiere in der Fabel: Ein Oberst war gefallen und lag zum Tode verwundet auf dem Schlachtfelde. Der erste Soldat handelt wie der Fuchs, der zweite wie der Wolf, der dritte stößt ihn mit dem Fuße, der vierte will ihm noch einen Bajonettstich versetzen, der fünfte noch einen Schuß auf ihn abfeuern. Der sechste hält sie von ihrer unedlen Absicht zurück und spricht: Obschon ich heute durch den Feind meinen einzigen Bruder in der Schlacht verloren habe, so dürfen wir uns doch an dem Gefallenen nicht rächen. Es ist niederträchtig rc. Seht dort die Krankenträger und nehmt euch ein Beispiel an ihnen! Sie tragen Freund wie Feind hin zum nächsten Feldlazarett. (Die Züricher Konvention).

B. Vergleichung der Fabel mit der Erzählung: „Liebet eure Feinde" von Sluymer. Nach einer wahren Begebenheit. (R. und W. Dietleins Volksschullesebuch. Ausg. A. Nr. 35.) „In einem Walde des westlichen Rußlands lebten" rc.*) An dieser Dichtung ist den Schülern recht klar darzulegen: a) Die menschliche Rache in ihrer gräßlichen Gestalt. Grund der Rache. Ausführung derselben rc. b) Die Feindesliebe in ihrer herrlichsten, echt christlichen Entfaltung. c) Die Frucht der Feindesliebe: aa) Reue und Buße, bb) Versöhnung und Liebe, cc) Rückkehr zu Gott. R. D.

6. Der Rabe und der Fuchs.

Gotthold Ephraim Lessing. Fabeln. Berlin (Voß) 1759. S. 53.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes[1]) Fleisch, das der erzürnte[2]) Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte[3]), in seinen Klauen fort.[4])

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich[5]) und ihm zurief[6]): „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter!"[7]) „„Für wen siehst du mich an?"" fragte der Rabe. „Für wen ich dich ansehe?" erwiderte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?"[8])

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß," dachte er, „den Fuchs aus diesem Irrtum nicht bringen." Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl: das Gift fing an zu wirken und — er verreckte.[9])

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte[10]) Schmeichler!

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Es war einer jener kalten Wintertage, wo der Schnee mit seiner weißen Decke alles eingehüllt hatte

---

*) Eine sehr ausführliche Behandlung dieses Lesestücks giebt Rektor Fr. Otto in seiner Anleitung: „Das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt des deutschen Sprachunterrichts." Erfurt und Langensalza 1846. S. 129—161.

und die armen Vögel in Feld und Wald kein Würmlein und kein Körnlein fanden und daher gar argen Hunger erleiden mußten, und wo die Krähen, Raben, Haubenlerchen und andere Vögel, aller Scheu und Furcht vor den Menschen bar, bis in deren Gärten und Höfe kamen, um ein Körnlein, einen Knochen oder sonst etwas Eßbares zu ergattern. Da kam auch unser Rabe in den Garten eines Gärtners, und was sich daselbst zugetragen, das erzählt uns Lessing in folgender Fabel. (Vorlesen.) 1. Das Fleisch war nicht an sich giftig, sondern zu einem bestimmten Zwecke mit Gift versehen worden. 2. Nicht zornig, leidenschaftlich aufbrausend, war der Gärtner, sondern erzürnt, unwillig, aufgebracht, entrüstet, weshalb er auch das Fleisch nicht hingelegt, sondern hingeworfen hatte. 3. Warum hatte er dies gethan? Wahrscheinlich verursachten ihm die Katzen großen Schaden. Im Sommer zerkratzten sie ihm seine Blumenbeete, wälzten sich in den Pflanzenbüschen umher, nahmen die Nester der Singvögel aus, und im Winter gerieten sie nicht selten in seine Gewächshäuser, stießen ihm die Blumentöpfe um und knickten ihm seltene Pflanzen ab. 4. Warum trug der Rabe das Fleisch fort? Weil er im Garten, wo er jeden Augenblick Störung und Verfolgung zu befürchten hatte, es nicht in Ruhe verzehren konnte. Ein Dieb flüchtet stets, sobald er das unrechte Gut erbeutet hat. Warum trug er's mit den Klauen und nicht mit dem Schnabel fort? Weil es nicht in der Absicht des Fabeldichters lag, den Raben zu vergiften, was sonst geschehen wäre. 5. Warum schlich sich der Fuchs herbei? Um den Raben, der ihn fürchtet, nicht zu verscheuchen. 6. Warum floh der Rabe nicht bei der Ansprache des Fuchses? Weil der freundliche, schmeichelnde Ton ihm alle Furcht benahm und die Schmeichelreden ihm gefielen. 7. Jupiter war der oberste Gott der Römer. Derselbe wurde von den Griechen Zeus genannt. Der symbolische Vogel des Jupiter war der Adler, der König der Vögel, der den Blitz zur Erde hernieder brachte. 8. Diese Worte wollen sagen: Ich halte dich für einen Götterboten und für meinen besonderen Wohlthäter. (Welche zwei Beifügungen sind hier überflüssig? rüstige und siegreichen.) Der Dichter Lessing, zu dessen eigentümlichem Wesen deutsche Geradheit und eine gewisse Derbheit gehörte, nennt die Dinge beim richtigen Namen: 9. verreckte statt starb, und 10. verdammte statt: ihr verächtlichen, zu verurteilenden Schmeichler.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Der unredliche Erwerb des Fleisches durch den Raben. b) Die Schmeicheleien des Fuchses, die er an den Raben richtet, um das erbeutete Fleisch in seinen Besitz zu bringen. c) Die Verwunderung, das Erstaunen und die innige Freude des Raben über die Schmeicheleien des Fuchses. d) Des Raben Dummheit und Großmut. Die Schenkung des Fleisches an den Fuchs. e) Der Genuß des erschmeichelten Fleisches und seine Wirkung. f) Wunsch des Fabeldichters.

2. Kernfragen. a) Warum nennt der Fabeldichter den Jupiter oder Zeus in seiner Dichtung? Um die Hörer in den Glauben zu ver-

setzen, daß die Erzählung vor zweitausend Jahren im römischen Reiche geschehen sei; oder weil es im vorigen Jahrhundert allgemeine Sitte der Dichter war, die alten Götter der Griechen und Römer in ihre Dichtungen zu verweben. b) Worin bestanden die Schmeicheleien des Fuchses? aa) Er legt den mildesten Ausdruck in seine Stimme und ist sehr freundlich. bb) Er segnet, wo er haßt und fluchen möchte. cc) Er legt dem Raben eine viel höhere Würde bei, giebt ihm einen höheren Titel, als ihm gebührt. dd) Er spricht von Vorzügen des Raben, die dieser nicht hat, und spricht ihm edle Gesinnungen und Handlungen zu, die der Rabe nie gekannt und geübt. ee) Er spricht ganz anders, als er denkt. c) Warum schmeichelt der Fuchs dem Raben? Um seine Gunst zu erwerben, aus derselben Vorteil zu ziehen und — das Fleisch zu erhalten. d) Wofür hielt der Rabe die Schmeicheleien des Fuchses? Für Wahrheit. e) Was empfand er darüber? Erstaunen und Freude. f) Worüber freute sich der Rabe? g) Welchen Entschluß wirkten die Schmeicheleien des Fuchses in dem Raben? h) Auf wessen Seite war der Irrtum? i) Weise nach, daß der Rabe dumm war! Er hielt die groben Schmeicheleien für Wahrheit und merkte nicht, daß der Fuchs ihn täuschen und betrügen wollte. k) Weise nach, daß er großmütig war! Er spendete dem Fuchse, der sein natürlicher Feind war, die Gabe, die für ihn selbst von hohem Werte war. l) Wovon zeugte das stolze Davonfliegen des Raben? Von seiner Dummheit, daß er wähnte, den Fuchs täuschen zu können, und von seiner Empfänglichkeit für grobe Schmeicheleien. m) Warum nennt der Dichter die Freude des Fuchses eine boshafte? Weil sie eine Schadenfreude war und diese immer etwas Böses ist. n) Welches waren die Wirkungen des Giftes? Verkehrung der Freude in Leid, große Schmerzen und der Tod.

3. Verwandtes. Nenne Personen in der hl. Schrift, die andere täuschen wollten! a) Jakob seinen Vater, um seinen Segen zu erschleichen, b) Laban den Jakob, c) Simson die Delila und d) Judas Ischarioth den Herrn durch einen Kuß.

4. Grundgedanke: Jeder Schmeichler will andere täuschen, um sie sich geneigt und willfährig zu machen, von ihnen Vorteile zu erringen und sie schließlich zu betrügen.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Sei kein Schmeichler und Heuchler! Sei wahr und aufrichtig! b) Schadenfreude sei deinem Herzen stets fern und fremd! c) Die groben Schmeicheleien anderer anzunehmen und ihnen gar Glauben beizumessen, ist ebenso lächerlich und thöricht, als es verwerflich ist, solche andern zu sagen.

2. Mündliche und schriftliche Aufgaben. (Nach Fr. Otto, Das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt des Unterrichts in der Muttersprache. 2. Aufl. Erfurt 1846. S. 44.) a) Schildere das Verfahren des Schmeichlers und gieb dabei zunächst die Absicht desselben an! Der Schmeichler sucht die Gunst eines andern zu gewinnen oder sich selbst

in ein günstiges Licht zu stellen, um zu täuschen und zugleich um daraus Vorteil zu ziehen. In solcher Absicht begrüßt er den andern stets mit außerordentlicher Freundlichkeit, wählt den mildesten Klang seiner Stimme und legt ihm dabei höhere Titel und Würden bei. Er spricht von Empfindungen gegen den anderen, von denen sein Herz nichts weiß. Er lobt Vorzüge an ihm, die derselbe nicht hat. Er schreibt ihm Rechte zu, auf die derselbe keinen Anspruch hat. Er wirft sich zum Bewunderer des andern auf und stellt ihn hoch über sich.

b) Vergleichung dieser Fabel mit der vom Fuchs und den Weintrauben aus Band I, 182. (Eine ausführliche Vergleichung siehe ebenfalls in dem genannten Werke von Fr. Otto. S. 45!) R. D.

7. Der Rabe und die Pfauen.

Nach Äsop. Karl Simrock, Äsops Leben und Fabeln. Frankfurt a. M. Gedruckt in diesem Jahre. S. 87.

Ein Rabe überhob sich im Hochmute und ward so eitel, daß er die ausgefallenen Pfauenfedern sammelte und sich selbst damit zierte. Danach ward er so übermütig, daß er sein Geschlecht der Raben verschmähte und sich unter die Pfauen mischte. Als aber die Pfauen den schnöden Raben sahen und merkten, daß er mit ihrer Kleidung groß thun wollte, erzürnten sie sich über ihn und rauften ihm seine fremden Federn aus und kratzten ihn so, daß er, hart verwundet, für tot liegen blieb. Als er sich aber wieder erholt, schämte sich der arme Rabe, wieder zu seinem Geschlecht der Raben zu kommen; denn er hatte sie verschmäht und im Übermute verachtet, als er mit den Pfauenfedern geschmückt umherging. Als er endlich in Sorgen zu ihnen kam, sprach einer der Raben zu ihm: „Schämst du dich nicht deines Übermuts, daß du dich höher erheben willst, als deinem Geschlechte zugehört? Hättest du die Kleider behalten, die dir die Natur gegeben hat, so wärst du nicht hinweg von uns in fremde Gesellschaft getrieben und wärst auch von den Pfauen nicht mit Kratzen und Beißen mißhandelt und bis auf den Tod verwundet worden."

Darum wäre jedem am besten, sich mit seinem Stande zu begnügen.

I. **Vermittlung.** 1. Rabe und Pfau = Gegensatz zwischen unschön und prächtig. 2. Sich überheben heißt, sich höher stellen, als sich's gebührt. 3. Hochmütig ist der, welcher sich auf wirkliche oder vermeintliche Vorzüge (Reichtum, hoher Stand, Adel, Ehre 2c.) zu viel einbildet und andere über die Schulter ansieht und verachtet. 4. Eitel ist, wer auf äußere Vorzüge einen zu hohen Wert legt und sich im Besitze derselben gern spiegelt. 5. Übermütig = hochfahrend, selbstbewußt. 6. Verschmähen = eine Sache oder irgend etwas für Schmach erachten, sie also verachten. 7. Schnöde = schlecht und gehaltlos, erbärmlich, vermessen. 8. Groß thun = prahlen. 9. Sie kratzten ihn, hier besser: sie hackten ihn. 10. In Sorgen zu ihnen kam = von Not getrieben, zurückkehrte. 11. Sich schämen heißt sich seiner Mängel und Gebrechen voll bewußt sein und sich von andern abwenden. Scham ist demnach eine niederschlagende, sittliche Empfindung über Unehre. 12. Sich mit fremden Federn schmücken heißt, sich die Vorzüge und Verdienste anderer aneignen und damit prahlen.

II. **Vertiefung.** 1. Übertragung auf menschliche Verhältnisse. Wer schmückt sich mit fremden Federn? Ein Schüler, der seinen Aufsatz, seine Exempel im Rechnen oder andere Aufgaben von andern fähigeren Schülern abschreibt; ein Arbeitsmann, der goldene Ringe und Schmucksachen trägt; ein Bedienter, der in Abwesenheit seines Herrn in dessen feiner Kleidung einhergeht; Dienstmädchen, die sich mehr putzen als ihre Herrschaft; Soldaten, die die Heldenthaten der Gefallenen so erzählen, als hätten sie dieselben gethan; sie alle schmücken sich mit fremden Federn. 2. Verwandtes aus der biblischen Geschichte: Der verkleidete Jakob vor seinem Vater. David vor Goliath. Simsons Rätsel und die Philister: „Hättet ihr nicht mit meinem Kalbe gepflügt" ꝛc. Aus der vaterländischen Geschichte: Der falsche Waldemar.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung, siehe die Lehre unter der Fabel! 2. Rede- und Stilübung. Eine Zusammenziehung. Ein eitler, hochmütiger Rabe schmückte sich mit Pfauenfedern, verachtete seine Brüder und mischte sich unter die Pfauen. Als letztere den prahlerischen Raben gewahrten, rauften sie ihm im Zorn die fremden Federn aus und hackten ihn blutig, so daß er halbtot war. Nachdem der Rabe wieder zu sich gekommen, schämte er sich, zu seinesgleichen zurückzukehren, weil er sie vorher verachtet hatte. Als ihn endlich die Not zu seinen Brüdern zurücktrieb, sprach einer derselben strafend zu ihm: „Schäme dich deines Übermutes und deiner Prahlerei! Wärest du ein Rabe geblieben und hättest dich nicht mit fremden Federn geschmückt und unter die stolzen Pfauen gemischt, so hättest du dir viel Schmach und Schande, Mißhandlung und Schmerzen erspart." R. D.

8. Der Wolf, der Fuchs und der Kranich.

Nach Äsop. Äsops Fabeln. K. Simrock. Frankfurt a. M. o. J. S. 46.

Der Wolf verzehrte ein geraubtes Kalb mit großer Begierde. Da sagte zu ihm der Fuchs, der dazu kam: „Oheim, du schlingst zu gierig; du wirst dir den Magen verderben." Der Wolf aber kehrte sich nicht daran und fraß, was er konnte. Auf einmal blieb ihm ein Knochen im Halse stecken; da konnte er nicht weiter und fing an zu schreien und zu bitten: „Vetter Fuchs, schaffe mir Hilfe, oder ich sterbe!" Der Fuchs dachte zwar: „Warum frißt du so viel!" Er ging aber doch hin und holte den Kranich, der weit und breit als geschickter Wundarzt bekannt war. — Der Kranich kam, setzte sich die Brille auf und schaute dem Wolfe in den Rachen. Dann steckte er den langen Schnabel tief hinein, zog den Knochen geschickt heraus und verordnete, wie der Wolf sich weiter verhalten sollte. Nach etlichen Monaten, als der Wolf wieder besser war, verlangte der Kranich von ihm den Lohn für seine Bemühung. „Das ist ja unverschämt von dir, daß du noch eine Belohnung verlangst. Dein Schnabel steckte tief in meinem Rachen, und ich konnte dich damals töten; ich schenkte dir aber das Leben, und du bist noch nicht zufrieden? Ich werde dich noch jetzt auffressen, wenn du nicht machst, daß du fortkommst!" — „Ist das wohl recht?" sagte der Kranich zu dem Fuchse, der ihn gerufen hatte. „Ja!" sagte der Fuchs, „Undank ist der Welt Lohn."

I. **Vermittlung.** Gliederung des Inhalts: 1. Das gierige Fressen des Wolfes. 2. Die Warnung des Fuchses. 3. Verachtung der freund-

schaftlichen Mahnung. 4. Das Unglück des Wolfes tritt ein. 5. Klage und Bitte des Wolfes um Hilfe. 6. Der Fuchs ruft den Kranich als Wundarzt herbei. 7. Der Kranich rettet durch seine Geschicklichkeit den Wolf vom Tode. 8. Der Kranich mahnt den Wolf um seinen Lohn. 9. Verweigerung des Lohnes und schnöde Abweisung. 10. Der Wolf stellt sich sogar als größerer Wohlthäter des Kranichs dar. 11. Drohung des Wolfes, seinen Wohlthäter nachträglich noch zu töten. 12. Der Kranich klagt dem Fuchse seine Not. 13. Zustimmung des Fuchses und Begründung des Unrechts durch ein Sprichwort.

II. **Vertiefung.** 1. Hauptgedanke: Undank ist der Welt Lohn.

2. Nachweis im allgemeinen: a) Gott selbst klagt über den Undank Israels Jes. 1, V. 2 und 3. b) Der Heiland klagt über den Undank der Neun, die er von dem schrecklichen Aussatze geheilt hatte. c) Tausende von Eltern klagen über den Undank ihrer Kinder. d) Hunderte von Lehrern über undankbare Schüler. e) Wohlthäter über den Undank der Armen und Unglücklichen, die sie vom Hunger und Kummer errettet haben.

3. Die Wahrheit dieses Sprichworts haben erfahren: a) Armin, der Befreier Deutschlands. b) Belisar und Narses. c) Kolumbus, der Entdecker Amerikas. d) Dankelmann, Minister Friedrichs des III., Kurfürsten von Brandenburg. e) Friedrich der Große von Voltaire. f) Wallenstein vom Kaiser Ferdinand von Österreich. g) Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, von Fust und Schöffer u. v. a.

4. In welchen zwei andern Punkten verdient das Verhalten des Wolfes harten Tadel? a) Dr. M. Luther erzählt die Fabel so: „Der Wolf erbot sich, groß Lohn und Geschenk zu geben, wer ihm hülfe." Der Kranich half — und vergessen war Versprechen und Gelübde. Nicht besser handeln gar viele Menschen. In Not und Unglück hinken sie zu Gott, bitten, flehen und schreien um Hilfe; danach im Glücke aber laufen sie von Gott dem Herrn gar bald wieder davon. b) Die ärgste Verstellung des Wolfes ist die: Er stellt sich sogar als Wohlthäter des Kranichs dar und meint, daß die dem Kranich erwiesene Wohlthat, Schenkung des Lebens, größer sei als die von ihm empfangene, Befreiung von dem Knochen.

III. **Verwertung.** 1. Lehre und Mahnung. a) Ein jeder Mensch prüfe sich, ob das Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn!" nicht auch auf ihn Anwendung findet. b) Härlin sagt in seinem: „Sprichwort und Gottes Wort" hierbei unter anderm folgendes: „Wie nun, mein Freund, der du über den Undank der Welt klagst und die Hände sinken lassen willst und dein Herz verschließen gegen die Not des Nächsten: trifft dich nicht vielleicht auch die Klage des Herrn? Bist du nicht auch schon an den Werken des Herrn vorübergegangen, ohne sie zu preisen? Hast du nicht seine Wohlthaten an Leib und Seele genossen, ohne ihm

zu danken? Und doch lässet er alle Tage seine Sonne über dir aufgehen und giebt dir die tägliche Nahrung des Leibes und lässet dir das Brot des Lebens in seinem Worte anbieten. Wohlan denn, beweise dich als ein Kind deines himmlischen Vaters, sei dankbar gegen ihn und laß dich durch den Undank der Welt nicht abhalten, Gutes zu thun, wo dir der Herr eine Gelegenheit dazu anbietet!"

2. Rede- und Stilübungen. a) Inhaltsangabe in vollständigen Sätzen nach I! b) Weise die Wahrheit des Sprichwortes aus der biblischen und vaterländischen Geschichte nach! Siehe II, 1! R. D.

9. Zeus und das Pferd.

Gotthold Ephraim Lessing. Fabeln, Berlin 1759. S. 8.

„Vater der Tiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus[1]), „man will[2]), ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert hast, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben.[3]) Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?"[4]) — „Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an!" sprach der gute Gott und lächelte.[5]) „Vielleicht[6])," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen, eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren, und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut," versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!" Zeus mit ernstem Gesichte sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisierter Stoff, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.[7]) — Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.[8]) — „Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus; „hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?" — Das Pferd zitterte noch. — „Geh!" fuhr Zeus fort; „diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich aber deiner Vermessenheit dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf!" — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern."[9])

I. **Vermittlung.** 1. Lessing liebt es, die Stoffe zu seinen Fabeln aus Schriftstellern des klassischen Altertums zu entlehnen. So auch hier. Zeus, der oberste Gott der Griechen (bei den Römern Jupiter), ist von den Schülern hier überall mit Schöpfer zu übersetzen. 2. Man sagt, meint, behauptet 2c. 3. Meiner Eigenliebe zufolge, glaube ich es selbst. 4. Obgleich das Pferd selbstgefällig sich für eins der schönsten Geschöpfe hält, so ist es dennoch nicht ganz zufrieden. Es stellt in Frage, ob nicht doch so manches an ihm zu verbessern, zu verschönern wäre. So kommt's gar oft: das Geschöpf meistert den Schöpfer, und Menschen wollen es oft besser wissen, ja selbst besser machen können (Witterung; Schulze Hoppe) als Gott der Herr. 5. Gott geht auf die Verbesserungsvorschläge ein und lächelt — weil er längst weiß, daß das Pferd Unsinniges erbitten wird. 6. Das Pferd scheint dies im voraus zu fühlen,

denn es spricht seine Verschönerungsvorschläge nur in der bedingten Redeweise aus. 7. Das Zwiegespräch zwischen Schöpfer und Pferd wird hier durch eine Handlung, durch eine Schöpferthat des ersteren, unterbrochen. Das Wort der Schöpfung heißt: Werde! Und das nach der eigenen Angabe verschönerte Pferd stand da — als häßliches Kamel. 8. Das mit dem Substantiv sinnverwandte Partizip — nach welchem übrigens sich nicht das Pferd, sondern der Abscheu entsetzt, — ist besser durch ein zweites Substantiv zu vertauschen: „vor Entsetzen und Abscheu". 9. Als Strafe für die Vermessenheit des Pferdes: „es besser als der Schöpfer wissen und machen zu können", gebot der Herr die Fortdauer des Kamels zur reuenden Erinnerung des Pferdes und schuf in dem Pferde einen fortdauernden Abscheu (Antipathie) gegen das Kamel.

II. **Vertiefung.** Gliederung des Inhalts.

A. Das eitle, stolze und selbstgefällige Pferd ist nicht zufrieden:

1. Es meint, daß noch Verschiedenes an ihm zu bessern sei.
2. Es wird deshalb bei dem Schöpfer vorstellig.
3. Bedingungsweise spricht es vier Bitten aus:

a) Mit höheren und schmächtigeren Beinen würde ich flüchtiger sein. b) Ein langer Schwanenhals würde mir zur Zierde gereichen. c) Eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren. d) Ein Sattel könnte mir anerschaffen werden.

B. Der Schöpfer zeigt sich den Vorstellungen des Pferdes geneigt.

1. Frage nach den Verbesserungen. 2. Anhörung der vier Wünsche. 3. Verwirklichung derselben durch Erschaffung eines danach verbesserten Pferdes, — des häßlichen Kamels.

C. Folgen der Erhörung von des Pferdes Bitten.

1. Das Pferd schaudert und zittert vor Entsetzen und Abscheu. 2. Es ist verstummt und kann die noch einmal wiederholte Frage des Schöpfers „Willst du, daß ich dich also umbilden soll?" nicht beantworten. 3. Das Kamel dauert fort zur Erinnerung des Pferdes an seine Vermessenheit. 4. Das Pferd empfindet für alle Zeiten Schauder und Entsetzen beim Anblick des Kamels.

III. **Verwertung.** Mahnung für Herz und Leben.

1. Sei stets mit den erhaltenen Gaben deines Schöpfers zufrieden! 2. Wolle nie etwas besser wissen oder gar besser machen können als dein Schöpfer! 3. Meistere nie das Thun oder Werk deines Gottes! 4. Wisse, daß du gleich dem Pferde oft mit Entsetzen und Abscheu erfüllt sein würdest, falls Gott deine Bitten um irdische Güter immer erhörte!

R. D.

10. Der Rangstreit der Tiere.

Gotthold Ephraim Lessing. Fabeln. Berlin 1759. S. 83.

1. Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. „Ihn zu schlichten," sprach das Pferd, „lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Teilen und kann desto unparteiischer sein." — „Aber hat er auch den Verstand dazu?" ließ sich ein Maulwurf hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tiefversteckten Vollkommenheiten zu erkennen." — „Das war sehr weislich erinnert!" sprach der Hamster. — „Ja wohl!" rief auch der Igel. „Ich glaub' es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt." — „Schweigt ihr!" befahl das Pferd. „Wir wissen es schon: wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen."

2. Der Mensch ward Richter. — „Noch ein Wort," rief ihm der majestätische Löwe zu, „bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?" — „Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel," antwortete der Mensch, „in welchem ihr mehr oder weniger nützlich seid." — „Vortrefflich!" versetzte der beleidigte Löwe. „Wie weit würde ich dann unter den Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!"

3. Der Mensch entfernte sich. — „Nun?" sprach der höhnische Maulwurf — und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bei, — „siehst du, Pferd, der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir." — „Aber aus bessern Gründen als ihr!" sagte der Löwe und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4. Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich!" — Und so ging er aus der Versammlung. Ihm folgte der weise Elefant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd, kurz alle, die ihren Wert fühlten oder zu fühlen glaubten. — Die sich am letzten wegbegaben und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

I. **Vermittlung.** 1. Rang = Reihe, Ordnung, Platz nach Stand, Ansehen und Würde. Nach Dr. Weigand zuerst nhd. zum Ende des 17. Jahrh. aus dem Französischen: der rang, das wiederum aus dem ahd. hrinc, ring = Kreis, Reihe sich gebildet hat. 2. hitziger = heftiger, leidenschaftlicher. 3. schlichten = beilegen, ausgleichen. 4. oft unsere tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen. Lessing hat in glücklicher Vorahnung der fortschreitenden Erkenntnis diese Worte dem Maulwurf in den Mund gelegt. Die Naturgeschichte jener Tage erkannte in dem Maulwurfe nur ein schädliches Tier, das von den Wurzeln der Pflanzen lebte und diese dadurch arg schädigte. Erst durch neuere Naturforscher und durch Peter Hebels populäre Darstellung sind die tiefversteckten Vollkommenheiten des Maulwurfs und sein Nutzen als insektenfressender Feld- und Gartenhüter ans Licht gebracht.

Ähnlich verhält es sich mit dem Igel. Er galt damals für ein ziemlich nutz-, aber auch schadloses Tier, während jetzt sein segensreiches Schalten und Walten im Haushalt der Natur allgemein anerkannt wird.

5. Nur der Hamster gilt heute noch für denselben unersättlichen Getreideräuber wie damals. 6. Ausspruch des Pferdes: Wir wissen es

schon: wer ein böses Gewissen hat, ist am fertigsten, am schnellsten bei der Hand, das Urteil seines Richters in Zweifel zu ziehen = zu bemängeln, zu verwerfen. 7. Nach dem Grade, in welchem ihr mehr oder weniger nützlich seid. Lessing spricht hiermit nicht von dem Nutzen, den die Tiere dem Menschen gewähren (sonst würde er das Wörtchen „mir" hinzugefügt haben), sondern von dem Nutzen im allgemeinen, den die Tiere im Haushalte der Natur bringen. Der Fabeldichter stellt absichtlich nur einen einseitigen Maßstab für die Wertschätzung der Tiere auf, damit die Tiere denselben verwerfen und die Versammlung unmöglich machen sollen. Hätte er zu dem einen Maßstabe noch folgende vier: Größe, Stärke, Schönheit und Verstand hinzugefügt, so würde das Schiedsgericht angenommen worden sein.

8. Der majestätische = königliche Löwe. 9. Nach welcher Regel = Maßstab. 10. Aus bessern = triftigeren und edleren Gründen, als ihr habt. 11. Nichtswürdiger Streit = unnützer Streit, der nichts wert ist und sich um eine Sache dreht, die überhaupt nicht genau bestimmt werden kann. 12. Die Fabel ist wie alle übrigen nicht um der Tiere, sondern um der Menschen willen geschrieben worden. Die Eigenschaftswörter, welche den Tieren hier beigelegt werden: majestätischer Löwe, kühner Tiger, kluger Fuchs rc. bezeichnen zugleich die Menschen, welche in der Fabel gemeint sind. 13. Der Affe und der Esel murrten am meisten = wurden als die geringsten bezeichnet, der erstere wegen seiner Gehässigkeit und Nachahmungssucht, der andere wegen seiner Trägheit und — Dummheit.

II. Vertiefung. 1. Gedankengang (nach Dr. W. Berger).*)

1. Ernennung des Schiedsrichters.

a) Das Pferd schlägt den Menschen zum Schiedsrichter vor, weil er nicht zu den streitenden Tieren gehört und daher unparteiisch ist.

b) Maulwurf, Igel und Hamster bezweifeln und bemängeln des Menschen Befähigung zur richtigen Entscheidung.

c) Das Pferd bekämpft diese Zweifel. Wer sich nicht auf die Güte seiner Sache und sein wohlbegründetes Recht berufen kann, bestreitet die Einsicht des Richters.

2. Maßstab des Schiedsrichters.

a) Der Löwe will wissen, nach welcher Regel, nach welchem Maßstabe der Mensch den Wert und Rang der Tiere bestimmen will.

b) Der Mensch will nach dem Grade des Nutzens urteilen, den ein jedes Tier hat.

c) Der Löwe lehnt das Schiedsgericht des Menschen ab, weil er fürchtet, dem Esel nachgestellt zu werden.

---

*) Siehe dessen vortreffliche Erläuterungen zum Badenschen Volksschullesebuche III. T., S. 249!

3. W e n n z w e i d a s G l e i c h e t h u n, i s t e s d o c h n i c h t i m m e r g l e i c h.

a) Maulwurf, Hamster und Igel freuen sich der Übereinstimmung des Löwen mit ihrer Ansicht.

b) Der Löwe, sich dadurch beleidigt fühlend, weist die Gemeinschaft mit solchen Tieren zurück.

4. D a s e i g e n e, w o h l b e g r ü n d e t e B e w u ß t s e i n b e s t i m m t u n s e r n W e r t.

a) Der Löwe, im Bewußtsein seines Wertes, erklärt, die Meinung der Welt sei ihm gleichgültig.

b) Dieselbe Ansicht geben alle die Tiere kund, welche fühlten oder zu fühlen glaubten, daß sie Anspruch auf eigene Wertschätzung hatten.

c) Nur der Affe und der Esel sind mit der hierdurch bewirkten Auflösung der Versammlung unzufrieden.

2. H a u p t g e d a n k e n: a) Der Rangstreit ist bei klarer Überlegung ein ganz unnützer Streit. b) Nur Eitelkeit, Vorurteile und Dummheit geben Veranlassung zu Rangstreitigkeiten. c) Die Menschen werden in ihrer gegenseitigen Wertschätzung oftmals nur von selbstsüchtigen Gründen geleitet und legen auf äußere, sehr zweifelhafte Güter hierbei das meiste Gewicht; z. B. auf Reichtum, Geburt, Adel, Gelehrsamkeit &c. d) Wer sich selbst und seinen Wert ehrlich erkannt hat, mag unbekümmert das Urteil der Welt über sich ergehen lassen.

III. **Verwertung.** Erzähle die Fabel möglichst wortgetreu!

R. D.

11. A. Der Regen.

Christoph v. Schmid. Kurze Erzählungen. München 1872. S. 5.

I. **Vorbereitung und Vorlesen.** Als der Kinderfreund Christoph v. Schmid seine Erzählungen für die Jugend niederschrieb, da fuhren die Kaufleute und insbesondere die Handlungsreisenden noch nicht wie heute in eleganten Kutschen, sondern sie hielten sich ein Reitpferd und ritten von Stadt zu Stadt zu ihren Kunden. Auch selbst die Kaufherren auf ihren Geschäftsreisen n a c h und v o n den Messen und Jahrmärkten bedienten sich eines Reitpferdes. So hatte auch einst ein Kaufmann auf einem Jahrmarkte sehr gute Geschäfte gemacht. Seine noch übrigen Waren ließ er mit dem Frachtwagen zurückfahren, er aber setzte sich auf sein schmuckes Roß und eilte mit dem erworbenen Gelde seiner Heimat zu. Was ihm nun da unterwegs begegnete, das erzählt uns Christoph Schmid. Hört zu!

Ein Kaufmann ritt einst vom Jahrmarkte nach Hause und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch und durch naß. Darüber war er unzufrieden und klagte sehr, daß Gott ihm ein so schlechtes Wetter zur Reise gebe. Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Hier sah er mit Entsetzen einen Räuber stehen, der mit seiner Flinte nach ihm zielte und sie abdrückte. Er wäre ohne Rettung verloren gewesen; allein von dem Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn und entkam glücklich der Gefahr.

Als er in Sicherheit war, sprach er bei sich selbst: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter verwünscht und es nicht als eine Schickung Gottes geduldig angenommen habe! Wäre der Himmel heiter und die Luft rein und trocken gewesen, so läge ich jetzt tot in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir mein Gut und Leben; künftig will ich nicht mehr vergessen, was das Sprüchlein sagt:

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es uns oft anders scheint.“

II. **Vermittlung.** 1. *Felleisen* waren kleine walzenförmige Gestelle von schwachen *Eisenstäben*, die mit Seehunds- oder *Kalbsfell*, später auch mit grobem Tuch bezogen waren. Sie wurden hinten am Sattel festgeschnallt und dienten zur Mitnahme der notwendigsten Reisekleidung, von Geld und Wertsachen. Eine ähnliche Einrichtung findet sich noch im *Mantelsack* der Kavalleristen. 2. In Süddeutschland sagt man *ein* so schlechtes Wetter, während man in Norddeutschland den unbestimmten Artikel wegläßt. 3. Als Chr. Schmid vor siebzig Jahren diese Erzählung niederschrieb, da gab's noch keine Zündnadelgewehre und Hinterlader, ja noch nicht einmal (Perkussions-) Flinten und Büchsen mit Zündhütchen, sondern die Gewehre waren noch mit Feuerschloß versehen. (In Knabenklassen ist womöglich ein Feuerschloß vorzuzeigen!) Weise nach, warum der Schuß des Räubers nicht losging! *Verwandtes*: Die Schlachten bei Großbeeren und an der Katzbach. 4. Was ist der Sporn, und wie giebt der Reiter dem Pferde den Sporn?

III. **Vertiefung.** a) *Gliederung des Inhalts.* 1. Die Heimreise des Kaufmanns vom Jahrmarkte. 2. Sein Murren und Klagen über das anhaltende Regenwetter. 3. Der Mordanschlag des Räubers. 4. Das Mißlingen desselben. 5. Die Flucht und Rettung des Kaufmannes. 6. Sein Selbstgespräch, seine Selbstanklage und Reue. 7. Die Erkenntnis desselben, daß Gott der Herr Übel und Leiden oft in Segen verwandelt. 8. Sein Vorsatz: Auch im Unglück das Gottvertrauen nicht zu verlieren. b) *Grundgedanke*: Die Menschen halten oft das für ein schweres Ungemach und Unglück, was doch zu ihrem wahren Heile dient.

IV. **Verwertung.** 1. *Mahnung*: Vertrau auf Gott in Glück und Not! 2. *Rede- und Stilübungen.* a) Gieb die Gliederung des Inhalts an! (S. unter III. 1—8!) b) Vergleiche hiermit die Erzählung:

B. Alles zum Guten.

Joh. Gottfried v. Herder. Sämtl. Werke. Tübingen. Bd. IX, S. 84.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „Was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse.“ Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen; hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut,“ und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und

löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröte.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Stadt die Einwohner gefangen weggeführt oder getötet. Er war verschont. „Sagte ich nicht,“ sprach er, „daß alles, was Gott schickt, gut sei!“ Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

Vergleichung. 1. In beiden Erzählungen wird uns von Reisenden berichtet, dort von einem Kaufmann, hier von einem frommen, weisen Pilger. 2. Beiden begegnet auf ihrer Reise Widerwärtiges, dem Kaufmann nur ein Unglück, dem Weisen hingegen ein dreifaches Mißgeschick: er muß vor den geschlossenen Thoren der Stadt übernachten; der Sturm verlöscht seine Laterne, und ein Löwe zerreißt seinen Esel. 3. Der Kaufmann murrte und klagte über sein Mißgeschick, der fromme Weise war mit der göttlichen Schickung zufrieden. 4. Jener kam erst durch sein ferneres Geschick zur Erkenntnis, daß alles gut ist, was Gott thut, während der Pilger hiervon schon zuvor überzeugt war. 5. In beiden Erzählungen erscheinen Räuber. 6. Für den Kaufmann wurde der heftige Regen während seiner Reise und für den frommen Pilger das Schlafen unter freiem Himmel zur Rettung aus größerem Unglück. 7. Dem Kaufmann wurde Geld und Leben, dem Weisen nur das Leben gerettet.

R. D.

12. Das Samenkorn.

Friedrich Adolf Krummacher. Parabeln. Essen und Duisburg, 1817. III, S. 194.

Zween Wanderer zogen gemeinsam über Land [1]), und als sie unterwegs ausruhten in einer Herberge [2]), erscholl plötzlich ein Geschrei [3]), daß eine Feuersbrunst im Dorfe sei. Da sprang der eine Wanderer auf, warf seinen Stab und sein Bündel [4]) von sich, um eilends zu helfen; der andere aber hielt ihn zurück und sprach: „Weshalb sollen wir hier verzögern? [5]) Sind nicht Hände genug zum Helfen? Was kümmert uns die Fremde?“ [6]) — Aber jener hörte nicht auf die Rede, sondern lief hinaus zu dem brennenden Hause; nun folgte der andere langsam und stand und sah zu von ferne. Vor dem brennenden Hause aber stand eine Mutter wie erstarrt [7]) und rief: „Meine Kinder! Meine Kinder!“ — Als der Fremdling solches hörte, sprang er in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken, und die Lohe [8]) schlug um ihn her und über ihm zusammen. Das Volk aber rief: „Der ist verloren!“ — Als man nun harrete eine Weile, siehe, da trat er hervor mit versengtem Haare und trug zwei Kindlein auf den Armen und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Kinder und fiel dem Fremdlinge zu Füßen [9]); dieser aber hob sie auf und tröstete sie. Unterdessen stürzte das ganze Haus zusammen.

Als nun beide, der Fremdling und sein Gefährte, zur Herberge zurückkehrten, sagte dieser: „Wer hieß dich solch kühnes Wagestück beginnen?“ Jener antwortete und sprach: „Er, der mich heißet das Samenkorn in die Erde legen, daß es verwese [10]) und neue Frucht bringe!“ — „Aber wie?“ sagte der andere, „wenn nun des Hauses Trümmer dich begraben hätten?“ Da lächelte jener und sprach: „So wäre ich selbst das Samenkorn gewesen.“ [11])

I. **Vermittlung.** 1. Sie machten eine kleine Fußreise; vielleicht waren es zwei Landleute, die in eine ferne Stadt zur Messe oder zum Roß-

markt reisen wollten. 2. Herberge, ahd. heriberga = Heerlager, Ort, erst Feld, dann Haus, wo das Heer, später überhaupt Fremde sich bergen oder unterkommen konnten. 3. Der Schreckensruf: „Feuer! Feuer!“ 4. Bündel, das Bündel und der Bündel. Das Neutrum verdient wie bei den übrigen Verkleinerungswörtern den Vorzug. 5. Verziehen, noch länger warten, uns aufhalten. 6. Hier ist zu ergänzen: die Menschen in der Fremde. 7. Vor Schreck starr, erstarrt, so daß sie keinen Schritt vorwärts oder rückwärts thun konnte. 8. Die Flamme des Feuers. Das Wort Lohe ist verwandt mit Licht und leuchten, vergl. lichterloh! 9. Sie erblickte in dem Retter ihrer Kinder gleichsam ein höheres Wesen, vor dem sie niederfallen, das sie anbeten müsse. 10. Das Samenkorn verweset, eigentlich es verwandelt sich nur; indem das Mehl desselben als organisierter Stoff sich nach oben zu in den Keim und nach unten zu in Wurzeln umgestaltet. 11. Hier begraben, aber dort zur himmlischen Herrlichkeit erweckt worden.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Zwei Wanderer ruhten in einer Herberge, als der Ruf „Feuer!“ erscholl. b) Der eine will mitleidsvoll helfen, der andere selbstsüchtig den ersteren von seinem edlen Vorhaben abhalten, doch vergeblich! c) Eine Mutter ruft vor einem brennenden Hause verzweiflungsvoll nach ihren zwei Kindern. d) Der Fremdling stürzt todesmutig in das brennende Haus. e) Das Volk hält ihn für verloren. f) Die Rettungsthat gelingt. g) Die überglückliche Mutter umfaßt voll Liebe ihre geretteten Kinder. h) Sie dankt inbrünstig dem Retter. i) Dieser tröstet sie. k) Das Haus stürzt zusammen. l) Der Retter sagt, warum er die herrliche Rettungsthat gewagt.

2. Charakteristik der drei handelnden Personen. a) Der Fremdling. Er war mitleidig, barmherzig, sofort zum Helfen bereit, der Versuchung gegenüber standhaft, kühn und todesmutig, vom Feuer versengt, aber glücklich errettet, als Retter verehrt, selbstlos, großmütig, fromm und gottesfürchtig, vertrauensvoll und ergeben in den Willen Gottes.

b) Sein Gefährte. Er war kalt- und hartherzig, selbstsüchtig und engherzig, unthätig und neugierig, über das kühne Wagstück seines Gefährten erstaunt und wißbegierig betreffs der Triebfeder zu demselben.

c) Die Mutter. Sie war erschrocken, erstarrt, angstvoll, reich an Liebe zu ihren Kindern, nach todesbangen Minuten unaussprechlich glücklich, von Herzen dankbar gegen den Retter, ihn verehrend wie einen Engel und von ihm getröstet.

3. Kernfragen. a) Warum reisten die beiden Wanderer damals — ungefähr vor 60 Jahren — zu Fuß? b) Warum wagte es keiner der Einheimischen, sich in das brennende Haus zu stürzen, um die in Todesgefahr schwebenden Kinder zu erretten? „Ein jeder schrie und rang die Hände, doch mochte niemand Retter sein.“ (Bürger.) Mangel an Thatkraft und Opfermut. c) Was mußte der Fremdling außer dem Notschrei:

„Meine Kinder! Meine Kinder!“ gehört oder erfragt haben, bevor er sich in das brennende Haus stürzte? (Wo sich die Kinder aufhielten.) d) Was heißt mit anderen Worten: „Der ist verloren!“? e) Was wird die glückliche Mutter außer dem, was hier erzählt wird, gethan haben? (Sie wird die versengten Hände des Retters erfaßt und ihm ihres Herzens tiefsten Dank ausgesprochen haben.) f) Welcher Wanderer unserer Parabel gleicht dem Priester und Levit, und welcher dem barmherzigen Samariter?

4. Synonymen: a) Wanderer = Reisender, Pilger, Waller. b) Herberge = Gasthaus, Gasthof, Schenke, Krug (Fremdnamen: Hotel, Restauration). c) verzögern, verziehen, warten, harren, bleiben. d) Lohe = Flamme, Glut, Feuergarbe.

5. Grundgedanke: Unsre Thaten auf Erden sind die Samenkörner zu unsrer dereinstigen Ernte.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: Seid nicht nur mitleidig in Worten, sondern auch bereit zur opfermutigen That! Gehet hin und thut desgleichen!

2. Rede- und Stilübung. a) Gieb Verwandtes aus der biblischen und vaterländischen Geschichte, sowie aus dem Lesebuche und aus eigner Erfahrung an! b) Ändere die Parabel so ab, als erzählte sie der Fremdling oder sein Gefährte oder die Mutter! R. D.

13. Der Einsiedler.

Caspari. „Geistiges und Weltliches.“ 7. Aufl. Erlangen 1862.

Vor alters lebte ein Einsiedler, der, so oft sein Vorgesetzter ihn besuchte, immer über Müdigkeit klagte. Der Vorgesetzte fragte ihn einst über die Ursache seiner beständigen Klagen. Ach, antwortete er, ich habe jeden Tag sehr viel zu thun, daß meine Kräfte nicht ausreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte: Ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen und einen Kranken zu pflegen. — „Ei, sagte der Abt, das sind ja thörichte Klagen, solche Geschäfte werden keinem Menschen aufgetragen.“ — Dennoch, mein Bruder, ist es bei mir also, wie ich sagte. Die zwei Falken sind meine Augen, die muß ich mit Fleiß bewahren, damit ihnen nicht etwas gefalle, was meiner Seligkeit schaden könnte! Die zwei Hasen sind meine Füße, die muß ich zurückhalten, daß sie nicht nach schändlichem Gewinn laufen und auf den Wegen der Sünde wandeln. Die zwei Sperber sind meine Hände, die muß ich zur Arbeit abrichten und anhalten. Der Lindwurm ist meine Zunge, die muß ich beständig im Zaume halten. Der Löwe ist mein Herz, mit dem muß ich beständig im Kampfe liegen. Der Kranke ist mein eigener Leib, der sich bald heiß, bald kalt, bald hungrig, bald durstig, bald gesund, bald krank, kurz immer in einem Zustande befindet, der meine Aufmerksamkeit und Pflege erfordert. Das alles macht mich müde tagtäglich. — Der Vorgesetzte lobte ihn und sprach: „Wollte Gott, daß wir alle auf diese Weise wachen, arbeiten, kämpfen und dämpfen wollten! — Wir würden unsere Seligkeit besser schaffen.“

I. **Vorbereitung.** Einst wurde der berühmte Weise des Altertums Anacharsis, ein Freund des athenischen Gesetzgebers Solon, gefragt, wer des Menschen schlimmster Feind sei. Und was antwortete hierauf Anacharsis? „Der Mensch sich selber!“ —

Wir müssen ihm recht geben; denn wenn es gilt, „unsre Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern", d. i. mit einem Eifer, der immer lebhaft besorgt ist, daß nicht genug von uns in dieser Beziehung geschehen könnte, so ist es gerade unser eignes Ich nach Leib und Seele, das hierbei wie ein Gegner uns hinderlich ist, der mithin bekämpft werden muß, wie man einen Feind bekämpft. Da heißt es denn unausgesetzt wachen über uns selbst und unermüdlich ringen im Kampfe wider unser eignes Fleisch und Blut, wie dies einmal von einem Einsiedler geschehen ist, dessen Verhalten eine schöne Parabel uns als nachahmungswertes Beispiel vor Augen stellt.

II. **Vorlesen der Parabel.**

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Eine Klause = ein eingeschlossener enger Raum, die Zelle eines Mönchs, eine Hütte, vielleicht im Walde. „Vor alters" = in alter Zeit; ehedem oder ehemals.

2. Personen. Der Einsiedler (Klausner) empfängt wie zum öftern so auch heute wieder den Besuch seines (Ordens-) Obern, der jenen noch stets auf die teilnehmende Frage nach seinem Befinden über Müdigkeit hat klagen hören. (Müdigkeit = Zustand des Ruhebedürfnisses nach Anstrengung, anhaltender Thätigkeit, längerem Wachen.)

3. Gedankengang. Frage des Obern nach der Ursache (dem Grunde) der Klagen. Die Antwort des Einsiedlers klingt selbst wieder wie eine Klage, denn sie hebt an mit: „Ach!" Hinweis nur auf die Menge der täglichen Arbeiten und nicht sowohl auf deren Schwierigkeit. Die Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte. Stärkung durch die Gnade Gottes, „dessen Kraft in dem Schwachen mächtig". 2. Kor. 12, 9 und Jes. 40, 29.

„Zwei Falken zu zähmen" (= zahm zu machen), zu bändigen. Etwas bändigen heißt: etwas in Banden festhalten, in Schranken halten, so daß es sich nur in dem Grade, in der Richtung äußern kann, wie man zuläßt. Wenden wir das auf die „Augen" an im Hinblick auf Matth. 5, 29. „Die Augen führen uns immer aufs neue Bilder vor die Seele, die böse Begierden in uns entzünden und somit allerdings am Seligwerden hindern könnten." — Eva im Paradies.

„Zwei Hasen aufzuhalten", nämlich in ihrem bekanntermaßen sehr flüchtigen Laufe. Die Hasen sind die Füße. Sie dienen uns zur Fortbewegung, sollen aber nicht gebraucht werden „nachzujagen" schändlichem Gewinn, d. i. einem (irdischen) Gute, welches, auf sündhafte Weise erworben, Unehre bringt.

„Zwei Sperber abzurichten." Die Sperber sind die Hände; diese abrichten heißt: sie geschickt machen zur Arbeit. Dann aber gilt es, mit denselben nützlich thätig zu sein. (1. Thess. 4, 11.)

„Einen Lindwurm zu bezwingen." Lindwurm, altdeutsch lintwurm; lint = Schlange, wurm = Schlange, also Zusammensetzung

gleichbedeutender Worte. Mit einem solchen vergleicht der Dichter die Zunge, und sie bezwingen heißt, sie mit Gewalt unter den Willen, die Botmäßigkeit der Vernunft bringen. „Die Zunge ist ein kleines Glied und richtet große Dinge an. Sie ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Übel voll tödlichen Gifts“ (Jak. 3, 5—9). — „Wer aber leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nicht Böses rede“ ꝛc. (1. Petr. 3, 10).

„Einen Löwen zu bändigen.“ Das Herz, ein Löwe, mit Rücksicht auf die ungeheure Stärke dieses Tieres. Das Herz ist die Kraft, von der alles Fühlen, Wollen und Begehren ausgeht, der Sitz aller Leidenschaften, „und geht mit bösen Tücken um“ (Spr. 6, 18). Es muß daher gebändigt werden. (s. o.). —

„Einen Kranken zu pflegen.“ Die Sorge für das leibliche Wohl, für die Bedürfnisse des gebrechlichen Körpers. —

Wie nennt der Abt (von Abba = der Vater) diese Klagen? — „Mein Bruder“ = Amtsbruder, wie sich Geistliche anzureden pflegen.

IV. **Verwertung.** 1. Für Geist und Herz. Siehe den Schluß der Parabel: „Wollte Gott, daß“ ꝛc. eine ernste Mahnung!

2. Belehrung über Wesen und Wert der Parabel. Die Parabel ist eine erdichtete Erzählung, deren Stoff aus der Natur, zumal aber auch aus dem Menschenleben genommen ist, und die den Zweck hat, religiös-sittliche Wahrheiten zu veranschaulichen. Nennt euch bekannte Parabeln oder Gleichnisse, wie sie in der Bibel heißen! — Ein berühmter neuerer Parabeldichter ist Krummacher († 1845).

3. Schriftlich. 1. Der Tageslauf eines Einsiedlers im Walde. 2. Besonders Charakteristisches und Wissenswürdiges: a) Über den Falken. Wegen seines scharfen Gesichts ist er unter den Vögeln ebenso berühmt wie der Luchs unter den Säugetieren. Das „Falkenauge“ ist fast sprichwörtlich. — b) Über den Sperber (oben das Bild der „geschäftigen“ Hände). Der Sperber, eine kleinere Art des Habichts, ist der Schrecken aller kleineren Vögel, welche die Gefahr erst kennen, die ihnen droht, sobald der mordgierige Räuber in der Nähe ist. Er stößt auf seine Beute von unten oder von der Seite her und erfaßt sie mit solcher Schnelligkeit, sowohl fliegend, als laufend, wie es selbst der Edelfalke nicht kann. Die geängsteten Vögel können sich kaum durch Verkriechen in Löcher oder ins dichte Gebüsch vor ihm retten, denn er versucht es, sie mit seinen Fängen aus ihren Schlupflöchern hervorzuziehen. Oft genügt ihm ein einzelnes Schlachtopfer nicht; er stürzt noch auf ein zweites, das er mit den Krallen packt. Die Taube verfolgt er bis in die Höfe und jagt sie in ihrer Angst durch die Fensterscheiben, deren Geklirr ihn kaum von der weitern Verfolgung abhält. — c) Über den Hasen. (Schnellfüßigkeit.) —

Franz Knauth.

14. Das Angebinde.

Friedrich Adolf Krummacher. Parabeln. Essen 1876. S. 281.

Als nun die Zeit erfüllet war und der Geburtstag des Vaters herbeikam, da sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen, die allerschönsten und ganz heimlich, und flochten sie, daß es der Vater nicht sah, zum schönen Kranze und konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun. Und als der Tag erwachte, gingen sie alle drei in des Vaters Kämmerlein mit bloßen Füßchen, daß es der Vater nicht höre, und trugen den Blumenkranz alle drei und legten ihn auf des Vaters Bett, ganz leise, daß es der Vater nicht merke. Der Vater merkte es wohl, aber er that, als ob er schliefe.

Und als es nun Morgen war, da kam der Vater und hatte den schönen Blumenkranz und sagte: „Wo sind die Engelein, die mich bekränzt haben in der Nacht, da ich schlief?" — Und die Kinder kamen und hingen an ihm, küsseten den Vater und waren voll Freude.

Da kam ein Mann, ein Bote, der brachte ein feines, rundes Fässelein mit Reifen, darin war schöner Wein, von Hochheim zu Hause, das Herz des Vaters zu erfreuen. Da war der Vater erfreut, als er sah, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder tanzten um den Vater und das Fäßlein.

Danach trat der Vater an den Tisch und fand ein fein großes Blatt, darauf war ein frommer und schöner Gesang von dem zweiten Sohne, der aus der Fremde heimgekommen war. Und als der Vater es las, da lächelte er, und die Thränen fielen auf das Blatt. Da sahen die drei Kleinen den Vater an und sagten: „Lieber Vater, nicht wahr, wir können noch nichts geben und nichts fertigen? Wir sind noch so klein!" — Da nahm der Vater alle drei, das Mägdlein und die beiden Buben, und drückte sie an sein Herz und sagte: „O, gedenket nicht, daß eure Gabe geringer sei in meinen Augen! Klopfen doch eure kleinen Herzlein so gut wie die andern und mein Vaterherz für euch alle!"

I. **Vorbereitung**. Man pflegt die Person, welche ihren Geburtstag feiert, mit einem seidenen Bändchen anzubinden (zu schmücken) und ihr Geschenke zu reichen, darum Angebinde. Die obige Erzählung (Parabel) handelt vom Angebinde oder von der Geburtstagsfeier des Vaters. Wie hier, so weist jede Überschrift auf den Hauptinhalt des Stückes hin.

II. **Vorlesen durch den Lehrer, Nachlesen und Einlesen durch die Schüler.**

Erklärende Bemerkung: Hochheim ist ein berühmter Weinort am Main im Regierungsbezirk Wiesbaden.

III. **Vertiefung**. 1. Die Personen und die Gaben.

a) Die Kinder. Alle wollen dem Vater Freude bereiten. Die drei jüngsten Kinder haben kein Geld, Geschenke zu kaufen; sie suchen heimlich Blumen, winden Kränze, können die Nacht nicht schlafen (warum?) und legen, ehe der Morgen kommt, den Kranz leise auf des Vaters Bett. — Das ist innige und sinnige Kindesliebe.

Der älteste Sohn, der fern vom Vaterhause selbständig lebt, sendet den schönsten Wein, das Herz des Vaters zu erfreuen. Auch das ist herzliche Kindesliebe.

Der zweite Sohn ist aus der Fremde heimgekommen und hat ein frommes Gedicht auf den Tisch gelegt. Auch hier die zärtlichste Liebe.

b) Die Gaben sind verschieden; die drei jüngsten Kinder geben das geringste Geschenk, des zweiten Sohnes Gabe ist wertvoller, des ältesten Sohnes Geschenk am wertvollsten.

c) Der Vater freut sich über alle Kinder und alle Gaben. Die drei jüngsten Kinder nennt er Engelein. Beim Anblicke des Fäßchens und der Nachricht, daß es der älteste Sohn gesendet, war er erfreut. Als er das Gedicht des zweitältesten Sohnes las, lächelte er, und die Thränen der Freude fielen auf das Blatt.

Auf die Frage der drei Kleinen antwortet der Vater: „O, gedenket nicht &c." —. Nicht der irdische Wert der Gabe, sondern die Liebe der Kinder hat des Vaters Herz bewegt.

2. Die Lehre oder Wahrheit der Parabel. Nicht die Größe der Gabe bestimmt ihren Wert, sondern die Gesinnung, mit welcher sie gereicht wird.

3. Gliederung. a) Die Vorbereitung der Feier durch die jüngsten Kinder. b) Der Geburtstagsmorgen. c) Die Gabe des ältesten, d) des zweiten Sohnes. e) Der eigentliche Wert der Gaben.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Jesus preist eine arme Witwe, die ein Scherflein in den Gotteskasten gelegt hat, höher als die Reichen, die viel eingelegt haben.

2. Kernfragen: a) Warum nennt der Vater die drei jüngsten Kinder Engelein? — b) Warum vergießt der Vater bei dem Lesen des frommen Gesanges Freudenthränen? (Die Freude ist bei der Gabe der Kleinen groß; bei der Gabe des ältesten Sohnes wird sie erhöht, und bei der Gabe des zweiten Sohnes wird sie so groß, daß die Freudenthränen fließen.) c) Warum fragen die Kleinen den Vater erst dann, als er Thränen vergießt? (Sie meinen, der Vater freue sich nur über die letzten Geschenke.)

3. Aufgaben: 1. Fertiget aus der Fabel einen Brief! — 2. Erzählt die Parabel, als ob ihr sie selbst erlebt hättet! — 3. Nennt Parabeln oder Gleichnisse des Heilandes! Eduard Wiessner.

15. Die Belohnung.

Palmblätter von Herder und Liebeskind. Neue Ausg. Berlin 1857. S. 160.

Der Kalif Harun al Raschid traf, als er einst auf der Jagd war, einen alten Mann an, der einen Nußbaum pflanzte. „Welch ein Thor ist dieser Alte!" sagte der Kalif zu seinen Begleitern, „er thut, als ob er noch ein Jüngling wäre und die Früchte von diesem Baume genießen würde." Da seine Gefährten gleichfalls über diesen Alten lachten, so ging der Kalif auf ihn zu und fragte, wie alt er sei. „Über achtzig Jahre, Herr," war die Antwort; „aber gottlob! noch so gesund wie einer von dreißig." „Wie lange gedenkst du denn noch zu leben," sprach der Kalif weiter, „daß du in einem solchen Alter noch junge Bäume pflanzest, die so späte Früchte tragen? Warum machst du dir so vergebliche Arbeit?"

„Herr", gab der Alte zur Antwort, „ich bin zufrieden, wenn ich die Bäume gepflanzt habe, ohne mich darum zu kümmern, ob ich oder ein anderer die Früchte derselben genießen werde. Es ist billig, daß wir thun, wie unsre Väter

thaten. Sie pflanzten Bäume, deren Früchte wir aßen; da wir nun der Väter Arbeit genossen haben, warum sollten wir gegen unsere Nachkommen neidischer sein, als jene gegen uns waren? Ich denke, was der Vater nicht genießt, das erntet der Sohn." Der freigebige Harun, dem diese Antwort gefiel, schenkte dem Alten eine Hand voll Goldstücke. „Wer kann nun sagen," fuhr der heitere Greis fort, „daß ich heute vergeblich gearbeitet habe, da der junge Baum, den ich pflanze, gleich am ersten Tage so reiche Früchte trägt? Darum ist es wahr, wer Gutes thut, wird immer reichlich dafür belohnt."

I. **Vorbereitung.** Wie gern verweilen wir im Sommer in unsern Obstgärten und Wäldern und erheben unsern Blick hinauf zu den gewaltigen Bäumen, die schon viele Jahrzehnte, wohl Jahrhunderte lang Früchte und kühlenden Schatten spenden! Wissen wir auch meist nicht, wer sie gepflanzt hat, so gedenken wir doch derer mit Rührung und Dankbarkeit, die durch ihr gemeinnütziges Werk uns einen fortwirkenden Segen vererbt haben. Sie fordern uns auf, unsere Dankbarkeit durch gemeinnütziges Wirken zu bethätigen. Sind wir aber dazu nicht zu schwach und mittellos? Die Antwort sollt ihr aus dem Munde eines Bauersmannes hören, wie er sie einst dem mächtigen Kalifen Harun al Raschid gab. (Nach einer Umarbeitung — siehe Engeliens Leitfaden für den deutschen Sprachunterricht, II. Teil, S. 42 — fand das Gespräch zwischen dem deutschen Kaiser Maximilian und einem deutschen Landmanne statt.)

Kalif ist der Titel der Nachfolger Mohammeds in der Herrschaft über das von diesem gegründete Reich. Harun al Raschid (d. i. Harun der Gerechte) liebte Wissenschaft und Künste, war siegreich gegen seine Feinde, erhob Bagdad zur blühendsten Stadt des Morgenlandes und wurde daher in Liedern und Erzählungen („Tausend und eine Nacht") gefeiert.

II. **Vortrag.** Schlicht und einfach im Erzählungston. Die Worte des Alten sind langsam, mit angemessener Ruhe und Würde zu sprechen, die Worte des Kalifen zuerst befremdlich, aber doch leutselig — zuletzt mit Wohlwollen und Anerkennung zu lesen.

III. **Erläuterungsfragen.** Zwischen wem fand das Gespräch statt? Wie bezeichnet man das Gespräch, das zwei Personen miteinander führen? Warum? Was gab die Veranlassung dazu? Warum nennt der Kalif den Greis einen Thoren? Wie handelt nach seiner Meinung der Greis? (Thöricht, unvernünftig, unklug.) Unter welchen Umständen würde der Kalif den Mann klug und weise nennen? Welche andern Bäume sind in dieser Beziehung dem Nußbaume ähnlich? Wie verhalten sich die Gefährten dem Greise gegenüber? Warum werden die Begleiter Gefährten genannt? Was beabsichtigt der Kalif mit der Frage nach dem Alter des Greises? (Der Kalif will den Alten von der Thorheit seines Thuns überzeugen.) Was giebt letzterer durch seine harmlose Antwort zu erkennen? (Ihm liegt der Gedanke fern, daß seine Arbeit verspottet und verlacht werden könnte.) Von welchem Wunsche ließ sich der Alte bei seiner Arbeit nicht leiten? Welches Gefühl rief diese Arbeit in ihm hervor? (Freude und Zufriedenheit.) Was war nach seiner Antwort die Triebfeder

seiner Handlungsweise? (Dankbarkeit gegen seine Vorfahren, Wohlwollen gegen seine Kinder.) Inwiefern erntete er schon am ersten Tage Früchte von dem gepflanzten Baume?

IV. **Vertiefung.** 1. Der Schauplatz. In der Nähe eines Waldes auf freiem Felde liegt ein einzeln stehendes Gehöft. Vor demselben ist der Besitzer, ein bejahrter, aber noch sehr rüstiger Mann, beschäftigt, einen jungen Nußbaum zu pflanzen. Auf dem Wege, der vom nahen Walde an diesem Wege vorüberführt, naht der Fürst mit seinem Gefolge, eine stattliche Jagdgesellschaft, teils zu Pferde, teils zu Fuß.

2. Die Personen. Der Kalif ist aufmerksam, leutselig, wohlwollend, gütig. Der Alte ist rüstig, wohlgemut, bieder, herzhaft, freimütig, uneigennützig, gemeinnützig, dankbar. — (Wie heißen die Gegensätze?)

3. Grundgedanke: „Gutes thu rein aus Guten Liebe! Das überliefre deinem Blut! Und wenn's den Kindern nicht verbliebe, den Enkeln kommt es doch zu gut.“ (Goethe.) — Das Gute belohnt sich durch sich selbst.

V. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Meister Hämmerlein. (Schlez.) Christoph Kollheim. (v. Horn.) Kindesdank. (Hebel.)

Wohlthaten, still und rein gegeben, sind Thaten, die im Grabe leben, sind Blumen, die im Sturm bestehen, und Sternlein, die nicht untergehen.

Wer Gutes thut, hat frohen Mut. — Was wir gerne thun, kommt uns nicht sauer an. — Belehrung über die Verwerflichkeit der beiden Sprichwörter: Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht. — Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon. — Erinnerung an den Befehl des großen Kurfürsten, daß jeder Bauer einen Garten hinter seinem Hause anlegen, und bevor er heiratete, sowie nach der Geburt eines Kindes, wenigstens sechs Obstbäume und sechs Eichbäume auf seinen Besitzungen anpflanzen solle.

2. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibung des Walnußbaumes. b) Inhaltsangabe in wenigen Sätzen. c) Der Kalif erzählt seinen Gefährten von der Uneigennützigkeit dieses Mannes. d) Der Landmann erzählt daheim sein Erlebnis.

3. Vergleichung mit der Erzählung: Kindesdank. (Bd. I. 381.)

A. Ähnlichkeiten. Beide Erzählungen zeigen uns dankbare, uneigennützige Männer. Beide Männer führen ein Gespräch mit leutseligen Fürsten. Beide Fürsten sprechen ihr Befremden aus über das Thun der beiden Bauersleute. Beide Bauern zeichnen sich aus durch edle Gesinnung und Schlagfertigkeit im Antworten. Wie von jenem, so können wir auch von diesem sagen: „War das nicht artig gesagt und noch schöner gedacht und gehandelt?“ — Beide trachten nicht nach äußerem Lohn, sondern finden volle Befriedigung in dem Bewußtsein, Gutes vollbracht zu haben, sind darum heiter und frohen Mutes und werden durch die Freigebigkeit der beiden Fürsten auch noch reichlich äußerlich belohnt.

B. Verschiedenheiten. Hier ein pflanzender Landmann, dort ein Ackerbauer. Ersterer ein Greis, letzterer ein junger Mann. Hier der

Kalif auf der Jagd mit großem Gefolge, dort der Fürst allein auf einem Spaziergange. Hier Befremden über die scheinbare Nutzlosigkeit der Arbeit, dort über den geringen Lohn derselben. Robert Wernecke.

16. Die zwei Ringe.

Chr. v. Schmid. Kurze Erzählungen. Augsburg. 1862. S. 42.

Ein Fürst ließ ein Engelsbild von weißem Marmor verfertigen und es in sein Zimmer stellen. Der Engel hielt in der linken Hand an einem dünnen Seidenfaden einen silbernen Ring, in der rechten an einer diamantenen Kette einen goldenen Ring. Der Prinz und die Prinzessin fragten, was die Ringe bedeuten sollten. Der Fürst sprach: „Wer von euch die Bedeutung der Ringe erraten kann, dem schenke ich sie.“ „Das ist leicht!“ sagte der Prinz, „die Ringe sind ein Sinnbild der Freundschaft und Liebe.“ „Wohl!“ sprach der Fürst; „aber warum ist ein Ring von Silber und der andere von Gold? Und warum hängt der silberne an einem Seidenfädlein, der goldene an einer Diamantkette?“ Die Prinzessin sagte: „Der silberne Ring bedeutet die Freundschaft und Liebe, die uns die Menschen schenken. Sie hängt an einem Fädlein, das leicht bricht. Der goldene Ring bedeutet die Liebe, mit der Gott uns liebt. Ihr Band ist unzerstörbar.“ „So ist es!“ sprach der Fürst. „Möchten wir die Menschen mehr lieben, als sie uns lieben! Möchten wir Gott so lieben, wie er uns liebt!“ Der Fürst gab den silbernen Ring dem Prinzen, den goldenen Ring mit der Diamantkette aber der Prinzessin.

Der Liebe Gottes heilig Band
Hält fester als ein Diamant.

I. **Vorbereitung.** Bei allen Völkern ist es zu allen Zeiten Sitte gewesen, Gedanken, Vorstellungen, Begriffe und Ideen durch mehr oder weniger kunstvolle Zeichen, Bilder, Figuren sinnlich darzustellen. — Sinnbild, Symbol, Allegorie. Bedeutung der Farben. — Sinnbilder der Bescheidenheit, der Erinnerung, des Stolzes, des Hochmuts, der Ewigkeit, der Gerechtigkeit, der Unschuld, des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung ꝛc. — Warum wechseln Brautleute Ringe, in denen sehr häufig Kreuz, Herz und Anker eingraviert sind? — Dauer und innerer Wert einer Sache dargestellt durch den verschiedenen äußeren Wert des gewählten Stoffes: Engelsbild von weißem Marmor; seidener Faden und dem gegenüber diamantene Kette; Ringe von Silber und Gold. — Hinweis auf die Altarbilder in der Kirche, auf die Engelsbilder in der Kirche und auf den Gräbern. — Es wird dem Unterrichte einen besonderen Reiz verleihen, wenn der Lehrer die Deutung der im Lesestücke beschriebenen und erklärten allegorischen Figur von den Kindern selbst suchen und finden läßt. Der Lehrer fragt und entwickelt (Worte des Fürsten), die Schüler antworten und deuten (Worte der fürstlichen Kinder).

II. **Vortrag.** Ernst und würdig im Ton.

III. **Vertiefung.** Warum wählt der Dichter fürstliche Personen und ein fürstliches Zimmer mit kostbaren Geräten? Was mag den Fürsten veranlaßt haben, die Unsicherheit und Vergänglichkeit der Freundschaft und die ewige Gottesliebe symbolisch darzustellen? Warum sind Symbole von so großem Werte? (Weil sie die Tugend ꝛc. verkörpert darstellen,

so daß wir sie gleichsam in Person mit unsern Augen schauen.) Warum müssen gerade Fürsten und Könige in der Wahl ihrer Freunde vorsichtig sein? — Beispiele aus der Geschichte. — Eigenschaften der fürstlichen Kinder und ihres Vaters. — Warum erhält der Prinz den silbernen, die Prinzessin den goldenen Ring? — Woran liegt es, daß das Freundschaftsband der Menschen so leicht zerreißbar ist? (Unüberlegte Wahl des Freundes; Mißverständnisse; Verschiedenheit des Charakters, Standes, Alters; Eigenliebe und Eigennutz; Neid und Mißgunst; Rücksichtslosigkeit; veränderte Lebensstellung, Glück und Unglück ꝛc.) — Aber es giebt auch Beispiele von der Dauer der Freundschaft bis zum Tode. David und Jonathan. Ruth. Beweise der Langmut und Liebe Gottes. 1. Artikel. Der Vers am Schlusse enthält den Kernpunkt der Erzählung.

Schönheiten, die uns in dieser Dichtung wie freundliche Sterne entgegenleuchten: 1. Der Fürst, als liebevoller und weiser Vater, will seine wohlgebildeten Kinder auf die höchste Stufe der Sittlichkeit erheben. 2. Das Sinnbild des Engels als Vorbild reinster Liebe und Unschuld. 3. Die Wahl des silbernen und goldenen Ringes, des seidenen Fadens gegenüber der Diamantkette. 4. Beide Kinder werden belohnt; aber über ihnen steht der Vater mit seinem weisen Ausspruch. 5. Wie gerade Fürsten vor allen Menschen dieser Lehre bedürfen, bezeugt die Geschichte oft.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. An welche Sprüche des neuen Testaments erinnern uns die Worte des Fürsten: „Möchten wir ꝛc.“? — Vorbilder in der Liebe zu Gott und Menschen aus der biblischen und Profangeschichte. — Sprichwörter: Freunde in der Not gehen tausend auf ein Lot. — Bewahre mich vor meinen Freunden ꝛc. — Undank ist der Welt Lohn.

2. Aufgaben: Nachbildung. Bedeutung des Symbols der Gerechtigkeit: Im Gerichtssaale eine weibliche Figur mit verbundenen Augen, in der rechten Hand das Schwert, in der andern die Wage. Fragen und Antworten. — Erklärung der symbolischen Darstellung der vier Jahreszeiten in Form einer Erzählung: 1. Kind mit Veilchen und Rosen bekränzt; 2. Jungfrau mit Sichel und Garbe; 3. Jüngling mit Füllhorn voller Früchte; 4. Greis mit dürrem Reis. — Vergleichungen mit andern symbolischen Erzählungen: Die Kornähre; die sieben Stäbe; die drei besten Bücher; die Freunde nach dem Tode. Robert Wernecke.

17. Kindesliebe.

Pustkuchen-Glanzow. Preuß. Kinderfreund. 179. Aufl. Königsberg 1869. S. 101.

Ein preußischer Offizier[1]), der sehr reich[2]) und aus vornehmer Familie[3]) war, hielt sich eine Zeit lang als Werber zu Ulm in Schwaben auf. Endlich bekam er Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren, und machte sich reisefertig.

Am Abende vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein junger Mann, um sich anwerben[4]) zu lassen. Er war sehr schön gewachsen[5]), schien wohlerzogen und brav[6]); aber wie er vor den Offizier trat, zitterte er an allen Gliedern. Der Offizier

schrieb dies der jugendlichen Furchtsamkeit zu und fragte, was er besorge? „Ich fürchte, daß Sie mich abweisen!" versetzte der junge Mensch, und indem er dies sprach, rollte eine Thräne über seine Wangen. „Nicht doch!" antwortete der Offizier, „Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konnten Sie so etwas fürchten?"

„Weil Ihnen das Handgeld[7]), welches ich fordern muß, vermutlich zu hoch vorkommen wird."

„Wieviel verlangen Sie denn?"

„Eine dringende Notwendigkeit zwingt mich, hundert Gulden[8]) zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch[9]) auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben."

„Hundert Gulden ist freilich viel, aber Sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und ich will nicht mit Ihnen handeln.[10]) Hier ist das Geld; morgen reisen wir von hier ab."

Er zahlte die hundert Gulden aus; der junge Mensch war entzückt.[11]) Er bat darauf den Offizier um Erlaubnis, noch einmal nach Hause zu gehen, um eine heilige Pflicht[12]) zu erfüllen; in einer Stunde versprach er wieder da zu sein. Der Offizier traute seinem ehrlichen Gesichte[13]) und ließ ihn gehen. Weil er indes in dem Benehmen des jungen Mannes etwas Besonderes[14]) bemerkt hatte, so schlich er selbst ihm von ferne nach, um zu erfahren, wo er hingehen würde. Er sah ihn stracks[15]) nach dem Stadtgefängnisse[16]) laufen, wo er anklopfte und eingelassen wurde.

Der Offizier ging ebenfalls hinein und sah alles, was vorging, und was den Jüngling bewogen hatte, sich anwerben zu lassen.

Der Vater des letzteren saß im Gefängnisse wegen einer Schuld von hundert Gulden, die er nicht bezahlen konnte. Der Sohn hatte sich deshalb anwerben lassen, um mit dem Handgelde ihn zu befreien. Sobald er in das Gefängnis trat, redete er mit dem Aufseher und gab ihm die hundert Gulden in Verwahrung. Dann eilte er zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals[17]) und verkündete seine Freiheit.

Der Offizier war ihm nachgegangen und sah den ehrwürdigen[18]) Greis, der seinen braven[19]) Sohn an sein Herz drückte und mit seinen Thränen benetzte, ohne ein Wort zu reden. Er konnte es nicht übers Herz bringen[20]), daß ein so guter Sohn seine Freiheit verkaufen sollte.[21]) Deswegen trat er hervor und sagte zu dem Alten:

„Beruhigen Sie sich! ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben.[22]) Lassen Sie mich teilnehmen an seiner edlen That![23]) Er ist frei[24]), und es reuet[25]) mich die Summe nicht, die er so gut angewendet hat."

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Sohn bat zwar den Offizier, ihn mitzunehmen, und sagte, er möchte einem so guten Herrn nicht gern Schaden verursachen. Aber der großmütige[26]) Mann bestand darauf, daß er bei seinem Vater bleiben sollte, führte beide an seiner Hand aus dem Gefängnisse und reiste fröhlich von Ulm ab, weil er sich bewußt war, zwei gute Menschen glücklich gemacht zu haben.

Sir. 3, 8. Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater und dienet seinen Eltern.

I. **Vorbereitung.** Bevor in den einzelnen Staaten die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde (in Preußen den 3. August 1808), war es Brauch, die Soldaten zum Dienste anzuwerben. Zu diesem Zwecke zog gewöhnlich ein Offizier, oft von einigen Mannschaften begleitet, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, häufig weit über die Grenzen des eigenen Vaterlandes hinaus, und suchte durch eine, nach gegenseitiger Vereinbarung bestimmte und nach den jeweiligen Umständen sich richtende Geldsumme, das Handgeld, geeignete Persönlichkeiten für den Soldatenstand zu gewinnen

oder anzuwerben. Nicht immer ging es dabei „ehrlich und ordentlich“ zu; oft wurden unerlaubte Mittel, selbst schändliche Gewaltthätigkeiten angewendet. (Seume; Baron Hompesch und der Tischlermeister in Jülich; der preußische Major und der Mönch in einem italienischen Kloster.) Solche Angeworbenen waren dann zeitlebens zum Soldatenstande verpflichtet. Damals war der Soldatenstand noch nicht der ehrenvolle Stand, der er jetzt ist; die Disziplin war streng, oft grausam; darum kamen denn auch häufig Desertionen solcher Angeworbenen vor, die aber, wenn sie unglücklich abliefen, mit den härtesten Strafen geahndet wurden. („Zu Straßburg auf der Schanz.“ „Die Exekution“ von Scherenberg. „Der Soldat“ von Chamisso.)

II. Erläuterungen.

1. Werbeoffizier. 2. Um anzudeuten, daß er die Mittel besaß, ohne Unredlichkeit eine edle That zu vollbringen. 3. Mitglieder wahrhaft edler Familien haben oft auch eine vornehme, edle Gesinnung. Leider ist es nicht immer so! 4. Siehe Vorb. 5. Schlank, kräftig, ebenmäßig gebaut. 6. Die äußere Erscheinung und das äußere Benehmen lassen uns oft einen richtigen Schluß auf den Charakter machen. 7. Siehe Vorb. 8. Frühere Münze, ca. 2 Mark. 9. Weil er keine anderen Mittel und Wege wußte, seinen unschuldigen Vater aus dem Gefängnis zu befreien. 10. Aus welch zweifachem Grunde? 11. Hoch erfreut. 12. Gottes Gebot und die Liebe des Herzens befehlen sie uns. 13. Er glaubte seinem Worte, weil sein Gesicht den Eindruck der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit machte. 14. Spannung, Freude, gemischt mit Traurigkeit, woraus er auf etwas anderes als bloßes Abschiednehmen schloß. 15. Geraden Weges, ohne sich aufzuhalten. 16. Wo besonders die der Stadt angehörenden Gefangenen saßen. 17. Aus großer Freude; warum? 18. Altes, schön geformtes Antlitz mit dem Ausdruck der Ehrenhaftigkeit und Würde. 19. Warum? 20. Sein edles Herz drängte ihn, hier helfend einzutreten. 21. Siehe Vorb. 22. Ich will die augenblickliche Not nicht benutzen, Ihren Sohn anzuwerben und ihn so vielleicht auf immer von Ihnen zu trennen. 23. Wieso? 24. Wieder frei, ohne das Handgeld zu erstatten. 25. Es thut mir nicht leid, ihm das Geld gegeben zu haben. 26. Weil er uneigennützig sein Geld verwandt hatte, um andere zu beglücken.

III. Vertiefung. 1. Ort und Zeit. Ulm, gegenüber der Mündung der Iller in die Donau; Reichsfestung ersten Ranges, Hauptstadt des württembergischen Donaukreises, im Mittelalter berühmt durch seinen Reichtum. (Reimspruch.) Wahrscheinlich in der Regierungszeit König Friedrich Wilhelms I. von Preußen (1713—1740), unter welchem das Werbesystem besonders blühte.

2. Personen. a) Der Sohn war jung, sehr schön gewachsen, wohlerzogen, brav. Unverschuldete Unglücksfälle hatten den Hausstand zerrüttet und den Vater wegen einer geringen Schuld ins Gefängnis gebracht. Der treuliebende, aufopferungsfähige Sohn will, als

alle andern Bemühungen fehlschlagen, seine Freiheit verkaufen, um den Vater zu befreien. Sogleich begiebt er sich zu dem Offizier, trägt ihm freundlich und bescheiden seine Bitte vor und ist nur besorgt, daß er um des hohen Handgeldes willen abgewiesen werden möchte. Als ihm dennoch der Offizier die Summe auszahlt, ist er hocherfreut und bittet nur noch um eine Stunde Zeit, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Schnell eilt er nach dem Gefängnisse, übergiebt dem Aufseher das Geld und verkündet unter Freudenthränen dem Vater die Freiheit. Dankbar fällt er dem hinzutretenden Menschenfreunde zu Füßen, hochherzig und edel denkend will er das angebotene, großmütige Geschenk nicht annehmen.

b) Der Offizier ist eine Preuße, reich, aus vornehmer Familie, freundlich, teilnehmend, freigebig, vertrauensvoll, vorsichtig, edel denkend, großmütig, glückselig. (Aus der Erzählung nachzuweisen.)

c) Der Vater war alt, ehrwürdig, saß unverschuldet im Gefängnisse, liebte seinen braven Sohn, weinte Freudenthränen, fiel dem Offizier zu Füßen und dankte ihm.

3. Gliederung: 1. Der Offizier und der Sohn. 2. Der Sohn und sein Vater. 3. Der Offizier, der Vater und der Sohn.

4. Tendenz. Sirach 3, 8—11. Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater und dienet seinen Eltern und hält sie für seine Herren. Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme, denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.

IV. **Verwertung.** Diese Erzählung ist eine treffliche Illustration zum 4. Gebote.

a) Die Nutzanwendung auf Herz und Leben verknüpft sich unmittelbar mit der Auslegung und mit der Anwendung der vorstehenden Tendenz auf das Leben und die Verhältnisse der Kinder beim 4. Gebot.

b) Anklänge an Bekanntes und Verwandtes: Joseph, Ruth, Salomo. „Kindesdank“ von Hebel. „Kindliche und brüderliche Liebe“ von Schubert. „Das gottselige Kind“ von Scriver. „Ein guter Sohn, der im Glücke sich seiner geringen Eltern nicht schämt“ von Pustkuchen-Glanzow u. s. w. — Absalom. Die Söhne Eli. „Vom Undank der Kinder“ von Stöber 2c. geben ausreichenden Stoff zu Geist und Gemüt bildenden Vergleichungen. (Siehe den Schluß der folgenden Nummer!)

c) Stilübungen.

1. Charakteristik des Sohnes nach III, 2. 2. Der Sohn erzählt dem Vater in ausführlicherer Darstellung die Geschichte seiner Befreiung. 3. Dankschreiben des Sohnes an den Offizier. (Das Bekanntwerden der Geschichte hat die Herzen und Hände anderer Menschenfreunde geöffnet; reiche Gaben sind ihm von vielen Seiten geworden; die auf dem elterlichen Grundstücke ruhenden Schulden sind bezahlt; die im Gefängnisse angegriffene Gesundheit des Vaters ist wiederhergestellt; das Geschäft im glücklichen

Aufschwunge. Dank.) 4. Weise aus den vorstehend IV b aufgeführten Erzählungen zusammenstellend nach, wie verschieden sich die Liebe der Kinder gegen die Eltern offenbaren kann! Th. Roeser.

18. Ein guter Sohn, der im Glücke sich seiner geringen Eltern nicht schämt.

Pustkuchen-Glanzow. Lesebuch für die preußischen Schulen. Berlin 1876. II, 81.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hoch geehrten Generals von Zieten stand auch ein Rittmeister, mit Namen Kurzhagen.[1]) Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüt.[2]) Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden[3]) auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim[4]) ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren[5]) wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mußten[6]) sie zu ihm ziehen und aßen allezeit mit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.[7])

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische saßen. „Wie sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar achten?" war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind."[8])

Der brave General von Zieten hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste.[9]) Die Eltern des letztern wünschten dieses Mal selbst nicht, am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden.[10]) Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen an einem Tische?" Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten.[11])

Da stand Zieten auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen[12]), und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen[13]), nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister!" Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, wurde er zur königlichen Tafel gezogen.[14]) „Hör Er, Rittmeister," fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich?[15]) Wer sind Seine Eltern?"[16]) „Ew. Majestät"[17]), antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück teile, was ich Ew. Majestät verdanke."[18])

„So ist's recht," sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht geboren zu sein."[19])

I. Erläuterungen.

1. Die preußischen Regimenter führen nicht bloß bestimmte Nummern, sondern meist auch noch besondere Namen, welche sich teils nach ausgezeichneten Führern derselben, teils nach fürstlichen Personen richten, denen von des Königs Majestät nominell die Führung „verliehen" ist. Zieten-Husaren, Alexander-Regiment. Die Zieten- oder roten Husaren sind noch jetzt eine beliebte Truppe. Rittmeister ist gewöhnlich Befehlshaber einer Schwadron oder Eskadron, deren man jetzt 5 auf ein Reiter-

regiment rechnet. 2. Offen, freundlich, bescheiden, vertrauend, hingebend, voll Liebe gegen alle, denen er sich in seinem Herzen verpflichtet fühlte. 3. Der Verdienstorden, pour le mérite, wurde 1740 von Friedrich II. für Verdienste in dem damals bevorstehenden Kriege gestiftet, am 18. Januar 1810 erweitert, am 31. Mai 1842 durch eine Friedensklasse vermehrt. Das Ordenszeichen hat die Gestalt eines Landwehrkreuzes, das durch Einschnitte an den Enden achtspitzig gestaltet ist. Im Medaillon trägt es das Bildnis Friedrichs, im obern Arme den mit der Krone verzierten Namenszug, in den übrigen Armen die Inschrift: „Pour le Mérite". 4. Parchim, kleine Stadt an der Elde in Mecklenburg-Schwerin, unweit der preußischen Grenze. 5. Wahrscheinlich nach wieviel Jahren? 6. Durch seine kindlichen Wünsche und Bitten veranlaßt. 7. Viele Vornehme sehen oft mit Stolz, wohl gar mit Verachtung, herab auf die Geringen und Armen. (1. Sam. 16, 7. Der brave Mann, Str. 18.) Besonders findet man bei dem Offiziersstande oft Vorurteile im Benehmen gegen Personen geringerer Stände. Kurzhagen, selbst aus geringem Stande entsprossen, hat sich aber ein kindlich Herz bewahrt, so daß er a) jene Vorurteile nicht teilt, b) aus seinen Gesinnungen kein Hehl macht, c) 8. einen darüber spottenden Offizier in einer überzeugenden Weise abfertigt. Wieso? Seine Eltern waren die ersten Wohlthäter, ihnen gelten die ersten Pflichten; später erst gelangte er zu einem höheren Stande, darum stehen die Pflichten gegen diesen Stand auch erst in zweiter Linie. Gedanken des Offiziers! 9. Der brave General von Zieten, der selbst ein frommes, kindliches Gemüt besaß, freute sich über die Gesinnungsweise seines Rittmeisters, und wünschte selbst, einmal Zeuge derselben zu sein; darum teilte er Kurzhagen mit, daß er sein Gast sein werde. 10. Ziert die Großen der Welt Freundlichkeit und Wohlwollen gegen Niedere, so gebührt diesen wiederum aufrichtige Bescheidenheit gegen wahrhafte Größe. 11. Weil es den Anschein gewinnen konnte, als sei Kurzhagen, dem berühmten General gegenüber, seinen kindlichen Grundsätzen untreu geworden. 12. Die höchsten Ehrenerweisungen bei Tische. 13. Wünsche für das Wohlergehen einer Person auszusprechen, wobei die Tischgenossen mit den Gläsern gegenseitig anstoßen. 14. Eingeladen, an der königlichen Tafel mitzuspeisen. 15. Aus welcher gewiß vornehmen, hochgestellten Familie? 16. Für eitle Thoren eine Versuchung, die Wahrheit zu umgehen. 17. Anrede an Kaiser und Könige. 18. Gesinnungstreue, auch dem Könige gegenüber, und Bescheidenheit. 19. Königliche Anerkennung ehrenvoller Gesinnung.

II. **Vertiefung.** 1. Ort: Parchim; Rathenow, wo die Zieten-Husaren in Garnison stehen; Berlin, königl. Schloß. Zeit: unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege und einige Jahre später.

2. Personen. a) Rittmeister Kurzhagen stammt aus einer Bauernfamilie, ist der Sohn armer Landleute im Mecklenburgischen, zeigt eine große Vorliebe für den Soldatenstand, tritt bei Beginn des siebenjährigen Krieges freiwillig in das Zietensche Husaren-Regiment,

nimmt an allen wichtigen Ereignissen des Krieges teil, zeichnet sich stets durch Treue, Gewissenhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit aus, wird Rittmeister, erhält den Orden pour le mérite, bewahrt sich, trotz des rauhen Kriegerhandwerks, in seiner hohen Stellung ein kindlich-frommes Gemüt, besonders gedenkt er stets mit inniger Liebe seiner armen und geringen Eltern, besucht sie sofort nach Beendigung des Krieges und umarmt sie mit Freudenthränen auf offenem Markte, nimmt sie in sein Haus und an seinen Tisch, rechtfertigt seine Handlungsweise gegen einen spottenden Offizier, schämt sich hohen Vorgesetzten, selbst dem Könige gegenüber nicht seiner geringen Eltern, wird dafür von ersteren belobt.

b) Zieten ist ein berühmter General, hört von der Gesinnungs- und Handlungsweise Kurzhagens, freut sich darüber, will sich selbst überzeugen, ladet sich zu Gaste, befragt Kurzhagen, holt die Eltern selbst herbei, setzt sie neben sich, unterhält sich mit ihnen, bringt ihre Gesundheit aus, erzählt dem Könige.

c) Der König und die Eltern sind nur kurz gezeichnet.

3. Gedankengang und Gliederung: 1. K.'s Persönlichkeit. 2. Kurzhagen und seine Eltern. 4. Kurzhagen und der Offizier. 4. Kurzhagen und der General Zieten. 5. Kurzhagen und der König Friedrich II.

4. Grundgedanke: Wer seine Eltern, die ersten und größten Wohlthäter seines Lebens, achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht, geboren zu sein. (Friedrich II.)

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Ein dankbarer Sohn ist mehr wert als ein hochmütiger Rittmeister. (Zieten.) „Nennen Sie mich immer Sohn! Dieser Titel ist köstlicher für mich als die Königswürde! Die Erkenntlichkeit gegen Eltern hat keine Grenzen; man wird getadelt, wenn man zu wenig darin thut, niemals, wenn man zu viel thut." (Friedrich II.)

2. Anklänge u. s. w. Siehe „Kindesliebe" (Nr. 17)!

3. Vergleichung (I) mit „Kindesliebe" (II).

A. Ähnlichkeiten: Beide erzählen Beispiele kindlicher Liebe und Dankbarkeit; Eltern sind arm. Freudenthränen beim Wiedersehen. Kindliche Gesinnung findet Anerkennung und Belohnung; besonders von hohem Militär.

B. Verschiedenheiten: I Ein angesehener Rittmeister, II ein armer, junger Mensch. I Eltern, II nur Vater. I arm, aber frei, II verschuldet und gefangen. I Ehrenerweisung, II Befreiung aus Gefangenschaft. I Mitgenuß an irdischen Gütern, II Verkauf eigener Freiheit. I General und König, II Offizier. I Anerkennung, II Belohnung. II Allgemeine innige Teilnahme, I auch Spott.

4. Stilübung: a) Schreibe und lerne auswendig die „wörtlichen" Anführungen aus der Erzählung! b) Beschreibe den Einzug der zurückkehrenden Krieger in Parchim! c) Charakteristik Kurzhagens nach II, 2a. d) Parallele zwischen Joseph und Kurzhagen. Th. Roeser.

19. Vom Undank der Kinder.

(Nach Karl Stöber.)

Es giebt ein Sprichwort, das hat einen gar schlimmen Klang und wird auch euch nicht sonderlich gefallen. Da es aber die Erfahrung und der Volksmund erst zu einem Sprichwort gemacht haben, so kann es leider nicht ohne wahren Hintergrund sein. Das Sprichwort heißt: „Ein Vater kann leichter sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater." Es klingt fast unglaublich, aber doch liefert die nachfolgende Geschichte hierzu einen Beleg. Die Geschichte selbst trug sich in Nürnberg zu. Nürnberg liegt im Königreiche Bayern, und zwar im nördlichen Teile desselben, in Mittelfranken, an der Pegnitz. Die Stadt ist weithin bekannt und genannt wegen des Kunst- und Gewerbefleißes seiner Bewohner und zählt über 140 000 Einwohner. Nürnberger Spielwaren. „Nürnberger Tand geht durch alle Land'." Wenngleich nun alles das, was man von dieser Stadt noch sonst erzählen könnte, recht anmutig und erfreulich sich anhört, so ist dies doch keineswegs der Fall mit unserer Erzählung, wie ihr sogleich hören werdet.

I. **Unmittelbare Darbietung**. Vorlesen von seiten des Lehrers.

Es ist recht und wohlgesagt von alten weisen Leuten: „Gott, den Eltern und den Lehrern kann man nimmer vergelten." Leider aber wird gar oft erfüllt das gemeine Sprichwort: Ein Vater kann leichter sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater. So erzählt man ein Beispiel von einem Vater in Nürnberg; der hatte sechs Kinder und übergab ihnen alle seine Güter, Haus, Hof, Äcker und alle Barschaft, und versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren. Da er nun bei seinem ältesten Sohne eine Zeit lang war, wurde der Sohn sein überdrüssig und sprach: „Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, — und wo jetzt euer Armstuhl ist, soll seine Wiege stehen; wolltet ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?"

Da er nun eine Zeit lang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde auch der seiner müde und sprach: „Vater, Er hat gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh; will Er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?"

Der Vater ging, und da er eine Zeit lang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein, wie in einem Taubenschlage, und du kannst dein Mittagsschläflein nicht machen; willst du nicht zu meiner Schwester, der Käthe, gehen? Die wohnt an der Stadtmauer." Und der Alte merkte, wieviel es geschlagen hatte, und sprach bei sich selbst: „Wohlan, das will ich thun! — Ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Weiber haben ein weicheres Herz."

Da er aber eine Zeit lang bei seiner Tochter gewesen war, wurde auch sie sein überdrüssig und meinte, es sei ihr immer höllenangst, wenn der Vater in die Kirche oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe herunter müsse. Bei der Schwester Elisabeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zu ebener Erde.

Damit er in Frieden wegkam, gab ihr der Alte zum Schein recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie auch sein müde und ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier an der Pegnitz wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Gicht geplagt sei, dagegen ihre Schwester, die Totengräberin bei St. Johannes, hätte eine überaus trockene Wohnung. Der Alte glaubte selbst, sie könne recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lene.

Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu ihm: „Großvater, die Mutter sprach gestern zur Base Elisabeth, für dich gebe es kein besseres Quartier als in einer Kammer, wie sie der Vater grabe.“ Über diese Rede brach dem guten Alten das Herz, daß er in seinen Armstuhl zurücksank und starb.

St. Johannes nahm ihn auf und ist barmherziger gegen ihn als seine sechs Kinder; denn er läßt ihn in seiner Kammer immer ungehindert schlafen seit dieser Zeit. Darum sagt man im Sprichwort, daß ein Vater leichter kann sechs Kinder ernähren, denn sechs Kinder einen Vater, und giebt dem Alten den Rat: „Thue dich nicht aus, ehe du dich schlafen legst!“

II. **Vermittlung des Verständnisses.** a) Den Eingang zu dieser Erzählung bildet ein Ausspruch des Alters und der Weisheit; wie lautet er? Wer erzeigt allen Menschen Gutes? Welcher Sünde machen sich aber viele Menschen schuldig? Durch wen erzeigt euch Kindern Gott unzählige Wohlthaten? Was verdankt ihr den Eltern? Was können auch die Kinder nimmer thun? Welches Sprichwort leitet uns nun zu der eigentlichen Erzählung? b) Was wird darin vom Vater und was im Gegenteil von den Kindern behauptet? Was thut ein Vater (eine Mutter), ob es ihm auch schwer wird? Was thun aber manche Kinder nicht, besonders wenn's ihnen schwer fällt? Womit lohnen solche Kinder die elterliche Liebe? Unsre eigentliche Erzählung geht bis zu den Worten: „. . . . und starb“. Was wird zuerst von dem Vater erzählt? Welche Hoffnung setzte er in seine sechs Kinder? Wie haben sie sein Vertrauen gerechtfertigt? Was geschah beim ältesten Sohne? Warum gebraucht er diese leere Ausrede? Was erfahren wir über den Aufenthalt beim zweiten Sohne? Mit welchen Entschuldigungen bemäntelt dieser seinen Undank? Als was sogar sah der dritte Sohn den alten Vater an? Hinter welche lügnerischen, süßlichen Worte verkriecht sich sein undankbares Herz? Bei wem hoffte der Alte mehr Teilnahme zu finden? Aus welchen Worten schließen wir das? Doch was muß er schon bei der ältesten Tochter erfahren? Mit welcher Entschuldigung sucht sie sich des alten Vaters zu entledigen? Was that der Vater zum Schein, und wohin wendet er sich nun? Was wird uns aber auch von dieser berichtet? Was ließ sie dem Vater zu Ohren bringen, d. h. durch jemand sagen? Aus welchen zwei Gründen sagte sie es ihrem Vater nicht selbst? Was glaubte jetzt sogar der Vater? Welches war sein letzter Schritt? Was erzählte ihm schon nach zwei Tagen sein kleiner Enkel? Welches ist der Sinn dieser Rede? Was wünschten also diese Töchter sogar? Der alte Vater sah sich von seinen sämtlichen Kindern verstoßen; er war am Ende und wußte nicht, wo er fernerhin Aufnahme und Pflege finden sollte. Sein Kummer und Herzeleid war mit jedem Umzug gestiegen, und wie wirkte nun dieser letzte harte Schlag auf den alten, geängsteten Mann? c) Was berichtet nun der Schluß zuerst noch über den verstorbenen Vater? Welches Sprichwort hat also hier leider seine Bestätigung gefunden? Welcher Rat folgt aus dieser Geschichte für die Alten? „Thue dich — legst!“ = Behalte einen Zehrpfennig für das Alter, damit es dir nicht ähnlich ergehe!

III. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben: 4. Gebot. Verheißung desselben. Durch Erfüllung dieses Gebotes, das nicht mehr in

dem Katechismus dieser Kinder zu stehen schien, verdienst du dir der Eltern Segen. Sir. 3, 11. Des Vaters Segen ꝛc. Sir. 3, 14. Liebes Kind ꝛc. Sage nicht: „Vater und Mutter sind doch gar zu Kindern geworden, hat's Not, sie an- und auszukleiden!" Bist auch einmal Kind — hilfloser denn sie — gewesen; Elternliebe hat dich sorglich gepflegt; du weißt kaum noch von ihren Sorgen und Mühen um dich. Sprichwort: „Undankbaren Kindern wächst die Hand zum Grabe heraus!" Sinn: Solche Kinder werden auch im Grabe noch nicht Ruhe finden, sie werden vielmehr die Hand noch herausstrecken nach Verzeihung ihrer Sünde des Undanks. Solch Fünffingerkraut wächst leider auf so manchem Gottesacker!

2. Verwandtes: Absalom. Elis Söhne. Der Großvater und der Enkel. Entgegengesetzte Beispiele zur Nachahmung: Ruth. Gustav III. und das arme Bauernmädchen. Kindesdank. Kurzhagen. Kindesliebe. Joseph.

3. Rede- und Stilübungen: Gieb an, was der Vater an seinen sechs Kindern gethan hat! Erzähle vom Herzeleid des Vaters! Erweise die Wahrheit des angezogenen Sprichwortes an der Hand der Geschichte! Inwiefern gleichen diese Kinder dem Absalom? Stelle dem Undank dieser Kinder die Handlungsweise der Ruth gegenüber! Welche Wohlthaten verdankt ein Kind seinen Eltern? L. Wolf.

20. Der kleine Friedensbote.

Karl Stöber. Erzählungen. Gesamtausgabe. I. Bd. 3. Aufl. Leipzig u. Dresden 1861. S. 192.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe. Wenn der Bäcker in seinem Obstgarten an Stelle eines ausgedienten Invaliden eines Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume oder einen Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. Zu Ostern, zu Martini oder am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer mit einem großen Korbe zu den Nachbarsleuten herüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was ihr der Hase oder der gute Märtel oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatte. Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber.

Aber ihre Männer hatten ein jeder einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen braunen, Feldmann, und der Bäcker einen kleinen schneeweißen, Mordax. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlechte zu haben. Da geschah es eines Tages, daß der Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genick vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon. — Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten

Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar mit der weißen Schürze blieb nichts schuldig; Kinder und Leute liefen zusammen, und — hätten sie ihn nur sehen können! — Satan stand gewiß in einer Ecke der Gasse und blies mit vollen Backen in das Feuer. — Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbar beim Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorn der beiden Männer unter, und den Tag darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Mordax mit einem Reichsthaler zu büßen. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die angelaufenen Sporteln teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin ihren Weg links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts. Saß der Bäcker im Posthause in der Stube beim Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Kabinett. Für die Kinder des Gerbers gaben weder der Osterhase, noch der Märtel, noch das heilige Kind durch die Frau Patin mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! ich hole das Brot.“ Dann sagte er zum Vater: „Heute aber laufe ich nicht lange herum; wenn es beim Thorbäcker kein Brot giebt, geh ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thor herein, laut singend, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut' geh' ich zum Herrn Paten! heut' geh' ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Ölzweiges hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hineinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wiederkommen.“

Noch an dem nämlichen Abend wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit Thränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte; denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in ein Nervenfieber und aus diesem, nach wenigen lichten Augenblicken, in den Todesschlummer. Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ!

I. **Wort- und Sacherklärung.** Die gelbe und die weiße Schürze = der Gerber, weil er eine gelbe, und der Bäcker, weil er eine weiße Schürze trägt. Aus der Taufe heben = Pate sein. Ausgedienter Invalide = vertrockneter Baum. Im eigentlichen Sinne ist ein Invalide ein durch Wunden oder Alter kriegsuntüchtig gewordener Soldat; mit einem solchen ist der abständige Baum verglichen. Rekrut (in eigentlicher Bedeutung) = der zum Kriegsdienste neugeworbene Soldat, der an die Stelle des ausgedienten tritt; hier in uneigentlicher Bedeutung: der junge Baum. Baumschule = ein Platz, auf welchem viele junge Bäumchen stehen, die veredelt werden sollen. Hob den schönsten Mann aus = bildlich für „den schönsten Baum“, ein Vergleich mit der Aushebung beim Militär.

Eine Pflaume oder ein Apfel = ein Pflaumen- oder Apfelbaum. Posten = Platz. Fetter oder magerer Platz = fruchtbarer oder unfruchtbarer Boden. Martini = der 11. November, der Gedächtnistag des 402 gestorbenen Bischofs Martin. Die kleinen Paten = die Kinder, welche die Bäckerin aus der Taufe gehoben hatte. Der Hase: daß der Hase den Kindern Ostereier bringt, hängt mit der Göttin Ostara, die bei den alten Germanen die Göttin des Frühlings war, zusammen. Das Ei ist ein Symbol des keimenden Lebens; daß man den Hasen dazu erwählt hat, die Eier, und zwar recht viele zu bringen, kommt daher, weil das Weibchen viermal im Jahre und im ganzen 8—12 Junge wirft und deshalb das Symbol der Fruchtbarkeit ist. Rot sind die Ostereier vielleicht deshalb, weil Ostara auch die Göttin der Morgenröte ist und diese dadurch versinnbildlicht werden soll. Der gute Märtel = Martin. Der oben genannte Bischof gilt in Süddeutschland als Bote des Christkindleins, der zusieht, ob die Kinder auch so brav waren, daß sie schöne Weihnachtsgeschenke erhalten können. Am Vorabend des Martini stellen die Kinder einen Teller auf, und am andern Morgen liegt Backwerk darauf. In Norddeutschland geschieht das am Nikolaustag, Sankt Nikolaus, plattdeutsch „Sünteklas“. Serviette = Tellertuch, kleines Tischtuch. Spenden = Geschenke. Die Herzen der beiden Weiber rückten sich näher = die beiden Frauen wurden immer befreundeter miteinander. Feldmann = Bezeichnung für einen großen Jagdhund. Mordax = ein lateinisches Wort, welches beißend, scharf bedeutet; also ein kleiner, bissiger Hund. Behauptete ein Kalbsknöchlein = er suchte einen Kalbsknochen, als ihm gehörend, gegen den Feldmann zu verteidigen. Mit zermalmtem Genick = mit in kleine Teile zerbissenem Genick. Mit eingezogenem Schweife = ein Zeichen der Scham. Raubmörder = derjenige, welcher bei einer Beraubung zugleich einen Mord begeht. Die Handgranate = der schwere Stein, als Wurfgeschoß mit der Hand. Schuß = Wurf. Blieb nichts schuldig = er schimpfte wieder. Satan stand gewiß in einer Ecke der Gasse und blies mit vollen Backen in das Feuer = der Teufel, der seine Lust daran hatte, das Böse noch zu verschlimmern, stand in der Ecke, d. h. unbemerkt im Hinterhalte, und suchte den Streit dadurch, daß er den Zankenden böse Eingebungen machte, zu vergrößern, gleichsam wie der Blasebalg das Feuer anfacht. Kampfplatz = Straße. Die Sonne ging über dem Zorn der beiden Männer unter = als der Abend hereinbrach, hatten sie sich noch nicht wieder miteinander versöhnt. Widerpart = Gegner. Sporteln = Gerichtsgebühren. Es war zwischen ihnen eine große Kluft = sowie eine Kluft in einem Felsen denselben so gespalten hat, daß beide Teile weit auseinander sind, und wie eine große Kluft zwischen dem reichen Manne in der Hölle und dem armen Lazarus in Abrahams Schoß befestigt war, so war auch zwischen den beiden Familien eine so große Feindschaft, daß sie nicht mehr zusammen kamen. Kabinett = ein kleines, abgesondertes Nebenzimmer. Der Wecken = ein keilförmiges Weizenbrötchen. Helm = Abkürzung für Wilhelm.

Thorbäcker = der Bäcker, der am Thore wohnt. Daß es die ganze Gasse hören konnte = die Bewohner der Straße. Das verquollene Fenster = das Fenster hatte sich durch die Feuchtigkeit so ausgedehnt, daß es schwer zu öffnen war. Zum Tempel hinein = zum Hause hinein. Statt des Ölzweiges hatte er einen geschenkten Eierring = Noah entsandte eine Taube, die um die Abendzeit mit einem Ölblatt, einem Bilde des Friedens, zurückkehrte. Der Eierring, ein ringförmiges, aus Eiern und Mehl zubereitetes Gebäck, vertritt in unserer Erzählung die Stelle des Ölblatts. Die Herzensreinheit und Unschuld (die Taube, der kleine Helm) ist ein treuer Bote, der nicht unverrichteter Sache wiederkehrt. Unseliger Zwist = höchst unglücklicher Streit. Ein lichter Augenblick = ein Augenblick, in dem ihm der Verstand klar wird. Urständ = Auferstehung.

II. **Fragen über den Inhalt.** Weshalb heißt die Überschrift „Der kleine Friedensbote"? Was sind Nachbarn? Worüber mögen sie sich wohl in der ersten Zeit ihres Bekanntwerdens miteinander unterhalten haben? (Über allgemeine Stadtneuigkeiten.) Worüber wohl, als sie befreundeter miteinander wurden? (Über ihre eigenen Angelegenheiten). Welche Gefälligkeiten erwiesen sie sich gegenseitig? Wodurch bewies die Bäckerin ihre Freundschaft? Wie kam es, daß der Mordax totgebissen wurde? Weshalb warf der Bäcker dem Feldmann einen Stein nach? Welche Folgen hatte der unglückliche Wurf? Wie entstand der Prozeß zwischen Bäcker und Gerber? Wie lautete das Urteil? Wodurch bewiesen die Frauen ihre gegenseitige Feindschaft? Wodurch die Männer? Was war die Folge davon für die Kinder des Gerbers? Wie lange dauerte die Feindschaft? Was war die Veranlassung dazu, daß der kleine Helm wieder einmal vom Paten Wecken holte? Wie wurde er zum Friedensboten? Was geschah noch an demselben Abend? Was am folgenden? Weshalb war es hohe Zeit, daß sie sich wieder miteinander ausgesöhnt hatten?

III. **Vertiefung in den geistigen Gehalt.** 1. Schilderung des Kampfplatzes der beiden Hunde: Wir denken uns in die Straße eines Städtchens versetzt. Auf der grünen Bank, die vor dem Hause des Bäckers steht, sitzt ein Mann mit weißer Schürze; hinter dem geschlossenen Fenster des gegenüberliegenden Hauses steht ein Mann mit gelber Schürze. Beide sehen dem Kampfe eines großen, braunen Jagdhundes mit einem kleinen, weißen Hunde zu. Jener will dem kleineren einen Kalbsknochen, mit dem dieser soeben aus dem Hause gekommen war, entreißen. Der kleine wehrt sich heftig, bis ihn plötzlich der größere ins Genick beißt. Das Hündchen stürzt tot hin; der Jagdhund schleicht mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon. Der Bäcker springt von der Bank auf, nimmt einen bei der Bank liegenden dicken Stein und wirft ihn dem Hunde nach. Der Stein fliegt ins gegenüberliegende Fenster und hätte beinahe den Gerber, der rasch zur Seite springt, getroffen. Der Gerber reißt das Fenster auf; die Männer geraten in einen heftigen Wortwechsel. Deren Frauen und Kinder sehen auch zum Fenster hinaus,

mischen sich jedoch nicht in den Streit. Die Bewohner der anderen Häuser kommen auf die Straße und hören neugierig zu. Der Bäcker geht endlich ins Haus, der Gerber eine Weile danach auch, nachdem er noch einige Worte mit einem Nachbarn gewechselt hat, und nach und nach ziehen sich die Gaffer wieder in ihre Häuser zurück.

2. Charakteristik der Personen: Beweise, daß der Bäcker wie der Gerber gefällig, ein Obstfreund, Hundeliebhaber, leicht aufbrausend war, ohne Überlegung handelte, sich vor dem andern nicht beugen wollte, endlich aber sich versöhnlich zeigte!

Gieb Beweise dafür an, daß die Bäckerin freigebig und eine Kinderfreundin war! Beweise, daß beide Frauen sorgsame und fleißige Hausfrauen und weichherzig waren! Beweise, daß der kleine Helm neugierig, dienstfertig, anhänglich an seinen Paten und lustig war, den ihm vom Paten gegebenen Auftrag pünktlich ausführte!

3. Übersichtliche Darstellung des Inhalts: a) Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Bäcker und Gerber, b) die Entstehung und die Folgen des feindlichen Verhältnisses, c) die Aussöhnung der beiden Familien.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung: Halt's mit den Nachbarn, so viel an dir ist! Guter Nachbar an der Wand ist besser als Bruder über Land. Halte den Nachbar, er hält dich wieder! Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Röm. 12, 18: Ist's möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden! — Eph. 4, 26: Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen! Vergl. Sprüche 27, 10 u. 18, 24!

2. Rede- und Stilübungen. a) Gieb Ursachen an, durch welche gute Freunde oft die erbittertsten Feinde werden können! b) Gieb Sprichwörter an, die vom Frieden handeln! c) Beweise aus der Erzählung die Wahrheit des Sprichworts: „Halte den Nachbar, er hält dich wieder!“ d) Kürzung der Erzählung. e) Nenne Geschichten aus deinem Lesebuche, in denen jemand den Frieden vermittelt! f) Erzähle von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Gerber und dem Bäcker! g) Beschreibe die Szene auf der Straße nach dem Tode des Hundes! h) Der Knabe des Gerbers erzählt einem Schulkameraden die Versöhnung seines Vaters mit dem Bäcker. i) Eine Nachbildung. (Ein Tischler und ein Metzger sind gute Freunde, verfeinden sich aber durch eine unvorsichtige Äußerung des Metzgers im Wirtshause. Der Sohn des Metzgers ladet den des Tischlers zum Geburtstage ein, der Knabe bringt als Geschenk eine Wurst mit nach Hause. Aussöhnung.) k) Suche aus dem Lesestücke alle Wörter, zu denen du ein gleich- oder ähnlich lautendes Wort setzen kannst, z. B. waren (die Waren, wahren); einmal (ein Mal, ein Mahl); sich (siech, der Sieg); wenn (wen); Stelle (stelle, die Ställe, stehle, stähle); Mann (man, mahn'); er (die Ehr', das Öhr); ferner zu folgenden Wörtern: den, oder, kam, Tiere, daß, ehe, Bank, lag, Herr, Hunde, an, riß, fing, ihn, Ecke, Gasse, verließ, Sonne, viel, im, in, für,

weder, fast, drei, Ende, war, Wecken, auch, rief, hole, sagte, heute, wieder, ließ, singend, statt, bald, sie, Faden, Zeit! 1) Setze an Stelle der Wörter, für die du einen andern, dasselbe besagenden Ausdruck finden kannst, andere! Z. B.: Ein Gerber und ein Bäcker waren einst Nachbarn, und dieselben lebten miteinander in bestem Einverständnisse ꝛc.

3. Einlesen und mündliche Wiedergabe. J. Gossel.

21. Ein guter Herr.

Wilhelm Örtel. (W. O. v. Horn.) Illustr. Lesebuch v. Seltzsam. Breslau 1870. II. 168.

Mendelssohn-Bartholdy war ein großer Meister der Musik, der in unserm deutschen Vaterlande nimmer vergessen werden soll. Hoch angesehen und verehrt war er schon bei seinen Lebzeiten, wie er es verdiente; denn er war auch ein edler Mann.

Eine Reihe von Jahren, während er in Leipzig wohnte, hatte er einen braven Diener, Namens Krebs, aus Lichtenau bei Lauban in der Oberlausitz gebürtig, Sohn einer armen Witwe, die noch für vier andere Kinder zu sorgen hatte. Krebs war ein guter Mensch und seinem lieben Herrn treu ergeben; aber er war auch ein guter Sohn und Bruder, der seine Lieben daheim nicht vergaß, als es ihm gut ging, und die schweren Sorgen des treuen Mutterherzens dadurch zu erleichtern suchte, daß er dem Mütterlein alle Monate zwei Thaler sandte von seinem ehrlich verdienten Lohne. Mehrere Jahre hindurch waren diese Kindesgaben der armen Mutter zugeflossen, und oft hatte sie dieselben mit Freudenthränen, mit Dank gegen Gott und mit dem Segensgebete für den lieben Sohn empfangen; da — kam ein Brief von Leipzig an, der von fremder Hand geschrieben war. Zitternd erbricht ihn die Mutter. Er war von Herrn Mendelssohns Hand und enthielt die traurige Nachricht, daß der Sohn gefährlich erkrankt sei und noch einmal sein Haupt an die treue Mutterbrust zu legen wünsche; sie möge doch eiligst kommen. Zugleich hatte der edle Mann zehn Thaler eingelegt, damit der Mangel an Geld die Reise nicht hindere.

Du armes Mutterherz, welch eine schwere Reise war das für dich! Wie magst du gepocht, gebebt, gebetet haben! — Und doch ruht der gute Sohn schon im kühlen Grabe, als die Mutter die Türme Leipzigs erblickt. Sie kommt an, und Herr Mendelssohn ist's, der sie liebevoll empfängt, der sie sanft vorbereitet auf den schweren Schlag, der mit ihr trauert um den guten Sohn und ihr dann den heiligen Trost in ihre Seele flößt. Er geht mit ihr zu dem teuern Grabe und richtet die Gebeugte auf mit froher Hoffnung des Wiedersehens.

So hält er die arme Mutter bei sich, so lange sie bleiben kann und will. Und als sie endlich die traurige Heimreise antritt, händigt er ihr des Sohnes Ersparnisse ein mit neunhundertfünfzig Thalern, legt zwölf Thaler für die Heimreise zu und übergiebt der Witwe eine Schrift, in der er ihr verspricht, jeden Monat zwei Thaler zu senden, solange sie lebe.

Und das hat er redlich gehalten bis zu seinem Tode. Vergelt's ihm Gott droben im Himmel, wo er nun auch schon ist!

I. **Vorbereitung.** Unser großer Dichter Goethe beginnt eines seiner schönsten Gedichte, überschrieben: „Das Göttliche", mit der Strophe:

„Edel sei' der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen."

Unser lieber Herr und Heiland stellt die christliche Bruderliebe, von der doch hier die Rede ist, sogar als das Wahrzeichen hin, an dem man seine Jünger erkennen soll (Joh. 13, 35).

Was heißt aber edel sein? Zunächst bedeutet es nur, von Adel sein, d. i. von hohem Geschlechte abstammen, von einem Geschlechte, das über den bürgerlichen Geschlechtern steht. Weiter sodann nennt man das edel, was weit über dem Gemeinen seiner Art an Geltung steht, ja diesem entgegengesetzt ist, wie man beispielsweise von edlem Obste, Edelsteinen spricht. Endlich aber heißt edel sein, sich durch vortreffliche Eigenschaften des Herzens, durch Hilfsbereitschaft gegenüber den Notleidenden auszeichnen, worauf die Synonymen „edelherzig" und „edelmütig" näher noch hindeuten.

So war Bürgers „Braver (Bauers-) Mann" ein edler Mann und seine That eine edle. Hier schlug unter einem groben Kittel ein edles Herz. Nun aber sollt ihr von einem vornehmen und hochgestellten Manne hören, der gleich edel, hilfreich und gut sich erwies.

II. **Vorlesen der Erzählung.**

III. **Erläuterungsfragen.** Von wem ist zuerst die Rede? — Wisset, daß Mendelssohn-Bartholdy, gestorben i. J. 1847, hochberühmt ist unter den Tonmeistern der Neuzeit. Tiefe und gerechte Trauer empfand man, nicht in Deutschland allein, sondern weit über dessen Grenzen hinaus, beim Tode des Gefeierten. Warum aber insonderheit auch? —

Wo wohnte er längere Zeit? — Wen lernen wir weiter kennen? Wie wird M.-B. in der Überschrift genannt? — Wie hier im Texte Krebs, sein Diener? (Ein „guter Mensch, guter Sohn und Bruder".) — Einen Herrn, der seine Diener nicht hart behandelt, nennen diese einen guten Herrn, und ist er nachsichtig, herablassend und geneigt, ihr Bestes zu befördern, so heißt er ein gütiger Herr. — Warum heißt der Diener zunächst ein „guter" Mensch? Was wird noch besonders von ihm als Diener gerühmt? Inwiefern war Krebs ein guter Sohn und Bruder? — Wann und wo ging es ihm gut? — Welches Zeitwort ist weiterhin bildlich (figürlich) gebraucht? („Fließen" = aus etwas hervorgehen, z. B. diese Schrift ist aus seiner Feder geflossen.) Was heißt, etwas „erbrechen"? (Brechend öffnen, mit Gewalt trennen.) — Ergänze das zu Anfang des folgenden Satzes fehlende Zeitwort! — Nach wem sehnte sich der Kranke? Was wünschte er noch einmal thun zu können? — Was machte die Reise für die Mutter so schwer? Was mag das Pochen des Mutterherzens verursacht haben? (Die Ungewißheit, ob der Sohn, der doch „gefährlich" erkrankt war, noch am Leben sein werde bei ihrer Ankunft.) Woher das Beben des Mutterherzens? (Von der Befürchtung, der Tod könne ihr den braven Sohn rauben.) Wie mag sie gebetet haben? — „Kühl" = mehr kalt als warm. (Vergl. „Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab" ꝛc.) —

„Sanft“ vorbereiten = mit vor- und umsichtiger milder Rede. — „Schlag“, uneigentlich für Unglücksfall; daher Schicksalsschläge; statt schwerer Schlag pflegt man öfter noch zu sagen ein harter Schlag. „Heiliger Trost“ = der aus der heiligen Schrift geschöpfte Trost. („Gottes Fügung.“ — „Eingang in das bessere Jenseits.“ — „Hoffnung auf das Wiedersehen droben.“ — „Gott verläßt die Witwen und Waisen nicht.) „Flößen“ (einflößen), von fließen, ist figürlich so viel als etwas allmählich beibringen. „Gebeugte.“ — Wer eine schwere Last auf den Schultern trägt, geht gebeugt einher. Wendet dies bildlich auf die Witwe an! — „Redlich halten“ = ein rechtschaffener und ehrlicher Mann hält redlich Wort, treu der Rede, die er gethan, dem Versprechen, das er gegeben, der Verpflichtung, die er eingegangen. Mit welchem Wunsche schließt die Erzählung? (Vergl. Hiob 34, 11. „Gott vergilt dem Menschen, danach er verdient hat.“) — „Himmel“, biblisch und überhaupt religiös: „Der Aufenthalt Gottes, der guten Engel und Seligen, entgegen der Erde und der Hölle.“

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Gebot der Nächstenliebe im allgemeinen. Wer ist mein Nächster? — b) Pflichten der Herren gegen die Untergebenen. (Nur kurz!) Kol. 4, 1. — „Der Hauptmann von Kapernaum.“ — Alter Spruch:

„Du sollst der Knechte schonen,
So dir dienen um Lohnen;
Gedenk, daß ihr einer ist
Ein Mensch, als du selber bist!“

c) Pflichten der Untergebenen gegen die Herren. (Dienstbotensünden: Faulheit, Nachlässigkeit, Klatschsucht ꝛc.) Ein Dienstbote, der Christo dient, macht auch den Dienst der irdischen Herren zu einem rechten Gottesdienste. 1. Tim. 6, 1. 2. —

2. Rede- und Stilübungen. Wiedergabe der Erzählung in einem Briefe, in welchem die Witwe Krebs kurz nach dem Tode Mendelssohn-Bartholdys einem ihrer fernen Brüder obige Thatsachen ausführlich berichtet und ihrem Dankgefühle gegen beide Tote Ausdruck giebt. Franz Knauth.

22. Der freundliche Herr.

Joh. Friedrich Ahlfeldt.

I. **Vorbereitung.** Als ich einst den Harz, das nördlichste Gebirge Deutschlands, durchwanderte, fand ich inmitten eines dichten Waldes einen großen, freien Platz. Auf demselben erblickte ich einen hohen, mit Rasen belegten, rauchenden Holzhaufen. Nicht weit davon stand eine Reisighütte. In derselben lagerten einige Männer. Ihr Aussehen verriet mir, daß es Köhler oder Kohlenbrenner waren, die in ihren Meilern oder bedeckten

Holzstößen durch langsames Verbrennen das gespaltene Holz in Kohlen verwandelten. Ich trat zu ihnen und bat sie, mir die Vorgänge beim Kohlenbrennen zu zeigen. Bereitwillig erfüllte einer der Männer meinen Wunsch. Unter den Dingen, die er mir zeigte, war ein alter Karren (zweirädriger Wagen), auf den er geheimnisvoll und mit sichtlicher Rührung blickte. Ich fragte nach der Bedeutung des Karrens und erfuhr folgende Geschichte:

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Vorlesen mit eingeschalteten kurzen Erläuterungen.

Was der Tau des Morgens für die Pflanzen ist (eine Erquickung), das ist das herzliche Wort (das vom Herzen kommt), der freundliche Blick für die Arbeiter in ihren sauren (mühe- und arbeitsvollen) Stunden. An einer Stätte im Harzgebirge bewahren die Kohlenbrenner noch heute einen Karren mit großer Sorgfalt (Schonung) auf. Sie baten nämlich in teurer Zeit (in welcher alle Lebensbedürfnisse viel kosteten) ihren Grafen (den Besitzer der Wälder), er möchte ihnen den Lohn erhöhen. Sein Oberaufseher meinte, es sei nicht nötig, die Arbeit sei hinlänglich gelohnt (ausreichend bezahlt). Da schlägt ihm der Graf vor, sie wollten einmal selbst prüfen (untersuchen), wie schwer die Arbeit sei. Darauf spannte er sich selbst samt seinem Oberaufseher in einen beladenen Karren, und jeder fuhr den seinen hin bis an die bestimmte Stätte. Als sie da waren, meinten beide, es sei doch eine recht saure (schwere) Arbeit, und es könnte wohl den Leuten ein mehreres an Lohn gegeben werden. So geschah es auch. —

Lange ruht der Graf in der Erde; aber so oft der Fremdling (der hier nicht seine Heimat hat) an den Ort kommt, zeigen ihm die Arbeiter den Karren und sagen ihm: „Den hat unser seliger Herr Graf gezogen!“ Noch heute erscheint ihnen diese Teilnahme als ein Licht in den Mühen ihres Lebens.

2. Erläuterungsfragen. Womit wird das herzliche Wort, der freundliche Blick des Herrn verglichen? Was denkst du dir unter herzlichen Worten? Wann wird der Blick freundlich genannt? Warum sind herzliche Worte und freundliche Blicke für den müden Arbeiter gleichsam Tau? Wann erblickst du Tau auf den Pflanzen? Wie ist die Pflanze, ehe sie der Tau benetzt? Wovon ist die Pflanze welk geworden? Welches Aussehen erhält sie durch denselben? Wie wird der Arbeiter bei unausgesetzter Arbeit? Was erquickt und erhebt ihn dann wieder? ꝛc.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Ich sehe mitten im Hochwalde einen ebenen, von Bäumen entblößten Platz, den rings hohe Bäume umgeben. Auf dem Platze stehen einige Reisighütten, liegen große Holzstämme und erheben sich backofenförmige Meiler. In gewissen Entfernungen sind auf dem Boden runde Plätze, von Kohlenstaub bedeckt, auf denen früher Meiler gestanden haben. In der einen Hütte steht ein Mann vor einem lustig flackernden Feuer. Er bereitet das Mittagsmahl. Andere Männer zerschneiden die umherliegenden Holzstämme zu kleinen Stücken; andere bilden daraus kunstgerechte Haufen mit regelmäßigen Zwischenräumen; wieder andere bedecken solche mit Reisern und Rasenstücken und zünden unten, im Innern dieser Meiler, ein Feuer an. Da steigt nun wohl ein starker Rauch aus dem Haufen, aber ich sehe keine Flamme. Es muß sorgfältig darüber gewacht werden, daß das Feuer nur glimmt,

aber nicht durch den Zutritt von frischer Luft in helle Flammen aufschlägt, sonst würde alles zu Asche verbrennen. Viele Wege führen aus dem Walde auf diesen Platz. Auf denselben kommen Männer und ziehen Karren, die mit schweren Holzstämmen beladen sind. Die Arbeit muß ihnen schwer werden, denn von ihren Gesichtern trieft der Schweiß. Auf dem Platze angekommen, heben sie das Holz von den Karren. Sie eilen nach der Reisighütte. Dort steht oder hängt in einer Ecke unbenutzt ein alter Karren, der gleichsam der Ehrenschmuck der Hütte ist.

2. Personen. a) Der Graf hört die Arbeiter an; er macht dem Oberaufseher einen Vorschlag; er will die Arbeit selbst prüfen; er spannt sich an den Karren; er findet, daß die Arbeit sauer sei; er erhöht den Lohn. b) Der Oberaufseher erteilt schlimmen Rat, muß sich mit an den Karren spannen, findet auch, daß die Arbeit sauer sei, ändert seine Gesinnung. c) Die Arbeiter litten Not, baten ihren Herrn, vertrauten ihm, ehrten ihn noch nach seinem Tode. Eigenschaften: Der Graf war teilnahmsvoll, einsichtig, wohlthätig. — Warum? — Der Oberaufseher war erst teilnahmslos, dann bekehrt. — Warum? — Die Arbeiter waren fleißig, bescheiden, dankbar. — Wie zeigten sie dies?

3. Gliederung. 1. Einleitung. 2. Bitte der Arbeiter. 3. Vorschlag des Grafen. 4. Ausführung. 5. Lohnerhöhung. 6. Dankbarkeit der Arbeiter. 7. Grundgedanke: Wie der Tau des Morgens 2c. Wer Liebe säet, wird Dank ernten.

IV. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Erleichtere die Bürden deines Nächsten durch freundliche Mienen, teilnehmende Worte und großmütige Unterstützungen! Ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert!

2. Anklänge an Verwandtes: Pharao drückte Israel mit schwerer Arbeit. Jak. 5, 4: Siehe, der Arbeiter Lohn —. Die Freundlichkeit des Boas (Boz) gegen seine Schnitter. — Das Rotkehlchen. — Wie du hinein rufst in den Wald, so dir es auch entgegenschallt.

3. Rede- und Stilübungen. a) Kurzer Inhalt nach III, 3. b) Aufschreiben aus dem Gedächtnis. c) Erzähle von dem Grafen, von den Arbeitern, von dem Oberaufseher! d) (Nach Drobe.) Erzählung mit verändertem Ausgange: 1. Der Graf schlägt die Bitte ab; 2. die Arbeiter verlassen ihr Werk, gehen müßig und geraten in Not; 3. auch der Graf hat großen Nachteil. e) Der Schauplatz. H. Kellner.

23. Geiz ist die Wurzel alles Übels.

Friedrich Ahlfeld. Volksblatt für Stadt und Land. Halle 1847. S. 453. (Gekürzt).

I. **Vorbereitung**. Was that Judas Ischarioth? Er verriet den Herrn. Warum? Aus Geiz, da er 30 Silberlinge sich verdienen wollte. War es wirklich Geiz? Es heißt: Er trug den Beutel und war ein Dieb.

Wovon ward der Geiz die Wurzel oder die Ursache? Vom Verrate, von Judas' Selbstmord und des Herrn Jesu Tod. — Der Geiz ist die Wurzel alles Übels. Das beweisen Hunderte von Beispielen. Ich will euch ein solches vorlesen!

Die Jahre 1779, 80 und 81 waren Wasser- und Hungerjahre.[1] Damals lebte in den Odergegenden ein Mann, dessen Feld war Höhenland[2] und hatte gut getragen. Und sein Feld war groß, so daß er eine gewaltige Masse von Roggen in der Scheuer und endlich auf dem Boden hatte. Hoch waren die Preise schon im Herbste. Mit dem Winter und dem Frühjahre stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thür des Reichen; mancher Handwerker bettelte, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen.[3] Alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir einen Satz gemacht[4]; der Boden wird nicht eher geöffnet[5], bis der Scheffel 8 Thaler kostet. Dabei bleibe ich!“ Und zum Zeichen hatte er an die Bodenthür eine große schwarze 8 mit Kohle gemalt. Der Winter verging, der Mai kam heran, und die Preise waren hoch gestiegen; denn die Fluten hatten großen Schaden gethan.[6] Am 7. Mai kam ein armer Leinweber, ein ehrlicher Meister aus dem Orte. Sein Gesicht sah vor Hunger und Grämen selber aus wie graue Leinwand.[7] Er zählte ihm, damit der reiche Mann Geld sähe, für einen halben Scheffel 3 Thaler 22 Groschen auf den Tisch. Die 22 Groschen bestanden aus Dreiern, Sechsern und Groschen, denn der Mann hatte alles zusammengesucht.[8] Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft euch nicht! der Scheffel kostet 8 Thaler; das ist mein Satz. Eher thue ich meinen Boden nicht auf. Und dann muß es ordentlich Courant sein.“[9]

Des Bauern Söhnlein, ein Bürschchen von zehn Jahren, zupfte den Alten am Rocke: „Vater, gebt's ihm doch!“ Aber der Vater prägte ihm mit einem Rippenstoße andere Grundsätze ins Herz.[10] Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heim wandern.[11] Den 8. Mai in der Abenddämmerung[12] kam die Zeitung an. Einen Blick hinein, und der Bauer fand, was er finden wollte: Roggen 8 Thaler.[13] Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er nahm ein Licht, ging auf den Boden und wollte übersehen, wieviel er wohl verfahren könne, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre.[14] Indem er so durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschreitet, strauchelt er an einem umgefallenen Sacke, fällt selber, das Licht fliegt ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh, der daneben liegt. Ehe er sich aber aufraffen konnte, steht das Stroh in hellen Flammen. Mitternacht an demselben Tage, wo der Scheffel Roggen 8 Thaler galt, wo er auf seinen Satz gekommen war und seinen Boden geöffnet hatte, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann.

II. **Erläuterungen**. 1. Regen und Überschwemmungen vernichteten die Feldfrüchte. Die Preise gingen in die Höhe, und es ward eine Teurung. Die Armen hatten kein Geld zum Kaufen und mußten hungern. 2. Das Land auf den Höhen, die das Oderthal einfassen, war nicht überschwemmt worden. 3. Warum klopfte mancher Handelsmann an die Thür? Warum bettelte mancher Handwerker? 4. Preis festgesetzt. 5. Nicht eher wird Roggen verkauft. 6. Warum stiegen dadurch die Preise? 7. Totenbleich und abgemagert. Wovon? 8. Warum bestanden die 22 Groschen aus Dreiern, Sechsern und Groschen? 9. Was ist ordentlich Courant? 10. Brachte ihn durch einen Rippenstoß zum Schweigen. 11. Wegnehmen und fortgehen. 12. Es war schon dunkel, und man brannte Licht an. 13. In der Zeitung stand die Nachricht, daß der Scheffel Roggen 8 Thaler kostete. 14. Er wollte mit dem Lichte in der Hand auf dem Roggenboden

sehen, wieviel er etwa Getreide zu verkaufen hatte, und danach seine Einnahmen überschlagen (berechnen).

III. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Der Bauer hat in teurer Zeit eine gute Ernte gemacht und die Böden voll Getreide. Er verstockt sein Herz. Alle, die Getreide von ihm kaufen wollen, weist er mit den Worten ab: „Nicht eher wird der Boden geöffnet, bis der Scheffel 8 Thaler kostet. Das ist mein Satz!“ An die Bodenthür malt er eine 8.

Ein armer Leinweber bringt am 7. Mai seine schwer erworbenen letzten Thaler; aber es fehlen 2 Groschen. Der Bauer weist den armen Mann hartherzig ab. Als des Bauern Söhnlein für den Armen bittet, erhält er einen Rippenstoß.

Am 8. Mai kostet der Scheffel 8 Thaler. Der Bauer bekommt die Nachricht in der Abenddämmerung, läuft auf den Boden, um seine Einnahmen zu überschlagen. Da fällt er mit dem Lichte; dasselbe fliegt ins Stroh und setzt das ganze Haus in Brand. Um Mitternacht ist er ein Bettler.

2. Grundgedanken. Worin der Mensch sündigt, darin wird er gestraft. Allzu stark gespannt, zerspringt der Bogen. 1. Tim. 6, 9: Und die da reich werden wollen 2c.

IV. **Verwertung.** Aufgaben: a) Schildere den geizigen Bauer! (Der Bauer ist unbarmherzig, roh. Wieso? Er giebt dem Knaben einen Rippenstoß. Der Bauer ist unbesonnen, geht mit dem Lichte auf den Boden, wo Stroh liegt. Der Bauer ist undankbar gegen Gott, der ihm das Getreide geschenkt, damit er seinen Brüdern helfe). b) Was ist Geiz? Beispiele von Geizigen! c) Inwiefern zeigt die Geschichte, daß der Geiz die Wurzel alles Übels ist? d) Zeige das Walten Gottes! Bibelspruch: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten. e) Vergleich zwischen dem Vater und dem Söhnlein, zwischen Judas Ischarioth und dem Bauer. f) Schreibe die Erzählung frei nieder, erst gekürzt, dann länger! g) Beherzige folgende Sprichwörter und Sprüche und erkläre sie! Der Geizige hat den Schlüssel zum Geldkasten verloren. — Der Geizige macht sich seine Höllenfahrt sauer. — Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn. — Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe in dein Haus! — Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist! — „Wird der Arme zu mir schreien, daß du so unbarmherzig bist, so werde ich ihn erhören,“ spricht der Herr. Eduard Wiessner.

24. Christoph Kolbheim.

W. O. v. Horn. Spinnstube 1848. S. 49. (Leise geändert.)

Wie mancher hat schon gesagt: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ und ist vorüber gegangen, wo er hätte helfen sollen. Das ist so ein Sprichwort, womit sich die Geizigen, Hartherzigen und andere Leute dieser Art beruhigen, wenn der Geist nicht willig und das Fleisch schwach ist. So dachte auch der

Priester und Levit, als sie den Armen in seinem Blute liegen ließen und sich aus dem Staube machten. Dachte auch der Samariter so? Dachte auch der brave Christoph Kolbheim in einem Dörflein bei Duderstadt so? Der war ein blutarmer Schelm und ein Witwer dazu und hatte drei Kinder, die gar oft sagten: „Vater, wir sind so hungrig!“ Das hört ein Vaterherz gern, wenn er Brot genug hat und noch etwas dazu, aber wie schneidet das ins Herz, wenn keins da ist! Und just so ging's dem armen Kolbheim oft genug. Das Betteln verstand er nicht; aber er verstand Schuhe zu flicken, Kochlöffel zu schnitzen und Besen zu binden und solcher kleinen Künste mehr, was er auch so fleißig that, daß er sich kümmerlich mit seinen Kindern durchbrachte, — aber es kam doch mancher „lange Tag“.

Der Kolbheim hatte einen recht guten Freund, der hieß Volkmann, war auch ein Witwer, wie er, und hatte sieben unerzogene Kinder. „Gleich und gleich gesellt sich gern,“ heißt's im Sprichworte, und „Das Unglück ist der beste Leim.“ Der Volkmann und seine Kinder hatten auch der Fasttage so viele, daß sie schier die schwere Kunst bald gelernt hätten, wenn nicht das Lehrgeld gar zu schwer wäre. Beide Leidensbrüder waren ein Herz und eine Seele. Da sagte einmal der Volkmann zu seinem Busenfreunde Kolbheim: „Ich ziehe nach Lauterberg ins Hannöversche; dort ist mehr Verdienst.“ Gesagt, gethan, — und der Hausrat kostete nicht viel Fracht. Der Kolbheim wünschte ihm alles, was ihm heilbringend sein kann; aber der Arme fand's in Lauterberg nicht, — denn er erkrankte und starb, und die hungernden Kinder schickten die von Lauterberg hin, wo sie hergekommen. Die Bauern im Dorfe dachten: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ und ließen die hungernden Waisen laufen. Dachte auch der blutarme Kolbheim so? Nein, lieber Leser, der nahm die sieben Waisen seines Freundes in seine kleine Hütte zu seinen Kindern, sah mit einer heißen Thräne gen Himmel und seufzte: „Herr, der du mit wenigen Broten Tausende gespeiset hast, hilf! und verlaß mich nicht!“ — Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten! — denn das, was Kolbheim gethan, wurde der preußischen Regierung in Erfurt bekannt, und diese sandte ihm 40 Thaler zur ersten Hilfe; auch sandte ihm ein frommer Mann heimlich 10 Thaler. Und als es der fromme Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. hörte, so sandte dieser dem guten Kolbheim ein Kapitälchen, daß er sich konnte ein Feldgütchen kaufen. Eines der Volkmannschen Kinder kam ins Waisenhaus nach Halle, welches der fromme Francke gestiftet hat, der auch nicht sagte: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ Saget ihr auch nie so, wenn ihr hadern höret, wenn ihr Zeugen fauler Geschwätze, sündhafter Flüche, schändlicher Handlungen oder menschlichen Jammers seid! Das brennt euch wohl, und wenn ihr nicht blaset, — wie steht's dann um euer Gewissen?

I. **Vorbereitung.** Die vorstehende Erzählung, welche uns zugleich einige Sprichwörter zum Verständnis bringt, versetzt uns auf das untere Eichsfeld und auf den südlichen Oberharz. Die Hauptperson unsrer Geschichte wohnte in dem Dorfe Silkerode bei Duderstadt. Duderstadt ist eine altertümliche Stadt in der Provinz Hannover und liegt auf dem unteren Eichsfelde in der fruchtbaren „goldnen Mark“. Die kleine hannoversche Stadt Lauterberg liegt auf dem südlichen Teile des Oberharzes, südlich von Klausthal und Andreasberg, und hat eine besuchte Kaltwasser-Heilanstalt. In der Nähe ist die Eisenhütte „Königshütte“. Unsre Erzählung fällt in den Anfang unseres Jahrhunderts. Höret dieselbe!

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen der Geschichte von seiten des Lehrers.

III. **Vermittlung des Verständnisses.** Das Lesestück umfaßt 3 Teile: a) Die Einleitung, b) die eigentliche Erzählung und c) den Schluß.

a) Die Einleitung ist kurz und reicht bis zu den Worten: „und sich aus dem Staube machten“. Mit welchem Sprichwort beginnt sie? Was verursacht das Feuer, wenn es unsern Körper berührt? Wie sucht man die Schmerzen zu lindern? Die Ausdrücke „brennen, blasen“ sind bildlich gebraucht; sie bedeuten: Schmerzen, Kummer, Not u. dergl. und Linderung derselben. Was will das Sprichwort sagen in Bezug auf fremde Schmerzen, fremde Not? Was thut der auch nicht, der die Not andrer nicht mitfühlt? Welche Leute entschuldigen sich mit diesem Sprichworte? Geizig = nur nach irdischem Gute trachten und streben; hartherzig = für Schmerz und Not anderer Menschen kein Herz, kein Mitgefühl haben. Wozu ist deren Geist nicht willig? Was gilt von ihrem Fleisch? Von welchen Männern im Gleichnis muß das leider auch gesagt werden? Von welchen zwei Männern gilt es aber nicht?

b) Unsere eigentliche Erzählung enthält zwei Abschnitte. 1. Wie weit reicht der erste Abschnitt, der nur von Kolbheim handelt? Bis „lange Tag“. Wer war Kolbheim? Blutarmer Schelm = sehr arm, besaß nichts als sein Blut. Wo wohnte er? Womit suchte er seinen Unterhalt (tägliches Brot) zu verdienen? Wie klagten die Kinder oft? Wann hört das ein Vater- oder Mutterherz gern? Warum schnitten diese Worte ihm ins Herz? (= thaten ihm wehe.) Was heißt das: Er verstand das Betteln nicht? Was sagen die Worte: „Er brachte sich und seine Kinder kümmerlich durch?“ Was bedeutet der Ausdruck: Es kam mancher lange Tag? 2. Der zweite Abschnitt schließt mit den Worten: „Das blas' ich nicht.“ Wer verkehrte oft bei Kolbheim, und was wissen wir von ihm? Was führte beide Männer zusammen? (Stand, Armut, Unglück.) Wer gesellt sich gern zu einander? Was schließen diese Männer in der Not miteinander? Wann waren bei dem verlorenen Sohne die Freunde verschwunden? Wann sind also Freunde selten zu finden? Sprichwort: „Freunde in der Not gehen fünfzehn auf ein Lot.“ Wann zeigt sich also erst der rechte, wahre Freund? Wie hält solche Freundschaft, die in der Not geschlossen ist? Womit wird darum im Sprichwort das Unglück verglichen? Aus welchen Worten geht hervor, daß es auch dieser Familie recht schlimm erging? Warum kann man die Kunst des Hungerns nicht auslernen? Leidensbruder = Schicksalsgenosse; ein Herz und eine Seele = innigste Gemeinschaft; Busenfreund = bester Freund. Was trieb den Volkmann nach Lauterberg? Warum kostete der Hausrat nicht viel Fracht? Welches Schicksal traf Volkmann und seine Kinder daselbst? Was sind hungernde Waisen? Welche Aufnahme fanden sie in der Heimat? Wie entschuldigten sich die hartherzigen Leute? Wer stimmte ihnen nicht bei, und was that er? Es könnte dies leichtfertig erscheinen, da er selbst arm war und nun 10 Kinder zu ernähren hatte; aber wen wußte er als Bundesgenossen? Wie wendet er sich an den rechten Helfer? Wie läßt ihm Gott Hilfe widerfahren? Wie heißt der Sinnspruch? (Wenn die Not 2c.) Welchem frommen Manne hat Kolbheim nachgeeifert? Wie sagte der auch nicht?

c) Welche Mahnung giebt uns der Schluß? Hadern = zanken; faule Geschwätze = unnützes, unkeusches Gerede; menschlicher Jammer = Not, Elend. Wenn wir solches hören und sehen, und wir hindern, lindern und helfen nicht, so gleichen wir welchen Leuten? Was wird aber dann unser Gewissen thun? Jak. 4, 17: Wer da weiß Gutes zu thun ꝛc.

IV. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben: Bewahre dein Herz vor Geiz und Habsucht, denn das macht dich lieblos und hartherzig! Liedervers: Ein unbarmherziges Gericht ꝛc. In Armut und Not sollst du nicht betteln und stehlen, sondern beten und arbeiten! Sir. 41, 29: Mein Kind, gieb dich nicht ꝛc. 2. Thess. 3, 10—12. 4. Bitte. Notleidenden laß deine Hilfe widerfahren, der Herr vergilt es. Spr. 19, 17. Wer sich des Armen erbarmet ꝛc. Matth. 18, 5 spricht unser Heiland: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen ꝛc. Matth. 25, 40. Jüngstes Gericht: Was ihr gethan habt ꝛc.

2. Verwandtes: Die zwei Wanderer bei der Feuersbrunst. Der arme Meinrad. Ehrlich währt am längsten. Das fremde Kind. Die sieben Kindlein. Johannes Falk.

3. Rede- und Stilübungen. a) Beschreibe das Leben Kolbheims! b) Erzähle von der Wanderschaft und dem Tode Volkmanns! c) Welche Gedanken erfüllten Kolbheim, als er die 7 Waisen sah? d) Erzähle von der Gebetserhörung in dieser Geschichte! e) Weise an Kolbheims Leben die Wahrheit des Sprichwortes nach: „Geben ist Aussäen!“ f) Brief Kolbheims an seinen Bruder über das Erlebte. L. Wolf.

25. Meister Hämmerlein.

Joh. Ferd. Schlez. Der Denkfreund. 4. Aufl. Gießen 1817. S. 37. Gekürzt.

Vor etlichen und dreißig Jahren starb in meinem Geburtsorte der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?“

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er durch sein Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?“

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackre Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloß für ein bißchen Hämmern?“ U. s. w. (Das Stück findet sich in jedem Lesebuche.)

I. **Vorbereitung.** „Sprichwort, wahr Wort“, heißt es, aber manchmal mit Unrecht; denn nicht jedes Sprichwort ist auch ein wahres Wort. Da heißt z. B. eins: „Wer ungebeten zur Arbeit kommt, geht ungedankt davon.“ Das mag wohl im Leben vielfach so sein und so kommen, wie

das Sprichwort behauptet; denn Undank ist ja der Welt Lohn. Aber dennoch, wahr, unbedingt wahr ist es nicht. Und daß das Sprichwort nicht immer recht hat, sollt ihr aus einer hübschen Geschichte hören, die ich euch vorlesen will.

II. **Vermittlung.** a) Vorlesen der Erzählung. b) Kern- und Erläuterungsfragen: Was war J. Horn bis zu seinem Lebensende? Was für einen Schmied verstehen wir unter einem Gemeindeschmied? (Einen Schmied, der das alleinige Recht hat, in einer Gemeinde, einem Dorfe, die Schmiedearbeiten anzufertigen.) Warum wurde J. Horn Meister Hämmerlein genannt? (Einmal weil — sodann ꝛc.) Wodurch erlangte er die Stelle als Gemeindeschmied? Auf welche Weise suchten vier andere Schmiedegesellen, die sich um die Stelle bewarben, diese zu erlangen? Was für Mittel wandten sie an, um ihren Zweck zu erreichen? (Verwerfliche, schlechte.) Warum werden sie wohl dennoch wackere Burschen genannt? (Weil sie tüchtig in ihrem Handwerke waren.) Erzähle, wie J. Horn die Gartenthür ausbesserte! Was ist ein Felleisen, mit dem Horn des Wegs daher kam? (Lederner Tragsack, in welchem Handwerksburschen ihre Kleider, Wäsche ꝛc. tragen, Tornister.) Wer hatte das Ausbessern der Gartenthür bemerkt? Was ist ein Dorfschulze? (Vorsteher eines Dorfes, wie der Bürgermeister der einer Stadt.) Weshalb kam dem Schulzen Horns Arbeit an der Gartenthür sonderbar vor? Warum nennt er den Handwerksburschen einen landfremden Menschen? Warum wohl wollte der Schulze den Handwerksburschen anreden? Erzähle, wie der Schulze in der Dorfschenke mit ihm zusammentrifft! Warum machte der Schulze seinen Nachbar Hans mit Horn bekannt? Wie drückt Hans dem J. Horn seinen Dank aus? Worüber unterhielten sich nun die drei? Warum lauschten wohl alle Gäste auf ihr Gespräch? Woraus hatten sie seine Tüchtigkeit in seinem Handwerke erkannt? Welche Thatsache erregte besonders in allen den Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu haben? Was hatten sie aus Hämmerleins Thun richtig erkannt? Wodurch bewies er am andern Morgen noch mehr, daß er würdig war, Gemeindeschmied zu werden? Zu welchem Sprichwort liefert seine Wahl als Gemeindeschmied den Gegenbeweis? Erzähle, wie Hämmerlein auch als Gemeindeschmied seine gemeinnützige Denkart bethätigte!

III. **Vertiefung.** 1. Nachweis aus der Erzählung, daß das Sprichwort kein wahr Wort ist: „Wer ungebeten zur Arbeit kommt, geht ungedankt davon!" a) Horn sieht die zerbrochene Gartenthür und bessert sie aus, ohne dazu aufgefordert zu sein: er kommt ungebeten zur Arbeit; b) der Schulze redet ihn wegen seines uneigennützigen Thuns freundlich an, Nachbar Hans dankt ihm öffentlich dafür, er wird Gemeindeschmied: er geht nicht ungedankt davon.

2. Charakteristik des Gemeindeschmiedes. Weise aus der Erzählung nach, daß J. Horn ein junger Wanderer, ein rechter, echter Wanderbursch war (er kam mit seinem Felleisen des Wegs daher); daß

er die Augen offen hatte und mit gesunden Sinnen umherschaute; daß er in seinem Handwerk etwas Tüchtiges gelernt hatte, bescheiden, verständig in seinen Reden und einnehmenden Wesens war; daß er gemeinnützige Denkart hegte und auch anderen den Sinn dafür zu eröffnen suchte; daß er in der Gemeinde in Achtung und Ansehen gestanden!

3. Gedankengang. A. Warum J. Horn Meister Hämmerlein genannt wurde und welchen Nutzen ihm sein Hämmerlein gebracht hat. B. Wie er Gemeindeschmied wurde: a) Er bessert eine Gartenthür aus; b) er trifft mit dem Schulzen in der Dorfschenke zusammen und kommt mit ihm und anderen in ein Gespräch; c) er liefert Beweise seiner Tüchtigkeit und wird Gemeindeschmied. C. Wie er auch als Gemeindeschmied bei seiner gemeinnützigen Denkart bleibt und sie übt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) „Thue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen!“ (Claudius.) b) „Thue das Gute, wirf es ins Meer, weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr!“

2. Rede- und Stilübungen. a) Jakob Horn, eine Charakterzeichnung. (Jakob Horn ist, wie in der Erzählung hervorgehoben, noch ein junger Mann. Fröhlich kommt er mit seinem Felleisen auf dem Rücken des Weges daher, wie es einem rechten Handwerksburschen geziemet 2c. S. III. 2.) b) Hämmerlein berichtet in Kürze seinen Eltern, wie er plötzlich Gemeindeschmied eines großen Dorfes geworden. (Liebe Eltern! Heute kann ich Euch ein recht erfreuliches Ereignis mitteilen. Vorgestern kam ich in die Nähe des großen Dorfes N.; und als ich dort an einem der Gärten, die das Dorf umgeben, eine Thür sah, von der ein Brett losgerissen war, holte ich schnell ein paar Nägel und meinen Hammer aus der Tasche und nagelte es fest. Darauf ging ich in die Dorfschenke, um mein Abendbrot zu verzehren. Kaum hatte ich mich gesetzt, als ein Mann eintrat, der Dorfschulze, der gesehen, wie ich die Gartenthür ausgebessert hatte, und der es den anwesenden Gästen erzählte. — Alle freuten sich, daß ich das gethan und so uneigennützig gehandelt hatte. Ich mußte bleiben und von meiner Wanderschaft und meinem Handwerke berichten. Als wir uns am späten Abend trennten, sprachen sie den Wunsch aus, ich möchte der Nachfolger des vor kurzem gestorbenen Gemeindeschmiedes werden. Am andern Morgen legte ich einige Proben von der Geschicklichkeit in meinem Handwerke ab, und noch an demselben Tage wurde ich einstimmig zum Gemeindeschmied erwählt. Nun, liebe Eltern, macht Euch nur auf, kommt zu mir und teilt mein Glück mit mir!) c) Mein erster Abend in der Dorfschenke. Von Jakob Horn geschildert. (Als ich zum erstenmale in unsere Dorfschenke eintrat, war das Gastzimmer noch ganz leer. Ich setzte mich an einen Tisch in der Ecke, um mein Abendbrot zu verzehren. Ein Gast nach dem andern trat ein, ohne auf mich Fremdling zu achten 2c. Der Schulze tritt ein; er fordert seinen Nachbar Hans auf, mir für das Ausbessern der Gartenthür Dank zu sagen; die Unterhaltung mit dem Schulzen und Hans; die Teilnahme der Gäste am Gespräch; Aufbruch und Verabschiedung der Gäste.)

A. Hentschel.

26. Die Pfeife von Benjamin Franklin.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Tasche mit Kupfermünzen. Ich wußte nun nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all' mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel, eilte ich wieder heim und durchzog pfeifend das ganze Haus, denn meine Pfeife machte mir ebensoviel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern, Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie wert sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wieviel schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich auch noch über mich lustig machten, so fing ich vor Ärger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte. Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückließ, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung geriet, etwas Unnötiges zu kaufen, sagte ich mir immer selbst: „Gieb nicht zu viel für die Pfeife!" und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben. — Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine Freunde opfern, um jene zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: „Der giebt zu viel für seine Pfeife!" — Sah ich einen andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zu Grunde richten, so sagte ich: „Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife!" — Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: „Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife!" — Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu mehren, bloß sinnlichen Genüssen hintenansetzte, so sagte ich: „Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden statt Lust, du giebst zu viel für deine Pfeife!" — Sah ich einen in schöne Kleider, schönes Hausgerät und schöne Equipagen, die all' sein Vermögen überstiegen, vernarrt, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließen, so sagte ich: „ O weh! der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt!" Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, daß die Menschen sich den größten Teil ihres Elends dadurch selbst zuziehen, daß sie den Wert der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und daß sie zu viel für ihre Pfeife bezahlen.

I. **Vorbereitung**. Zunächst ist die Aufmerksamkeit der Schüler auf den Erzähler der „Pfeife" zu richten, auf Benjamin Franklin (geb. 27. Jan. 1706, † 17. April 1790), den vielgenannten und berühmten Nordamerikaner, der es durch eigene Kraft vom armen Buchdruckerlehrling bis zum höchsten Staatsbeamten gebracht hat, und dem wir die Erfindung des Blitzableiters, der künstlichen Düngung durch Gips u. a. m. verdanken. Sein Lieblingsspruch war: „Mensch, hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!" Bei der großen Berühmtheit Franklins gewinnt die hier stehende Erzählung bedeutend an Wert. (Der Lehrer gebe, wenn irgend möglich, zuvor einen kurzen Abriß von Franklins Leben [s. Charakterbilder aus der Geschichte und Sage von A. W. Grube, III. T., Leipzig 1852, S. 265]).

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Ein Knabe, dem Geld geschenkt worden war, kauft sich eine Pfeife. b) Er hat seine Freude und Lust daran. c) Er belästigt mit seinem Pfeifen die Seinigen. d) Er wird zur Erkenntnis gebracht, daß er viermal zu viel für seine Pfeife gegeben hat, und e) daß er für das übrige Geld sich hätte noch sehr viele schöne Sachen kaufen können. f) Er wird von den Seinigen verlacht. g) Er bereut seinen Kauf und empfindet Verdruß über seine Pfeife statt des früheren Vergnügens. h) Er zieht zwei Lehren aus der Geschichte: 1. Kaufe nichts Unnötiges! 2. Gieb nicht zu viel für deine Pfeife aus! i) Er wendet die Lehre auf konkrete Fälle an. Zu teuer haben ihre Pfeife bezahlt: die aa) nach Fürstengunst, bb) nach Volksgunst, cc) nach dem Mammon, dd) nach Vergnügen, ee) nach äußerem Glanz und Tand, nach schönen Kleidern, schönem Hausgerät und schönen Equipagen streben. k) Erfahrung und Lehre.

2. Kernfragen: a) Welche niederschlagende Erkenntnis brachte dem Knaben Franklin Reue und Verdruß? Daß er sich hätte für das übrige Geld noch gar viele schöne Sachen außer der Pfeife kaufen können. b) Weise diese Erfahrung 1. bei dem Ehrgeizigen und Ehrsüchtigen nach! Man kann die Gunst der Menschen über und unter uns (Fürsten — Volk) bis zu einem bestimmten Grade erstreben, ohne dabei seine Ruhe, Freiheit und Tugend zu opfern und seine eigenen Angelegenheiten zu vernachlässigen; 2. bei dem Geizhalse! Er könnte sich Reichtum (Mammon) erwerben und doch auch erlaubte Vergnügungen, Bequemlichkeit, Genüsse der Freundschaft haben; 3. bei dem Vergnügungssüchtigen! — geistige Freuden bereiten, Vermögen erwerben; 4. bei denen, die nach äußerem Glanz und Tand trachten! — Vermögen opfern, Schulden machen, Freiheit verwirken (Gefängnis). — c) Nenne noch andere Menschen als die hier geschilderten, welche auch zu viel für ihre Pfeife (d. h. Lieblingsneigung) bezahlt haben! 1. Der Spieler, Lotteriespieler. Nachweis durch das Sprichwort: Lotterielose sind Eingangszettel in das Armenhaus. 2. Der Branntweintrinker. Nachweis: Er legt den Keim zu unheilbarer Krankheit, umnebelt den Geist, stürzt die Seinen ins Unglück ꝛc. 3. Der leidenschaftliche Jäger. Nachweis: Die kostbarsten Gewehre, teure Jagdhunde, eigene Wirtschaft versäumen, Unlust zur Arbeit, Verarmung ꝛc.

3. Verwandtes in der heiligen Schrift. „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!“ Die Pfeife, für welche die Menschen ihr Alles dahin geben und opfern, ist oder wird für sie zum Abgott, zum Götzen: a) Denen der Bauch ihr Gott ist. b) Der Mammon. c) Ehre und Ruhm. d) Glanz und Pracht. e) Fürsten und Gewaltige. f) Spiel und Vergnügen.

III. **Verwertung.** 1. Lehre und Mahnung. a) Lerne frühzeitig den Wert der Dinge schätzen! b) Kaufe niemals etwas Unnötiges! (Wer da kauft, was er nicht braucht, wird bald verkaufen, was er braucht.)

c) Opfere für deine Lieblingsneigung, deine Liebhaberei nie mehr, als du mit gutem Gewissen verantworten kannst!

2. Rede- und Stilübung. a) Siehe II. 2! b) Fische fangen und Vogelstellen verdirbt so manchen Junggesellen. (Eine Nachbildung.) Als ich noch ein Knabe war, opferte ich alle meine Zeit dem Fisch- und Vogelfange. Angeln, Sprenkel stellen, Leimruten legen ꝛc. Im Sommer kam ich nie zur Schule. Freude und Vergnügen daran. Einstmals Besuch von meinen Vettern aus der Stadt, die sehr klug waren und in der Schule viel gelernt hatten. Reue, Verdruß. Anwendung auf andere menschliche Bestrebungen. S. II. 2. c) Spieler, Branntweintrinker, Jäger. — Lehre! R. D.

27. Der geheilte Patient.

Joh. Peter Hebel. Werke. Bd. I. S. 318. Berlin 1869, G. Grote.

(Die Erzählung findet sich in jedem Lesebuch und wird darum hier nicht abgedruckt).

I. Gedankengang und Erläuterungen.

1. Einleitung. Reiche Leute besitzen zwar viele gelbe Vögel, d. h. Goldstücke, leiden aber oft auch schwer an den Folgen des Überflusses und der Bequemlichkeit.

2. Der Patient (Leidender, Kranker). Ein reicher Mann in Amsterdam, der Hauptstadt Hollands, wurde durch Trägheit und unmäßiges Essen und Trinken krank.

Am Fenster hielt er Maulaffen feil, d. h. gaffte viel müßig mit offenem Maule hinaus. Der Volksmund hat Affe wohl von offen, feil von viel umgeformt, indem der offene Mund als Zeichen der Dummheit galt und auch der Affe für ein dummes Tier gehalten wurde.

Er bekam einen dicken Leib, so unbeholfen wie ein Maltersack; das ist ein großer Sack, der ein Malter, das größte Getreidemaß, etwa 200 Pfd., faßte; so viel trug etwa ein Mann auf einmal zum Mahlen in die Mühle.

3. Die Heilversuche. Alle Ärzte zog er zu Rate, aber keiner konnte ihm helfen, weil er ihre Vorschriften nicht befolgte.

Er verschluckte allerlei Arzneien in flüssigen Mixturen (Mischungen), staubförmigen Pulvern und erbsenförmig gedrehten Pillen aus Teig, und zwar so viel, daß der Erzähler die spaßhaften Übertreibungen (Hyperbeln) Feuereimer, Schaufeln, Enteneier, zweibeinige Apotheke, (Heilmittelladen) gebraucht.

4. Die Verhandlung mit dem fernen Wunderdoktor. Da hörte der Patient von einem fernen, berühmten Arzte, faßte Vertrauen zu ihm und schrieb ihm seinen Umstand, d. h. seine Krankheitsumstände. Der Arzt erkannte die Art und Ursache seiner Krankheiten und forderte, kurz angebunden, in einem Briefe, daß der Patient zu Fuß zu ihm kommen und auf der Reise äußerst mäßig leben solle.

Der Arzt will ihn kurieren, d. h. heilen (von cura = Sorge). Als Ursache der Krankheit nennt er einen Lindwurm im Leibe, d. h.

ein schlangenartiges Ungeheuer (von lint = Schlange). Der Patient soll auf Schuhmachers Rappen kommen, d. h. auf den schwarzen Stiefelsohlen. Der Schreiner oder Tischler nimmt an einem Menschen das letzte Maß, das nämlich zu seinem Sarge.

5. Die Reise zu dem fremden Doktor. Die energische Sprache des berühmten Arztes machte einen tiefen Eindruck auf den Kranken. Er machte sich auf den Weg und befolgte pünktlich alle Vorschriften. Anfänglich bewegte er sich so langsam, daß das langsamste aller Tiere, die Schnecke, hätte sein Vorreiter sein, also schneller reisen können. Die Vorreiter reisten früher vor den Fürsten her, um frische Postpferde zu bestellen. Sie mußten also schneller reiten, als der Wagen fuhr. —

In seinem Verdruß erwiderte der Patient keinen Gruß freundlicher Menschen und zertrat jedes unschuldige Würmchen im Wege. Aber bald fingen Bewegung und Mäßigkeit an, heilkräftig zu wirken. Freude an der Natur und Teilnahme für die Menschen erwachten wieder; gesund und froh langte er nach 18 Tagen beim Arzte an. Noch nicht einmal die kleinsten Übel, Ohrenbrausen und Herzwasserlaufen (reichliche Speichelabsonderung), spürte er.

6. Zwiegespräch zwischen Doktor und Patient. Der Patient sollte seine Krankheiten noch einmal aufzählen, erklärte sich aber für gesund. Der Arzt sagte ihm darauf, wie er seine Gesundheit weiter erhalten könne. Er sollte zu Fuß heimreisen, nicht über den Hunger essen und Holz sägen, d. h. sich Bewegung schaffen, damit die Säfte nicht wieder stockten und das Fett nicht überhand nähme.

Der geheilte Kranke nannte den Doktor wegen seiner witzigen und doch so wirksamen Kurart einen feinen Kauz, d. h. einen klugen, aber drolligen und sonderbaren Mann. Der Ausdruck „drolliger Kauz" stammt von dem Kauz, der kleinsten Eule, die im Sonnenschein allerlei komische Gebärden macht.

7. Der Dank des Patienten. Der Geheilte befolgte den Rat des Arztes, erreichte ein hohes Alter und schickte dem klugen Arzte jedes Neujahr 20 Dublonen (Doppel-Dukaten zu etwa 20 Mark) zum Gruß und Dank.

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Welche Vorzüge haben arme Leute vor den Reichen? — 2. Wo stecken die Krankheitsursachen? — 3. Wodurch erhält das Leben seine Würze, und wodurch wird es langweilig, reizlos und lästig? — 4. Wann helfen Arzneimittel nichts? — 5. Warum faßte der Patient zu dem fremden Doktor ein Vertrauen? (Er war berühmt; das Gerücht übertrieb seine Kunst: die Kranken sollten vom Anschauen gesund werden und der Tod ihm aus dem Wege gehen; er wohnte in weiter Ferne, und das Fremde reizt; er führte eine kurze, derbe Sprache und schien sich aus einem solchen Patienten gar nichts zu machen; so lächerlich seine Erklärung der Krankheitsursache, so anschaulich und überzeugend war sie für den Kranken.) — 6. Vergleiche einen gesunden und glücklichen mit einem mürrischen und unglücklichen Reisenden! — 7. Suche die humoristischen Vergleiche und spaßhaften Übertreibungen

in der Geschichte auf und weise nach, worin das Treffende und worin das Erheiternde liegt! (Die Goldstücke heißen gelbe Vögel, weil sie gelb aussehen und wie Vögel ab- und zufliegen. Das Rollen der Goldstücke und ihre Beweglichkeit im Verkehr erinnert an den Flug der Vögel. „Windet's draußen oder schnauft der Nachbar?" fragen die Nachbarn. Der schwer und geräuschvoll gehende Atem des fetten Mannes wird mit dem Winde verglichen. Die Krankheitsstoffe stecken in der ungesunden Luft, aber auch in vollen Schüsseln und Gläsern, in weichen Sesseln und seidenen Betten, wenn man übermäßig ißt und trinkt und sich träge auf weichen Sesseln und in feinen Betten dehnt und streckt rc.) — 8. Suche verwandte Geschichten, Gedichte und Sprüche! (Der reiche Prasser und der arme Lazarus. — Goethes Schatzgräber: Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste. — Was frag' ich viel nach Geld und Gut. — Johann, der muntere Seifensieder. — Die beiden Mägde. Bd. I, 107. 350.) — 1. Tim. 6, 6—9. Es ist ein großer Gewinn —. Der 38jährige Kranke am Teich Bethesda. — Arbeit, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu rc. P.

28. Kannitverstan.

Joh. Peter Hebels Werke. Bd. I, S. 275. Berlin 1869. G. Grote.

(Die Erzählung findet sich in allen Lesebüchern und wird deshalb hier nicht abgedruckt.)

I. Gedankengang und Erläuterungen.

1. Einleitung. Alles Irdische ist unbeständig und vergänglich, und nur der Zufriedene ist glücklich. Diese Wahrheit kann man überall lernen, in Emmendingen, einer badischen Stadt am Schwarzwald bei Freiburg, so gut wie in Gundelfingen, einer bayerischen Stadt zwischen Dillingen und Ulm, und in Amsterdam, der Hauptstadt Hollands. Auf einem seltsamen Umwege kam ein Handwerksbursche aus Tuttlingen, einer württembergischen Stadt an der oberen Donau, durch einen Irrtum, durch das Mißverständnis des holländischen Wortes Kannitverstan, d. h. kann nicht verstehen, zur Erkenntnis dieser Wahrheit.

2. Das große Haus Kannitverstans. Der Handwerksbursche sah in der großen Handels- und Seestadt Amsterdam ein herrliches Haus, wie er auf der ganzen Wanderschaft rheinabwärts noch keins gesehen (erlebt) hatte. Sechs Kamine oder Schornsteine ragten über das Dach und ließen eine große Zahl heizbarer Zimmer im Hause vermuten. Die Gesimse oder vorspringenden Ränder am Dache und an den Säulen waren schön verziert, die Fenster größer als die Thür einer armen Hütte und ausgeschmückt mit herrlichen Blumen in vergoldeten Töpfen oder Scherben. Der Handwerksbursche konnte sich nicht entbrechen (den Drang oder Wunsch nicht unterdrücken, nicht ab- oder unterbrechen), einen Vorübergehenden nach dem Namen des glücklichen Hausbesitzers zu fragen. Dieser, der Eile hatte oder die deutsche Sprache nicht verstand, antwortete kurz und grob (schnauzig, anschnauzen):

Kannitverstan! und schnurrte — rasch und geräuschvoll — vorüber. Der Handwerksbursche hielt dies Wort irrtümlich für den Namen des Hausbesitzers und pries ihn glücklich wegen seines Reichtums.

3. Das reiche Schiff Kannitverstans. Auf seiner Wanderung durch die Stadt kam er an den Meerbusen und Hafen Ypsilon, so genannt von seiner Form, und wunderte sich über das Gewirr von ein- und aussegelnden und ruhenden Schiffen. Es gab so viel Neues zu sehen, daß er erst nicht wußte, wie er das alles mit seinen zwei Augen durchfechten, d. h. betrachten und sich einprägen sollte. Ein großer Ostindienfahrer, d. h. ein Schiff, das Kolonialwaren aus den Kolonien Indiens brachte, wurde gerade ausgeladen. Viele Kisten (von Holz), Fässer (mit Reifen) und Ballen (in Packleinwand) voll Kaffee, Zucker rc. wurden an das Land gewälzt. (Der Erzähler schaltet hier ein, daß die vielen Mäuse im Schiff wohl auch die Waren während der langen Fahrt verunreinigt haben könnten. Doch entschuldigt er sich wegen dieses unappetitlichen Gedankens mit „salveni“ [abgekürzt aus salva venia, d. h. mit Erlaubnis!].) Der Handwerksbursche fragte einen Lastträger, wem das Meer diese Reichtümer schwimmend an das Land bringe (schwemme)? Die Antwort war wieder: Kannitverstan! Der Handwerksbursche hielt nun Kannitverstan auch für den Besitzer des Schiffes, beneidete ihn um seinen Reichtum und beklagte seine Armut.

4. Das enge Grab Kannitverstans. Ein großer Leichenzug kam daher. Von Wehmut ergriffen, schloß sich ihm der Handwerksbursche an. Den Letzten im Zuge fragte er mit einem „Exküse“, d. h. Entschuldigung! nach dem Namen des Toten. Weil er den Gefragten aber in einer Rechnung störte, so wurde er kurz mit „Kannitverstan“ abgefertigt. Zum drittenmal dieser Name! und wie jetzt! Der Besitzer des großen Hauses und des reichen Schiffes wurde nach der Meinung des Handwerksburschen jetzt in das enge Grab gesenkt. Was half ihm nun aller Reichtum! Tiefergriffen wohnte der Handwerksbursche dem Begräbnis bis ans Ende bei, ging dann in die Herberge (das Wirtshaus für Handwerksburschen) und murrte fortan nicht mehr über seine Armut.

5. Die Wahrheit aus dem Irrtum. Der Irrtum des Handwerksburschen bestand darin, daß er das Wort Kannitverstan für einen Namen und den Besitzer des großen Hauses, den Eigentümer des reichen Schiffes und den Toten auf dem Leichenwagen für eine und dieselbe Person hielt. Dieser Irrtum predigte ihm recht eindringlich folgende Wahrheiten: Nichts auf der Erde hat Bestand, alles ist vergänglich! Reichtum macht nicht glücklich; wie bald müssen seine Besitzer von hinnen! Blicke nicht über, sondern unter dich; vergleiche dich nicht mit den vermeintlichen Glücklichen, sondern mit denen, die unglücklicher als du sind! Wohl dem, der gesund, zufrieden und auf seinen Tod gerüstet ist!

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Beschreibe das große Haus in Amsterdam! — 2. Schildere das Leben und Treiben im Hafen! (Die wogende Meerflut und die wiegenden Schiffe. Der Blick in die Ferne.

Das Kommen und Gehen der Schiffe. Die großen und kleinen Schiffe mit ihren Masten, verschiedenartigen Flaggen, Tauen und Segeln. Die geruderten Kähne dazwischen. Die Seeleute mit ihren kurzen Jacken, weiten Hosen, großen Hüten und weitspurigen Schritten. Schwarze, braune und gelbe Gesichter. Der Hafendamm. Die Landungsbrücken. Die Warenballen, Kisten und Fässer. Die Lastträger. Das Ein- und Ausladen. Die Zuschauer.) — 3. Beschreibe den Leichenzug am Grabe! (Der Friedhof mit vielen Kreuzen, Leichensteinen, Blumen und dem vergoldeten Gitterthore. Ein offenes Grab, ein schwarzer Erdhügel und ein Geistlicher daneben. Rings viele Leidtragende in schwarzen Kleidern. Fernab ein schlichter Handwerksbursche mit einem Ränzchen auf dem Rücken und dem Knotenstock in der Hand. Ein schwarzer Leichenwagen, vor dem vier schwarze Pferde mit gesenkten Köpfen sind, und auf dem ein kostbarer Sarg zwischen Palmzweigen und Blumenkränzen steht. In der Ferne läutet vom Turme ein einsames Glöckchen.) — 4. Weise nach, daß der Handwerksbursche arm, wanderlustig, wißbegierig, sprachunkundig, betrübt, neidisch, teilnehmend und mitleidig, höflich, aufmerksam und empfänglich, getröstet und zufrieden war! — 5. Suche und erläutere treffende Bilder und Vergleiche und heitere Wendungen in der Erzählung! (Die gebratenen Tauben fliegen in der Luft herum, d. h. eine köstliche Speise erhalte ich mühelos. — Wogende Schiffe! Das Meer ist in beständiger Bewegung, wiegt und schaukelt auf seinen Wogen unablässig die Schiffe hin und her. — Die Größe der Fenster ist treffend durch den Vergleich mit der Thür an der väterlichen Hütte bezeichnet. — Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge kann jeder anstellen, wenn er will! d. h. offene Augen, klare Gedanken und den guten Willen dazu hat &c.) — 6. Suche verwandte Stoffe und gieb die Verwandschaft an! (Der reiche Mann und der arme Lazarus. — Der reiche Narr, Luk. 12, 16—21: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und wessen wird's sein, das du bereitet hast?" — Droben stehet die Kapelle — von Uhland. — Der Prediger Salomonis über die Eitelkeit, Pred. 1, 2: Es ist alles eitel! — Der geheilte Patient — von Hebel — und die dort angeführten Stoffe. — Zufriedenheit ist Reichtum!) P.

29. A. Einer oder der andere.

Joh. Peter Hebel. Werke. Berlin 1869. G. Grote. Bd. II. S. 131.

„Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter" &c.

B. Ein gutes Rezept.

Joh. Peter Hebel. Werke. Berlin 1869. G. Grote. Bd. II. S. 131.

„In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch" &c.
(Beide Erzählungen finden sich in den meisten Lesebüchern.)

Vergleichung der beiden Erzählungen.

I. Ähnlichkeiten. Zwei gekrönte Häupter (Monarchen) lassen sich in ihrer Leutseligkeit unerkannt mit geringen Unterthanen in ein Gespräch

ein, erfreuen und beglücken dieselben, werden endlich erkannt und ernten Dank und Liebe.

II. Verschiedenheiten: 1. Ort und Zeit. A hat sich fast zweihundert Jahre früher als B ereignet. A trug sich vor den Thoren und dann in den Straßen von Paris zu und endete in dem königlichen Schlosse, B in den Straßen von Wien und endete in einer armen Hütte.

2. Personen. In A treffen wir den leutseligen König Heinrich IV. von Frankreich und einen patriotischen, wohlhabenden Bauern; erwähnt wird außerdem das Gefolge des Königs, das grüßende Volk und des Königs Söhnlein Ludwig. In B sehen wir den menschenfreundlichen Kaiser Joseph II. von Österreich und eine arme, kranke Witwe; erwähnt wird außerdem ein Söhnlein der Witwe und ein Doktor. König Heinrich reitet; Kaiser Joseph fährt. Der König trifft den Bauern zufällig, der Kaiser wird von dem Büblein gebeten. Der Bauer reitet; die arme Frau liegt im Bette. Der Bauer begleitet den König; der Kaiser besucht die kranke Frau. Der Bauer erzählt von seiner Familie und seiner Lebensweise, die arme Frau von ihrer Not und Krankheit. Heinrich IV. sagt dem Bauern, woran er den König erkennt; Joseph II. läßt sich von dem Knaben den Namen und die Wohnung seiner Mutter sagen. Der Bauer erkennt den König an seinem Hut auf dem Kopfe, der Doktor den Kaiser an seiner Unterschrift. Der Bauer wird von dem König zur Tafel eingeladen; die Frau erhält ein Geschenk von 25 Dublonen (etwa 500 Mark).

3. Gedankengang. I. In A erscheint Heinrich IV. als leutseliger Fürst und gutmütiger Spaßmacher, in B Joseph II. als wohlthätiger Arzt. II. In A trifft ein Bauer auf dem Wege nach Paris den König, in B ein Büblein auf der Suche nach einem Doktor den Kaiser. III. In A unterhält sich der König mit dem Bauern über den Zustand des Landes, in B der Kaiser mit dem Büblein über sein Anliegen. IV. In A reiten König und Bauer in Paris ein; in B besucht der Kaiser die ärmliche Wohnung der Witwe. V. In A wird der König von dem Bauern an dem Hute auf dem Kopfe erkannt; in B der Kaiser von dem Arzte an der Handschrift. VI. In A wird der Bauer zur königlichen Tafel eingeladen, in B die arme Frau mit einer Anweisung auf das Zahlamt (die Staatskasse) beschenkt.

4. Grundgedanke. In A soll durch einen heitern Scherz der Ursprung des Sprichwortes: „Seid ihr der König oder der Bauer?“ erklärt werden. Die Überschrift will sagen: Einer oder der andere muß König sein! In B erscheint Kaiser Joseph als wohlthätiger und geschickter Arzt, der gute Rezepte schreiben kann.

5. Eigentümlichkeiten. A ist ein gutmütiger Spaß des leutseligen Königs Heinrich IV. von Frankreich, B ein rührender Zug von der Güte Kaiser Josephs II. von Österreich. Das Ergötzliche liegt bei A in den Worten des Bauern: „Herr, entweder seid ihr der König oder ich bin's!“ bei B in der Verwechselung des Kaisers mit einem Arzte und der Geldanweisung mit einem Rezepte. P.

II. Epische Dichtungen.

1. Fabeln, Parabeln, Legenden, Sagen und Mären in gebundener Rede.

---

30. A. Ellengröße.

Abr. Emanuel Fröhlich. Fabeln. Frauenfeld 1853. S. 23.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Wie nach Hesekiel 37 der Odem des Herrn über ein Feld voll verdorrter Gebeine fuhr und sie belebte, so hat der Schweizer Emanuel Fröhlich einen schier vertrockneten Zweig der poetischen Litteratur neu belebt: die Fabel! Er macht nicht, wie die früheren Fabeldichter, die Tiere zu verkappten Professoren der Moral, erfindet nicht die Fabel der Moral zuliebe, reckt und streckt die Tiere nicht, um ihnen eine Moral an- oder abzuquälen, sondern malt mit tiefem Verständnis und in anziehender Sprache ein Stück, einen einzelnen Zug wirklichen Naturlebens — als treuen Spiegel des Menschenlebens. Er beschränkt sich dabei nicht auf Tiere, sondern führt uns in die Pflanzen- und Mineralwelt, ja in das gesamte Universum. Er findet dort dieselben Gedanken walten — freilich unbewußt —, die das Menschenleben bewußt regieren. Er zeigt in dem unbewußten Leben und Streben in der Natur einen wunderbaren Parallelismus zu dem bewußten Leben und Streben der Menschen. So ergiebt sich die Lehre von selbst, als ob man in einem Spiegel sich selbst sähe. Meist ist sie indessen durch eine sehr treffende kurze Überschrift angedeutet. Aber auch ohne Lehre, ohne Anwendung auf das Menschenleben würden die Fröhlichschen Fabeln knapp eingerahmte, kostbare Bilder aus dem reichen Leben der Natur sein.

„Ellengröße" führt uns auf die Landstraße, an deren beiden Seiten stolze Pyramidenpappeln wie Riesengardisten Spalier bilden. Dazwischen hat man an Stelle abgängiger Pappeln bescheidene Pflaumenbäume eingepflanzt. Mehr und mehr hat man sich nämlich davon überzeugt, daß die stolzen Pappeln den angrenzenden Feldern schaden, die bescheidenen Pflaumenbäume aber den Gemeindesäckel füllen helfen.

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?"
Es sagt: „„Ich bin erfreut,

Daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!""
„Was!" ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!"

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Fabel führt uns auf eine Landstraße im Herbst. Zu beiden Seiten des Weges stehen abwechselnd in gleichen Entfernungen hohe Pappeln und niedrige Pflaumenbäume. Die Pappeln gleichen riesigen Stangen, weil sie gerade in die Höhe steigen und die senkrechten Äste sich an den Stamm schmiegen. Die jungen Pflaumenbäume sind niedrig, haben breite Kronen und sind mit blauen Früchten beladen.

2. Charakteristik. Beweise, daß die Pappel hoch, schmal, unfruchtbar, neidisch, hochmütig und prahlerisch, das Bäumchen niedrig, breitwipfelig, fruchtbar, fröhlich und witzig ist!

3. Gedankengang. Die hohe Pappel spöttelt hochmütig über das niedrige Bäumchen und seine geringen Früchte. Das Bäumchen freut sich seiner Nützlichkeit und vergleicht die Pappel mit einer leeren Stange. Da brüstet sich diese wenigstens mit ihrer Länge.

Grundgedanke: Der wahre Wert liegt nicht in äußeren, sondern in innern Vorzügen; er läßt sich nicht mit der Elle messen. So viel ich nütze, so viel bin ich wert!

4. Eigentümliches. Die knappe Sprache, die treffende Vergleichung der Pappel mit einer langen Stange, der Kontrast zwischen der hohen, aber leeren Pappel und dem niedrigen, aber früchtereichen Pflaumenbaum, der hämische Stolz der Pappel und der heitere Witz des Bäumchens, das entrüstete „Was!" und das klägliche „aber eine lange, lange!" (endlos lange) der Pappel sind vorzüglich gelungen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Prahle nicht mit deinen Vorzügen, am wenigsten mit äußeren oder eingebildeten! Trachte nach innern Vorzügen und nütze sie im Dienste deiner Mitmenschen! Geistesgröße und Herzensgüte mißt man nicht mit der Elle! Je weniger wahren Wert der Mensch hat, desto mehr prahlt er mit eingebildetem!

2. Verwandtes. Die Kornähren Bd. I, S. 49. — Löwe und Maus Bd. I, S. 375. — 1. Samuel. 16, 6. 7: Samuel sollte in Bethlehem von Isais sieben Söhnen einen zum König salben. Er sah den stattlichen ältesten Sohn Eliab an und gedachte, ob der vor dem Herrn sei sein Gesalbter. Aber der Herr sprach zu Samuel: Siehe nicht an seine Gestalt, noch seine große Person; ich habe ihn verworfen. Denn es gehet nicht, wie ein Mensch siehet; ein Mensch siehet, was vor Augen ist, aber der Herr siehet das Herz an! — Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. Eigenlob stinkt, fremdes Lob klingt.

3. Rede- und Stilübungen. a) Womit brüsten sich die Menschen gern? (Mit schönen Kleidern, Schmucksachen, wohlriechenden Dingen, vornehmen Verwandten, hohen Ahnen, schönen Häusern, Geld und Gut, Ehre und Ruhm, hohen Ämtern, klugen Kindern rc.) — b) Worin soll der innere Wert eines Menschen bestehen? (Gal. 5, 22: Die Frucht aber des Geistes ist Liebe —.) — c) Suche aus Bibel, Lesebuch, Geschichte rc. ähnliche Wettkämpfe wie in der Fabel! — d) Vergleiche von Wilhelm Müller „Ahnenwert"!

„Ahnen sind für den nur Nullen, der als Null zu ihnen tritt.
Steh als Zahl an ihrer Spitze, und die Nullen zählen mit."

e) Vergleiche:

B. Die Nützlichen.

Abr. Emanuel Fröhlich. Fabeln. S. 9.

„Unkraut seid ihr," sprachen Ähren
Zu der Korn- und Feuerblume;
„Und ihr dürfet euch, vermessen,
Selbst von unserm Boden nähren?"
„„Wir sind freilich nicht zum Essen,
Wenn das einzig hilft zum Ruhme,""
Sagten diese Wohlgemuten:
„„Aber wir erblühn hieneben,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben!""

1. Hauptinhalt und Ähnlichkeit. In beiden Fabeln wird ein Vorwurf von Hochmütigen durch die Verachteten witzig und treffend zurückgewiesen.

2. Ort und Zeit. A im Herbste an der Landstraße, B im Sommer auf einem Getreidefelde.

3. Personen. In A die lange, hochmütige Pappel und das niedrige, fruchtbare Bäumchen; in B die nützlichen, aber neidischen Ähren und die nutzlosen, aber farbenreichen und wohlgemuten blauen Kornblumen und roten Feuermohne.

4. Gedankengang. In A spöttelt die nutzlose Pappel über das nützliche Bäumchen, wird mit scharfem Witz zurückgewiesen, brüstet sich aber mit seiner Ellenlänge. In B schelten die nützlichen, aber gar zu selbstbewußten Ähren die Korn- und Feuerblume Unkraut und Schmarotzer, werden aber heiter und witzig daran erinnert, daß nicht alles in der Welt zum Essen da sei, und daß gerade sie das Einerlei des Ährenfeldes mit schönen Farben schmücken und beleben müßten.

5. Nutzanwendung. Nach A besteht der wahre Wert nicht in stolzer, schöner Gestalt und leerer Prahlerei, sondern in der Nützlichkeit. Nach B soll sich die Nützlichkeit nicht überheben, denn Anmut, Schmuck und Kunst erhöhen den Wert und das Glück des Lebens. P.

31. A. Strenge Barmherzigkeit. (Allvergütung.)

Abr. Emanuel Fröhlich. Fabeln. Frauenfeld 1853. S. 66.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Der Föhn ist in der Schweiz der warme Süd- oder Regenwind, der nach dem Winter plötzlich Tauwetter

bringt. Er braust über die Alpen daher, heult und stöhnt in den Schluchten, schmilzt rasch den Schnee, rollt Lawinen (Schneestürze) die Höhen hinab, überschüttet die Matten (Bergweiden) mit Geröll und staut die Bäche, daß sie empört über ihre Ufer treten und alles verheeren. Über dem Thale hängen noch graue Schneewolken, und in demselben wehen kalte Nordwinde, wenn der Föhn anstürmt und der Kampf mit den Widerstrebenden beginnt. Die Menschen in den Thälern aber rennen angstvoll hin und her und blicken bange nach den Berghöhen, über die der Föhn im Siegerschritt geht, und schreien den strengen Regenten um Erbarmen an.

Das Thal schreit auf zum Föhn:
„Was wirft dein wild Gestöhn
Lawinen ab den Höhn,
Die Bäche zu empören,
Die Matten zu zerstören?
Kannst du denn nicht gelind
Den Winterschnee zertauen?“
„Nein!“ ruft der Frühlingswind,
„Tief liegen noch die grauen
Schneeflocken in dem Land;
Groß ist der Widerstand,
Mit dem die Norde kämpfen.
Wollt’ ich sie gütlich dämpfen,
Und sollte nur gemach,
Tropfweise nach und nach
Der Schnee geschmolzen werden,
Wird’s Maien nicht auf Erden.
Des Kampfgetümmels Spuren
Deck’ ich mit grünen Fluren.“

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist in der Schweiz auf der Grenze zwischen Winter und Frühling. Die Berghänge sind mit Schnee, die Berggipfel mit Gletschern bedeckt. Von Süden braust der warme Föhn heran und bringt plötzlich Tauwetter. In den Bergklüften heult, pfeift und stöhnt der Sturm. Von den Bergwänden rasen die Lawinen (von Schiller Löwinnen, von anderen Lauwinen genannt) in die Thäler herab, fegen Häuser hinweg, verschütten Matten, begraben Menschen und schwellen die Bäche zu reißenden Strömen an.

2. Personifikation. Der Föhn ist als starker Krieger, weiser Stratege oder Kriegsführer, zäher Kämpfer, schneller Sieger und gütiger Regent geschildert. Weise dies nach!

3. Gedankengang. Das Thal mit seinen geängsteten Bewohnern fleht den Föhn um Schonung und um ein allmähliches Vertreiben des Winters an. Er schlägt die Bitte ab und beweist, daß die starken Gegner nur durch Kraft und Schnelligkeit, nicht durch Güte und langsame Bohrarbeit zu vertreiben sind. Um dem Thale bald einen blütenreichen Mai schenken zu können, muß der Feind rasch und nachdrücklich aus dem Felde geschlagen werden. Die Spuren des Kampfgetümmels verspricht er, mit grünen Fluren und mit neuem Frühlingssegen zu bedecken. Erst muß die Strenge walten, ehe Liebe und Barmherzigkeit ihr Füllhorn öffnen können.

Grundgedanke. In weiser Strenge auch zeigt sich Liebe und Erbarmen. Jede Verwüstung in der Natur wird durch neuen Segen vergütet. Der Kampf reinigt die Luft und giebt der Erde neue Kraft zum Tragen. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Krieg kein Frieden, ohne Fleiß kein Preis!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Murre nicht, wenn die Liebe mit Strenge gepaart ist! Verzweifle nicht bei Verlusten; die Segenskraft der Erde ist unerschöpflich! Wer nichts verlieren will, kann nichts gewinnen! Wer besitzt, der lerne verlieren! Geh stark und schnell auf den Feind, bekämpfe ihn zäh, desto eher wirst du Frieden und Gedeihen haben! — Schiller in Wilhelm Tell: Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben. — Die Befreiungskriege 1813—15 forderten große Opfer, aber auf dem Schlachtfelde wuchs und läuterte sich der Geist der Nation. — Der weitschauende Bismarck äußerte: „Deutschland kann nur durch Blut und Eisen geeinigt werden!“ Der Sturm brach 1866 und 1870 los und forderte schwere Opfer, aber die Herrlichkeit und Einigung Deutschlands wuchs aus dem Blute der gefallenen Helden auf. — Bei der Kindererziehung können nur frühe Strenge und Stetigkeit die Feinde der Seele vertreiben und das Gute zur Entfaltung bringen. Wer sein Kind lieb hat, der spart die Rute nicht, der übt auch strenge Barmherzigkeit.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche die Ereignisse 1870/71 mit dem Inhalt der Fabel! — b) Suche in der Bibel, dem Lesebuche und in der Geschichte Beispiele davon, daß in der Strenge sich wahre Liebe zeigte, die Nachsicht aber verderbliche Früchte trug! — c) Vergleiche die Fröhlichsche Fabel „Zucht“ (Fabeln S. 18) mit der ersten!

B. Zucht.

„Nicht lass' ich mich zäumen!“
Schäumt wütend das Pferd.
„Ich werde mich bäumen,
Mich wälzen zur Erd';
Und wenn sie mich schlagen,
Zerreiß' ich den Wagen
Und stürze feldein
Durch Klüft' und Gestein;
Denn besser zu sterben,
Als knechtisch verderben.“

„Gern ließ ich mich zügeln,“
Entgegnet der Springer,
„Und Schläge und Stich
Verschoneten mich.
So ward ich ein Ringer
Und lernte beflügeln
Mich selber zum Ziel.
Viel besser gefiel
Mir, Zucht zu erwerben,
Denn zuchtlos verderben.“

1. Hauptinhalt und Ähnliches. In beiden Fabeln wird aus Weisheit und Liebe strenge, schmerzliche Zucht geübt, aus der dann Glück und Segen sprießt.

2. Ort und Zeit. In A ein Alpenthal im Beginn des Frühlings, in B ein Gutshof im Sommer.

3. Charakter. In A ist der Föhn streng, aber weise und gütig, das Thal in Angst und Not. Der Föhn verfolgt zäh sein Ziel und läßt sich von thörichten Bitten nicht irre machen. Auf die Strenge des Winters folgt die Wärme des Maien; aus Schutt und Trümmern wächst Segen und Gedeihen. In B ist der Mensch einsichtig und weise bei der Zähmung und Gewöhnung des Pferdes, das Roß aber wütend und unsinnig. An einem zweiten Renn- oder Reitpferde (Springer) wird der Segen strenger

Zucht gezeigt. Es bedarf keiner Schläge und Spornstöße mehr, wird wie auf Flügeln zum Ziele getragen, siegt im Wett- oder Ringkampfe, erntet Ehre und freut sich seines Glückes.

4. Gedankengang. In A übt der Föhn ein strenges Regiment, bekämpft die Feinde des Frühlings, verwüstet dabei vieles im Thal, weist die Bitten um Schonung und Milde ab, belehrt das Thal über seine Absichten, schlägt den Feind rasch und vollständig aus dem Felde, führt den Mai heran und bedeckt die Spuren des Kampfes mit grünen Fluren. In B will der Mensch das wilde Roß zähmen und zäumen; wütend wehrt es sich dagegen, will eher alles verheeren und verderben, als sich in ein knechtisches Joch begeben. Ein anderes Roß belehrt den unbändigen Bruder und zeigt ihm Segen und Glück einer rechten Zucht und das Unglück der Zuchtlosigkeit. Auf Schmerz und Zwang folgt Lust und Freude, Ehre und Gewinn.

5. Nutzanwendung. Nach A zeigt sich Liebe im Versagen, Barmherzigkeit und Weisheit in der Strenge; nach B bringt Zucht auch Frucht, Zuchtlosigkeit Verderben und Leid! P.

32.

A. Lebensworte. B. Vettern.

Abr. Emanuel Fröhlich. Fabeln. Frauenfeld 1853. S. 1 u. 23.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Großzuthun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?“
„Auch aus Grüften,“ sagt' die Blüte,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Neben euch, ihr heil'gen Schriften,
Sein Gedächtnis hier zu stiften.
Ich auch blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort.“

Reseda sprach zu Reben:
„Wir sind in allem gleich;
Der Blume Farbenleben
Ist beiden nicht gegeben,
Die wir so düftereich.“
„Doch wird man zwischen beiden,“
Erwiderten die Reben,
„Noch immer unterscheiden.
Bald sterben deine Düfte,
Wir blühn erst recht im Wein
Mit Gold und Purpurschein
Und hauchen Rosendüfte.“

1. Ähnlichkeiten. Zwei Nachbarn unterhalten sich über ihre Verwandtschaft und ihre Verschiedenheit. In jeder Fabel finden wir Überhebung, die Zurechtweisung erfährt.

2. Ort und Zeit. A auf dem Friedhofe zur Zeit der Rosenblüte, B im Garten zur Zeit der Weinblüte. In A ein Leichenstein mit goldenen Sprüchen, den ein voll blühender Rosenstrauch beschattet; in B Reben am Spalier, zu deren Füßen Reseda auf dem Gartenbeet blüht.

3. Gedankengang. Der prunksüchtige Leichenstein in A glaubt die Kraft seiner tröstlichen Sprüche durch die Rosen verhüllt und schilt den Rosenbaum aufdringlich und prahlerisch. Der Rosenbaum giebt bescheiden die Bedeutung der heiligen Sprüche zu, hält sich aber selbst für ein lebendiges Gotteswort, für eine tröstliche Hoffnung, die aus den Gräbern wächst, und für einen sprechenden Beweis der Macht und Güte Gottes. In B

überhebt sich die Reseda und will der Weinrebe gleich sein, weil sie wie diese keine Blütenpracht, aber süßen Wohlgeruch habe. Die Rebe giebt die äußerliche Ähnlichkeit zu, nennt aber den Resedaduft vergänglich, während ihr eigener erst in dem goldenen und purpurnen Weine seine höchste Lieblichkeit entfalte.

Grundgedanke. In A wird die Ebenbürtigkeit zwischen zwei göttlichen Offenbarungen, in B die innerliche Verschiedenheit von äußerlich ähnlichen Vettern hervorgehoben.

4. Nutzanwendung. Nach A redet Gott auf mancherlei Weise tröstlich zu den Herzen; nach B sind äußerliche Vettern nicht immer Geistesverwandte. P.

33. Die Frösche.

Joh. Wolfg. v. Goethe. Werke, Bd. II, S. 242. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken und springen;
Versprachen sich aber im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Tauwind kam; das Eis zerschmolz;
Nun ruderten sie und landeten stolz
Und saßen am Ufer weit und breit
Und quakten wie vor alter Zeit.

I. **Erläuterungsfragen.** Welche zwei Jahreszeiten erwähnt die Fabel? Was für ein Bett hatten die Frösche in der Tiefe des Teiches gefunden? (Ein Bett von Schlamm.) Wie entsteht der Winterschlaf vieler Tiere? (Durch die Kälte wird der Blutumlauf immer langsamer und die Beweglichkeit immer geringer, bis eine Art Erstarrung eintritt.) Warum sind die Frösche „in der Tiefe verloren“? (Man sieht und hört sie oben nicht mehr, weil sie erstarrt und machtlos im Schlamme liegen.) Wodurch ist ihnen das Springen und Quaken unmöglich gemacht? (Durch das Eis und die Erstarrung ihres Körpers.) Was heißt: sie versprachen sich? (Sie gelobten sich, nahmen sich vor.) Was für ein Zustand ist „im halben Traum“? (Zwischen Wachen und Schlafen, mit Bewußtsein, aber ohne die Fähigkeit, sich zu rühren.) Was ist oben? Wann fänden sie dort Raum? (Wenn das Eis und ihre Erstarrung nicht wären.) Wozu fühlten sie Lust und Kraft? Worin waren sie also stark? (In Vorsätzen.) Wie meldete sich der Frühling an? Wie wurden sie frei? Wie unterscheiden sich „rudern“ und „landen“? (Im Wasser schwammen sie stoßweise fort, wobei ihnen die Füße als Ruder dienten; dann kamen sie hüpfend ans Land.) Warum stolz? (Sie sind frei und voll hoher Vorsätze.) Wodurch ist angedeutet, daß sehr viele Frösche im Teiche geruht haben? Warum wurde ihr Gesang doch wieder ein Quaken? (Weil ihnen die Natur keine andere Stimme gegeben hat und sie sich auch keine Mühe gaben, es schöner zu machen.) Stark waren sie in Vorsätzen, worin aber schwach? (In der Ausführung.)

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Schildere den Teich und das Leben darin und daran im Winter und im Frühling!

2. Charakteristik. Zeige aus der Fabel, daß die Frösche im Winter erstarrt, bewegungslos, halbbewußt, voll guter Vorsätze, im Frühling beweglich, gesellig, stolz und unverändert waren! Suche ihre Thätigkeiten auf!

3. Gedankengang. Die starken Vorsätze der Frösche im Winter und die schwache Ausführung im Frühling.

Grundgedanke: Die Natur ist stärker als die Kunst. Es kann niemand seiner Haut, seiner Natur entfliehen.

4. Schönheiten. Die Gegensätze: zugefroren — das Eis zerschmolz; in der Tiefe verloren — ruderten und landeten stolz; versprachen unten — hielten es nicht oben; Nachtigallengesang — Froschgequak; fänden sie nur Raum — saßen am Ufer weit und breit; durften nicht quaken — quakten wie vor alter Zeit. „Fröschlein" nennt sie der Dichter spottweise, weil die Vorsätze so groß, die Thaten so klein waren.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Versprich nicht mehr, als du halten kannst! Lebe und wirke deiner Natur und deinem Stande gemäß!

2. Verwandtes. Vergleiche „Frosch und Ochse" (Bd. I, 251) und „Der Hase" (Bd. I, 27)!

3. Aufgaben: a) Beschreibe das Treiben der Frösche im Frühjahr! b) Suche Beispiele von „großen Worten und kleinen Thaten"!

P.

34. A. Die Katzen und der Hausherr.

Magnus Gottfr. Lichtwer. Bibl. deutscher Klassiker. Hildburghausen 1861. Bd. IV. S. 430.

I. **Vorbereitung.** Der Dichter Lichtwer hat fein und scharf die Natur beobachtet. Seine Tierfabeln sind voll treffender Züge. So hat er auch das nächtliche Treiben einer Schar Katzen, ihre wilde Balgerei und ihre entsetzliche Musik, ein Konzert von Mißklängen, in einer Fabel scharf und witzig geschildert.

II. **Vortrag.**

1. Tier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete[1]) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

2. In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

3. Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

4. Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

5. Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um.

6. Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

---

[1]) Der Haushahn, der den Tag verkündigt und der vom leisesten Geräusch geweckt wird.

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Die tollsten Nachtkonzerte und Bälle der Katzen finden meist im Februar und Juni statt. Es ist eine dunkle Februarnacht. An einem großen Hause ist ein Saalfenster offen stehen geblieben. Von den Dächern und aus den Dachluken der benachbarten Häuser kommt eine Katze nach der andern und klettert durch das offene Fenster in den Saal. An der Wand desselben hängt ein Spiegel; darunter steht eine Stutzuhr. Auf einem Tische stehen Tassen oder Schalen. In der Nähe des Ofens sind einige Späne zum Feueranmachen verstreut. — In buntem Knäuel stehen, liegen, wälzen und schlängeln sich die Katzen durcheinander. Dabei erheben sie ein klägliches, ohrzerreißendes Kreischen, Heulen, Miauen und Gaumen in allen denkbaren und undenkbaren Mißtönen. Einige alte Kater sitzen auf den Hinterbeinen, heben die Vorderpfoten und bewegen sie wie Taktstöcke, wobei sie nicht selten andern den Takt um die Ohren schlagen. Der Höllenlärm weckt den schlafenden Hausherrn. Halbangekleidet und mit einem Stock bewaffnet, erscheint derselbe in dem dunkeln Saale, um die Störenfriede zu züchtigen und zu verjagen. In seinem blinden Eifer richtet er allerlei Zerstörungen an, die Unholde aber entfliehen ungestraft.

2. Charakteristik. Die Katzen sind langgeschwänzt, wach und hellsichtig, bei Nacht geschickt im Klettern, musikalisch und tanzlustig. Die beiden Kater Hinz und Murner sind die Vertreter der ganzen Musikbande. Hinz ist ein Held des Tierepos „Reineke Fuchs". Murner war einer der bissigsten Gegner Luthers. — Der Hausherr wird im Schlafe gestört, ist noch schlaftrunken, wird wütend, stürmt ohne Überlegung in den dunkeln Saal, straft sich und nicht die Ruhestörer.

3. Gedankengang. Str. 1. In der Stille der Nacht versammeln sich die Katzen der Nachbarschaft. Str. 2. In einem Vorsaal stimmen sie ihre höllische Musik an. Str. 3. Alte Kater spielen die Kapellmeister. Str. 4. Das Katzenvolk führt einen lärmenden Tanz auf. Str. 5. Der erboste Hausherr richtet mit einem Stocke allerlei Unheil an. Str. 6. Er verletzt sich selbst ernstlich.

Als Moral und Grundgedanken setzt der Dichter an den Schluß: Blinder Eifer schadet nur! Diese dürftige Moral steht nur in losem Zusammenhange mit dem lebensvollen Gemälde des Katzenlebens in Str. 1—4 und stört darum den Eindruck der Fabel mehr als sie ihn hebt. Die Moral muß mit innerer Notwendigkeit aus dem Naturgemälde hervorwachsen, nicht aber wie hier künstlich herbeigezerrt werden.

4. Eigentümlichkeiten. Die Sprache der Fabel ist knapp und poetisch, der Gang frisch und lebendig. Treffend und schön sind a) die Ausdrücke: Hausprophet für Hahn, geschwänzte Gäste für Katzen, ein Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann, für Katzenmusik; b) die Vergleichung der alten Kater mit Musikdirektoren, das Spiel ihrer Vorderpfoten mit dem Taktschlagen, das Balgen der Katzen mit einem Tanze; c) die Zeitwörter poltern, lärmen, zischen

(durch die Zähne), heulen, sprudeln (den Geifer), kratzen für alle Seiten des Katzenmutwillens. Ergötzlich ist auch der Fechter in der Dunkelheit, der an den Kampf des „Ritters von der traurigen Gestalt" mit den Windmühlen erinnert.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Den alten Ägyptern war die Katze das heiligste Tier. Ein Katzenmord wurde mit dem Tode bestraft. Bei Feuersbrünsten wurden die Katzen früher als die Menschen gerettet. Eine Göttin war mit einem Katzenkopfe abgebildet. Die alten Deutschen dachten den Wagen der Göttin Freya mit zwei Katzen bespannt. Später glaubte man, daß sich Hexen in Katzen, diese schleichenden, tückischen und hinterlistigen Tiere, verwandelten. In Goethes Faust brauen die Hexen als Meerkatzen den Zaubertrank im Hexenkessel. — Sprichwörter: Sie sind wie Katzen, die vorn schmeicheln und hinten kratzen. Er geht wie die Katze um den heißen Brei herum. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Vergl. Bd. I, S. 115, 227, 242, 365!

2. Rede- und Stilübungen. a) Wie kamen die Katzen, der Spiegel, die Schalen, die Späne, die Uhr, der Hausherr in den Saal, und was that jedes? b) Wie werden mißliebigen Personen Katzenmusiken gebracht? c) Wie schnurrt, spinnt, putzt, miaut, zischt, heult, kreischt, sprudelt und kratzt die Katze? d) Vergleiche das folgende Gedicht von Emanuel Fröhlich (II.) (Fabeln. Frauenfeld 1853. S. 68) mit dem behandelten (I.)!

B. Der Große. (Freiheit und Despotie.)

1. Siegreich stand die Sonne wieder,
Und den Feind hielt sie darnieder;
Doch der Nebel wand sich auf,
Und er schreit mit Zornesfunkeln:
„Jetzo will ich dich verdunkeln
Und mit schweren Hagelwettern
Deine Saaten niederschmettern!"

2. Und die Sonne sagt darauf:
„Mutig denn, erkämpf' die Schande
Und verheere meine Lande!
Mich bewegst du keinen Schritt;
Dich vernichtest du damit;
Und ich will mit neuen Lenzen
Ewig diese Erde kränzen."

1. Allgemeines. In I stören Katzen die Ruhe der Nacht, in II vernichten Nebel und Hagel Schönheit und Segen der Flur. I enthält nur Handlung, II ist ein Zwiegespräch. I endet mit einem Mißklange, II harmonisch.

2. Ort und Zeit. I Im Winter bei Nacht im dunkeln Saale. II Im Sommer bei Tage auf den Fluren.

3. Personen. In I die Katzen und der Hausherr, in II der Nebel und die Sonne. In I die Katzen ausgelassen, lustig, störend und verheerend, in II der Nebel wütend, drohend und verheerend. In I der Hausherr schlafend, aufgeschreckt, zornsprühend und unheilstiftend, in II die Sonne vom Nebel verdunkelt, dann siegreich hervorbrechend, klar, ruhig, stetig und segenspendend.

4. Gedankengang. I. Die Katzen versammeln sich; niemand wehrt ihnen; sie stören in wilder Lustigkeit die Ruhe des Hauses, wecken den Hausherrn, werden verjagt; der Hausherr zerstört in seiner Hitze seine eigenen Sachen und verletzt sich selbst. II. Der Nebel ballt sich zusammen; die Sonne hält ihn nieder; zornfunkelnd droht er den Feldern Verheerung durch Hagelschlag; er vernichtet sich selbst; die Sonne bleibt klar, ruhig und heilt den Schaden durch neuen Segen.

5. Eigentümlichkeiten. In I hängt die Moral dünn und ohne inneren Zusammenhang an dem bunten Gemälde des nächtlichen Katzenlebens; in II wächst die Nutzanwendung natürlich und mit innerer Notwendigkeit aus dem Naturgemälde, das ein treuer Spiegel des Menschenlebens ist. In I ist der Ton humoristisch, in II hochernst.

P.

35. Glauben.

Abr. Emanuel Fröhlich. Fabeln. Frauenfeld 1853. S. 265.

1 Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder übers Meer.
Droben ward der Himmel trüber;
Drunten brausten Sturmeswogen,
2 Und die Kinder klagten sehr:
„Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken.“
Aber ihre Mutter sagt:
„Kinder, bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im tiefsten Innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in jenem ist kein Trug,
Der die Sehnsucht hat gegeben,
Er wird uns hinüberheben
Und euch trösten balde, balde
In dem jungbelaubten Walde.“

I. **Vorbereitung.** Es war in den ersten Tagen des Frühlings, als eine Vogelmutter — nehmen wir an eine Nachtigall — mit ihren Kindern die Heimreise nach dem Norden antrat. Sie mußten über das Mittelländische Meer fliegen. Auf der Mitte des Weges, als sie schon viele, viele Stunden lang geflogen waren, türmten sich schwarze Gewitterwolken über ihnen auf, und unter sich hörten sie das Tosen und Brausen der vom Sturme gepeitschten Meereswogen. Da entspann sich folgendes Zwiegespräch zwischen der Vogelmutter und ihren Kindern: (Vorlesen aus der Fabel!)

II. **Vertiefung.** Fragen: Welche Vögel nur ziehen im Herbste südwärts und kehren im Frühlinge in ihre Heimat zurück? Beweise aus dem Text, daß die Vögel auf ihrem Rückzuge nach Norden begriffen waren? (Neuen Frühling zu gewinnen.) Wenn die Vögel von uns fort ziehen nach dem Süden, so ist dort wie bei uns Herbst. Dort erleben sie aber früher wie bei uns den kurzen Frühling. Welchen Frühling wollen sie drum nochmals gewinnen? Weise nach, daß der Zugvogel keine Schwalbe, kein Storch oder Kranich war! (In dem jungbelaubten Walde!) Warum hat der Dichter Herloßsohn unrecht, wenn er im Herbst singt: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn und die Rosen nicht mehr blühn?“ (Unsere Heimat ist da, wo wir geboren werden; die der Vögel, wo sie nisten,

brüten und fröhlich singen.) Warum verzagten die Vogelkinder? (Vier Gründe siehe im Text V. 3 u. 4, 7 u. 8!) Anderer Ausdruck für „bleibet unverzagt!“ (Laßt den Mut nicht sinken!) Zum wievieltenmal machten die Kinder die Reise über das Meer? (Mindestens zum zweitenmal.) Was ist „Innen“? (Im Innern, im tiefsten Herzen.) Was ist Zug? (Trieb.) Wonach lebt in den Zugvögeln ein Zug oder Trieb? In wem ist kein Trug? Beachte die Interpunktion! (Stünde hinter Trug ein Punkt, auf welches Wort bezöge sich dann „jenem“? Auf den Zug des Herzens. So aber bezieht sich „jenem“ auf den, der die Sehnsucht gegeben hat, auf Gott.) Welchen Trost ruft die Vogelmutter ihren Kindern schließlich noch zu? Wo werden sie den jungbelaubten Wald finden?

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübung. Die Religion (der Glaube), die beste Führerin durchs Leben. (Eine Übertragung der Fabel auf menschliches Thun und Leben.)

Die Religion, die beste Führerin durchs Leben, begleitet die Menschenkinder in Glück und Unglück, in Freude und Leid, in Not und Tod. Doch trüber wurden die Wogen des Schicksals; immer mehr umringten Sorge, Unglück, Schmerz und Not die Menschenkinder, und immer höher stiegen die Wogen der Trübsal und des Elendes. Da klagten die schwer Heimgesuchten: „Ach, wie soll dies nur noch enden? Was soll aus uns werden? Nirgend will sich uns ein Erretter zeigen, nirgend uns Erlösung von unsern schweren Leiden winken! Ach, und unsere Kraft, diese Not zu tragen, ist gebrochen, und unsere Seele ist matt zum Sterben!“ Da ruft die Religion den Tiefgebeugten zu: „Ihr Menschenkinder, so bleibt doch unverzagt! Faßt frischen Mut! Fühlt ihr nicht im tiefsten Herzen unaufhörlich einen Zug nach dem Himmel, nach einem bessern Leben, dort die Seligkeit zu gewinnen? Nun wohlauf! Der euch die Last auferlegt, der giebt euch auch die Kraft, sie zu tragen; der euch die Sehnsucht gegeben, der wird euch auch zur rechten Zeit hinüberheben in ein besseres Leben und euch trösten in der seligen Ewigkeit.“ R. D.

36. Wiederfinden.

Abr. Emanuel Fröhlich. Fabeln. Frauenfeld 1853. S. 6.

„O, du lieblicher Geselle,“
Sprachen Blumen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle!“
Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder,

Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden;
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niedertauen.“

I. **Zur Vermittlung.** An einem heitern Sommertage spielten und kosten die sich kräuselnden Wellen mit den lieblichen Blumen, die am Rande des Baches standen. Letztere sprachen zu einer Welle: „Lieber Spielkamerad, o bleibe doch hier und gehe nicht fort!“ Allein die Welle sprach dagegen: „Ihr lieben Blumen, das geht nicht an; ich muß noch viele, viele Meilen weit durch viele Thäler, Auen, Landschaften, Provinzen

und Länder wandern, muß mit dem Flusse mich verbinden, weithin die Pfade des Stromes mit wallen, das heißt in seinem breiten Rinnsale mitfließen, um mich endlich im Meere jung zu baden, d. i. zu verdunsten oder in Dünste mich aufzulösen, in die Lüfte aufzusteigen und als Wolke mit dem Winde wieder nach der Quelle des Baches zurückzukehren. Dann, liebe Blumen, will ich wieder zu euch kommen und vom blauen Himmel herab im Tau oder Regen euch tränken."

II. **Zur Vertiefung.** Welche Blumen blühen am Uferrande des Baches? (Vergißmeinnicht, gelber Hahnenfuß, Sumpfdotterblume, Löwenzahn.) Welche im Wasser? (Aronstab, Wasserrose, Wasserlilie.) Warum konnte denn die Welle nicht länger verweilen? Welchem Gesetze mußte sie folgen? Warum liegt die Quelle aller fließenden Gewässer höher als ihre Mündung? Welcher Fluß kann nicht nur sagen: „Ich muß in die Lande nieder," sondern auch: „Ich muß in die Niederlande"? In die Meere fließen stündlich Millionen von Kubikmeter Wasser aus den Strömen und Flüssen. Was müßte darum eigentlich geschehen? Warum geschieht es nicht? So viel Wasser, als da zufließt, so viel verdunstet auch wieder. Wie ist der bildliche Ausdruck: „Mich im Meere jung zu baden" zu verstehen? Wer ist mit dem „Blauen" gemeint? Worin besteht das Wiederfinden und Wiedersehen von Welle und Blume? Wie könnte darum auch die Überschrift der Fabel lauten? (Der Kreislauf oder die Rundreise des Wassers.)

III. **Verwertung.** 1. Lehre: Es giebt hinieden kein Aufhören, keine Vernichtung, sondern nur ein ewiges Werden und Wandeln. Alles Vergehen gleicht dem Kreislaufe des Wassers, der Rundreise der Welle.

2. Rede- und Stilübung: Weise den Kreislauf des Wassers nach an dem Rheine! (Eine biographische, humoristische Skizze.) „Ich bin ein echtes Schweizerkind; im Winter nähre ich mich von den Quellen der Alpen, im Sommer von den Wassern des tauenden Gotthardgletschers. Als echter Alpensohn springe ich von Berg zu Berg hernieder zu Thale. Hierauf nehme ich ein langes Bad in dem herrlichen Bodensee, besehe mir am Ufer die Besitzungen von fünf Staaten und trete dann wieder frei heraus. Ehe ich aber die Berge meiner lieben Schweiz verlasse, stürze ich mich von einer Felswand bei Schaffhausen herab, daß alles brauset und schäumet." rc. rc.

Vergleichung der Fabel mit „Wassertröpflein". Siehe Bd. I, S. 420 und 496! R. D.

37. Die Stufenleiter.

Gottlieb Konrad Pfeffel. Poetische Versuche. Tübingen 1803. S. 28.

1. Ein Sperling fing auf einem Ast
Einst eine Fliege. Weder Streben[1])
Noch Jammern half; sie ward gefaßt.
„Ach," rief sie flehend, „laß mich leben!"
„„Nein!"" sprach der Mörder, „„du bist mein!
Denn ich bin groß, und du bist klein.""

2. Ein Sperber[2]) fand ihn bei dem
Schmaus.
So leicht ward nie ein Spatz gefangen
Als dieser Spatz. „Gieb," rief er aus,
„Mich frei! Was hab' ich denn begangen?"
„„Nein!"" sprach der Mörder ꝛc.

3. Ein Adler sah den Schelm[3]) und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich
los!"
Rief er; „du hackst mich ja in
Stücken."
„„Nein!"" sprach der Mörder ꝛc.

4. Er schmauste noch, da kam im Nu
Ein Pfeil ihm in die Brust geflogen.
„Tyrann"[4]), rief er dem Jäger zu[5]),
„Warum ermordet mich dein Bogen?"
„„Ei,"" sprach der Mörder ꝛc.

I. **Vermittlung.** 1. = Widerstreben, Widerstand. 2. Sperber oder Sperlingsfalke (Nisus communis). 3. Hier Schelm im üblen Sinne des Wortes: ehrloser Betrüger, verschmitzter Bösewicht. 4. Tyrann = ursprünglich nur Herr, Herrscher, dann Alleinherrscher, später schon bei den Griechen und Römern mit dem Nebenbegriff: Gewaltherrscher, Zwingherr, jetzt mit leiser Mischung des Begriffs von Grausamkeit, z. B. tyrannisieren. 5. Der Adler mußte demnach gesehen haben, daß der Jäger ihm den Pfeil in die Brust geschossen hatte. 6. Der Refrain will sagen: Du bist schwächer als ich und gänzlich in meine Macht gegeben; Macht aber geht vor Recht.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Dieselbe ist im Sommer ein in der freien Natur auf dem Felde am Waldessaume tägliches Vorkommnis.

2. Gliederung des Inhalts. Der Sperling, besser ein Singvogel, fängt und frißt Insekten, auf welche ihn die Natur angewiesen, desgleichen der Sperber den Spatz, der Adler den Sperber, und der Mensch, der Herr der Schöpfung auf Erden, tötet endlich zu eigennützigen Zwecken den Adler. Der Starke, der andere überwältigt, findet in der Natur stets einen noch Stärkeren. a) Gefangennahme des Schwächeren. b) Dessen Bitte um Freiheit und Schonung des Lebens. c) Nichtgewährung der Bitte unter Berufung auf das Recht des Stärkeren.

3. Charakteristik der handelnden Personen in der Fabel. Sämtliche Personen treten zunächst als Angreifer, Räuber und Mörder auf. Hierauf werden sie von einem Stärkeren gefaßt, und ihr Leben wird bedroht. Fliege und Sperber wenden sich an die Gnade des Stärkeren für ihr Leben. Sperling und Adler hingegen protestieren gegen den Gewaltakt und berufen sich auf ihre Unschuld und ihr gutes Recht: „Was hab' ich denn begangen?" und „Warum ermordet mich dein Bogen?" Entscheidung des Stärkeren: „Macht geht vor Recht."

III. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben: Sei nicht stolz und poche nicht auf deine Kraft und Stärke, denn es giebt eine Stufenleiter, auf welcher immer ein noch Gewaltigerer über dir steht!

2. Verwandtes. Luk. 11, 21. 22: Wenn ein starker Gewappneter seinen Palast bewahret, so bleibt das Seine mit Frieden. Wenn

aber ein Stärkerer über ihn kommt und überwindet ihn rc. — Luk. 14, 8. 9: Setze dich nicht oben an, daß nicht etwa ein Ehrlicherer (Vornehmerer) denn du von ihm geladen sei. Und so denn kommt, der dich und ihn geladen hat, spreche zu dir: Weiche diesem! rc. — Leben und Treiben der Raubritter in den Zeiten des Faustrechts.

3. Rede- und Stilübung über dieses Thema: a) Ein Freiherr nahm widerrechtlich dem Bauer seinen Garten weg, b) der Gaugraf dem Freiherrn viele Morgen Land, c) der Herzog dem Grafen einen großen wertvollen Wald und der Kaiser dem Herzog sein ganzes Land.

R. D.

38. Der Habicht und die Störche.

Wilhelm Ludwig Gleim. Fabeln. Originalausgabe. Berlin 1786. S. 19.

1. Ein Habicht[1]) stieß[1]) auf eine Lerche
Im Angesichte zweier Störche[2])
Und würgte, rupfte, speiste sie.
„Ach," sprach ein Storch, „die arme Lerche die!
Vorhin sang sie so artig[3]) noch."

„„„Storch,"" sprach der Habicht, „„spare doch
Die Seufzer[4]) nur! Den du verzehrt[5]),
Der arme Frosch, der ist beklagenswert,
Vorhin quakt' er so artig noch."""

I. **Vermittlung.** 1. Ein Habicht, ein Lerchenfalke (Falco subbuteo) stieß von stoßen = herabschießen, daher Stoßvogel. 2. Die Mehrzahl „Störche" wird vom Dichter hier nur des Reimes wegen gesetzt. Im weiteren Verlauf der Fabel ist nur von einem Storche die Rede. 3. Sie sang so artig, das will hier sagen: in ihrer Art so schön und lieblich, vor allem aber so vergnügt und lebenslustig. 4. Spare doch deine Klagen, dein Bedauern, dein Mitleid, als fühltest du so tiefes Erbarmen mit der Lerche! 5. Du machst es um kein Haar besser mit dem Frosche, wie ich es mit der Lerche gemacht habe.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit der Handlung. Zwei Störche stolzierten an einem warmen Maientage auf einer Sumpfwiese umher, als eben über ihnen eine Lerche trillernd ihr Lied ertönen ließ. Da sahen sie, wie ein Habicht, den die eifrige Sängerin hinter ihrem Rücken nicht bemerkt hatte, auf die Lerche hinstieß, sie ergriff und mit ihr sich auf dem nahen Acker niederließ, um dort seine Beute zu verzehren. Gespräch zwischen Storch und Habicht.

2. Gliederung des Inhalts. a) Die Handlungsweise des Habichts an der Lerche. b) Bedauern, Mitleid und Urteil des Storches über die Lerche. c) Zurückweisung des Vorwurfs seitens des Habichts. d) Die Handlungsweise des Storches an dem Frosche. e) Bedauern und Urteil des Habichts über den Frosch. f) Schweigen des Storches.

3. Grundgedanke: Ehe du die Handlungsweise deines Nächsten beurteilst, prüfe dein Selbstwerk! —

III. **Verwertung.** 1. Anklänge an Bekanntes und Verwandtes. a) Aus dem deutschen Sprichwörterschatz. aa) Ein jeder kehre zuerst vor seiner Thür! bb) Faß dich erst an deine Nase! cc) Wer

ein gläsern Dach hat, werfe keine Steine auf Nachbars Haus! b) Aus der heiligen Schrift: aa) Röm. 2, 1: Worinnen du einen andern richtest, verdammest du dich selbst, sintemal du eben dasselbe thust, das du richtest. bb) Luk. 6, 37: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet! cc) Matth. 7, 5: Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge, darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest! dd) Der Schalksknecht.

2. Rede- und Stilübung. Übertragung der Fabel auf menschliche Verhältnisse. Ein wucherischer Kaufmann ließ einem Bauersmann, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte, Haus und Hof verkaufen. Bei der Zwangsversteigerung erstand der Wucherer das ganze Anwesen für ein Spottgeld. Ein unredlicher Volksanwalt sprach sein Bedauern darüber aus und beklagte es, daß der Bauersmann nun an den Bettelstab gebracht sei und als Tagelöhner arbeiten müsse. Der Wucherer entgegnete: „Spare deine heuchlerischen Worte und dein Mitleid und Bedauern! Sieh dort die Bettlerin mit ihrem Kinde! Sie ist beklagenswert. Freundchen, erinnere dich, wie du die arme Witwe samt der Waise um ihr ganzes Vermögen brachtest, als der Schuldschein verbrannt war, den du ihr ausgestellt hattest, und du hinterdrein ihr alles ableugnetest." Der Betrüger schwieg und ging davon. R. D.

39. A. Der Fuchs und der Iltis.

Friedrich Adolf Krummacher. Apologen und Paramythien. Essen 1810. S. 205.

Einst hatt' ein Iltis eine Gans gefangen.
Er trug sie fort mit vieler Müh'.
Zur rechten Zeit kam Reineke gegangen.
„Ei, speisest du nun gar solch grobes Federvieh?"
Sprach er den Räuber lächelnd an.
„Ich meinte nur die zarte Taube
Sei deine Kost. Fürwahr! ich glaube,
Du hast zum Notbehelf den Schreier abgethan."
„„Ja, wolltest du zwei Küchlein dafür geben,""
Begann der Iltis — „„gäb' ich sie wohl hin.""
„Freund, zwei? ich will dir fünfe geben,"
Rief Meister Fuchs — „so wahr ich ehrlich bin."
Mit Freuden ward der Vorschlag angenommen,
Und Meister Fuchs — er soll noch wiederkommen.

* * *

Wer schnell und mehr, als du verlangst, verspricht,
Hat Lug im Herzen — trau ihm nicht!

B. Der Fuchs und der Adler.

Martin Luther nach Äsop.

Es war einmal ein Adler, der machte Freundschaft mit einem Fuchse, und sie vereinigten sich, bei einander zu wohnen. Als nun der Fuchs sich aller Freundschaft zum Adler versah, da hatte er seine Jungen unter dem Baume,

da der Adler seine jungen Adler oben hatte. Aber die Freundschaft währte nicht lange; denn als balde der Adler seinen Jungen nicht hatte Essen zu bringen und der Fuchs nicht daheim war, da flog der Adler hinunter und nahm dem Fuchse seine Jungen, führte sie in sein Nest und ließ sie von den jungen Adlern fressen. Da nun der Fuchs wieder kam, sah er, daß seine Jungen hinweggenommen waren, klagt's derhalben dem obersten Gotte Jovi (Zeus), daß er dieses Unrecht strafen wolle. Nicht lange danach, da der Adler wiederum seinen Jungen nichts zu essen zu geben hatte, sah er, daß man an einem Orte im Felde dem Jovi Opfer brachte. Derhalben flog er dahin, nahm flugs einen Braten vom Altar hinweg und brachte denselbigen den jungen Adlern ins Nest und flog wieder hinweg, mehr Speise zu holen. Es war aber am Braten eine glühende Kohle behangen blieben; dieselbe, als sie ins Nest gefallen war, zündet sie das Nest an, und da die jungen Adler nicht fliegen konnten, verbrannten sie mit dem Neste und fielen auf die Erde.

Vergleichung der beiden Fabeln.

I. Ähnlichkeiten: 1. Beide Dichtungen sind Fabeln, in welchen Tiere redend und handelnd wie Menschen auftreten. 2. Es wird von je zwei Raubtieren berichtet, einem größern und einem kleinern. 3. Die Raubtierpaare — Fuchs und Iltis, Adler und Fuchs — werden als befreundet mit einander dargestellt. 4. Das größere Raubtier hat das kleinere betrogen und beraubt. 5. Beide Fabeln wollen das Sprichwort: „Unrecht Gut gedeihet nicht" veranschaulichen. Dem Iltis wird die gestohlene Gans wieder geraubt, und der geraubte Braten des Adlers birgt die glimmende Kohle, welche das Feuer im Horste des Adlers anfacht und dessen Junge verbrennt.

II. Verschiedenheiten: 1. In A wird gesagt, daß das beraubte Tier um seine zuvor gestohlene Beute, in B hingegen um seine eigenen Jungen gekommen ist. 2. In A wird nur angedeutet, daß Fuchs und Iltis befreundet waren, während in B ausdrücklich gesagt ist, daß Adler und Fuchs Freundschaft geschlossen hatten. 3. Der Räuber in A gelangt zu seinem Raube durch listige Überredung, durch betrügerischen Tausch, der in B durch offenbaren, gewaltsamen Raub. 4. In A war Freßgier, in B Liebe und Sorgfalt für die Jungen die Triebfeder. 5. In A verzehrt der Räuber den Raub selbst, in B dagegen dessen Junge. 6. In A wird der Betrogene erst nach und nach seinen Verlust gewahr; in B hingegen vermißt der Beraubte seine Jungen sofort. 7. In A erhebt der Betrogene gar keine Klage, in B aber bringt sie der Beraubte vor dem Richterstuhle des Zeus an. 8. In A bleibt der Raub völlig ungerochen, in B hingegen wird der Räuber hart bestraft und zwar durch den Tod seiner eigenen Kinder. 9. A ist in gebundener Rede erzählt, B in Prosa. 10. Krummacher hat aus seiner Fabel eine besondere Lehre abgeleitet, während Luther es dem Leser überläßt, sich selbst die Lehre herauszuziehen.

R. D.

40. Der Aal und die Schlange.

J. Wilh. Ludw. Gleim. Sämtl. Werke. Ausg. v. W. Körte. Halberstadt 1811. III. S. 237.

„Betrachte mich einmal!"
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
„Bin ich nicht wunderschön?
Ist wohl noch eine Haut so buntgefleckt zu sehn?[1] —
Zwar dein' ist glatt, doch mein' ist glatt und schön."*) —
„„Schön ist,"" antwortete der Aal,
„„Die deinige, die meinige nur glatt.
Wie aber kommt's, das sag einmal,
Daß man mich lieber hat
Und lieber sieht als dich? Ein jeder, der dich sieht,
Hat Furcht und Schrecken im Gesicht,
Ruft Hilf' und flieht.""
Die wunderschöne Schlange spricht:
„Er[2] flieht? Warum? Das weiß ich nicht."[3]
„„Ich aber weiß es,"" spricht der Aal,
„„Auch wissen's ja die Menschen alle,
Die dich im Grase liegen sehn:
Von außen bist du schön,
Von innen — Gift[4] und Galle.""[5]

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** (Vor der Besprechung dieser Fabel zeige der Lehrer seinen Schülern eine Kreuzotter und einen Aal wenigstens im Bilde vor.) Die Fabel ist mit wenigen Worten einzuleiten: An einem warmen Sommertage trafen einstmals am seichten Ufer eines Flusses ein Aal und eine Schlange zusammen und begannen folgendes Zwiegespräch: (Der Lehrer läßt hierauf von zwei Schülern die Fabel mit Weglassung der eingeschalteten Sätze vorlesen.) Zu erläutern ist nur sehr wenig. 1. Hier fehlt der vergleichende Nebensatz: als die meinige. 2. „Er" bezieht sich auf „jeder", also jeder Mensch, jedes Tier flieht vor mir. 3. Den Beweggrund ihrer Furcht und Flucht kenne ich nicht. 4. Deine äußere Gestalt ist schön, allein dein Inneres, dein Giftzahn und deine Giftdrüse, ist gefährlich und todbringend. Gift und Galle steht hier des Stabreimes wegen, denn von Galle, d. i. von Ärger, Ingrimm und Bitterkeit des Gemüts, kann bei der Schlange nicht besonders die Rede sein.

II. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke: Nicht die äußere Gestalt und Schönheit verleihen einem Wesen seinen wahren Wert, sondern Gemeinnützigkeit und innere Vorzüge.

2. Gliederung des Inhalts: V. 1—5: Selbstlob und Selbstbespiegelung der Giftschlange; V. 6—10: Zugeständnis des Aals und Frage nach dem Grunde: warum äußere Schönheit und Gestalt nicht im gleichen Verhältnis stehen zu dem Wohlgefallen anderer? V. 11 und 12: Warum man selbst vor Wesen mit äußerer Schöne sich erschrecken und fürchten und vor ihnen fliehen kann? V. 13 und 14: Verwunderung der

---

*) In der Originalausgabe der Gleimschen Fabeln, Berlin 1786, S. 46, lauteten die 6 ersten Verse folgendermaßen:

„So sag er mir, Herr Bruder, doch einmal,"
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
„Wie seine Schwester ihm gefällt!
Ist auf der ganzen weiten Welt
Was Schöneres? Ist so schön,
So glatt, so bunt, noch eine Haut zu sehn?"

Schlange über dieses Mißverhältnis. V. 15—19: Angabe des wahren Grundes durch den Aal. Siehe oben: Grundgedanke!

3. Verwandtes. a) Urteile des Herrn über die Pharisäer und Scheinheiligen. aa) Ihr gleicht dem Schlangen- und Otterngezüchte. bb) Äußerlich gleicht ihr den Schafen und Lämmern (die in Schafskleidern zu euch kommen), inwendig aber seid ihr reißende Wölfe, Matth. 7, V. 15. cc) Von außen seid ihr übertünchte Gräber, inwendig aber ist Moder und Gebein, Matth. 23, V. 23—33. b) Sprichwörter: Der Schein trügt. — Traue nicht dem äußern Schein! Die Dinge scheinen, die Menschen meinen. — Schlangenherz soll Taubenaugen haben.

III. **Verwertung.** 1. Mahnung: Suche dir Gottes und braver Menschen Gunst und Beifall zu erringen, doch nicht durch äußern Schein und eitlen Tand, sondern durch Herzensgüte, Tugend und Frömmigkeit!

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildungen: aa) Der Stechapfel und die Reseda. (Grün bist du auch, aber ich blühe hold und weiß wie die Blume der Unschuld, die weiße Lilie.) bb) Arsenik und Salz. (Weiß bist du zwar auch, aber nicht so fein und rein.) cc) Der Scheinheilige und der schlichte Bauersmann. b) Vergleichung dieser Fabel mit der Fabel von Tiedge: Biene und Fliege. (Bd. I, 531.)

R. D.

41. A. Die Schwalben.

Fr. Krummacher. Apologen und Paramythien. Essen 1810. S. 225.

1. In eines Mannes Haus
Kam lange Zeit, von Jahr zu Jahr,
Im Lenzbeginn ein Schwalbenpaar.
Mit Freuden nahm der arme Mann
Sie auf und schlug ein Brettchen an,
Worauf sie sich ihr Nest erbauten
Und frohen Muts herniederschauten.

2. Sie zogen fort. Der arme Mann
Wird unverhofft durch Erbschaft reich.
Nun ward das alte Haus sogleich
Zerstöret und neu aufgeführt,
Mit Marmorsäulen ausgeziert;
Das Schwalbenbrettchen riß man nieder.
Indessen kam das Pärchen wieder.

3. Sie zwitscherten ihr Morgenlied.
Fort! rief der reiche Mann voll Wut,
Vertilget mir die schnöde Brut!
Und Prognes zarte Kinder flohn
Und sangen noch in frohem Ton:
„Wir gehn; wo Lieb und Frohsinn weilen,
Bedarf es keiner Marmorsäulen.“

I. **Vermittlung.** Die kleine Fabel ist so einfach, daß ein gutes Vorlesen seitens des Lehrers genügt, um die Kinder ins Verständnis einzuführen. Nur der Vers: „Und Prognes zarte Kinder flohen“ bedarf der Erklärung. Progne (eigentlich Prokne) war eine griechische Fürstin, die der griechischen Sage nach in eine Nachtigall verwandelt wurde. Die spätere (römische) Sage läßt sie in eine Schwalbe verwandelt werden, während ihre Schwester, Philomele, zur Nachtigall wird. Unser Dichter läßt Prokne hier als Beschützerin der Schwalben auftreten.

II. **Gliederung.** Str. 1. Die Schwalben als gern gesehene Gäste im Neste am Hause des armen Mannes. Str. 2. Der arme Mann wird reich und zerstört das Schwalbennest, während die Vögel in der Ferne sind. Str. 3. Die Schwalben kehren wieder und müssen vor dem reichen Manne fliehen.

III. **Charakteristik der Personen.** Der Mann ist arm, hat ein kleines Häuschen, nimmt die Schwalben freundlich auf, sorgt für sie (schlug ein Brettchen an). Der Mann wird reich, wird üppig (Haus mit Marmorsäulen), hartherzig („Vertilget mir die schnöde Brut"). Die Schwalben, ebenfalls als Personen vorgeführt, sind frohen Mutes am alten Hause; auch bei ihrer Wiederkunft sind sie fröhlich („Sie zwitschern ihr Morgenlied"). Sie fliehen vor der Wut des reichgewordenen Mannes, gehen fröhlich fort und geben dem hartherzigen Manne noch eine gute Lehre, in der sich ihre Zufriedenheit und Bescheidenheit kundgiebt.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Wo Lieb' und Frohsinn weilen, bedarf es nicht der Marmorsäulen." Wer den Vögeln eine Wohlthat erweist, hat Freude an ihnen. Wer dagegen die unschuldigen Tiere verfolgt, bei dem kehrt weder Liebe noch Frohsinn ein. Die glücklichsten Menschen findet man nicht in Marmorpalästen, sondern da, wo sie sich untereinander lieb haben.

2. Rede- und Stilübungen. Erzähle die Fabel anstatt von der Schwalbe von einem Rotschwänzchen und verändere den Schluß! (Der reiche Mann hebt das Nest vom alten Hause sorgsam ab und legt es in eine besonders dazu hergerichtete Höhlung [Nistkasten] am neuen Hause. Rotschwänzchen zieht wieder ein und dankt durch seinen Gesang.)

3. Vergleichung mit:

B. Die Sperlinge.

(Lessing. Werke. Leipzig. 1853. I. 141.)

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrien sie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlasset den unbrauchbaren Steinhaufen!

A. Ähnlichkeiten. Schwalben und Sperlinge hatten bisher im alten Hause ihre Nester. Als sie wiederkehren, finden sie dieselben nicht wieder und ziehen fort.

B. Verschiedenheiten. Die Schwalben waren vom armen Manne am alten Hause gern gesehen und zum Nestbau ermuntert. Die Sperlinge hatten sich die Plätze zu ihren Nestern ohne Hilfe der Besitzer angeeignet. Das Schwalbenpaar baute nur ein Nest, die Sperlinge unzählige. Das Haus des armen Mannes wird vollständig niedergerissen, die Kirche

wird nur ausgebessert. Die Schwalben wollten nur als Gäste am Hause weilen, die Sperlinge meinten, die Kirche hätte nur den Zweck, ihre Nester aufzunehmen. Die Schwalben wollten in Liebe und Frohsinn bei den Menschen wohnen, die Sperlinge wollten die Kirche für sich allein haben. Die Schwalben zeigten sich als bescheidene und anspruchslose, die Sperlinge dagegen als anspruchsvolle und freche Tiere.

W. D.

42. A. Der Kuckuck.

Christian Fürchtegott Gellert. Sämtliche Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1867. S. 16.

I. **Einführung.** Es giebt wohl kein Kind, das nicht wüßte, wie der Kuckuck schreit; es giebt aber recht viele, selbst erwachsene Leute, die noch nie einen Kuckuck gesehen haben. Man kann nicht anders sagen: sein Rufen ist einförmig, und doch hören wir ihn gern, diesen Verkünder des Frühlings! Was für eigentümliche Dinge erzählt uns von ihm die Naturgeschichte! Was Wunder daher, wenn noch weit Seltsameres die Fabel und selbst der Aberglaube von ihm zu erzählen wissen!

Bekannt und den Kindern nicht weniger zur Lust als zur Lehre dienend ist die Sage, welche sein scheues, unstätes Wesen daraus zu erklären sucht, daß er kein gutes Gewissen hat und seiner jetzigen Gestalt sich schämt.*) Ehedem war nämlich ein sehr reicher Bäcker, welcher zur Zeit der Teurung den armen Leuten, für welche er Brot buk, etwas von dem Teige stahl. Wenn dieser im Ofen aufgegangen war, so riß er davon ab, betrachtete sich wohlgefällig das gestohlene Gut und rief freudig aus: Guck, guck, d. h. ei sieh! Eines Tages wurde aber der Dieb erwischt und zur Strafe seines Eigennutzes in einen Vogel verwandelt, der mehlbestäubtes Gefieder hat und nun für immer auf seinen einförmigen Ruf angewiesen bleibt. Dies ist der Kuckuck der Volkssage! Lernen wir nun den Kuckuck in der Fabel kennen!

Der Kuckuck.

Der Kuckuck sprach mit einem Star[1]),
Der aus der Stadt entflohen war.[2])
„Was spricht man," fing er an zu schreien,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?[3])
Was spricht man von der Nachtigall?"[4])
„„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.""
„Und von der Lerche?" rief er wieder.
„„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.""
„Und von der Amsel?" fuhr er fort.
„„Auch diese lobt man hier und dort.""[5])
„Ich muß dich doch noch etwas fragen[6]):
Was," rief er, „spricht man denn von mir?"
„„Das," sprach der Star, „das weiß ich nicht zu sagen[7]);
Denn keine Seele red't von dir.""
„So will ich," fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen[8])
Und ewig von mir selber sprechen."[9])

*) Brockhaus: „Doch braucht er sich seiner Gestalt nicht zu schämen; er ist sogar ein schöner Vogel, von der Größe einer Turteltaube, von blaugrauer Grundfarbe, mit langem, schwärzlichem Schwanz, dessen Federn weiße Flecken und Spitzen tragen."

II. **Zum Verständnis des Einzelnen.** 1. Stare und Papageien pflegt man als die beredtesten Vögel anzusehen, oder richtiger gesagt als die schwatzhaftesten.

2. Seinem Herrn aus dem Bauer weggeflogen. In der Gefangenschaft mochte er nicht nur größere Übung in der Schwatzhaftigkeit erlangt haben, sondern vor allem hatte er in der Stadt desto bessere Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Ansichten der Menschen kennen zu lernen. Daß er aus der Stadt entflohen sei, mußte er dem Kuckuck, dem er bis dahin unbekannt war und der ihn daher vielleicht gefragt, woher er komme, zunächst erzählt haben.

3. Melodien. Melodie ist der Zusammenklang, auch Wohlklang der Töne, hier aber so viel als: unser Gesang. „Unsere Melodeien" sind nicht etwa die des Kuckucks und des Stars, sondern die der Vögel überhaupt. Wenn er von sich selbst und dem Star spräche, so würde er sich ja mit diesem auf dieselbe Stufe stellen, was ihm seine Eitelkeit nicht erlaubt, da er sehr wohl weiß, daß das Lob für den Star nicht besonders günstig ausfallen könnte, er aber alsdann an diesem Urteil teilzunehmen hätte. Er will auch dem Star keineswegs schmeicheln, sondern es ist ihm nur darum zu thun, zu hören, was man über seinen eigenen Gesang urteile. Er fragt deshalb keineswegs: Was spricht man über uns beide Sänger — durch so unverdientes Lob wäre der Star doch wohl auch stutzig geworden —, sondern er stellt zunächst die Frage ganz allgemein: Was spricht man über uns Vögel? Durch solche Umschweife erreicht er geschickter und um so sicherer seinen Zweck. Damit seine Frage nicht mißverstanden oder falsch gedeutet werde, spezialisiert er sofort dieselbe und hält in betreff der Nachtigall, der Lerche und der Amsel Nachfrage.

4. Am liebsten möchte er sich der Nachtigall gleichstellen; wie das Urteil über dieselbe laute, drängt es ihn zunächst am meisten zu wissen. Er wünscht aber überhaupt keineswegs das Lob anderer zu hören, und so ist er genötigt, in der Stufenfolge herabzusteigen, von der Nachtigall zur Lerche und zur Amsel.

5. Die ganze Stadt (jedermann!) — die halbe Stadt — (keineswegs ein jeder, doch immerhin noch viele!) — hier und dort! (einige, etliche!) — Unbefriedigt über die erste Antwort des Stars, das einstimmige Lob der Nachtigall, hofft er nun wenigstens die gewünschte Antwort zu erhalten, die Hast läßt ihn nicht viel Worte machen, sondern er fragt so kurz als möglich. Aber auch die zweite und dritte Antwort fällt gegen Wunsch und Erwartung aus.

6. Vergeblich hat bis jetzt der Kuckuck gehofft, wenn nicht mit Nachtigall und Lerche, so doch wenigstens mit der Amsel auf dieselbe Stufe gestellt, ja allermindestens doch hinter dieser erwähnt zu werden. Der Star schweigt aber vollständig von ihm. Da kann sich der Kuckuck nicht länger halten; er muß nun mit der Sprache heraus und muß geradezu danach fragen, was schon längst ihn bewegt und gedrängt, was man nämlich über ihn selbst urteile.

7. Der Star hat bis jetzt den Kuckuck mit Offenheit bedient; mit derselben Offenheit bekennt er auch, außer stande zu sein, diese Frage zu beantworten. Ja, um der weiteren Frage zu begegnen, warum er dies nicht vermöge, kommt es ihm gar nicht darauf an, unumwunden alsbald den Grund beizufügen: Niemand redet von dir! —

8. Die Menschen erscheinen ihm undankbar, weil sie den vermeintlich so schönen Gesang des Kuckucks nicht nach Gebühr würdigen. —

9. Er will hinfort nur den eigenen Namen ausschreien.

Während, wie oben erwähnt, in der Volkssage der Kuckuck damit bestraft wird, für alle Zeiten denselben Ruf erschallen zu lassen, hat der Fabeldichter diesen einförmigen Ruf in höchst sinniger Weise dahin gedeutet, daß er freiwillig den Kuckuck den Entschluß fassen läßt, sich dadurch an dem Undank der Menschen rächen zu wollen. Diese Deutung ist ihm indessen keineswegs Hauptzweck, wohl aber

III. **die Lehre der Fabel** (die Moral): Findet die Eitelkeit nicht die gewünschte Beachtung, so bleibt sie nur auf das Eigenlob angewiesen (das ohne jeglichen Wert ist, da nur fremdes Lob den rechten Klang hat).

IV. **Zum Verständnis des Ganzen** beachte den höchst gelungenen Gegensatz, der in „schreien" und dem mit ihm gereimten Worte „Melodeien" liegt. Melodien werden gesungen, der Kuckuck kann nur schreien. Beachte auch, wie sein Selbstgefühl nachläßt und er allmählich kleinlauter wird. In der Folge wird nicht mehr gesagt, daß er geschrieen, sondern zweimal heißt es nur von ihm, „rief er" und zweimal — „fuhr er fort". Einmal fuhr er zu fragen fort, das andere Mal fuhr er zu sprechen fort = erwiderte er.

V. **Aufgaben.** 1. Erkläre die Synonyme: sprechen, sagen, reden, rufen, schreien (die sämtlich in dem Gedicht vorkommen)! 2. Der Ruhmsüchtige (Charakteristik). 3. Nenne berühmte Fabeldichter! (Bei den Griechen Äsop, bei den Römern Phädrus, bei den Deutschen außer Gellert noch Lichtwer, Gleim, Pfeffel, Hagedorn, Lessing, Meißner, Fröhlich 2c., bei den Franzosen Lafontaine 2c.)

VI. **Zum Vergleich:**

B. Das Kutschpferd.

Christian Fürchtegott Gellert. Siehe oben S. 87. (Gekürzt.)

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
„Wann," sprach es und fing an, die Schenkel schön zu heben,
„Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?"
„Schweig," rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen!
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?"

In I wird der Eitelkeit Beschämung zu teil, in II dem Stolze geradezu die gebührende Abfertigung.

Auch in „Kuckuck und Esel" oder Wettstreit (Bd. I, S. 326) will der Kuckuck ein guter Sänger sein. Sein unstätes Wesen behandelt die Fabel von Curtman: Der Kuckuck.

Zwei Rätsel über Kuckuck und Star.

1. Lies mich vorwärts, lies mich rückwärts,
Immer bleib' ich, was ich bin;
Kommt der Frühling, komm' ich mit ihm;
Geht er, geh' ich mit ihm hin;
Denn ich lieb' das Wanderleben,
Musizier' in Feld und Wald;
In zwei hellen Tönen ruf' ich,
Daß es weit und lustig schallt.

2. Man läßt ihn sprechen, man läßt ihn stechen;
Es ist ein Vogel und ein Gebrechen.

Dr. Regent.

43. Der Hänfling.

Gottfried Lichtwer. Bibl. deutsch. Klassiker IV, S. 436. Hildburghausen 1863.

I. **Einführung**. Wer kennt nicht den Buchfink, der so gerne vom Obstbaum herab seine kernige Strophe schmettert? Zu seiner Familie gehört auch der Flachsfink, wegen seines grauen Kleides auch Grauhänfling genannt. Wie es einem solchen einst erging, als er zum erstenmal das Nest der Eltern verließ, erzählt das folgende Gedichtchen.

II. **Vortrag.**

1. Ein Hänfling, den der erste Flug [1])
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hob an [2]) die Wälder [3]) zu beschauen
Und kriegte Lust [4]), sich anzubauen;
Ein edler Trieb! [5]) denn eigner Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes wert. [6])

2. Die stolze Glut [7]) der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust. [8])
„Hier wohn' ich," sprach er, „wie ein König [9]),
Dergleichen Nester giebt es wenig."
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl [10]) verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr [11]),
Daß unser Hänfling auswärts [12]) war.
Er kam, nachdem es ausgewittert [13]),
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung [14]) ein,
Er könne hier [15]) nicht sicher sein.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn [16])
Begab er sich zur Erde hin [17])
Und baut in niedriges Gesträuche,
So scheu macht ihn der Fall der Eiche [18]);
Doch Staub und Würmer [19]) zwangen ihn,
Zum andernmal davon zu ziehn.

5. Da baut er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken [20]) nicht so nahe,
Auch nicht die Erde vor sich sahe,
Ein Ort, der in der Ruhe [21]) liegt:
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

6. [22]) Vergnügte Tage [23]) findet man,
Woferne man sie finden kann [24]),
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten;
Kannst du vom Himmel [25]) es erbitten,
So sei dein eigner Herr und Knecht [26]),
Dies bleibt des Mittelstandes [27]) Recht.

Vermittlung des Verständnisses im Anschluß an Wort und Gang der Dichtung.

1. Ist von einem jungen oder einem alten Hänfling die Rede? — 2. Fing an, unternahm es. — 3. Was konnte er bisher nur? — 4. Bekam, als er größer wurde, Lust, sein Nest zu bauen. — 5. Welcher Trieb ist edel und warum? — 6. Ein eigenes Hauswesen, ein eigner Haus- und Besitzstand ist von großem Vorteil und gewährt Freuden aller Art. — 7. Das Bewußtsein der gewonnenen Kraft oder das Streben, höher empor zu fliegen als seine Eltern. — 8. In der Eiche vereinigt sich Schönheit und Stärke. Letztere giebt dem Hänfling das Gefühl der Sicherheit, erstere ist das Geschäft des Brütens zu erleichtern wohl geeignet. — 9. In königlicher Pracht und Herrlichkeit. — 10. Blitzstrahl. Wie unterscheiden sich Blitz und Donner? — 11. Welche der Blitz für das Nest gehabt. — 12. Nicht gerade im Neste. — 13. Als das Gewitter vorüber war. — 14. Voll Schrecken. — 15. Wo? — 16. Nun gerade das Entgegengesetzte wollend. — 17. Baute er sich dicht am Erdboden an. Welches Wort im folgenden Verse bezeichnet das ebenfalls? 18. Dieselbe war also durch den Blitz zerschmettert und entwurzelt worden. — 19. Staub und Würmer verdarben das Nest und die Eier. Wie wohl? — 20. Nicht in so bedeutender Höhe. — 21. Ungestört. — 22. Von wem ist in der 6. Strophe die Rede? — 23. Das Glück der Zufriedenheit. — 24. Wenn sie uns überhaupt vergönnt sind, wenn wir sie uns zu bereiten verstehen. — 25. Gewährt dir Gott die Bitte. — 26. Sei frei und unabhängig. — 27. Was ist unter Mittelstand zu verstehen? — Grundgedanke des Gedichts: Der Mittelstand sichert ein ruhigeres Leben, denn in ihm lebt man am unabhängigsten und daher am zufriedensten und glücklichsten.

III. **Vergleichungen.** Den verwandten Grundgedanken: Auch in niederem Stande kann man bei bescheidenen Ansprüchen ans Leben glücklich und zufrieden sein, spricht das Gedicht aus:

Niederes Los.

Abr. Emanuel Fröhlich. Fabeln. Frauenfeld 1853. S. 261.

Zu der niedern Trauerweide,
Grünend an dem klaren Bach,
Sagt die Pappel: „Wachs' mir nach
Zu der Höhe stolzer Freude!"
Und die Weide sprach dawider:
„Pappel, neige dich hernieder

Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die du droben nicht genossen!
Schau, wie hier die Blumen sprossen
Und die Sterne sich erhellen!"

Vergleiche sonst noch von Rückert:

In allem Leben ist ein Trieb
Nach unten und nach oben;
Wer in der rechten Mitte blieb
Von beiden, ist zu loben.

In Hochmut überheb dich nicht
Und laß den Mut nicht sinken!
Mit deinem Wipfel reich ins Licht,
Und laß die Wurzel trinken!

IV. **Poetische Ausdrucksweise.**

Durch „erster Flug" und „junge Brust" kommt der Begriff „jung" zu ausdrucksvoller Anschaulichkeit.

Erster Flug — trug: Metonymie (Ursache statt der Wirkung).

Beachte den Gegensatz zwischen dem gewählteren Ausdruck „anheben" und dem volkstümlichen „kriegen" = bekommen.

Bemerkenswert die geschickte Begründung durch das Sprichwort.

Glut — dichterisch starker, an Übertreibung (Hyperbel) streifender Ausdruck. Brust für Herz: Synekdoche.

Eichbaum. Das vollere Wort ist so recht geeignet, das hohe Streben zu versinnbilden: vom niedrigen Gesträuch soll es nicht nur auf einen Baum, sondern bald auf die hohe, mächtige Eiche gehen.

Stand das Nest — dichterischer Ausdruck für: war fertig.

Verheert — verzehrt. Durch die doppelte Anwendung der sinnverwandten, an sich schon durch die lange Endsilbe ins Gehör fallenden Wörter wird die gänzliche Vernichtung eindringlich bezeichnet.

Ausgewittert, dichterische Form für ausgewettert. Hier allerdings wohl des Reimes wegen gewählt (während man sonst sehr oft dem Reime zuschreibt, was aus dem Wesen der Dichtung zu begründen ist).

Mit umgekehrtem Eigensinn: dichterische Kürze, die in Prosa kaum möglich und auch nicht zu empfehlen wäre.

Der Fall der Eiche — geschieht mit Wucht, daher für den Hänfling allerdings ein gewichtiger Grund, ihn mit Bestürzung zu überfüllen, ihn scheu zu machen und zu dem Entschlusse zu nötigen, seine Wohnung zu wechseln.

Dunkles Büschchen — wirksamer Gegensatz besonders zu „Eichbaum", an dessen Gipfel bald auch der Ausdruck

„Wolken" erinnert, letzterer im kräftigen Gegensatz zu „Erde".

Die Wiederholung des „lebt" in demselben Verse beruhigt uns bei dem Mitleid über die Unfälle, welche dem Vogel sein Leben wechsel- und mühevoll gemacht.

Durch die sofortige Wiederholung des Wortes „vergnügt" wird der enge Anschluß der Lehre, welche aus der Fabel zu entnehmen, an letztere selbst bewirkt.

Thron und Hütte, Herr und Knecht: wirksame Gegensätze.

V. **Aufgaben** zu mündlicher und schriftlicher Beantwortung. — Zu welcher Dichtungsart gehört das Gedicht? Welche anderen Gedichte desselben Verfassers stehen in deinem Lesebuche? In welcher Strophe ist vom 1., in welcher vom 2., in welcher vom 3. Nestbau die Rede? Was veranlaßt den Hänfling jedesmal dazu? Zeigte er sich beim 2. Nestbau überlegter? Wodurch bestrafte sich sein Eigensinn von selbst? Wodurch war er endlich klug geworden? Welche Eigenschaften des Hänflings sind auch oft den Kindern eigen? (Streben hoch hinaus, Eigensinn, der stets mit Unüberlegtheit verbunden; viele wollen erst durch Schaden klug werden. Älter geworden, sehnt auch der Mensch sich nach ruhigem, ungestörtem Besitz des Erworbenen und sieht oft zu spät seine frühere Thorheit ein.) Gieb das in den 5 ersten Strophen Erzählte mit eigenen Worten wieder! Gieb den Inhalt der einzelnen Strophen kurz an!

Erzähle den Inhalt mit der Abänderung, daß statt des Blitzes ein Raubvogel, statt des Gewürms ein böser Knabe das Nest zerstörte! Setze die vom Dichter angeknüpfte Lehre unter sorgfältiger Berücksichtigung jedes einzelnen Verses auseinander! Sprich dich darüber aus, inwiefern sich aus der Lebensweise der ältesten Völker ergiebt, daß der Trieb, sich anzubauen, ein edler Trieb sei! (Durch den Ackerbau kommen die herumziehenden Hirtenvölker zu festen Wohnsitzen, durch sie zur Sitte und Bildung.)

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund.
(Schiller, Das Eleusische Fest.)

Der Herr hat zu befehlen, der Knecht zu dienen. Was heißt demnach: Sei dein eigner Herr und Knecht? Kann man nur von Personen abhängig sein, oder kann man nicht z. B. auch dem Mammon dienen? Vergl. den Wartburgspruch: Aller Sinn und Mut steht nach zeitlichem Gut, und wenn sie das erwerben, — legen sie sich nieder und sterben. Das größte Reich das ist: sein selbst König sein zu aller Frist.

Bearbeite: Lob des Mittelstandes! Dr. Regent.

44. Der Holzhacker.

Chr. v. Schmid. Blüten dem blühenden Alter gewidmet. Regensburg 1842. S. 140.

I. **Einführung**. Sehr bekannt ist die poetische Erzählung von Gleim: „Die Eichel und der Kürbis." (Bd. I, 276.) Es kommt darin ein Mann zu der Einsicht, daß sein Wunsch

„Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbis tragen sollte!"

ein sehr thörichter gewesen sei. Reuig ruft er daher aus:

„O wie dumm hab' ich gedacht!
Gott hat alles wohl gemacht."

Ja, fürwahr, Gott hat alles wohl gemacht, und

„Gar gut ist's,
Daß Gott nicht gleich jegliches jedem gewährt."

Dies zeigt uns der märchenhafte Traum in Christoph von Schmids Gedicht: „Der Holzhacker."

1. Ein Bäuerlein[1]) fällte die knorrige[2]) Eich';
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unsereins[3]) immer sich peinigen muß.
Wie ist doch der Arme so elend daran,
Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!"

2. Da kommt ein holder, schönlockiger Knab'
Im Silbergewand mit goldenem Stab.
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:

„Gott grüß' dich[4]), du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt,
Es sei dir die Bitte zur Stunde[5]) gewährt."

3. Es wird zwar dem Bäu'rlein gar schau'rlich und bang[6]),
Bei all dem bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang;
Es ziehet gar höflich sein Pelzkäpplein ab
Und spricht, sich verneigend: „O himmlischer Knab'[7]),
Ich bitte, weil ihr es doch selber so wollt —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold."

4. Da lächelt gar seltsam[8]) der lockige Knab',
Berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab[9]):
„Ich wollte, du hättest was Bessres[10]) begehrt,
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt."
So spricht er, verschwindend in goldenem Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.[11])

5. „Gottlob," ruft das Bäu'rlein, „nun bin ich ja reich!"
Er prüfet die herrlichen Künste[12]) sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Ast,
So kracht[13]) er von goldener Eichelein Last;
Die Blättlein und Knösplein ohn' Ende und Zahl,
Sie schimmern von lauterem Golde zumal.

6. „O Wunder, o Freude! jetzt geh' ich nach Haus;
Die Arbeit hier[14]) mache ein anderer aus.[15])
Nun ess' ich nichts mehr als Braten und Wurst
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur diesmal noch[16]) ess' ich vom Brot da genug
Und trinke die Letze aus irdenem Krug!"[17])

7. Er langet sein irdenes Krüglein herbei;
Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's, ei, ei![18])
Doch weh! auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brote und beißet, o Graus!
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.[19])

8. „O Schrecken, o Jammer, was fang' ich jetzt an?
Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan?
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold, statt des Weines, stillt nimmer den Durst.
O hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brot![20])
Ach, was mir ein Glück schien, das ist jetzt mein Tod!"[21])

9. Vor Ängsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht[22]);
Denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht.
„Gottlob," spricht er, froh der entschwundenen Not[23]),
„Ich habe statt Goldes das tägliche Brot![24])
Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn[25])
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein[26]) bin!

10. Gar gut ist's, — so hat mich das Träumlein gelehrt, —
„Daß Gott nicht gleich jeglichem jedes gewährt;
Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh
Und würde doch nimmer zufrieden und froh;
Ja, mancher fleht' manches mit thörichtem Mund,
Und ginge an Leib und an Seele zu Grund."

II. **Zum Verständnis des Einzelnen.** 1. Leute, welche nicht vermögend genug sind, einen Knecht oder eine Magd zu halten, die daher alle Arbeit selbst verrichten müssen, pflegt man auf dem Lande „kleine Leute“ zu nennen. Das Verkleinerungswort dient hier also dazu, den Mann als arm zu bezeichnen, daher auch sein in Vers 6 ausgesprochener Wunsch. 2. Ohnehin hat bekanntlich die Eiche ein hartes Holz; ist dieselbe nun noch „knorrig“, so ist die Arbeit allerdings eine sauere. Ist es daher dem Holzhacker zu verdenken, wenn er dabei seufzt? Gewiß ebenso wenig wie dem Wanderer, der in der Glut der Mittagssonne sich nach der Kühle des Schattens sehnt. Indessen er seufzte nicht nur, sondern murrte auch bei jeglichem Streich. 3. Leute, die wie ich schwer arbeiten müssen. 4. Mit Gott zum Gruß konnte sich nur eine wohlwollende, Vertrauen erweckende Erscheinung einführen. 5. Sofort. 6. Die wunderbare Erscheinung und die eigentümliche Sprache derselben erfüllt den Bauer zunächst mit Angst und Bangigkeit. 7. Der Bauer hat jetzt erkannt, daß die Erscheinung ihm vom Himmel herab gesendet sei. 8. Der Knabe erkennt sogleich, wie thöricht der Wunsch des Bauern sei. 9. Der goldene Stab war also ein Zauberstab. 10. Etwas, das dir heilsamer wäre. Was wäre wohl dies? Besser als der Besitz und der Genuß von irdischem Hab und Gut ist die innere Befriedigung eines Gemütes, das in Gemeinschaft mit Gott steht: die Freude an Gott und der Friede in Gott. Mit Recht sagt der Dichter:

„Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.“

11. Es mußte dem Bauer der Beweis gegeben werden, daß er sich keineswegs getäuscht, wenn er die Erscheinung für eine himmlische, für einen Engel gehalten habe, daß vielmehr diese auch imstande sei, ihre Worte wahr zu machen. 12. Die Kunst, durch bloßes Berühren etwas in Gold zu verwandeln. 13. Auch ein goldener Ast kann brechen und bricht von der Last entzwei. 14. Das Bäumefällen und Holzhacken. 15. Vollende. 16. Da er die besseren Speisen und Getränke nicht sogleich bei der Hand hat, ist er inzwischen noch genötigt, von den bisher gewohnten und zur Arbeit mitgenommenen Gebrauch zu machen. 17. Bis jetzt ist der Krug noch ein irdener; der Bauer denkt nicht im entferntesten daran, daß durch die Berührung die Sache sich ändern und der Krug nicht mehr ein irdener bleiben könnte. Um so größer ist sein Erstaunen, als er beim Ergreifen desselben gewahr wird, wie schwer derselbe geworden. Er will die Letze, d. h. den ergötzlichen Abschiedstrunk trinken. 18. Ei, ei! ist nicht der Ruf der Freude, sondern es wird dem Bauer bedenklich. „Doch weh!“ Nun ist das Bedenken vorüber, und Bestürzung tritt an die Stelle, denn „das Wasser gerinnet“, fließt also nicht mehr aus dem Kruge heraus. Der Krug ist ein goldener geworden, und, — o Schrecken! auch das Wasser darin hat sich in Gold verwandelt. 19. Der Bissen Brot, den er durch das Abbrechen berührt hat, ist Gold geworden, an dem er sich die Zähne ausbeißen, aber nicht den Hunger stillen kann. 20. Er sehnt sich nun nach seinen früheren Verhältnissen zurück. 21. In

seiner gegenwärtigen Lage ist der baldige Tod unausbleiblich. 22. Aus dem Traume, denn das Ganze war zum größten Glück nur ein solcher gewesen. 23. Bei all' dem Golde des Hungertodes zu sterben. 24. Gewährt uns Gott die Bitte um dieses, so können wir vollständig zufrieden sein. 25. Nicht in der Aufregung, die ihm der Traum verursacht hat. 26. Der Bauer hätte sich wie ein Goldkäfer, der über und über goldig schimmert, vorkommen müssen, hätte dies aber einem Zauberbann, der sogenannten Verwünschung eines bösen Geistes, zu verdanken gehabt.

III. **Gedankengang und Grundgedanke.** Str. 1. Der bei seiner Arbeit aufseufzende Holzhauer. Str. 2—4. Die Erscheinung des lockigen Knaben. Str. 5—6. Das reich gewordene und im Glück schwelgende Bäuerlein. Str. 7. Schreck und Bestürzung desselben. Str. 8. Es gehen ihm die Augen auf über seine Thorheit. Str. 9. Es erwacht aus dem Traume und erfreut sich im Gegensatze zu demselben der Wirklichkeit. Str. 10. Was das Träumlein lehrt.

Grundgedanke: Die Thorheit der Menschen wünscht oft Dinge, die ihnen keineswegs zum Besten (zum Heile) gereichen würden.

IV. **Verwandtes zum Vergleich.** Vergleiche die Äsopsche Fabel, welche Gleim in poetisches Gewand gekleidet hat unter dem Titel: Der Greis und der Tod. In derselben seufzt der Holz sammelnde Greis über die Schwere seiner Last, der Holzhauer über die schwere Arbeit, beide schließlich über die Armut. In der Fabel kommt der Tod, in dem Märchen ein holder, himmlischer Knabe. Beide wollen dem Seufzenden seinen Wunsch erfüllen; dem Tode gelingt dies nicht, weil er Zurückweisung erfährt, dem holden Knaben gelingt es zwar, weil aber der Wünschende Thörichtes begehrt, so ist diesem selbst durch die Erfüllung des Wunsches nicht geholfen: er zieht die rauhe Wirklichkeit dem süßen Traume vor. Der Mensch soll im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen.

Vergleiche ferner mit der Goldgier des Holzhauers die des Bergmanns in der Sage von L. Bechstein: „Die Wunderblume des Wartberges.“ Auch dieser „erkannte die Thorheit seiner Goldgier und ließ von ihr ab. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, hielt es zu Rate und lebte glücklich bis an sein Ende.“

Johann der Seifensieder

> „zählt und wägt und schwenkt das Geld,
> Das Geld, den Ursprung neuer Freude
> Und seiner Augen süße Weide!“

kommt aber doch zu der Einsicht, daß das Geld nicht zufrieden und glücklich mache.

Auch der Schatzgräber (in Goethes Gedicht) wird durch die Erscheinung eines schönen Knaben belehrt, daß seine Klage

> „Armut ist die größte Plage,
> Reichtum ist das höchste Gut“

irrig und ungerechtfertigt sei.

Der Holzhacker sagt: „O himmlischer Knab'!" Der Schatzgräber:

„Und ich dacht': „Es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein!"

Das Bäuerlein wurde übrigens durch seinen Traum nur geängstigt, inmitten des Goldes den Hungertod sterben zu müssen. Thatsächlich aber erging es einem reichen Manne so, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Paris lebte. Vergl. Rudolph, Praktisches Handbuch für den Unterricht in deutschen Stilübungen. 2. Abteilung, S. 15: Schreckliches Ende eines reichen Geizhalses.

V. **Eigentümliches der Dichtung.** Das Gedicht ist ein Märchen. Warum? Weil das Schicksal der handelnden Personen (das Bäuerlein) durch ein Wesen einer höheren Weltordnung (Knabe mit dem Zauberstabe) geleitet und bestimmt wird (oder: weil der Vorgang sich unter dem Einfluß einer übersinnlichen Macht vollzieht). Indessen findet das Märchen in Str. 9 dadurch eine natürliche Lösung, daß das Bäuerlein aus seinem Traume erwacht.

Hast du diese Lösung erwartet, oder an welche andere hättest du gedacht? Doch wohl an die, daß das Bäuerlein durch eine abermalige Berührung mit dem Zauberstabe aus der Gefahr, den Hungertod zu sterben, Errettung finden würde!

VI. **Aufgaben.** 1. Erzähle (etwa in Briefform), daß du den Traum des Bäuerlein selbst geträumt habest (statt des Holzfällens erwähne eine andere, dir sauer gewordene Arbeit, statt des Bratens und der Wurst sage: „Nun will ich mich nur noch schön kleiden und spazieren fahren" u. dergl.).

2. Welche Berechtigung hat der Wunsch: „Wär' ich doch ein reicher, vermögender Mann!" oder: Welchen Wert hat der Wunsch, reich zu werden? Disposition: Rudolph, Prakt. Handbuch ꝛc., 4. Teil, S. 391, Nr. 13.

3. Über die Wahrheit des Dichterwortes: „Gar gut ist's, daß Gott nicht jegliches jedem gewährt" oder: Warum ist es gut, daß nicht alle unsere Wünsche erfüllt werden? Eine vortreffliche Bearbeitung giebt Rudolph a. a. O. S. 395—399. Dr. Regent.

45. A. Blau-Veilchen.

Fr. Förster. Romanzen, Erzählungen ꝛc. Berlin 1838. S. 86.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach,
Da dacht' es einmal nach
Und sprach:
„Daß ich hier unten blüh',
Lohnt sich kaum der Müh',
Muß mich überall bücken
Und drücken.
Bin so ins Niedre gestellt,
Sehe gar nichts von der Welt.
Drum wär' es ganz gescheit gethan,
Ich stieg' ein bißchen höher hinan." —

U. s. w. (Das Gedicht findet sich in allen Lesebüchern.)

I. **Einführung in das Verständnis.** Das Veilchen ist in dem Gedichte denkend, sprechend und handelnd aufgeführt, wie eine Person. Hierdurch ist es dem Dichter erleichtert, dem Blümchen Eigenschaften und Thätigkeiten beizulegen, die ihm eigentlich nicht zukommen, wie dies ja in allen Fabeln und Märchen der Fall ist.

Vers 1—14. Das Blauveilchen nennt der Dichter absichtlich klein, um uns den Gegensatz zu seinem anspruchsvollen Wesen recht deutlich zu machen. In der Regel gilt das Veilchen als das Sinnbild der Bescheidenheit; hier aber ist das Gegenteil der Fall. Das bescheidene Veilchen blüht gern im Verborgenen („unten im Thal am Bach"), es läßt es sich gern gefallen, wenn es unter den größeren Pflanzen steht und von diesen überwuchert wird; es ist sein Los, von Tieren, die darüber hinweglaufen, getreten zu werden rc. Diese Eigenschaften machen das Veilchen zum Liebling der Menschen. Darum besingt Hoffmann von Fallersleben die Selbstlosigkeit des Veilchens in folgenden Versen:

1. „Veilchen, wie so schweigend,
Wie so still dich neigend
In das grüne Moos!
Veilchen, sag, was sinnest du,
Sag mir, was beginnest du,
Scheinst so freudenlos?"

2. „Laß mich! Still und bange
Lausch' ich dem Gesange
Jener Nachtigall.
Wenn sie singt, so schweig' ich,
Wenn sie singt, so neig' ich
Ihrem Sang und Schall."

Wegen dieser Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit besingt es auch Goethe:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen."

Von diesen Eigenschaften besitzt unser Blau-Veilchen nichts. Es will höher hinaus, um selbst mehr zu sehen, und vielleicht auch, um besser gesehen zu werden.

Vers 15—37. Nun beginnt die Wanderschaft. Es zieht die Beinchen (Wurzeln) mit „eigener Hand aus dem Wiesenland". Das war schon die erste Thorheit; denn dort im Wiesenlande war sein ihm von der Natur bestimmter Aufenthalt. Auf diese Thorheit folgen noch mehrere, die das Veilchen dem Verderben immer näher bringen. Nun steht es auf dem Hügel „im schönsten Sonnenschein". Man sollte denken, nun wäre es zufrieden. Mit nichten! Es will die „weite Welt" sehen, darum sehnt es sich vom Hügel nach dem Berge: „Und wie gesagt, so gethan."

Vers 38—59. War die Wanderung nach dem Hügel leicht und ging sie „behende" von statten, so sollte das Bergsteigen schon mehr Anstrengung kosten, „es muß sich verpusten, muß öfter ruhn". Ja natürlich! denn das Veilchen kommt außer Atem bei der Bergwanderung und kommt endlich „mit niedergetret'nen Schuh'n" an. Da hat es schon den ersten Schaden zu erleiden; aber gewarnt ist das unverständige Veilchen noch nicht. Es wird ganz ungenügsam und möchte in den Himmel hinein gucken, um die Englein musizieren zu hören und den

Herrgott die Welt regieren zu sehen; drum will es auf die hohe Alp, wo es dem Himmel nahe ist.

Vers 60—83. Die kleinen Beschwerlichkeiten und Nachteile, welche das Ersteigen des Berges mit sich brachten, sind aber gering gegen die Beschwerden, die es nun erleben soll. Es findet keinen Weg und Steg zwischen den Felsen; es flimmert ihm vor dem Blick (die helle Sonne scheint auf den weißen Schnee); es schwindelt auf den schmalen Felsgraten und kann nicht wieder rückwärts. Endlich, als es die letzte Kraft daran gesetzt hat, kommt es „zum Tode ermattet" oben an. Noch würde es sich erholt haben, wenn es sich (wie auf dem Hügel und dem Berge) mit den Füßchen gleich hätte einpflanzen können. Aber das war in dem Steinboden unmöglich. Und nun geht's rasch zu Ende mit dem armen Veilchen; der harte Wind, der erstarrende Frost und das Eis gereichen ihm zum Verderben. Es hilft ihm sein Zappeln nichts, auch nicht das Bedecken der Händchen und Beinchen mit dem grünen Schürzlein, auch nicht das bitterliche Weinen und die aufrichtige Reue: „Ach, wär' ich geblieben im Thale dort"; es sinkt um und stirbt. Wir bedauern das arme Blau-Veilchen, aber retten können wir es nicht.

Vers 84 und 85. Die Lehre: „Hast du im Thal ein sichres Haus, dann wolle nie zu hoch hinaus" bedarf weiter keiner Erklärung.

II. **Gliederung des Gedichts**. I. Abschnitt: V. 1—14. Dem Blau-Veilchen gefällt sein Standort im Thale nicht, es will weiter sehen und höher steigen. II. Abschnitt: Vers 15—37. Es wandert behende nach dem Hügel und will da die weite Welt sehen. III. Abschnitt: Vers 38—59. Es ersteigt in langsamem Lauf auf beschwerlicher Bahn den Berg und will nun in den Himmel gucken. IV. Abschnitt: Vers 60—83. Es steigt mit großer Mühe und vielen Beschwerden die hohe Alp empor, wünscht sich in das Thal zurück und stirbt. V. Abschnitt. Vers 84—85. Die Moral des Gedichts. —

Folgende mehr ins Einzelne gehende Gliederung giebt Kehr in seiner „Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke" (6. Aufl. S. 222):

1. Blau-Veilchens glücklicher Standort.

2. Blau-Veilchens Wünsche: a) Ein Stückchen weiter sehen. b) In die weite Welt sehen. c) In den Himmel sehen, die Musik der Engel hören, unsern Herrgott die Welt regieren sehen.

3. Seine Wanderungen: a) Aus dem Thal auf den Hügel mit behendem Lauf. b) Auf den Berg nicht in so raschem Lauf — beschwerliche Bahn — muß verpusten — öfters ruhn — kommt endlich mit niedergetretenen Schuhen an. c) Auf der Alp viele Beschwerden, kein Weg, kein Steg, der Boden von Stein, Wind und Frost.

4. Seine Täuschungen und sein Ende; a) Man sieht vom Hügel aus nur ein kleines Stück. b) Auf dem Berge kann es doch nicht alles sehen. c) Auf der Alp flimmerts ihm vor dem Blick — es schwindelt, sinkt um und stirbt.

5. Moral: „Hochmut kommt vor dem Falle."

III. **Sprachliche und poetische Darstellung.** Die Sprache in unserm Märchen ist durchaus einfach, leicht und kunstlos, für das Kindesalter vorzüglich geeignet. Es dürfte kaum noch ein Ausdruck vorkommen, der einer besonderen Erklärung bedürfte. Die Verse sind sehr verschieden, einzelne kurz, andere lang, einige beginnen mit einer schweren, andere mit einer leichten Silbe, wie es dem Inhalte gemäß sich schicken mag. —

IV. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Eine Nachbildung des Märchens: z. B. Ein kleines Mädchen geht Blumen pflücken, erst im Felde, dann im Walde, endlich am Abgrunde. (Am Schlusse wird es noch gerettet.)

2. Vergleichung des Gedichts mit:

B. Der Schmetterling.

Nikolaus Lenau. Gedichte. Stuttgart 1871. S. 232. (Gekürzt.)

1. Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

2. Ihn trieb's vom trauten Blütenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus,
Vom scherzend holden Frühlingstande
Ins ernste, kalte Flutgebraus.

3. Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schönre Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

4. Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüte nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

5. Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind,
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort der böse Wind,

6. Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück;
Der schwache Flattrer ringt vergebens
Nach dem verschmähten Strand zurück.

7. Von ihrem Schiffe Wandersleute
Mit wehmutsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling, vergehn. —

1. Ähnlichkeiten: Veilchen und Schmetterling sind mit ihrem ihnen zugewiesenen Aufenthaltsorte nicht zufrieden. Beide gehen an gefährliche Orte und kommen in der selbstbereiteten Not um. Von beiden empfangen wir die Lehren: „Wer sich ohne Not in Gefahr begiebt, kommt darin um" und „Hast du es gut, so wolle es nicht besser haben."

2. Verschiedenheiten. A führt uns eine Pflanze, B ein Tier vor. A giebt uns zunächst den ersten Aufenthaltsort des Veilchens an, B führt uns sofort die Gefahr, in welcher der Schmetterling schwebt, vor. Für das Veilchen wird die Gefahr nach und nach größer, dem Schmetterlinge tritt die Gefahr plötzlich nahe. Das Veilchen wird durch Frost und Eis getötet, der Schmetterling durch Wind und Wasser. Das Veilchen stirbt auf hoher Alp, der Schmetterling im Meere.

In Bezug auf die Form sind auch einige leicht kenntliche Verschiedenheiten vorhanden: A hat keine strophische Einteilung und sehr unregelmäßigen Versbau. B ist in vierzeiligen Strophen und reinen

vierfüßigen jambischen Versen abwechselnd mit weiblichen und männlichen Reimen geschrieben:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡ —
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡ —

Die Sprache in A ist einfach und kindlich, in B gewählt und reich ꝛc. (Die schönen Wort- und Lautverbindungen, die Vergleichungen ꝛc. sind leicht zu finden.) W. D.

46. Die Kinder im Walde.

E. v. Houwald. Werke. 1859. IV, S. 413.

Gar wohlgemut und guter Ding'
Zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging.
Der Tag war draußen heiß und schwül,
Der Wald hingegen frisch und kühl.
Hier liefen sie die Kreuz und Quer
Und pflückten Erd' und Heidelbeer'.
Bald rief der Bruder: „Schwester, hier,
Die schönsten Beeren stehn bei mir!"
Bald sprach die Schwester: „Bruder, nein,
Hier werden noch viel schönre sein."
Zum Bruder springt die Schwester drauf,
Ißt dort die schönsten Beeren auf,
Und mit ihr muß der Bruder gehn,
Wo ihrer noch viel schönre stehn.
So stopfen sie die Beerelein
Fortan mit vollen Händen ein,
Bis jedes zu dem andern spricht:
„'s ist nun genug, mehr kann ich nicht!"
Und bis der kleine Bauch so schwer,
Daß fast ein Reif drum nötig wär'.
Sie setzen sich an einen Baum,
Sie sprechen nichts, sie atmen kaum,
Und eins sich an das andre lehnt,
Und eines nach dem andern gähnt,
Bis daß der süße Schlaf sie leicht
Im kühlen Schatten überschleicht.
Und nah' bei ihrer Schlummerstatt
Ein Häslein seine Jungen hat.
Die hüpfen aus dem Strauch heran
Und sehen sich die Kinder an
Und spielen um das kleine Paar
Und fühlen mit dem Pfötchen gar
In stiller Lust und ohne Scheu,
Wie warm das rote Bäckchen sei.
Und nah', wo Knab' und Mägdlein ruht,
Hat auch ein Zeisig seine Brut;
Die lauschet auch zum Nest hinaus
Und breitet ihre Flüglein aus
Und sieht, wie sich die Häslein klein
Dort um die holden Kinder freun.
Da wagt sie sich in froher Hast
Auch bald hinab von Ast zu Ast
Und setzet sich in stiller Lust
Den Kindern gar auf Stirn und Brust.
Und wo der warme Atem weht,
Da wird das Köpfchen hingedreht.
Und Zeisig spricht: „Sagt uns geschwind,
Was das für liebe Tierchen sind!
Wir glauben, es sind Vöglein; doch
Die Federn wachsen ihnen noch."
Die Häslein aber sprechen: „Nein!
Wo sollen Klau' und Schnabel sein?
Die Lippen sind zu rot und weich,
Nein, die gehören nicht zu euch.
Viel eher könnten's Häschen sein,
Sind auch die Ohren etwas klein."
Und Zeisig hebt sein Köpfchen drauf
Und ruft und singt: „Wacht auf, wacht auf!
Ihr seid so wunderhold und schön,
Ihr müßt uns, wer ihr seid, gestehn;
Wir woll'n in Lieb' und in Vertraun
Euch in die offnen Äuglein schaun."
Und Häslein klopft auf Hand und Wang'
Und ruft: „Wacht auf, schlaft nicht so lang!
Wir haben noch der Brüder viel,
Kommt mit, kommt mit zum frohen Spiel!
Ihr seid so wunderhold und schön,
Wir woll'n mit euch zur Mutter gehn."
Als sie so sprachen, naht sich bald
Die Mutter Häsin durch den Wald.
Die Mutter Zeisig flattert auch

Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch;
Und als sie hier die Kinder sehn,
Da bleiben sie erschrocken stehn
Und rufen ihren Jungen: „Fort!
Die Schläfer sind ja Menschen dort!
Erweckt sie nimmer, laßt sie ruhn,
Damit sie uns nichts Böses thun!
Es war ein Mensch, der in der Schling'
Mein armes Männchen gestern fing.
Es war ein Mensch mit Hund und Roß,
Der euren Vater hetzt' und schoß.
Der Mensch ist nur im Schlafe mild,
Doch, wenn er wacht, oft hart und wild,
Hat kein Erbarmen mit dem Tier;
Drum laßt uns fliehen fort von hier!"
Und Häschen läuft und Zeisig fliegt,
Doch Knab' und Mägdlein schlummernd liegt.
Und beiden wie im Traum es kam,
Als ob die Tierchen fromm und zahm
Liebkosend sich an sie gewagt
Und manch verständlich Wort gesagt.
Und als sie beide endlich wach,
Da schaun sie aller Seiten nach.
Doch still und leer ist Strauch und Baum.
O weh, es war ein bloßer Traum.
„Fort, Bruder! fort! ich fürchte mich!
'S ist hier so öd' und schauerlich!"
Als Knab' und Mägdlein heimwärts springt,
Hoch in der Luft das Vöglein singt:
„'S wär' nirgends öd' um euch und leer,
Wenn nicht der Mensch so grausam wär',
Wenn er nicht selbst das Tier verscheucht',
Das sich vertrauend zu ihm neigt.
So aber geh' er hübsch allein,
Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm sein."
Ihr, die ihr's kennt und die ihr's wißt,
Wie süß der Funke Leben ist,
Die ihr ihn ehrt und sorgend schont,
Gleichviel in welcher Brust er wohnt,
Die ihr leichtsinnig nichts zerstört,
Selbst wenn's zu Tieres Lust gehört,
Und die ihr denkt: Das kleinste Tier
Hat einen Vater doch mit mir:
Geht nur getrost durch Wald und Flur,
Euch grüßt mit Freude die Natur;
Vor eurem freundlichen Gesicht
Entfliehen ihre Kinder nicht. —
Doch wo ich einen finden sollt',
Der anders dächt' und anders wollt',
Da stimm' ich mit dem Vöglein ein:
Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm sein!

I. **Vermittlung und Vertiefung.** 1. Gliederung und kurze Angabe des Inhalts. Vers 1—4: Knabe und Mägdlein gehen in den Wald. Vers 5—20: Sie pflücken Erd- und Heidelbeeren, die sie in geschwisterlicher Liebe miteinander verzehren, bis sie vollständig gesättigt sind. Vers 21—26: Die Kinder werden müde und schlafen ein. Vers 27—34: Die jungen Häschen kommen und freuen sich über die Kinder. Vers 35—46: Die jungen Zeisige kommen ebenfalls aus ihrem Neste herab und nahen sich den Schläfern zutraulich. Vers 47—50: Die Zeisige halten die Kinder für kleine Vögel. Vers 51—56: Die Hasen meinen, es könnten Häschen sein. Vers 57—68: Die neugierigen Zeisige und Hasen versuchen, die Kinder zu wecken; sie wollen hören, wer sie sind, und möchten mit ihnen spielen. Vers 69—75: Mutter Häsin und Mutter Zeisig kommen erschrocken an und rufen ihre Jungen zurück. Vers 76—86: Die Alten erzählen, daß die Schläfer Menschen sind, die ihnen viel Böses gethan haben. Vers 87—96: Nachdem die Tiere geflohen sind, erwachen die Kinder und merken, daß sie geträumt haben. Vers 97—99: Die Kinder fürchten sich in der Einsamkeit und springen eilig heimwärts. Vers 100—106: Im Gesange des Vögleins vernehmen die Kinder den Grund, warum die Tiere die Menschen fliehen. Vers

107—118: Die Lehre für die guten Menschen. Vers 119—122: Die Lehre für die Bösen.

2. Gedankengang.

I. Abschnitt. Der Gang in den Wald (Vers 1—4).

II. Abschnitt. Das Beerenpflücken (Vers 5—20).

III. Abschnitt. Der Kinder Traum (Vers 21—92).

IV. Abschnitt. Der Kinder Erwachen und Heimgang (Vers 93 bis 106).

V. Abschnitt. Die guten Lehren (Vers 107—122).

3. Charakter-Eigentümlichkeiten der Kinder und Tiere. 1. Die Kinder sind vergnügt („wohlgemut und guter Ding'"), lustig und fröhlich, haben sich gegenseitig lieb und machen einander gern eine Freude, haben auch den Wald und die Tiere des Waldes lieb. 2. Die jungen Tiere sind fröhlich, spielen gerne, freuen sich über die lieblichen Kinder und sind zutraulich. 3. Die alten Tiere sind vorsichtig, aufmerksam, haben ihre Jungen lieb, haben von den Menschen viel Leid erfahren, urteilen deshalb zu einseitig und hart über die Menschen ab.

II. **Verwertung.** 1. Gute Lehren. a) Kindlein, liebet euch untereinander, wie die beiden Geschwister in der Erzählung. b) Wer gegen die Tiere grausam ist, entbehrt die schönsten Freuden, die die Natur giebt. c) Wer den Tieren Liebe erweist, wird von ihnen wieder geliebt. d) Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes. e) Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz ꝛc.

2. Rede- und Stilübungen. a) Kurze Inhaltsangabe (nach I, 1). b) Charaktereigentümlichkeiten der Kinder. W. D.

47. A. Fräulein Luft und Junker Duft.

(Fr. Rückert. Kriebitzsch, Musterstücke. Glogau 1859. S. 95.)

1. Es kam das zarte Fräulein Luft
Vom Himmel her entstiegen
Und sah in Blumenwiegen
Den zarten Knaben liegen,
Den zarten Knaben Duft.

2. Da rief das zarte Fräulein Luft
Und ließ sein Stimmlein fliegen:
„Zu dir komm' ich gestiegen,
Wie lange willst du liegen
In deiner stummen Gruft?"

3. Da sprach der zarte Knabe Duft,
Der bis daher geschwiegen,
Still blieb er dabei liegen
In seiner sanften Wiegen
Und sprach: „Wer ist's, der ruft?"

4. „Ich bin das edle Fräulein Luft,
Es sei dir nicht verschwiegen,
Ich, die kann gehn und fliegen
Und mich auf Flügeln wiegen,
Ich bin's, mein Junker Duft.

5. Ich will, o süßer Junker Duft,
Aus deiner eignen Wiegen
Will ich dich lehren fliegen.
Und Flügel sollst du kriegen,
Wie ich, das Fräulein Luft."

6. Da sträubte sich der Knabe Duft,
Da ging es an ein Kriegen:
Es stritten um die Wiegen,
Darin er wollte liegen,
Sich Duft und Fräulein Luft.

7. Da wehrte noch der kleine Schuft
So streng sich und gediegen,
Er mußte doch erliegen,
Es wußt' ihn zu besiegen
Das starke Fräulein Luft.

8. In Blättlein hoch und tief gestuft,
Wie er sich mochte schmiegen,
Sie wußte sich zu biegen
Und ihn hervor zu kriegen
Aus der geheimen Schluft.

9. Hin flogen freudig Duft und Luft,
Und es ist uns verschwiegen,
Ob sie zum Himmel stiegen,
Ob noch zusammen fliegen
Durch Feld und Wald und Kluft.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Luft und Duft werden uns in dem Gedichte nicht als das, was sie sind, als Sachen, sondern als handelnde Personen vorgestellt, und zwar als adelige Personen; die Luft ist das Fräulein, der Duft der Junker. Zunächst schildert uns der Dichter das Fräulein. Sie ist von hoher Herkunft, denn wir hören, daß sie vom Himmel entstiegen sei. („Es kam entstiegen", eine seltene, aber regelmäßige, echt poetische Verbindung.) Der Duft dagegen ist zwar auch nicht von gemeiner Herkunft, aber er hat seinen Ursprung in „Blumenwiegen", gewiß auch eine liebliche Geburtsstätte! War das Fräulein Luft zart, so ist es der Junker Duft doppelt, denn, wie wir in den folgenden Strophen sehen, war ja das Fräulein größer und stärker.

Str. 2. Abermals beginnt der Dichter mit dem Fräulein, die ihr Stimmchen erschallen läßt und durch diese den Duft zu verlocken sucht. Noch sagt sie ihm den Zweck ihres Kommens nicht, sondern sucht ihm nur den Unterschied zwischen ihnen beiden klar zu machen: Sie kommt zu ihm gestiegen, während er in seiner stummen Gruft liegt. Sie spricht zu ihm, der still ist.

Str. 3. Wenn auch der Knabe Duft noch nicht aus seiner Wiege heraustritt, so hat das Fräulein schon bewirkt, daß er ihren Worten Gehör schenkt. Auch er beginnt zu sprechen, aber ohne seine angenehme Lage in seiner „Wiegen" (hier Singular) zu verlassen. „Wer ist's," fragt er, „der ruft?"

Str. 4. Nun stellt sich ihm ohne Zaudern das Fräulein vor. Sie ist nicht ohne Stolz, denn sie nennt sich selbst das edle Fräulein Luft. Auch ihre Fertigkeiten, das Gehen und Fliegen, zählt sie ihm auf, damit er sie ja recht genau kennen lerne.

Str. 5. Hat das Fräulein den Junker in der vorigen Strophe mit ihrer Person bekannt gemacht, so teilt sie ihm nun ihre Absicht mit. Um ihn für sich zu gewinnen, nennt sie ihn nicht einen Knaben, wie es der Dichter that, sondern einen Junker (junger Herr), und zwar einen „süßen", d. h. hier angenehmen. Hierauf teilt sie ihm mit, was sie ihm bringt. Er soll Flügel kriegen und fliegen lernen, wie sie es selbst kann.

Str. 6. Allein trotz aller Überredungskunst und trotz aller Versprechungen geht der Knabe Duft nicht aus seiner Wiege, ja, als sie ihn

umfaßt, sträubt er sich sogar, so daß ein wirklicher Streit um die Wiege entsteht.

Str. 7. Aber dem kleinen „Schuft" (eigentlich erbärmlicher Wicht, hier aber in scherzhaftem Sinne gebraucht) hilft all sein Wehren nichts, und wenn es auch noch so „streng und gediegen", d. h. mit Aufwand aller Kraft, geschieht.

Str. 8. Der Kampf dauert fort, aber die Luft ist stärker als der Duft; sie war immer die Angreifende und paarte mit der Kraft auch die Geschicklichkeit, denn:

„Wie er sich mochte schmiegen, Und ihn hervor zu kriegen
Sie wußte sich zu biegen Aus der geheimen Schluft."

Str. 9. Der Sieg war von der Luft errungen, und der Duft gab sich nicht nur damit zufrieden, sondern er war ganz fröhlich in der Vereinigung mit der Luft, denn:

„Hin flogen freudig Luft und Duft."

Wohin sie nun flogen, ob zum Himmel, woher das Fräulein gekommen war, oder nur „durch Feld und Wald und Kluft", das sagt der Dichter nicht. Aber dennoch ist der Schluß befriedigend, denn beide sind ja freudig von dannen geflogen, und jeder der genannten Orte, der Himmel, das Feld, der Wald und die Kluft, hat sein Angenehmes.

II. **Grundgedanke.** Der kahle, trockene Gedanke, welcher unserm Gedichte zu Grunde liegt, ist der: Die Luft nimmt den Duft der Blumen in sich auf und verbreitet ihn. In welch' lebensvolles Bild hat der Dichter diesen einfachen Satz umzugestalten gewußt! Wenn je der Unterschied zwischen Poesie und Prosa sich klar machen läßt, so ist es an diesem Gedichte.

III. **Gliederung des Inhalts.** I. Abschnitt. (Str. 1.) Einleitung: Fräulein Luft sieht den Knaben Duft.

Str. 1. Das Fräulein Luft kommt vom Himmel und sieht den Knaben Duft in dem Blumenkelche.

II. Abschnitt. (Str. 2—8.) Der Kampf zwischen Luft und Duft und Sieg der Luft.

Str. 2. Das Fräulein Luft fordert den Junker Duft auf, aus der Gruft (dem Blumenkelche) zu steigen. Str. 3. Der Knabe Duft fragt, wer ihn ruft. Str. 4. Die Luft stellt sich ihm vor. Str. 5. Die Luft entdeckt die Absicht, in welcher sie zum Dufte kommt, sie will ihn nämlich abholen. Str. 6. Da sich Duft sträubt, so beginnt ein Kampf zwischen beiden. Str. 7 und 8. Trotz der Gegenwehr muß der Duft der stärkeren Luft erliegen und ihr zu Willen sein.

III. Abschnitt. Schluß: Verbindung beider.

Str. 9. Luft und Duft fliegen freudig vereint fort, und niemand weiß, wo sie geblieben sind.

IV. **Einiges über die Eigentümlichkeiten der Poesie.** In vorstehendem Gedichte stellt der Dichter mit Hilfe der Phantasie etwas dar, was in der Wirklichkeit nicht so da ist, wie es dargestellt wird. Diese Darstellung macht auf den Leser einen um so tieferen Eindruck, als der Dichter durch den Reim und das Versmaß den Inhalt veredelt und verklärt. Auch die Sprache selbst ist eine andere als die im gewöhnlichen Leben; teils benutzt der Dichter Worte, die nicht in der Umgangssprache gebräuchlich sind, z. B. „Blumenwiegen“, „süßer Junker“, „der kleine Schuft“ &c., teils gebraucht er schöne Wortverbindungen, die die Phantasie des Lesers beschäftigen, z. B. „vom Himmel her entstiegen“, teils stellt er Sachen als Personen hin (d. h. er personifiziert sie), damit der Leser oder Hörer desto mehr ergriffen und begeistert werde. Obgleich die Poesie durch die Vernunft und den Verstand geleitet wird, so wendet sie sich doch stets an das Gemüt des Menschen, um ihn für das Schöne, Gute und Wahre zu entflammen. Häufig bringt ein Lesestück schon dann diese Wirkung hervor, wenn es in edler Sprache geschrieben ist, die sich durch Bilderreichtum, durch schöne Vergleiche, durch ungewöhnliche Wortstellung auszeichnet; öfter aber benutzt der Dichter auch noch die äußere Form, welche wir oben mit Reim und Versmaß bezeichneten. Der kunstvolle Reim malt in gegenwärtigem Gedichte so recht das Suchen und Haschen, das Hin- und Herwehen und -wogen der Luft, indem er in allen neun Strophen alle ersten und letzten Verse auf Luft und die dazwischen liegenden Zeilen auf fliegen endigen läßt. Die erste Art nennt man, wie schon erwähnt wurde, den männlichen und die letztere den weiblichen Reim.

V. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Zusammenhängende Darstellung des Inhalts. 2. Nachbildung: Die Blume und der Schmetterling. 3. Vergleichung: „Fräulein Luft und Junker Duft“ mit „Gleich und Gleich“ von Goethe.

B. Gleich und Gleich.

Goethe. Werke. Stuttgart 1874. I. 11.

1. Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
Im lieblichen Flor.

2. Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

1. Welches sind in beiden Gedichten die auffälligsten Ähnlichkeiten? a) Wie in dem Rückertschen Gedichte Luft und Duft sich vereinigen, so in Goethes Liede das Blumenglöckchen und das Bienchen. b) Beide Dichter haben einen an sich prosaischen Gedanken durch die Poesie in ein liebliches Bild umzugestalten gewußt. c) Beide Gedichte handeln von Naturgegenständen, die besonders im Frühling und Sommer unser Interesse erwecken. d) Beide Gedichte sind Gefühlsergüsse der Dichter und gehören deshalb zur Liederpoesie. e) In beiden Gedichten sind die beiden anfangs nicht zusammengehörigen Dinge zuletzt vereinigt.

2. Welches sind die inneren und äußeren Verschiedenheiten? a) Das Rückertsche Gedicht ist das umfangreichere und künstlichere; Goethes Lied ist kurz und einfach. b) In Rückerts Liede kämpfen erst die beiden, ehe sie sich vereinigen; in „Gleich und Gleich" läßt die Blume der Biene ohne Widerstand ihren Willen. c) Rückert stellt uns Luft und Duft als Personen dar und giebt ihnen menschliche Eigenschaften und Kräfte; Goethe thut das zwar nicht, allein die beiden letzten Zeilen geben uns ebenfalls das Recht, die Blume und die Biene zu personifizieren. d) Während Rückerts Gedicht aus neun fünfzeiligen Strophen gebaut ist, sich durch kunstvolle Reime auszeichnet, die alle auf „fliegen" und „Duft" endigen, läßt Goethe in seinem aus zwei Strophen mit je vier Versen bestehenden Gedichte nur jedesmal die zweite und vierte Zeile männlich reimen, während die erste und dritte Zeile jeder der beiden Strophen ohne Reime schließen. W. D.

48. Die Moosrose.

Friedrich Adolf Krummacher. Parabeln. Essen 1840. B. I. S. 16.

I. **Vorbereitung.** Eine Mutter, die ihr sonst gut geartetes Töchterlein sorgfältig zu erziehen bemüht war, bemerkte an ihm den Hang, sich gern zu putzen und mit allerlei eitlem Tande zu behängen. Um ihr Kind von der Nichtigkeit seiner Putzsucht und Eitelkeit zu überzeugen, erzählte sie ihm folgende Parabel:

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Tau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs. Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: „Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!" — „So schmücke mich mit einem neuen Reize!" flehte darauf der Geist des Rosenstrauches. — Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose. Lieblich stand sie da im bescheidenen Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.

Liebe Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur!

II. **Vermittlung.** 1. Die Parabel streift an das Gebiet des Märchens, denn sie erzählt von einem überirdischen Wesen, dem Blumenengel. Sie ist dem Gebiete der Phantasie entnommen und ist daher eine Paramythie. 2. Der Blumenengel wird uns hier als ein rein menschliches Wesen vorgeführt, denn er spricht mit der Rose. Wie nennt er sie? „Lieblichstes meiner Kinder." Wie nennt im weiteren Verlauf der Erzählung der Dichter die Rose? „Königin der Blumen". 3. Auch der Rosenstrauch wird als eine menschliche Person dargestellt (personifiziert); denn der Geist des Rosenstrauchs spricht eine Bitte aus. 4. Beschreibe die Moosrose! Der Lehrer zeigt den Schülern eine Rosenknospe der gewöhnlichen Centifolie und eine im Aufbrechen begriffene Knospe der Moosrose. Hierbei wird der neue Schmuck — die eigentümliche Schön-

heit und Zartheit der Moosrose — den Schülern am besten in die Augen fallen. 5. Als was für einen Schmuck bezeichnet der Dichter das grüne Moos an den Kelchblättern der Rose? Als einen einfachen Schmuck. 6. Als was für eine Rose sieht der Dichter die Moosrose an? Als die schönste ihres Geschlechts.

III. **Vertiefung.** Kernfragen: 1. Nenne sämtliche Thätigkeiten des Blumenengels, welche ihm obliegen würden, wenn er ausschließlich die Blumen zu verpflegen hätte!*) a) Er müßte die Blumen keimen, aufgehen, wachsen und gedeihen lassen; b) ihnen kühlenden Schatten verleihen und sie zur rechten Zeit mit Regen erquicken. c) Er müßte ihnen Sonnenschein spenden, d) sie knospen, blühen und prangen lassen und e) ihnen Duft und Wohlgeruch, Samen und Früchte verleihen. 2. Beweise die überschwengliche Freundlichkeit, Milde und Leutseligkeit des Blumenengels! Er dankt der Rose sogar für die Gaben, die er erst zuvor ihr verliehen hat. 3. Wodurch kannst du beweisen, daß der Blumenengel als ein rein menschliches Wesen in der Parabel uns vorgeführt wird? Er lag und schlummerte unter einem Rosenstrauche, er erwachte, er redete mit der Rose und gewährte ihr eine Bitte. 4. Kannst du nicht auch Personen nennen, die gleich dem Blumenengel zu andern gesagt haben: „Bitte dir etwas aus!"? a) Gott der Herr zu Salomo: 2. Chr. 1, 7. b) König Ahasveros zu Esther. Esth. 5, 3—8. c) Elias zu Elisa: 2. Kön. 2, 9. d) König Herodes zur Tochter Herodias: Mark. 6, 23. e) Könige und Prinzen in vielen unserer Märchen rc. 5. Welche Reize besaß die Rose bereits? a) Schönheit des Baues, b) Reinheit der Farbe und c) lieblichen Wohlgeruch. 6. Was ist unter „Flitterputz" zu verstehen? Alle die Zuthaten zur Kleidung, die nicht durchaus notwendig dazu gehören: Seidene Bänder und Schleifen, Spitzen und Fransen, Schmelz und Perlen, Schnüre und Quasten, Fächer und Schleppe, Schleier und Federhut. 7. Wähle andere Ausdrücke für flimmerndes Gestein! Geschmeide, Edelsteine, Juwelen, Perlen und Diamanten. 8. Nenne einzelne Schmucksachen, die zum flimmernden Gestein gerechnet werden! Mit Edelsteinen besetzte Fingerringe, Ohrgehänge, Halsketten, Medaillons, Broschen, Armspangen, Uhren rc.

IV. **Verwertung.** Lehre und Mahnung. a) Einfachheit, Reinheit und natürliches Wesen sind viel höhere Zierden der Schönheit, als Flitterputz und flimmerndes Gestein je verleihen können. b) Sei darum nimmer eitel und stolz auf Reichtum und Staat, auf Prunk und Tand, auf Pracht und Glanz! R. D.

---

*) „Daß die Sorge für die Blumen einem besonderen Engel anvertraut ist, ist ein schöner, dem kindlichen Geiste naheliegender Gedanke. Die Blumen erscheinen gewissermaßen als zarte, der sorgfältigsten Hut und Pflege bedürftige Kinder, die ihren Schutzengel haben." (Dr. W. Berger.)

49. Der Ursprung der Rose.

Fr. Rückert. Weisheit des Brahmanen. 9. Aufl. Leipzig 1875. S. 129.

1. Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide;
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zuleide.
2. Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur, es ward davon nicht nackt.
3. Das Flöckchen hielt der Dorn mit scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte baun ihr Nest.
4. Sie sprach: „Thu auf die Hand und gieb das Flöckchen mir!
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir."
5. Er gab, sie nahm und baut': und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

I. **Erläuterung des Inhalts.** Unser kleines Gedicht erzählt uns in einfachen, schlichten Worten die Entstehung der Rose. Die Kinder werden das Gedicht leicht verstehen, wenn wir an die Bedeutung der Rose erinnern, wie sie im Volke und in der Blumensprache uns gegeben wird. Sie, die Rose, ist das Bild der Liebe und zwar der verschwiegenen, selbstlosen Liebe. Darum schenkt der Bräutigam seiner Braut eine Rose und will damit aussprechen, daß er „sie so liebt, wie sich selbst, und dadurch Mut und Freudigkeit gewinnt, sie überall zu schützen"; darum bringt die Sage die Rose auch mit der Jungfrau Maria in Verbindung, die ja auch von der selbstlosesten Liebe zu ihrem Sohne erfüllt war. So erzählt die Sage*): „Im Kloster Doel sang Mönch Josbert alle Tage fünf Psalmen zu Ehren der heiligen Jungfrau. Als er im Jahre 1186 bei der Nachtmesse des Andreasfestes nicht zugegen war, suchte ihn der Prior, fand ihn tot in der Zelle und sah aus seinen Augen, Mund und Ohren fünf Rosen hervorblühen." Unsere Vorfahren meinten, daß die Rose besonders gern da wüchse, wo früher heilige Haine standen, oder an Plätzen, die einst zu Opfer- und Begräbnisstätten gedient hatten. In der Zeit, da unsere Vorfahren noch Heiden waren, war die Rose, besonders die Heckenrose (Rosa canina), der Göttin Freia oder Frigga, der Gemahlin Odins, geweiht. Sie heißt deshalb noch in manchen Gegenden, z. B. am Niederrhein, Friggdorn (Friggadorn) und darf nur am Freitag (Tag der Frigga) gepflückt werden. — Über die Entstehung der Rose giebt es außer der von Rückert benutzten Sage, die aus dem Morgenlande stammt, noch andere. So soll (nach Menzel) die Moosrose aus einem Tropfen von Christi Blut, der vom Kreuze in das Moos niederfiel, entstanden sein. Die ersten weißen Heckenrosen entstanden dadurch, daß die heilige Maria die Windeln des Christkindes zum Trocknen über einen Strauch breitete, was an einem Freitag geschah, an welchem sie stets die Wäsche wusch, weshalb auch an jedem Freitag die Sonne scheinen muß, und wenn es nur für einige Augenblicke wäre. Die weiße Rose ist daher besonders geehrt; die Hexen fürchteten sich vor ihr ꝛc. Auch der Dorn, der dem Lämmchen (Str. 2)

*) Vergl. A. v. Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart 1864. S. 230 ff.

die Flöckchen Wolle abzwackt, ist in der Sage vielfach erwähnt. Der Hagedorn hat die Art, daß er alles festhält, was ihm nahe kommt. „Ein Mädchen ging einst mit seiner Mutter Kräuter sammeln. Da sah das Mädchen einen Hagenbusch (Heckenrose) mit wundervollen Rosen. Als sie aber einige brechen wollte, rief eine Stimme aus dem Busch: „Holt! Deif! Deif! Eck hef deck leif!" (Halt! Dieb! Dieb! ich hab' dich lieb!) Das Mädchen war gefangen. Es wollte schreien und konnte nicht. Es sah nichts als einen rosenroten Schein und roch den lieblichsten Rosenduft. Vor den Augen der Mutter war es aber gänzlich verschwunden. Diese rief und jammerte, und Leute kamen herbei und schrieen ebenso vergeblich. Oben aber auf dem Busch blüheten zwei der allerschönsten Rosen. So verging längere Zeit. Die Tochter war Rosenprinzessin geworden und lebte mit ihrem Gemahl in Freuden, konnte aber ihre Mutter nicht vergessen. Endlich kamen Feinde, töteten den Prinzen und zerstörten seinen Palast; da fand auch die Mutter ihre Tochter wieder, und beide lebten so friedlich miteinander wie früher." (Seifart.) —

Auch die Nachtigall (Str. 3 und 4) gehört zur Rose, nicht nur weil sie, als der lieblichste unserer Sänger, zur Rosenzeit ihre schönsten Lieder ertönen läßt, sondern auch weil sie, der Sage nach, im Rosenstrauch am liebsten singt. „In der Nähe von Meran befand sich einst der prachtvolle Rosengarten des Königs Laurin. Die Rosen dufteten dort so herrlich, daß Betrübte getröstet wurden und Kranke genasen. Der Garten wurde nur durch eine seidene Schnur abgegrenzt. Die Nachtigallen sangen dort so herrlich, wie sonst nirgends." (Alpensagen.) Wo also Nachtigallen singen, da blühen Rosen, und wo Rosen blühen, singen die Nachtigallen am schönsten. Das spricht auch das Ende unseres Gedichts aus. —

II. **Vertiefung.** Der Inhalt des Gedichts giebt noch zu folgender Charakterisierung der Gegenstände Veranlassung.

Das Lämmchen benagt den Rosenzweig nur sich „zur Lust", ohne die Absicht zu haben, dem Zweige wehe zu thun. Es ist also ein Kind, das weiter nicht überlegt. Für seine kleine Unvorsichtigkeit wird es mit einer geringen Strafe belegt. Der Rosendorn, der ja der Sage nach alles, was ihm naht, festhält, zwackt dem Lämmchen ein Flöckchen Wolle ab. Wie das Lämmchen uns als eine Person vorgeführt wird, so auch der Rosendorn; er hat Finger, in denen er das Flöckchen festhält. Die Nachtigall wird als ein so liebenswürdiger Vogel geschildert, daß sogar der Dorn ihr nicht widerstehen kann und ihr die Wolle zum Nestbau überläßt. Sie verspricht ihm zum Danke nun ein Lied zu singen. Aber sie thut viel mehr, sie singt so schön, daß am Rosendorn die Rose entspringt und dieser nun geschmückt und geziert dasteht.

III. **Kurzgefaßte Inhaltsangabe.** Ein Lämmchen benagt (Vers 1 und 2) den Rosenzweig und muß ihm (Vers 3—4) dafür ein Flöckchen Wolle lassen. Die Wolle (Vers 5 und 6) giebt der Rosendorn der

Nachtigall zum Nestbau, und diese verspricht (Vers 7—8) dem Dorn ein Danklied zu singen. Das Lied ist (Vers 8—10) so wunderschön, daß an dem Rosendorn vor Lust die Rose entspringt.

IV. **Gliederung des Inhalts.** Abschnitt I. Vers 1—5. Rosenstock und Lämmchen. Abschnitt II. Vers 6—10. Rosenstock und Nachtigall.

V. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Die Entstehung der Rose. (Stoff nach den im I. Abschnitt gegebenen Sagen.) 2. Vergleichung des Gedichts mit „Die Espe“ (Nr. 55 B). A. Ähnlichkeiten in Bezug auf den Inhalt: Beide Gedichte sind Pflanzensagen. In beiden geschieht ein Wunder. Welches? 2c. B. Verschiedenheiten. Wer thut das Wunder? Segen und Fluch 2c. W. D.

50. Wunsch der Welle.

Sonett von Georg Herwegh. Gedichte eines Lebendigen. Stuttgart 1877. S. 119.

1. Tief, tief im Meere sprach einst eine Welle:
„Wie glücklich müssen meine Schwestern leben,
Die droben strahlend auf und nieder schweben[1]);
O, dürft' ich einmal an des Tages Helle!“

2. Wie sie gebeten, so geschah ihr schnelle:
Sie durfte aus dem dunkeln Schoß sich heben!
Doch kaum war ihr ein Sonnenstrahl gegeben,
Lag sie schon sterbend an des Ufers Schwelle.[2])

3. O mögen alle doch ihr Schicksal loben,
Die still, geheim des Lebens Kreis beschreiben[3]),
O, nie die Wut der offnen See erproben![4])

4. O, mögen sie in tiefer Nacht[5]) verbleiben
Und ihrer keiner streben je nach oben,
Um mit den Winden auf den Sand zu treiben!

I. **Erläuterungen.** 1. Die Oberfläche des Meeres ist in fortwährender Bewegung; auf und nieder schwanken die Wellen und leuchten dabei im Sonnenlichte, während das Wasser der Tiefe ruhig im Dämmerschein liegt. 2. Ein Sturm wühlt das Meer tiefer auf, reißt die unzufriedene Welle empor und schleudert sie auf den Sand des Ufers, die Schwelle zwischen Land und Wasser. Der Sonnenstrahl erleuchtet und verzehrt sie zugleich. 3. Der Kreislauf des Lebens von der Geburt bis zum Tode, von der Wiege bis zum Sarge. 4. Während des Sturmes scheint das Meer wütend und rasend geworden. 5. Unbekannt, aber auch unbeneidet und unverfolgt.

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Meer: die oberen Wellen in ruhiger Bewegung steigend und sich neigend, dabei leuchtend im Sonnenlichte; die Tiefe ruhig und dunkel. Ein Sturm peitscht das Meer, wühlt es auf, türmt die Wellen zu Bergen auf und schleudert viele weithin auf den Sand des Ufers; die Sonne tritt hinter Wolken hervor und verwandelt das Wasser in Dunst.

2. Charakter der Welle. Zeige, daß sie tief, still, dunkel, neidisch, unzufrieden, emporgehoben, fortgeschleudert, sterbend ist!

3. Gedankengang. Str. 1. Wunsch der Welle. Str. 2. Erfüllung desselben. Str. 3. Das Glück der Stille. Str. 4. Die Gefahren im Sturme.

Grundgedanke. In bescheidener Stille blüht das Glück; im Gewühl des Lebens drohen allerlei Gefahren. Glücklich, wer sich bescheiden und zufrieden zurückhält, unglücklich, wer sich ehrgeizig vordrängt!

4. Eigentümliches. Das Gedicht ist nach seiner dichterischen Form ein Sonett (Klinggedicht — siehe Bd. II, Nr. 93), nach dem Inhalte eine Parabel oder ein Gleichnis.

5. Aufgaben. a) Vergleiche mit der Welle einen ehrgeizigen Menschen! b) Gieb den Inhalt der Strophen in längeren Sätzen an! (Str. 1: Eine Welle in der Tiefe des Meeres beneidet ihre Schwestern an der Oberfläche und wünscht sich auch nach oben in die Tageshelle 2c.) c) Beschreibe das Leben der Welle! d) Suche verwandte Gedichte! (Blau-Veilchen. Der Schmetterling. Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt 2c. e) Führe Menschen an, die sich unter allerlei Gefahren und Kämpfen aus einer niedrigen, dunklen Stellung in eine hohe emporgearbeitet haben! f) Was können wir aus dem Gedichte lernen? P.

51. A. Der Brunnen des Verderbens.

Parabel von Friedrich Rückert. Gedichte. Frankfurt 1872. S. 109.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer mußt' vor ihm entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken schnauben,
Das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah',
Das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah' am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte —
Da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andere war;
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd niederrann,
Der Drach' im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst, in Furcht und Not,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren.

Er sah nicht des Kameles Wut,
Und nicht den Drachen in der Flut,
Und nicht der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen,
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie deuchten ihm zu essen gut,
Aß Beer' auf Beerlein wohlgemut.
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.
Du fragst: Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund, der Mann bist du!
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach' im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kamel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Dich samt den Zweigen, die dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt dich die Beere Sinnenlust,
Daß du Kamel, die Lebensnot,
Daß du im Grund den Drachen Tod,
Daß du die Mäuse Tag und Nacht
Vergissest und auf nichts hast acht,
Als daß du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.

I. **Vermittlung des Inhalts.** Das obige Gedicht ist eine Parabel, d. i. eine Vergleichung. In derselben werden Handlungen und Ereignisse aus dem menschlichen Leben dargestellt, um eine höhere Vernunft- oder Religionswahrheit zu veranschaulichen. Die schönsten Parabeln sind die Gleichnisse Jesu in den vier Evangelien.

Der Inhalt unserer Parabel ist kurz folgender: Ein Mann führt ein Kamel „am Halfterband". Das Tier wird plötzlich scheu und nötigt durch seine Wut den Mann zur Flucht. Er findet endlich in einem Brunnen Zuflucht und hält sich an einem aus der Brunnenwand gewachsenen Brombeerstrauche fest. Hier kommt er zur Betrachtung seines Zustandes und sieht, wie gefährlich derselbe ist. Oben steht das wütende Kamel, unten sieht er einen Drachen, der ihn verschlingen will, und endlich in der Mauerspalte nagen an der Wurzel des Strauches, welcher dem Manne zum Anhalte dient, abwechselnd zwei Mäuse, eine weiße und eine schwarze, so daß er in Gefahr kommt, in des Drachen Schlund zu stürzen.

Dreifach war also die Gefahr des Mannes. Er sehnt sich nach Rettung aus dieser furchtbaren Lage, aber vergebens! Als er so ängstlich um sich blickt, sieht er ein Zweiglein mit reifen Brombeeren. Da vergißt er alle Furcht und Not; es erwacht in ihm die Lust nach dem Genusse der Beeren; er greift danach, genießt „mit Behagen" die Früchte „und vergißt durch die Süßigkeit im Essen alle seine Furcht". „Wunderbare Erscheinung: so große Not — sie wird vergessen um des Genusses willen, den einige Beerlein gewähren können!"

Nun folgt des Dichters Deutung: „Der Mann bist du, o Freund!" Jeder Mensch ist also darunter verstanden. „Das Kamel ist des Lebens Angst und Not", d. h. wie das Kamel den Mann ängstigt, so werden wir von der Angst und Not des Lebens bedrängt. Der Drache im Grunde

des **Brunnens** ist „des Todes aufgesperrter Schlund", d. h. wie im Grunde der Drache auf den herunterstürzenden Mann lauert, so wartet auf uns der Tod. Jedem ist derselbe gewiß. Die Mäuse heißen Tag und Nacht; so gewiß die sich ablösenden, immerwährend nagenden Mäuse endlich den Strauch entwurzeln, so daß er in die Tiefe fällt, ebenso gewiß führt uns der Wechsel von Tag und Nacht stets um einen Schritt dem Tode näher.

Bei dem Genusse der süßen Beeren vergißt der Mann die Wut des Kamels, den Rachen des Drachen und das „Tückespiel" der Mäuse. So sind auch die Menschen, welche ihr Herz ans Irdische hängen. Beim Anblicke dessen, was unsere **Sinnenlust** befriedigt, bei weltlichen Vergnügungen und Freuden, die sich uns darbieten, vergessen auch wir oft alle Angst und Sorge des Lebens.

So hält uns der Dichter ein treffendes und lehrreiches Bild unseres Herzens vor. Wohl dem, der über dem Genusse der sinnlichen Freuden es nicht vergißt, daß dieselben kaum mehr sind als die wenigen Beeren am Zweiglein des Strauches! Wohl dem, der einen festen Anhalt und Anker findet in dem Worte Gottes, welches durch den Mund des Heilandes geht, wenn er spricht: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"

II. **Hauptgedanke des ganzen Gedichtes.** Der Mensch ist fort und fort von Not umgeben und geht gewiß und sicher dem Tode entgegen, aber dennoch vergißt er die ihn umgebende Not und richtet, wenn ihn die Sinnenlust reizt, sein ganzes Streben danach, dieselbe zu befriedigen, und vergißt dabei die Hinfälligkeit seines Lebens, sowie die Sorge für seine Seele.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Warum ist unser Gedicht eine Parabel? 2. Vergleiche den Mann in der Parabel mit uns Menschen! 3. Vergleiche die Parabel mit der nachstehenden von Herder!

B. Das Lied vom Schmetterlinge.

Herder. Werke, herausgegeben von Kurz. Hildburghausen. I, S. 80.

1. Liebes, leichtes, luft'ges Ding,
Schmetterling,
Das da über Blumen schwebet,
Nur von Tau und Blüten lebet,
Blüte selbst, ein fliegend Blatt,
Das mit weichem Rosenfinger
Wer bepurpurt hat?

2. War's ein Sylphe, der dein Kleid
So bestreut,
Dich aus Morgenduft gewebet,
Nur auf Tage dich belebet?
Seelchen, und dein kleines Herz
Pocht da unter meinem Finger,
Fühlet Todesschmerz.

3. Fleuch dahin, o Seelchen, sei
Froh und frei,
Mir ein Bild, was ich sein werde,
Wenn die Raupe dieser Erde
Auch wie du ein Zephyr ist,
Und in Duft und Tau und Honig
Jede Blüte küßt!

Worin besteht die Verwandtschaft beider Gedichte? a) Mehr in der Form als in dem Inhalte. b) Beides sind Parabeln, die eine religiöse Wahrheit an wirklichen Gegenständen und Ereignissen veranschaulichen. c) Dadurch wirken beide auf das Gemüt und die Phantasie. d) Beide haben Tiere und Menschen als Träger ihrer Gedanken. e) Beide Gedichte wollen uns belehren und stellen deshalb ein Beispiel für viele Fälle hin. f) Während Rückerts Gedichte die Idee zu Grunde liegt: Der Mensch ist fort und fort von Not umgeben, geht gewiß und sicher dem Tode entgegen, und vergißt dennoch die Not und den Tod, wenn ihn die Sinnenlust reizt, veranschaulicht Herder den Gedanken, daß der Mensch nach den Mühen und Plagen des Erdenlebens ein schönes, freudenvolles Leben führen wird, das in demselben Verhältnis zum Erdenleben steht wie das Leben der häßlichen Raupe zu dem des Schmetterlinges. g) Beide Gedichte predigen demnach im allgemeinen fast dasselbe, nur giebt uns Rückert eine Warnung, während Herder uns tröstet.

W. D.

52. Der Herr und sein Knecht.

Fr. Rückert. Werke. 1866. Bd. IV. 306.

1. Es ritt ein Herr, das war sein Recht,
Zu Fuße ließ er gehn den Knecht.
Er reitet über Stock und Stein,
Daß kaum der Knecht kann hinterdrein;
Die Treue schleppt sich hinterher
Dem leichten Ritt und fürchtet sehr,
Zu Falle komm' er schwer.

2. „Herr, Herr!" erscholl des Knechtes Ruf:
„Ein Nagel ging euch los vom Huf;
Und schlagt ihr nicht den Nagel ein,
So wird der Huf verloren sein."
„Ei, Nagel hin und Nagel her!
Der Huf hat ja der Nägel mehr
Und hält noch ungefähr."

3. Und wieder schallt des Knechtes Ruf:
„Herr! losgegangen ist ein Huf;
Und schlagt ihr nicht das Eisen an,
So ist es um das Roß gethan."
„Hufeisen hin, Hufeisen her!
Das Rößlein hat Hufeisen mehr
Und geht noch wie vorher."

4. Und eh' der dritte Ruf erschallt,
Da ist er an den Stein geprallt;
Das Rößlein liegt und steht nicht auf,
Geendet ist des Herren Lauf;
Er spricht nicht mehr: „Roß hin, Roß her!"
Er rafft sich auf und schreitet schwer
Mit seinem Knecht einher.

I. **Vermittlung.** 1. Wort- und Sacherklärungen. Str. 1. „Das war sein Recht" = Er war dazu berechtigt. „Über Stock und Stein" ist eine vielgebrauchte Redensart für: Über alle Hindernisse und Unebenheiten auf dem Wege. „Die Treue" = der treue Knecht.

Str. 2. „Ein Nagel ging euch los vom Huf." Dieser Satz ist in dichterischer Freiheit gebaut und müßte in Prosa heißen: „Eurem Pferde ging ein Nagel vom Hufe los" ꝛc.

„Und hält noch ungefähr" = „Ungefähr" heißt eigentlich zufällig, hier soviel als wahrscheinlich. —

Str. 4. „Geendet ist des Herren Lauf" = eigentlich: des „Pferdes Lauf", hier als Gegensatz zu den folgenden Worten: „und schreitet schwer".

2. Die Grundlage des Gedichts ist wahrscheinlich das Märchen von Grimm: Der Nagel (s. Band I, Nr. 245), obgleich das Gedicht von Rückert in vielen Punkten, wie bei der unter Nr. III, 3 ausgeführten Vergleichung zu ersehen ist, abweicht.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung. Str. 1. Der Herr reitet über Stock und Stein. Str. 2. Ein Nagel löst sich vom Pferdehufe. Str. 3. Das Hufeisen geht verloren. Str. 4. Das Roß stürzt und ist tot.

2. Die Personen. Der Herr reitet unvorsichtig, er ist leichtsinnig, bedenkt nicht das Ende, kommt in Ungemach, wird durch Schaden klug. (Beweise!) Der Knecht ist treu, vorsichtig, ermahnt seinen Herrn, aber ohne Erfolg. (Beweise!)

III. **Verwertung.** 1. Anwendung. Bei allem, was du thust, bedenke das Ende! Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen. Durch Schaden wird man klug. Bessere, wenn es Zeit ist! Kleine Sünden haben oft große Folgen. Eile mit Weile!

2. Rede- und Stilübungen. 1. Nachbildung: Anstatt Knecht und Herr Vater und Sohn; anstatt des Hufnagels ein Nagel am Wagenrade 2c.

3. Vergleichung mit der Grimmschen Erzählung: Der Nagel. „Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht“ 2c. (Siehe Bd. I, Nr. 245 II.)

1. Ähnlichkeiten. Ein Herr ist zu Roß auf Reisen. Ein Knecht macht den Herrn auf den fehlenden Hufnagel aufmerksam. Der Herr hört nicht auf die Mahnung des Knechtes. Das Hufeisen geht verloren. Auch das achtet der Herr nicht. Das Pferd fällt und steht nicht wieder auf. Der Herr muß zu Fuß nach Hause gehen und wird erst durch Schaden klug.

2. Verschiedenheiten. Das Gedicht ist kürzer als die Erzählung und läßt Ort und Zeit, sowie alle Nebenumstände unbestimmt. Im Gedichte ist der Warner des Herrn eigener Knecht, in der Erzählung ein fremder Hausknecht. In dem Gedichte ist nicht besonders erwähnt, daß der Herr zur Einsicht kommt, in der Erzählung sagt er: „An allem Unglück ist der verwünschte Nagel schuld.“ Die Erzählung schließt mit einer guten Lehre, das Gedicht nicht 2c. W. D.

53. Die drei Söhne.

M. G. Lichtwer. Fabeln. Hildburghausen 1839. S. 53.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Teilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant ist's,“ sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.“
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder;

Sagt, war die That nicht lobenswert?“
„Du thatest, Sohn! wie's sich gehört,“
Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„Wer anders thut, der muß sich schämen;
Denn ehrlich sein, heißt uns die Pflicht;
Die That ist gut, doch edel nicht.“
Der Andre sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh'
Und rettete dem Kind das Leben,
Ein Dorf kann Zeugnis davon geben.“
„Du thatest,“ sprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind.“
Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke.“
„O!“ rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein; welch' edler Mut,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!“

I. **Vermittlung.** Vers 3. „Den mit Müh' erworbenen Segen“ erinnert zunächst daran, daß der Mann fleißig gewesen ist, und daß Gottes Segen auf seiner Arbeit ruhete. V. 10. „Sieht man die Söhne sich zerstreun“, d. h. jeder derselben nahm einen andern Weg und ging an einen andern Ort. V. 11. „Monden“ poet. Ausdruck für Monate. V. 36. „*Holder Blick*“ = liebevoller, freundlicher, wohlwollender Blick. V. 37. „*edler Mut*“ = edler Sinn.

II. **Vertiefung.** 1. *Gliederung des Inhalts.* I. Abschnitt. Die Teilung des Vermögens (V. 1—4). II. Abschnitt. Der kostbare Stein und die Bedingung zu seinem Erwerb (V. 5—8). III. Abschnitt. Die Abreise der Söhne und ihre Wiederkehr (V. 9—12). IV. Abschnitt. Der Bericht der drei Söhne über ihre Thaten und das Urteil des Vaters (V. 13—38).

2. *Charakteristik der Personen.* A. *Der Vater* war *alt*, *reich*, *fleißig* (erwarb mit Mühe sein Vermögen), *gottesfürchtig* (Gottes Segen ruhete auf seiner Arbeit), *verständig* und *weise* (in seinem Urteile über die Thaten der Söhne).

B. *Der älteste Sohn* war *ehrlich*, *pflichttreu*; aber er *überschätzte* seine gute That.

C. *Der zweite Sohn* zeigt sich *mutig*, *liebte* seinen Mitmenschen und half ihm aus der Not; dabei *prahlte* er mit seiner edeln That. (Ein ganzes Dorf kann Zeugnis geben).

D. *Der dritte Sohn überwand* sich selbst und that seinem *Feinde Gutes*; er *erfüllte* das schwerste Gebot.

3. *Die Thaten der drei Brüder und des Vaters Urteil:* Der *älteste Sohn* war *ehrlich*, indem er dem, der ihm sein Gut und Geld anvertraute, dasselbe wiedergab. Hätte er es behalten, so wäre er ein Verbrecher geworden. Seine That war also, wie der Vater sagt, nur *Pflicht* jedes ehrlichen Menschen. Der *zweite* Sohn zeigte bei der Rettung des ins Wasser gefallenen Kindes viel *Mut* und *Menschenliebe*. Die That war aber auch nicht mehr als das, was Menschen zu thun *verpflichtet* sind. Hätte er das Kind, das er mit leichter Mühe retten konnte, ertrinken lassen, so würde er gegen das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst“ — gesündigt

haben. Durch seine Prahlerei nahm er selbst der an sich guten That den Wert derselben. Die That des dritten Sohnes war die edelste, weil er dem, der ihm Böses zugefügt hatte, das Böse mit Gutem vergalt. Er konnte ihn in den Abgrund stürzen lassen und sich so für das Böse, was ihm widerfahren, rächen, aber daß er es nicht that, zeugt von großer Selbstüberwindung, deren nur edle Herzen fähig sind. Darum sprechen wir auch mit dem Vater:

„Welch edler Mut, wenn man dem Feinde Gutes thut!"

III. **Verwertung**. 1. Anwendung für Herz und Leben. Die schönste That besteht darin, daß man seinem Feinde Gutes thut. — Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen ꝛc. — Christus: Vater, vergieb ihnen ꝛc. — Wer mit seinen guten Thaten prahlt, hat seinen Lohn dahin. — Tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwang (Herder).

2. Rede- und Stilübungen. 1. Charakter der Personen und ihrer Thaten (II, 2 und 3). 2. Nachbildung: Anstatt des Vaters und der Söhne eine Mutter und drei Töchter. Die älteste dient in fremdem Hause und hat die Kasse der Hausfrau unter sich; die zweite wacht bei einem schwerkranken Kinde lange Nächte hindurch; die dritte pflegt ihre Feindin, die an einer gefährlichen, ansteckenden Krankheit leidet.

W. D.

54. Legende vom Hufeisen.

Von J. W. v. Goethe. Werke. Berlin. 1868. II, S. 38.

(Für die Oberstufe der einklassigen Volksschule.)

Als noch verkannt und sehr gering unser Herr auf der Erde ging, und viele Jünger sich zu ihm fanden, die sehr selten sein Wort verstanden, liebt' er gar über die Maßen, seinen Hof zu halten auf der Straßen, weil unter des Himmels Angesicht man immer besser und freier spricht. Er ließ sie da die höchsten Lehren aus seinem heiligen Munde hören; besonders durch Gleichnis und Exempel macht' er einen jeden Markt zum Tempel. So schlendert' er in Geistes Ruh' mit ihnen einst einem Städtchen zu, sah etwas blinken auf der Straß', das ein zerbrochen Hufeisen was (war). Er sagte zu Sankt Peter drauf: „Heb doch einmal das Eisen auf!" Sankt Peter war nicht aufgeräumt, er hatte soeben im Gehen geträumt so was vom Regiment der Welt, was einem jeden wohlgefällt: denn im Kopf hat das keine Schranken! Das waren so seine liebsten Gedanken. Nun war der Fund ihm viel zu klein, hätte müssen Kron' und Zepter sein; aber wie sollt' er seinen Rücken nach einem halben Hufeisen bücken? Er also sich zur Seite kehrt und thut, als hätt' er's nicht gehört. Der Herr nach seiner Langmut drauf hebt selber das Hufeisen auf und thut auch weiter nicht dergleichen. Als sie nun bald die Stadt erreichen, geht er vor eines Schmiedes Thür, nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür. Und als sie über den Markt nun gehen, sieht er daselbst schöne Kirschen stehen, kauft ihrer so wenig oder so viel, als man für einen Dreier geben will, die er sodann nach seiner Art ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus durch Wies' und Felder ohne Haus; auch war der Weg von Bäumen bloß, die Sonne schien, die Hitz' war groß, so daß man viel an solcher Stätt' für einen Trunk Wasser gegeben hätt'. Der Herr geht immer voraus vor allen, läßt unversehens eine Kirsche fallen. Sankt

Peter war gleich dahinter her, als wenn es ein goldener Apfel wär. Das Beerlein schmeckte seinem Gaum. Der Herr nach einem kleinen Raum ein ander Kirschlein zur Erde schickt, wonach Sankt Peter schnell sich bückt. So läßt der Herr ihn seinen Rücken gar vielmal nach den Kirschen bücken. Das dauert eine ganze Zeit. Dann sprach der Herr mit Heiterkeit: „Thät'st du zur rechten Zeit dich regen, hätt'st du's bequemer haben mögen. Wer geringe Ding' wenig acht't, sich um geringere Mühe macht."

I. **Erläuterung.** Die einfache Darstellung bedarf keiner weiteren Erklärungen. Nach dem Vorlesen durch den Lehrer kann das Gedicht sofort von den Kindern nacherzählt werden. Statt der sachlichen Erläuterungen könnte aber gerade an dieser Musterlegende auf das Wesen der Legende als einer erdichteten Erzählung aus dem Leben der Heiligen mit ethischer Nutzanwendung hingewiesen und die Legende auch im Gegensatze zu den Balladen und Romanzen und zur Fabel charakterisiert werden. Eine Definition der Legende ist um so nötiger, als es durchaus geboten erscheint, die Legende als eine Erfindung darzustellen, damit dieselbe die rechte Stellung zu den biblischen Erzählungen erhalte. Der Lehrer weise dabei auch auf andere Legenden hin, namentlich auch auf solche, welche katholischen Charakter tragen. Eine solche Behandlung wird zugleich beitragen zur

II. **Vertiefung.** 1. Die Charakteristik des Herrn wie des Petrus ist der geschichtlichen Darstellung entsprechend: Christus in seiner Demut und Bescheidenheit, wie er selbst sich bückt nach dem unscheinbaren Hufeisen, ohne dem Petrus auch nur ein tadelndes Wort zu sagen; sein weiter Blick, der schon sieht, wie er den Petrus durch die That und Wahrheit belehren kann, und die sinnige Art und Weise, wie er diese Lehre ins Werk setzt, und wie heiter der Herr dabei erscheint, endlich diese Lehre selbst, die auf so feine Weise den Hochmut des Petrus straft und vertreibt, und die doch auch nicht bloß eine irdische, sondern auch eine himmlische Wahrheit enthält, das alles ist dem Charakter des erbarmenden Heilands vollständig angemessen. Auf der andern Seite aber wird auch Petrus, der mit dem Anfluge einer feinen Ironie „Sankt" Petrus genannt wird, treu geschildert. Wir wissen, daß die Jünger wohl solche Gedanken hegten, daß sie einst zu Herrschern berufen werden würden. Der Lehrer lasse sich solche Beispiele aufzählen: Die Mutter von Johannes und Jakobus wollte ihren Söhnen die nächsten Plätze am Throne des Herrn angewiesen wissen; die Jünger wollen eine Belohnung haben, daß sie dem Herrn nachgefolgt sind und alles verlassen haben, worauf der Heiland ihnen das Kind als Vorbild aufstellt; bei der Fußwaschung will sich keiner erniedrigen, bis der Herr selbst den Jüngern die Füße wäscht u. a. m. Diese Erfindung verletzt also nicht den evangelischen Geist, wie es manche andere Legenden mit ihren Wundern thun, in denen man oft gar keinen ethischen Zweck erkennen kann. Aus dieser Besprechung ergiebt sich dann wie von selbst die Idee des Stückes, die der Lehrer die Kinder selbst finden lassen kann, und die sich mit dem Worte des Herrn einfach bezeichnen läßt: „Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden."

Es läßt sich das sehr leicht aus dem späteren öfteren Bücken des Petrus heraus katechisieren, während der Petrus vorher in seinen hochmütigen Gedanken auch den Kopf sehr hoch trug.

2. Noch ein anderes formelles Moment kann zur Vertiefung viel beitragen: Die Klarlegung der poetischen Sprechweise. Die läßt sich am besten gerade an dieses Gedicht anknüpfen. Die Legende an sich bewegt sich in den einfachsten poetischen Formen, sie steht der prosaischen Sprechweise am nächsten, die meisten Legenden treten ja auch in ungebundener Redeweise auf. Darum ist die Legende und vor allem die vorliegende vorzüglich geeignet, die Kinder einzuführen in das Verständnis der poetischen Formen und zu zeigen, wie diese poetischen Formen einen an sich prosaischen Vorgang verklären. Von Reim und Rhythmus wollen wir hier absehen, wir wenden unsere Betrachtung bloß der Sprache zu. Der Lehrer fängt damit an, das einfache Gedicht nacherzählen zu lassen; das Kind wird die poetische Sprechweise in seine Worte übersetzen, und der Lehrer hat dann nur zu fragen und darauf hinzuweisen, welche Unterschiede sich zwischen der Erzählung des Kindes und dem Gedichte finden, um daran seine Bemerkungen zu knüpfen. Damit ergiebt sich von selbst eine tiefere Erfassung des Inhaltes. Wir können hier nicht auf alle sprachlichen Erscheinungen Rücksicht nehmen, welche von der gewöhnlichen Redeweise abweichen, aber auf einige wollen wir hinweisen. Im ersten Satze ist zunächst die Versetzung der Worte zu bemerken (Inversion): „Als unser Herr noch in Niedrigkeit auf der Erde wandelte und die Menschen seine Erscheinung, seine Worte und seine Thaten noch nicht verstanden, wie dies auch bei vielen seiner Jünger der Fall war, da machte er es nicht wie die jüdischen Rabbiner, die in den Schulen lehrten, sondern er lehrte meist unter freiem Himmel.“ Abweichende Redeweise: „verkannt und sehr gering, unser Herr“ — er liebt es „über die Maßen“ — „Hof halten“, er wird gewissermaßen als großer Herrscher dargestellt — auf der „Straßen“, altertümliche Redeweise, ebenso wie später „was“ statt „war“, das wir auch noch in alten Bibeln finden — „unter des Himmels Angesicht“, „unter“ gewissermaßen „im Schutze“; dem Himmel wird ein Angesicht zugeschrieben, also eine menschliche Seite, dadurch erhält ein Gedicht mehr Leben. Seine Rede war aus dem Leben gegriffen, „Gleichnis und Exempel“, er „machte jeden Markt zum Tempel“; können wir Gott nur verehren im Tempel? Nein, sondern wo wir ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit, da ist der Tempel des Herrn, im engen Kämmerlein wie unter dem weiten Himmelsdom. „Er also sich zur Seite kehrt“, wie würden wir in gewöhnlicher Rede sagen? — „Er thut auch weiter nicht dergleichen“, er macht kein Aufheben davon, thut, als wenn nichts vorgefallen wäre — „nimmt von dem Mann drei Pfennige dafür“, wie haben wir das auszudrücken? rc. Es mag noch auf die überaus einfache Satzbildung und Satzverbindung hingewiesen werden, die fast gar keine Nebensätze aufweist. Auch das ist eine poetische Form, die im gewöhnlichen Leben nur in lebhafter und erregter Erzählung vorkommt. Man

lasse die Kinder ähnliche Beispiele zu allen obigen Erörterungen und neue Gedichte aufsuchen und führe sie auf diese Weise ungezwungen und leicht in die wesentlichen Momente der Poesie ein.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Hierbei sei man sehr vorsichtig, weil man leicht durch ein Hineinziehen trivialer Gedanken den poetischen Duft, der über dem Ganzen liegt, abstreift und die herrliche Idee des Gedichts verdunkeln oder gar ganz vernichten kann. Nur kein Moralisieren! Gewiß enthält das Gedicht auch Vorschriften für das Alltagsleben, aber diese Vorschriften müssen immer in schöner, möglichst poetischer Form und im Lichte höherer Ideen auftreten, wie dies der Herr am Schlusse meisterhaft thut. Man kann hier auf andere Vorkommnisse, auch auf Sprichwörter hinweisen, z. B. „Spare in der Zeit, so hast du in der Not!" — „Träume sind Schäume" u. dergl. m. Neben den Vorschriften fürs Alltagsleben enthält das Gedicht aber auch Gedanken des ewigen Lebens, die wir oben schon angedeutet haben, und die dann durch ähnliche Erzählungen noch näher beleuchtet werden können.

2. Schriftliche Aufgaben. a) Nacherzählung in ungebundener Redeweise; hierzu eignet sich dies Gedicht in vorzüglicher Weise.

b) Charakteristik des Herrn und des Petrus nach der Legende; dazu die Lehrweise des Herrn.

c) Legende, Sage, Märchen, Fabel, Parabel. Unterschiede und Vergleichungen.

d) Wie unterscheidet sich die Redeweise unseres Gedichtes von der Redeweise des alltäglichen Lebens? L. W. Seyffarth.

55. A. Der Kreuzschnabel.

Jul. Mosen. Sämtliche Werke. Oldenburg 1863. I, 33.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt' er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.

2. Hier, von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig' Vöglein ziehn.

3. Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

4. Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!"

5. Kreuzesschnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

I. **Vorbereitung.** Der Kreuzschnabel (Loxia curvirostra) ist der Papagei der deutschen Wälder. Er ist leicht kenntlich an seinem ziemlich langen Schnabel, dessen Kiefer sich kreuzen, so daß die Spitze des Unterkiefers nach oben und die des Oberkiefers nach unten hervorragt. Die Länge des Vogels beträgt 16—18 cm. Die Füße sind kurz und

stark, die Flügel ziemlich lang, spitz und etwas abgerundet. Die Färbung des Gefieders ist vielen Abänderungen unterworfen, je nach Alter, Geschlecht und Jahreszeit. Kopf, Kehle, Brust, Bauch und Bürzel sind rot, bald heller, bald dunkler; der Rücken ist graurot, die Schwingen, Oberflügel, Deckfedern und Schwanzfedern grauschwarz und rotgrau gesäumt; die untern Schwanzfedern sind weißgrau, dunkler gestrichelt und rötlich überflogen. Die Weibchen sind oft gelblich- und grünlich-grau gefärbt.

Die Kreuzschnäbel leben in den Nadelhölzern des nördlichen Europas, Asiens und Amerikas und ziehen immer dahin, wo der Nadelholzsamen, ihre liebste Nahrung, am reichlichsten wächst. In Samenjahren nisten die Kreuzschnäbel in jedem Monat, und gerade im Dezember und Januar findet man dann häufig Eier und Junge, die auch trotz der Kälte aufkommen. Das im Winter gebaute Nest ist dick, dicht, warm, besteht aus Moos und Flechten, sitzt hoch oben auf dichten Ästen der Nadelbäume und zwar so, daß andere überstehende, dichte Äste es gegen Schnee schützen, und enthält drei bis vier weißliche, rot- und braungefleckte Eier.

Außer der Hauptnahrung, dem Nadelholzsamen, genießen die Kreuzschnäbel im Sommer auch verschiedene Kerbtiere und besonders auch Blattläuse. Dann hört man wohl auch in den Gärten oft ihren Lockton, der wie gip! gip! oder gäp! gäp! klingt. Der Gesang des Kreuzschnabels ist mittelmäßig. Im Käfig verliert der Vogel gewöhnlich sein schönes Gefieder. —

II. **Erläuterungen.** Str. 1. Der leidende Heiland fühlt, als er am Kreuze hängt, ein sanftes Zucken in seiner Hand, die von dem Kreuzesnagel durchbohrt ist. „Heimlich sanft“ ist dieses Zucken genannt, um anzudeuten, daß dadurch der Schmerz des Herrn nicht vermehrt worden ist. „Himmelwärts“ hat der Heiland „den Blick gewandt“; denn er fühlt, daß seine Todesstunde nahe ist und er bald in das himmlische Reich eingehen wird. „Stahldurchbohrt“ ist ein schönes, schmückendes, bezeichnendes Beiwort.

Str. 2. Der Heiland wendet seinen bisher auf den Himmel gerichteten Blick zur Seite und sieht, wie sich ein kleiner Vogel bemüht, den starken Nagel, der durch die Hand geschlagen ist, herauszuziehen. Es ist ein schöner Gegensatz, den hier der Dichter in wenigen Zeilen uns vorführt: Alle seine Freunde haben den Heiland verlassen, nur das Vöglein versucht, wenn auch vergeblich, ihn noch zu retten. „Barmherzig“ nennt der Dichter das Tierchen und will damit sagen, daß es in der That das Leiden des Herrn lindern möchte.

Str. 3. Obgleich dem Vöglein das Blut aus der Wunde des Herrn über das Gefieder fließt, so läßt es doch nicht in dem Bemühen ab, den Herrn zu befreien; denn es weiß, daß der Heiland „seines Schöpfers Sohn“ ist! — „Blutbeträuft“ ist wiederum ein schönes, schmückendes Beiwort.

Str. 4. Trotz seiner Schmerzen hat der Herr für das eifrige, rastlose Vöglein noch ein mildes Wort. Er segnet es und giebt ihm zum Andenken an sein mühevolles Thun den kreuzförmigen Schnabel und das blutrote Gefieder.

Beide Gaben sind Zeichen der Ehre und Zier für das Vöglein und alle seine Nachkommen.

Str. 5. Seit dieser Zeit heißt das Vöglein mit dem blutroten Gefieder „Kreuzschnabel" und lebt und singt sein märchenhaftes und wunderbares Liedchen fort und fort im Fichtenwalde. — Diese Strophe ist als Schlußstrophe gleichsam eine Bestätigung des Segenswunsches, den der Herr am Kreuze über das Vöglein aussprach.

III. **Gliederung.** Das Gedicht zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste (Str. 1—3) schildert den mühevollen Versuch des barmherzigen Kreuzschnabels, seines Schöpfers Sohn zu befreien, der zweite (Str. 4 und 5) die segensreichen Folgen dieser edlen That.

IV. **Grundgedanke.** Er ist in den Worten des Heilands: „Sei gesegnet für und für! — Blut und Kreuzeszier" angedeutet.

Wer sich bemüht, dem Herrn etwas Liebes zu erweisen, den wird er segnen, wenn auch das Mühen nicht zum Ziele führt; oder: Wer dem Herrn mit ganzer Hingabe seiner Kräfte dient, der wird von ihm belohnt.

V. **Aufgaben.** 1. Beschreibung des Kreuzschnabels. 2. Wiedergabe des Inhalts. 3. Vergleichung mit

B. Die Espe.

Fr. Rückert. Werke. Frankfurt a. M. 1868/69. II, 240.

1. Als den Herrn ans Kreuz geschlagen
Nun des Waldes Bäume sahn,
Kam ein Zittern und ein Zagen
Allen fernen, allen nah'n.
Nur der Espe Krone
Ließ die Blätter ohne
Beben in die Lüfte ragen,
Gleich als ging' sie das nicht an.

2. Damals ward der Fluch gesprochen,
Und ihn hörte Berg und Kluft:
„Daß dir sei dein Stolz gebrochen,
Zittre künftig jeder Luft;
Andre Bäume zittern
Nur in Ungewittern,
Zitternd soll das Herz dir pochen,
Wenn im Wald ein Vogel ruft.

3. Zittre, wo im Erdenkreise
Künftig du entkeimst dem Staub!
Jedes Blatt soll zittern leise,
Bis es wird des Herbstwinds Raub,
Und in allen Tagen
Soll man hören sagen
Dir zur Strafe sprichwortweise:
Zittern wie ein Espenlaub!"

A. Ähnlichkeiten: In beiden Gedichten sehen wir den Heiland am Kreuze. In beiden spricht der Heiland. In beiden nehmen Gegenstände der Natur an dem Leiden Christi teil. Beide Gedichte behandeln Sagen.

B. Verschiedenheiten: Hier ein Vogel, dort ein Baum; hier Segen des Herrn, dort Fluch. Der Vogel bezeugt dem Herrn seine Liebe, die Espe ist gleichgültig 2c. W. D.

56. Der gerettete Jüngling.

Joh. Gottfried v. Herder. Werke. Herausgegeben von Heinr. Kurz. Leipzig. Bd. II, S. 478.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Unter dem Kaiser Konstantin d. G. lebte in Kleinasien der Bischof Eusebius von Cäsarea, der wegen seiner trefflichen Kirchengeschichte in zehn Büchern „Vater der Kirchengeschichte" genannt wird. Im dritten Buch erzählt er eine Legende, die der Kirchenvater Clemens von Alexandria in seiner Rede „Welcher Reiche wird selig?" über die rettende Macht des Glaubens und der Liebe in dem Apostel Johannes mitgeteilt hat.

Die Erzählung des Eusebius lautet in freier und abgekürzter Form etwa so:

Nach dem Tode des Tyrannen Domitian, der den heiligen Johannes auf die öde Felseninsel Patmos, westlich von Kleinasien, verbannt hatte, kehrte der fromme Oberhirt nach Ephesus zurück und verwaltete wieder sein Amt als Führer der kleinasiatischen Christengemeinden. Als er einst in einer Stadt einen greisen Priester zum Wächter und Hirten der Gemeinde einsetzte, bemerkte er unter der Menge einen Jüngling von schöner Gestalt, aus dessen feurigen Augen ein ungewöhnlicher Geist sprach. Johannes empfahl diesen Jüngling der besonderen Obhut des neuen Bischofs und rief die ganze Gemeinde zu Zeugen darüber auf, daß der Bischof die treue Ausführung des Auftrages gelobt habe.

Der Bischof erzog den Jüngling mit Fleiß und Treue, freute sich über die ungewöhnlichen Fortschritte desselben und taufte ihn endlich. Als aber der Bischof in seiner strengen Aufsicht nachließ, da fiel der Jüngling in Müßiggang und Weltlust, gesellte sich zu losen Buben, die ihm schmeichelten und ihn zu üppigen Gelagen, betrügerischen Spielen, ja Diebstählen verleiteten. Von Stufe zu Stufe sank der Jüngling, bis er endlich an seiner eigenen Rettung verzweifelte und wie ein wildgewordenes Roß, das Zaum und Gebiß zerrissen hat, dem Abgrunde zustürmte. Aus seinen Spießgesellen bildete er eine Räuberbande, trat an ihre Spitze als Hauptmann und verübte allerlei Greuelthaten.

Als Johannes wieder in die Stadt kam, fragte er nach dem „anvertrauten Gute". Der Bischof erschrak und wußte nicht gleich, welches „Anvertraute" der Apostel meine. Aber Johannes rief: „Die anvertraute Seele, den Jüngling, meinen Sohn!" Da seufzte der Bischof, schlug die Augen nieder und sagte: „Er ist gestorben, — ist Gott abgestorben, — ist ein Räuber geworden, — haust dort mit seiner Bande in den Wäldern des Berges!"

„Welchen Wächter habe ich bestellt!" rief der Apostel. „Einst am

Tage des Gerichts werde ich des Jünglings Seele von dir fordern! — Doch führt mich auf den Berg zu den Räubern!"

Dort ergriffen ihn die ausgestellten Wachen nnd führten ihn, just wie er's wollte, zu dem Hauptmann. Als dieser Johannes erkannte, da überwältigten ihn Scham und Reue, und er entfloh. Der greise Apostel eilte ihm nach und rief: „Warum fliehest du, o Sohn, den waffenlosen Vater? Habe Erbarmen mit mir! Ich habe deine Seele dem Herrn gelobt und meine eigene Seele dafür verpfändet. Dem Herrn muß ich Rechenschaft darüber geben. Sterben will ich gern für dich, aber dich in Sünde und Verderben lassen, kann und darf ich nicht!"

Da blieb der Jüngling gesenkten Blickes stehen, warf seine Waffen weg, fiel zur Erde und umfaßte des Heiligen Kniee, verbarg erst starr und stumm sein Antlitz, dann erzitterte er und weinte bitterlich. So ward er durch seine Reuethränen zum zweitenmal getauft. Johannes aber knieete nieder und betete brünstig, daß der Heiland dem verlornen und wiedergefundenen Sohne seine Sünden vergeben und seine Seele retten wolle; dann küßte er ihm die Hand zum Zeichen, daß sie aufs neue gereinigt sei, und führte ihn zurück zu der Gemeinde als neugeschenktes Glied. Wie das Feuer das Erz läutert, so läuterte Johannes durch Fasten und Beten, durch Liebe und Zucht des Jünglings Herz, also daß er ein großes Beispiel der Wiedergeburt und ein leuchtendes Siegeszeichen des Glaubens ward.

Diese Erzählung hat der große Herder zu seiner bekannten ergreifenden Legende umgegossen:

Eine schöne Menschenseele finden, ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten.

(Da die Legende sich in allen Lesebüchern findet, braucht sie hier nicht abgedruckt zu werden.)

II. Erläuterungen.

Sankt (der heilige) Johannes ist der Apostel und Evangelist, der Lieblingsjünger Jesu. Er wurde von Domitian auf die kleine, öde Felseninsel Patmos, südwestlich von Samos, verbannt. Hier zeigt man noch eine Höhle, in welcher er die Offenbarung geschrieben haben soll. Nach Domitians Tode, 96 n. Chr., kehrte er nach Ephesus zurück und war wieder seiner Herden Hirt, d. h. sorgte für die geordnete Verwaltung und die geistliche Pflege der kleinasiatischen Christengemeinden, ordnete ihnen Wächter, d. h. bestellte Aufseher — Episcopi — Bischöfe, auf ihr Innerstes aufmerksam, die also sorgsam auf das innere Seelenleben der Gemeinden und ihrer Glieder merken, es nähren und fördern sollten.

Fröhliche Gesundheit glänzte ihm vom Gesicht, d. h. sein schönes Gesicht zeugte von Gesundheit, Kraft und Frohmut. Die liebevollste Feuerseele sprach aus den Augen, d. h. der lebhafte, feurige

Blick der Augen verriet einen begabten, feurigen Geist und ein liebewarmes Gemüt.

Hierüber zeuge mir und dir vor Christo die Gemeinde, d. h. die ganze Gemeinde soll vor Christo, dem Herrn, bekunden, daß der Jüngling dem Bischof von Johannes auf die Seele gebunden wurde und dieser die große Sorgfalt gelobt hat.

Früchte blühen, d. h. es waren Früchte zu hoffen, aber sie blieben Blüten, reiften nicht zu Früchten, wurden keine Thaten.

Freiheit war ein Netz, d. h. eine Schlinge, ein Fallstrick, die Ursache des Verderbens.

Süße Schmeichelreden, daß er ohne Fleiß, allein durch seine Begabung, doch immer alles am besten mache, — lullten seinen Fleiß und seine Wachsamkeit ein.

Fröhlichen Betrug versuchten sie beim Würfelspiel um Geld in fröhlicher Gesellschaft.

Der Herrschaft Reiz kostete er; befehlen und herrschen ist süß. „Vom Throne steigen heißt ins Grab sich legen."

Die Spiel- oder Spießgesellen sind die Genossen seiner leichtfertigen Streiche.

Gott abgestorben, geistlich tot ist der Mensch, wenn er sich von Gott lossagt und von seinen Wegen weicht. Nur in der Gemeinschaft mit Gott lebt die Seele wirklich, ohne ihn hat sie weder Trieb noch Kraft zum Guten.

Ich habe dich gelobet meinem Herrn, d. h. meinem Heiland das Gelübde oder Versprechen abgelegt, deine Seele ihm zu erhalten. Für dich muß ich antworten, d. h. verantwortlich sein, bürgen, Rechenschaft ablegen. Dich mit meiner Seele Gott verpfändet, d. h. meine Seele hat dich Gott als ein Unterpfand übergeben; dies Pfand darf nicht verloren gehen, sonst muß ich's mit der eigenen Seele büßen.

Er läuterte (reinigte) sein Herz mit der süßen Flamme der Liebe. Die rechte Liebe ist ein heiliges Feuer, das die Seele nach und nach von aller Unlauterkeit säubert.

Er goß seine Seele, d. h. seine heilige, liebevolle Gesinnung, in des Jünglings Seele, so daß sie der seinen ähnlich, mit ihr eins wurde.

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Das Ereignis würde etwa in die Jahre 96—100 und in eine Stadt des westlichen Kleinasiens, unfern Ephesus, zu verlegen sein. Führe folgende Situationszeichnungen aus: a) Johannes findet bei einer Bischofsweihe einen schönen Jüngling in der Menge und übergiebt ihn der Erziehung des Bischofs. b) Bei seiner Wiederkehr fordert er Rechenschaft über denselben und erfährt seinen tiefen Fall. c) Er rettet ihn. (Berg, Wald, Räuber als Wachtposten, der waffenlose Greis im bloßen Haupte und mit ausgestreckten Armen, der bewaffnete Hauptmann vor ihm fliehend.)

2. Charakterzeichnung. Weise noch, daß der Jüngling schön von Gestalt, feurig von Charakter, begabt an Geist und Herz, hoffnung-

erweckend, unbeaufsichtigt, müßig, spiel- und herrschsüchtig, unehrlich, seinen Mitmenschen gefährlich, geistig tot, beschämt, reumütig, bußfertig, bekehrt, wiedergeboren, geheiligt, mit Johannes untrennbar vereinigt war!

Zeige, daß Johannes ein treuer Oberhirt der Gemeinden, ein aufmerksamer Wächter, ein mutiger Held, ein liebevoller Vater, ein geduldiger Erzieher und ein treuer Jünger Jesu war!

3. Gliederung. I. Einleitung: Die Rettung einer verlornen Seele ist die schwerste Arbeit, aber der schönste Gewinn. II. Legenden-Erzählung: a) Der schöne Jüngling wird von Johannes gefunden, dem Bischof anvertraut, von ihm erzogen, durch Mangel an Wachsamkeit verloren. b) Er wird durch Johannes von dem Bischof zurückgefordert, im Gebirge aufgesucht, unter Räubern gefunden, trotz Widerstrebens gerettet und durch die Liebe festgehalten. III. Schluß: Glaube und Liebe sind die Retter der Verlornen.

Grundgedanke: Das Auge der Wahrheit erkennt die Seele der Menschen, der Glaube sucht sie dem Herrn zu gewinnen, das Zutrauen verzweifelt auch nicht beim Falle, die Liebe rettet unbezwingbar auch die verlornen, und die Treue (Festigkeit) erhält sie im Glauben und heiligen Leben.

1. Kor. 13, 7. Die Liebe verträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

4. Eigentümliches. Das Gedicht folgt im ganzen treu der Prosaerzählung, nur ist die Sprache knapper, die Wirkung ergreifender. Statt des Grundgedankens der Prosaerzählung: „Auch für den tiefgefallenen Sünder ist Rettung möglich!“ tritt im Gedichte ein anderer hervor: „Die Rettung der Sünder ist eine That des Glaubens und der Liebe!“ Auch der Schluß ist abgeändert. Johannes und der Jüngling leben fortan in unzertrennlicher Gemeinschaft. Johannes' schöne Seele überträgt sich ganz in den schönen Leib des Jünglings, so daß letzterer ihm ganz ähnlich, sein geistiger Erbe wird.

Das Gedicht ist reimlos in fünffüßigen trochäischen Versen geschrieben. Es beginnt mit einer rednerischen Steigerung (Klimax); die Teilnahme der Hörer wird durch stufenweises Aufsteigen der Gedanken von dem Schwächeren zu dem Stärkeren, von dem Geringeren zu dem Höheren gesteigert und die oberste Wahrheit um so überzeugender dargelegt. Die Sprache des Gedichts hat bei Ernst, Würde und sicherem Gange doch innere Beweglichkeit, oft dialogische Form („Jedoch, wo ist er?“ „Auf dem Berge dort!“ rc.), einzelne Bilder (Herden, Hirt, Feuerseele, Freiheit ein Netz rc.), gehaltvolle Sentenzen (die ersten Zeilen! die Freiheit ward ein Netz des Jünglings rc.), schmückende und sehr treffende Beiwörter (ödes Patmos, fröhliche Gesundheit, fröhlicher Betrug, liebevolle Feuerseele rc.).

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendungen. Eine Seele ist das kostbarste Gut, sie für Gott suchen, finden, erhalten, wiedergewinnen die

heiligste Pflicht. — Sei fleißig und fliehe den Müßiggang! — Auch nicht zum Scherz übe Lug und Trug! — Gieb niemand verloren! — Verliere den Mut nicht bei der Arbeit an den Seelen! — Folge dem Rufe der Gnade und Wahrheit!

2. Verwandtes. Matth. 16, 26: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne 2c. Müßiggang ist aller Laster Anfang und des Teufels Ruhebank. — Spr. 1, 10: Wenn dich die bösen Buben locken —. Die große Sünderin Maria Magdalena, Petrus nach seiner Verleugnung, der Schächer am Kreuz wurden gerettet. — Jes. 1, 18: Wenn eure Sünde gleich blutrot —. 1. Joh. 2, 15—17: Habt nicht lieb die Welt —.

Gott blies dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase, also ward der Mensch eine lebendige Seele. — Pfingsten goß der Herr seinen heiligen Geist über die Jünger aus.

3. Aufgaben. a) Beweise die Wahrheiten der Einleitung und des Schlusses aus der Legende! — b) Wie hat sich Johannes als treuer Seelenhirt erwiesen? — c) Was war schön, was häßlich an dem Jüngling? — d) Wie sank er Schritt für Schritt ins Verderben? — e) Welche Gefahren drohten Johannes bei seinem Rettungsversuche? — f) Wie zeigten sich in Johannes mächtig: Wahrheit, Glauben, Zutrauen, Liebe und Festigkeit? P.

57. Sankt Christophorus.[1])

Wilhelm Smets.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Sankt Christophorus, d. h. der heilige Christusträger, hieß vor seiner Taufe Offero. Er war ein riesengroßer, starker Mann aus Kanaan und maß zwölf Schuhe. Nur dem Mächtigsten auf Erden wollte er dienen. Deshalb trat er in den Dienst des Königs. Dieser machte einst bei dem Namen des Teufels ein Kreuzzeichen. Auf die Frage des Dieners, warum er das thue, antwortete er: „Ich mache das Zeichen, damit der böse Feind keine Gewalt über mich bekomme.“ Da sprach Offero: „Der ist also mächtiger als du!“ und verließ ihn. Auf seinem Wege begegnete ihm ein schwarzer Ritter. Das war der Teufel. Sofort trat er in dessen Dienst. Doch einstmals wich der Teufel auf breiter Straße vor einem Kreuze aus. Auf die Frage Offeros mußte der Teufel gestehen, daß er sich vor dem Kreuze fürchte. Auf der Stelle entfernte sich Offero und ging Christus zu suchen, der mächtiger sei als der Teufel. An dem Ufer eines breiten Stromes schlug er seine Hütte auf und trug in seiner Gutherzigkeit unverdrossen die Wanderer durch das Wasser, bis für ihn die Stunde seiner Seelenrettung schlug. Dies Ereignis erzählt die folgende Legende.

Wo die wilde Welle des Stromes braust[2]),
Am Ufer ein heidnischer Riese haust.[3])
Der Goliath war wohl gewesen groß,
Doch gegen den Riesen ein Knäblein bloß.

Der Goliath hatte viel böses Blut,
Dem Heiden im Herzen war's dunkel[4]), doch gut.
Wer hinüber wollt' über die wilde Well',
Den setzt' er getrost auf die Schulter schnell
Und trug, zur Stütz' einen Eichenbaum,
Den Wandrer hinüber, leicht wie im Traum.[5])

Da einstmals, als glühend[6]) die Sonn' aufging
Und der Heid' sein riesiges[7]) Frühstück anfing
Ein Knäblein kam, wie der Frühling hold[8]),
Die Äuglein krystallen[9]), die Locken[10]) wie Gold;
Das sprach zu dem Riesen: „Mein kleiner Mann[11]),
Ob er mich hinüber wohl bringen kann?"
Des wunderte sich der Heide fast[12])
Und nahm das launige Knäblein in Hast.[13])

Und als er nun kam in den halben Fluß[14]),
Will oder will nicht, er halten muß[15]);
Denn es ward ihm im Nacken so schwer, so schwer
Und ward ihm schwerer noch immer mehr.
Da wandt' er zum Kinde das Antlitz sein[16]),
Und das Kind ist geblieben noch ebenso klein;
Doch führt es nun sonderbar[17]) Zepter und Kron',
Denn das Kind war der liebe Gottessohn.
Und spricht zu dem Riesen: „Ich kenne dich[18]),
Dein Meister, dein König, dein Gott bin ich!"[19])
Da weint der Riese vor Freud' wie ein Kind,
Und den Heiland hinüber er trägt wie der Wind.[20])

Und wie er durchwatet[21]) die säuselnde Well'[22]),
Das Knäblein entschwunden ihm ist zur Stell'.
Doch ein Greis im glänzenden Kleid da stand,
Eine Muschel[23]) voll Wasser in seiner Hand.
Die gießt er aus über des Heiden Haupt,
Daß der Heid ist geworden ein Christ und glaubt
Und fühlt, wie's im dunkeln Herzen wird klar[24]),
Und wie so gebrechlich[25]) sein Gutsein war,
Und sieht, wie sein alternder Eichenstamm
Voll Zweige und Blätter ward wundersam.[26]) —
Wer kennt nicht den riesigen Tragmann am Fluß?
Weil er Christum trug, heißt er Christophorus.

II. **Erläuterungen.** 1. Christusträger. 2. Das große, wild flutende Wasser des Stromes schoß mit Geräusch dahin. 3. Der große und starke Mann wohnte dort. 4. Er erkannte Gott nicht, that aber aus Gutherzigkeit gute Werke. 5. So leicht, als wenn er nichts fühle. 6. Sehr heiß. 7. Groß und reichlich. 8. Freundlich, anmutig. 9. Hell und klar. 10. Sich ringelnde, goldgelbe Haare. 11. Heiter scherzend fragte das Knäblein, ob der Riese zum Tragen des Kindes stark genug sei. 12. Der ungetaufte Mensch wunderte sich fast = beinahe über das l a u n i g e, d. h. heiter scherzende Kind. 13. Unruhige Eile. 14. In der Mitte. 15. Er muß unwillkürlich stillstehen. 16. Er drehte sich um und sah nach dem Kinde. 17. Befremdend, Verwunderung erregend. 18. Dein gutes Herz. 19. Der M e i s t e r giebt uns Lehren, der K ö n i g Gesetze, G o t t gebührt Anbetung. 20. Schnell, rasch will er die letzte Strecke noch zurücklegen.

21. In oder durch etwas gehen, worin die Füße einsinken. 22. Die sich mit sanftem Geräusch bewegt. 23. Schale eines Weichtieres. 24. Er erkennet und empfindet seine Sünde, seinen Gott und sein Heil. 25. Unvollkommen und wertlos. 26. Der grünende Eichenstamm machte das wunderbare Wirken Gottes kund.

Denkfragen: Worin waren Goliath und der Riese gleich? Wodurch unterschieden sich dieselben? — Warum war der Riese gut? Warum ist der Wohnort des Riesen in einem heißen Lande zu suchen? Warum war das Frühstück so groß? Warum sagte der Knabe: „Kleiner Mann"? Beschreibe den Knaben! Warum nahm er den Knaben mit Hast? Welches war die Ursache des Stillstehens? Wen erkannte er aus Zepter und Krone? Wie kannst du das Kind nennen, weil es das Herz kannte? Durch welche Worte gab es sich als Gott zu erkennen? Warum wurde ihm das Kind so leicht? Warum hatte sich ihm Gott zu erkennen gegeben? Warum war aber danach Gottes Sohn entschwunden? Wer ist jetzt berufen zu lehren und zu taufen? Wer empfing ihn deshalb am Ufer? Welche Wirkungen hatten die Belehrungen des Greises? Welche die Taufe? Welchen Zweck hatte das Wunder des grün werdenden Eichenbaumes? Welche bildliche Bedeutung kann dasselbe wohl haben?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Der Dichter versetzt uns an einen großen, reißenden Strom. Keine Brücke, keine Fähre führt zum andern Ufer. Ein Mann von gewaltiger Größe sitzt am Ufer. Er hat Speise und Trank vor sich stehen. Aus der Ferne kommt ein kleiner Knabe und geht gerade auf den Riesen los. Nachdem sie gesprochen haben, hebt der Riese den Knaben auf seine Schulter, nimmt einen Eichenbaum in die Hand und schreitet in den Strom. In der Mitte des Stromes bleibt er stehen und beugt sich, als sei ihm der Knabe zu schwer. Mit einer Miene, die teils Besorgnis, teils Verwunderung ausdrückt, sucht er sein Angesicht nach dem Kinde zu wenden. Das Kind, jetzt mit Zepter und Krone geschmückt, blickt ihn freundlich an und scheint mit ihm zu sprechen. Darauf geht der Mann weinend, aber schnell und leicht zum jenseitigen Ufer. Der Knabe verschwindet von dem Nacken. Am Ufer aber steht ein Greis in glänzendem Gewande und hat eine Muschel mit Wasser in der Hand. Letzteres gießt er über den Riesen aus. Den Eichenbaum stößt darauf der Riese in die Erde, und augenblicklich fängt er an zu grünen.

2. Personen. Der Riese wohnte am Ufer des reißenden Stromes, setzte die Wanderer auf die Schulter, trug sie schnell und leicht wie im Traume über den Fluß, stützte sich auf einen Eichenbaum, fing sein Frühstück an, wunderte sich über die Frage des Knaben, nahm den Knaben mit Hast, kam in den halben Fluß, mußte halten, wandte sich zu dem Kinde, sah Zepter und Krone, weinte vor Freude, trug den Heiland geschwind, durchwatete die Flut, fühlte, wie es im Herzen klar wurde, glaubte an die Erscheinung des Gottessohnes, sah den alternden Eichenbaum voll grüner Äste und Blätter. Der Knabe kam

gegangen, sprach mit dem Riesen, führte Zepter und Krone und verschwand.

Eigenschaften: Der Riese war groß, gut, gefühlvoll, einsichtig. Warum? — Der Knabe war klein, hold, launig, allwissend. Warum?

3. Schönheiten: „Wilde Welle" = Allitteration oder Stabreim. „So schwer, so schwer" ꝛc. Wir sehen gleichsam, wie ihn die Last nach und nach niederdrückt. — „Belsazer": „Und schrieb, und schrieb" ꝛc., „Dein Meister, dein König, dein Gott," — schöne Steigerung.

4. Gliederung: I. Einleitung: Wohnung und Beschäftigung des Riesen. II. Bekehrungsgeschichte: a) Der Knabe erscheint. b) Der Riese vermag ihn nicht zu tragen. c) Der Knabe giebt sich als Gottessohn zu erkennen. d) Die Taufe des Riesen. III. Schluß: Ursprung seines christlichen Namens.

Grundgedanke: Folge willig dem Rufe der göttlichen Gnade! Paulus Gal. 1, 16: Allsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut.

IV. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben: Sei wohlthätig gegen deine Mitmenschen, der ewige und zeitliche Lohn bleibt nicht aus.

2. Anklänge und Vergleichungen: Petrus und Cornelius; Philippus und der Kämmerling aus dem Mohrenlande. Paulus. Augustin.

3. Rede- und Stilübung. a) Kurzer Inhalt. b) Schauplatz. c) Charakterisiere den Riesen! H. Kellner.

58. Der heilige Augustinus.

Melchior v. Diepenbrock.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Der größte Kirchenvater des Abendlandes durch Geist und Wirken war der heilige Augustinus. Er starb nach einem wechselvollen Leben 430 als Bischof von Hippo (Bona) in Afrika, gerade als die Vandalen die Stadt belagerten. Nach vielen Jugendverirrungen und allerlei Irrwegen, auf denen er die Wahrheit suchte, bekehrte sich der hochbegabte Mann zum Christentum. Seine hohe Bildung, seine tiefe Erkenntnis, sein inniger Glaube, den er als göttliches Gnadengeschenk betrachtete und hoch über alle Erkenntnis stellte, und sein lauteres Leben nach seiner Bekehrung haben ihn zu einer Säule der christlichen Kirche gemacht. Über alle Geheimnisse des Christentums hat er nachgedacht, ja nachgegrübelt; wo ihm aber sein Denken unzulänglich war, da nahm er demütig seine Vernunft gefangen unter den Glauben. Wie er den tiefsten Geheimnissen nachforschte, und wie der Glaube über das grübelnde Denken siegte, das zeigt die folgende Legende, d. i. Erzählung aus dem Leben der Heiligen. Sie findet sich in: Geistlicher Blumenstrauß von Melchior v. Diepenbrock, Sulzbach 1854, S. 250, unter der Überschrift: „Sankt Augustins hohe Schule. Romanze nach Lope de Vega."

1 An dem Meeresufer ging
Augustinus einst lustwandeln,
Mit den höchsten Gegenständen
Sich beschäft'gend in Gedanken.
Was er sinnt, blieb unergründlich,
Jedem endlichen Verstande:
Wie in Gott ein einig Wesen
Drei Personen doch umfange. —
9 Als er, kühn hierüber grübelnd,
Seinen Blick zur Seite wandte,
Sah er einen Knaben sitzen
Neben sich im Meeressande.
Eine Muschel in dem Händchen,
Sitzt der Knabe unverwandten
Blicks und schöpfet emsig Wasser
Aus des Meeres stillem Rande.
17 „Kind!" spricht Augustin, „was machst du
Hier allein am öden Strande?
Ich besorge, daß zu Hause
Dich vermissen die Verwandten!"
21 „Nicht umsonst," versetzt der Kleine,
„Bin ich hier; bin hergegangen,
Um das grenzenlose Meer
In dies Grübchen einzufangen!" —
25 „Spare, Kind," sprach Augustinus,
„Dir die Mühe; dein Verlangen
Ist unmöglich! wenn du schöpfest,
Bis Jahrtausende vergangen,
Bringst du doch, das große Meer
Auszuschöpfen, nie zustande!" —
31 Drauf der Knabe: „Ganz wie ich,
Vater, scheint ihr mir zu handeln,
Wenn ihr euch, das Wesen Gottes
Zu ergründen, unterfanget;
Denn so wenig ich das Meer
In dies Grübchen hier im Sande
Schöpfen kann mit meiner Muschel,
Schöpfte ich auch noch so lange, —
Werdet ihr das ew'ge Wesen
Gottes ohne Maß und Schranken
Je erforschen, auch im kühnsten
Aufschwung sterblicher Gedanken!"
43 Augustinus stand verwundert
Und demütig nun erkannte,
Daß ja Gott nicht Gott sein würde,
Wär' er jemals ganz verstanden.
Antworten wollt' er dem Kinde,
Doch er stand allein am Strande,
Seinen Blicken war's entschwunden,
Als sie höh're Wahrheit fanden.
51 Seit dem Tag hat Augustinus
So mit Mund als Schrift gestanden:
Sichrer als Verstehn sei Glauben;
Gott sei nur von Gott verstanden.

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz der Handlung. Die Küste (der Rand oder Strand) Nordafrikas ist an vielen Stellen öde und sandig und wird von den Wellen des Mittelmeeres bespült und überwaschen. An solch' einer öden Stelle des Ufers oder Gestades sehen wir einen einsamen Wanderer in tiefen Gedanken mit gesenktem Haupte auf und ab wandeln. Plötzlich hält er ein in seinem Gange. Vor ihm sitzt am Rande des Meeres ein holder Knabe, hat in den Sand eine Grube gegraben und schöpft nun mit einer Muschel das Wasser aus dem Meere in die Grube. Als der Wanderer den Knaben nach seinem Beginnen fragt, hält dieser ein und sieht mit hellen Blicken zu jenem auf.

2. Charakter Augustins nach dem Gedicht. Er ist ein tiefer Denker, der sich in die Geheimnisse der christlichen Lehre versenkt und selbst auf seinen Erholungsgängen mit seinen Gedanken sucht und grübelt. Dabei bleibt sein Auge aufmerksam für die Umgebung und sein Herz teilnehmend für das Geschick eines einsamen Kindes, das er belehren und von einem Irrtum zurückbringen will. Als das Kind, sein Heiland selbst, ihn belehrt, da nimmt er demütig die Zurechtweisung an, bescheidet sich über die engen Grenzen seiner Erkenntnis, räumt hinfort dem Glauben die höhere Stelle ein und verkündet die höhere Wahrheit durch Predigten und Schriften.

3. Gedankengang. Vers 1—8: Augustin grübelt auf einem Spaziergange am Meeresufer über das Geheimnis der göttlichen Drei-

einigkeit. V. 9—16: Er bemerkt einen Knaben, der mit einer Muschel Wasser aus dem Meere in eine Sandgrube schöpft. V. 17—20: Augustin fragt ihn, was er hier mache. V. 21—24: Der Knabe antwortet, daß er das ganze Meer in die Grube schöpfen (einfangen) wolle. V. 25—30: Augustin bemerkt, daß dies ein unmögliches Unterfangen sei. V. 31—42: Darauf sagt der Knabe, daß Augustin ebensowenig das unendliche Wesen Gottes mit seinen Gedanken erforschen und umfassen könne. V. 43—50: Da erkennt Augustin, daß der Verstand des endlichen Menschen die unendliche Fülle der Gottheit nicht umfassen kann; der göttliche Bote aber verschwindet. V. 51—54: Seitdem hat Augustin verkündigt, daß der Glaube mehr als das Verstehen sei.

Grundgedanke: Was wir verstehen, ist uns gleich, ist „wir selbst" geworden, kann also nicht Gott, der Inbegriff aller Vollkommenheit, sein. Gott muß hoch über uns stehen, sonst kann er uns nicht zu sich hinauf ziehen. Gott kann nur von Gott verstanden werden. Er würde nicht Gott sein, wenn er von einem erschaffenen Wesen je völlig verstanden würde. Wo unser Erkennen aufhört, da fängt der fromme Glaube an.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt." — Joh. 20, 29: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Röm. 11, 33: O welch' eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! 2c. — Lied: Eins ist not. Str. 5: „Aller Weisheit höchste Fülle in dir ja verborgen liegt. Gieb nur, daß sich auch mein Wille fein in solche Schranken fügt, worinnen die Demut und Einfalt regieret und mich zu der Weisheit, die himmlisch ist, führet. Ach, wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß, so hab' ich der Weisheit vollkommenen Preis." — „Erkennet, daß Christum lieb haben besser ist denn alles Wissen!"

2. Verwandtes. Der „Mönch von Heisterbach" von Wolfg. Müller v. Königswinter. (Bibl. deutscher Klassiker. Hildburghausen 1863. Bd. XXI, S. 485.) Kurzer Inhalt: Ein junger Mönch wandelte in den dunkelsten Gartenwegen des Klosters Heisterbach (jetzt eine herrliche Ruine in einem Thale des Siebengebirges, $^1/_2$ Stunde von Königswinter). Er grübelte nach 2. Petri 3, 8 und Ps. 90, 4 über den Begriff der Ewigkeit nach, ohne doch mit seinen Zweifeln und seinem Grübeln zur Wahrheit und Klarheit zu kommen. So verirrte er sich in den Wald und wurde erst von der Vesperglocke wieder zurückgerufen. Doch lauter unbekannte Gesichter begegneten ihm am Thore, im Klosterhofe und in der Kirche. Man staunte sich an, man fragte und erfuhr endlich, daß ein Klosterbruder seines Namens, ein Zweifler, vor 300 Jahren in den Wald gegangen und nie wieder zurückgekehrt sei. Der Zweifler ist er; 300 Jahre sind über seinem Grübeln wie drei Stunden dahingegangen; Gott selbst hat ihn durch die That belehrt. Diese Wahrheit übermannt ihn; plötzlich ergraut sein Haar; seine Kräfte sinken, und er bricht

sterbend mit den mahnenden Worten zusammen: Gott ist erhaben über Ort und Zeit!

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar,
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach:
Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag!

3. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle den Inhalt der ersten Legende in Prosa! b) Vergleiche sie mit der zweiten von dem Mönch zu Heisterbach! P.

59. Das Amen der Steine.

Ludw. Theobul. Kosegarten. Bibl. deutsch. Klass. Hildburgh. 1862. Bd. XIII, S. 613.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Beda, mit dem Beinamen Venerabilis oder der Ehrwürdige, lebte um das Jahr 700 in England als Mönch und war zugleich Geistlicher, Lehrer an der Klosterschule und Schriftsteller. Sein Beiname bezeugt die hohe Verehrung, in welcher er wegen seiner Frömmigkeit, Demut und Weisheit bei den Zeitgenossen stand. Von ihm erzählt der Dichter Kosegarten, ehemals Geistlicher auf der Insel Rügen, die nachstehende Legende in gebundener, aber reimloser Rede.

Vom Alter blind [1]), fuhr Beda dennoch fort, zu predigen die neue frohe Botschaft.[2]) Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte an seines Führers Hand der fromme Greis und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.[3])

Einst leitet' ihn sein Knabe[4]) in ein Thal, das übersä't war mit gewalt'gen Steinen. Leichtsinnig mehr als boshaft[5]) sprach der Knabe: „Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind versammelt hier und harren auf die Predigt!"

Der blinde Greis erhob sich allsobald, wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an, ermahnte, warnte, strafte, tröstete[6]) so herzlich, daß die Thränen mildiglich ihm niederflossen in den grauen Bart.[7])

Als er beschließend drauf das Vaterunser, wie sich's geziemt[8]), gebetet und gesprochen: „Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten" .... Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen: „Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!"

Der Knab' erschrak[9]), reumütig kniet' er nieder und beichtete[10]) dem Heiligen die Sünde. „Sohn," sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen: Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrein![11]) Nicht spotte[12]) künftig, Sohn, mit Gottes Wort; lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf wie kein zweischneidig Schwert.[13]) Und sollte gleich das Menschenherz sich ihm zu Trotz versteinen[14]), so wird im Stein ein Menschenherz sich regen."[15])

II. **Erläuterungen.** 1. Der Dichter giebt als Ursache von Bedas Blindheit sein hohes Alter an; er wurde nur 63 Jahre alt. 2. Das Evangelium von Jesu Christo, dem Weltheilande, das erst im 7. Jahrhundert nach Irland und England kam und noch nicht alle Herzen gewonnen hatte. 3. Der Leib alt und schwach, der Geist rege, eifrig und freudig wie bei einem Jünglinge. 4. Der junge Führer. 5. Er will sich einen Spaß machen und etwas länger von der Wanderung ausruhen. Weil er keine böse Absicht hat, so heißt er „mehr leichtfertig als boshaft". 6. Er wählt einen Text, d. h. Bibelabschnitt, erklärt die tiefere Be-

deutung, wendet ihn auf das Leben an, ermahnt die Lässigen zu rechtem Thun, warnt die Leichtfertigen, straft die Sünder, tröstet die Betrübten. 7. Sein Herz ist ergriffen von Eifer und Liebe. 8. Was geziemt sich nach der Predigt? 9. Worüber? 10. Was beichtete (bekannte) er? 11. Luk. 19, 40. 12. Gal. 6, 7. 8. 13. Ebr. 4, 12. 14. Hesek. 11, 9. 15. Matth. 3, 9.

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Um das Jahr 735 im südlichen England. Ein Thal, in dem Felsblöcke wild durcheinander liegen. Ein ehrwürdiger Mann in einer Mönchskutte mit geschlossenen Augen und langem, weißem Haar und Bart steht auf einem Felsblocke und betet. Andacht spricht aus seinen Gebärden. Neben ihm steht ein Knabe, dem Bestürzung und Angst aus den Augen schauen.

2. Charakter. Zeige a) den Leichtsinn, den Schrecken und die Reue des Knaben, b) den frommen Eifer, das weiche Gemüt und den heiligen Ernst des Greises!

3. Gedankengang. a) Der Bekehrungseifer des frommen Greises, b) der Leichtsinn des Knaben, c) die Predigt Bedas, d) sein Gebet, e) das Amen der Steine, f) die Reue des Knaben, g) die Mahnung des Heiligen.

Grundgedanke: Luk. 19, 40. Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien. — Gal. 6, 7. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Gott stützt und schützt die Seinen und machet zu nichte die Anschläge der Thoren.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Luk. 19, 40. Gal. 6, 7. Ebr. 4, 12: Das Wort Gottes ist lebendig. — Matth. 3, 9: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. Hes. 11, 19: Ich will euch das steinerne Herz wegnehmen —. Hes. 37. Über das Feld voll Totengebeine kommt der Odem des Herrn und belebt sie. — Pharao verstockte sein Herz. — Bileams Eselin redete eine verständliche Sprache, als der Prophet sie mißhandelte.

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle schlicht die Legende! — b) Was wählt und was erklärt Beda, wie wendet er's an, wen ermahnt, wen warnt, wen straft, wen tröstet er? — c) Suche aus Bibel und Lesebuch Geschichten, wo Spötter gestraft werden! P.

60. Elisabeths Rosen.

Ludwig Bechstein. Bibl. deutsch. Klassiker. Hildburgh. 1863. Bd. XX, S. 151.

I. **Einführung.** Von der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, sagen Kleins „Bilder aus der vaterländischen Geschichte" unter anderm: „Aus Liebe zum Heilande wurde diese Königstochter eine liebevolle Pflegerin der Armen." Eine prächtige Illustration hierzu giebt uns Bechsteins Gedicht: Elisabeths Rosen, das seinerseits gleichsam den Text bietet zu der Erklärung des Bildes, wie hier und da (in Kirchen und Kapellen wie in Legendenbüchern) die heilige Elisabeth dargestellt zu

werden pflegt. Sie wird nämlich abgebildet mit einem Körbchen, das sie unter ihrem weiten Mantel trägt und mit demselben verdecken will, aus welchem aber Rosen hervorsprossen. Dieses Bild findet man auch im Landgrafenhause auf der Wartburg (bei Eisenach). In einem ziemlich langen, aber schmalen Gange, der zur Kapelle führt, sind nämlich als Wandgemälde die von Schwind trefflich gemalten sieben Werke der Barmherzigkeit der heiligen Elisabeth zu sehen. Das zweite derselben stellt das Rosenwunder dar.

Elisabeth, die fromme Gemahlin des Landgrafen Ludwig IV. oder des Heiligen von Thüringen, war ungemein wohlthätig und barmherzig. 900 Armen wurden täglich auf der Wartburg gespeist, und in schlichter Kleidung war die hohe Frau selbst vollauf damit beschäftigt, die Armen zu bewirten. Ihr Gemahl mochte ihr jedoch empfohlen haben, ihr Almosengeben nicht in allzugroße Freigebigkeit ausarten zu lassen, und hatte ihr namentlich verboten, zu den Armen, welche täglich die Wartburg umlagerten, selbst hinabzusteigen. Eines Tages aber, als Elisabeth gleichwohl eine Steintreppe der Wartburg hinabschritt, um in einem Korbe den Armen milde Gaben zu überbringen, trat ihr plötzlich der Landgraf entgegen und fragte ernst: „Was traget ihr? Lasset sehen!“ Elisabeth, den Unwillen ihres Gemahls fürchtend, antwortete „Rosen!“ ob der Notlüge errötend. Da befahl ihr der Landgraf, den Korb zu öffnen, und zum nicht geringen Erstaunen Elisabeths war er mit duftenden Rosen angefüllt. —

Der Name Elisabeth kommt aus der ebräischen Sprache und heißt so viel als: Gottes Huld, die Gottgelobte. Ihr Fest wird am 19. November gefeiert.

1. Sie[1]) stieg herab[2]) wie ein Engelsbild[3]),
Die heilige Elisabeth, fromm und mild,
Die gabenspendende, hohe Frau[4]),
Vom Wartburg-Schloß auf die grüne Au.

2. Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt[5]),
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.[6])

3. So geht sie ruhig; doch Argwohn stahl[7])
Durch Verräters Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschrockene[8]): „Was trägst du da?“

4. „„Herr, Blumen!““ bebt's von den Lippen ihr.[9])
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!“
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's gefüllt.

5. Da wird das zürnende Wort gelähmt[10]),
Vor der edlen Herrin steht er beschämt[11]),
Vergebung erflehet von ihr sein Blick[12]),
Vergebung lächelt sie sanft zurück.[13])

6. Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelssaal.[14])
Dann hat sie zum Thal sich herabgewandt
Und die Armen gespeist mit milder Hand.

II. **Zum Verständnis des Einzelnen.** 1. Durch das vorausgeschickte persönliche Fürwort wird die Angabe im 2. Verse „die heilige Elisabeth“ mehr hervorgehoben und in den Vordergrund gestellt. 2. Eine Seitentreppe der Wartburg. 3. So schön und anmutig wie ein Engel. 4. Sie war die Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, und, wie schon oben bemerkt, die Gemahlin des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen. Durch das Beiwort „gabenspendende“ wird dem aufmerksamen Leser der Inhalt des Gedichts schon im voraus angedeutet. Die Gaben waren hauptsächlich Lebensmittel: Brot, Fleisch und Eier. 5. Durch ihren Mantel. 6. Trostwort der christlichen Nächstenliebe und Barmherzigkeit. 7. Die Vermutung von etwas Unrechtem oder Bösem stahl oder schlich sich in das Ohr des Gemahls und wurde heimlich angefacht durch Verräters Mund — durch die böswillige Mitteilung von seiten der Amtleute und Schöffen des Landgrafen. 8. Durch welche Wörter des vorangehenden Verses wird der Schreck der jungen Frau erklärlich? (Plötzliches Nahetreten des zürnenden Gatten.) 9. Elisabeth hat keineswegs die Absicht, die Unwahrheit zu sagen; der gewaltige Schreck und die Bestürzung legen ihr aber eine Notlüge, das Wort „Blumen“ in den Mund. 10. Der Gemahl stand im Begriff, ihr Vorwürfe zu machen, aber die Stimme versagte ihm, er verstummte. 11. Er fühlte und sah ein, daß edle Nächstenliebe nicht Tadel, sondern nur das höchste Lob verdiente. 12. Worte fand er dazu nicht. 13. Sie will durch Worte ihren Gemahl nicht noch mehr beschämen; ihre sanft lächelnde Miene sagt beredter als jedes Wort, daß sie ihrem Gemahl gern verzeihe. 14. Nachdem ihr Gemahl geschieden, erhebt sie sofort ihr Auge dankbar zu Gott empor, weil sie bei dem Barmherzigkeit erlangt hatte, der da gesagt: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Luk. 6, 36.

III. **Zum Verständnis im ganzen und allgemeinen.** 1. Gedankengang. Str. 1. Der Gang vom Schlosse. Str. 2. Der Korb voll Gaben, die sehnlichst erwartet werden von den Armen, welche die Burg umlagern. Str. 3. Die Begegnung der heiligen Elisabeth und ihres Gemahls. Str. 4. Die Ermittelung von dem Inhalte des Körbchens. Str. 5. Die gegenseitige Verzeihung. Str. 6. Elisabeths dankbar frommer Aufblick zu Gott.

Grundgedanke: Der Sieg der Barmherzigkeit und Milde.

2. Dichtungsart. Das Gedicht ist eine Legende. Als legenda (dasjenige, was gelesen werden soll) wurde jederzeit das Leben der Heiligen vorzugsweise empfohlen. Leseabschnitte aus demselben, wie denn überhaupt religiöse Stoffe im Gewande dichterischer Erzählung, sind Legenden im engeren Sinne des Wortes.

IV. **Aufgaben.** 1. Vergleiche: Die heilige Elisabeth. Gedicht von Isabelle Braun. 2. Das Rosenwunder. Begebenheit aus dem Leben der heiligen Elisabeth: a) Nach dem Gedichte von L. Bechstein. b) Nach dem über das Wartburg-Bild Mitgeteilten. Dr. Regent.

61. A. Die Kreuzschau.

Adalbert von Chamisso. Werke. IV. Bd. Leipzig 1836. S. 32.

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.

2. Auf duft'ges Gras im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

3. Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

5. „Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

7. Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

8. Wie er so sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah. —

10. Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen.

11. Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.

12. Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

14. Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.

15. Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl, —
Verlorne Müh! Vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andernmal.

16. Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz! das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.

17. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß.
Herr, rief er, so du willst, dies Kreuz sei mein!

18. Und wie er's prüfend mit den Augen maß, —
Es war dasselbe, was er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Das Kreuz war bei den Römern ein Marterwerkzeug aus zwei rechtwinkelig zusammengefügten Balken, an welchem die Verbrecher einen qualvollen Tod erlitten. (Mark. 15, 27. 28: Sie kreuzigten mit ihm zwei Mörder, einen zur Rechten und den andern zur Linken. Da ward die Schrift erfüllet: Er ist unter die Übelthäter gerechnet.) Seitdem Christus am Kreuze gestorben, ist das Kreuz zum Symbol der Christen geworden, zum Zeichen, in dem die Welt erlöset ward. („In diesem Zeichen wirst du siegen!") Wie das Kreuz der Inbegriff von Christi Leiden war, so bezeichnen wir alle Leiden und Lasten, die wir um des Glaubens willen tragen, als unser Kreuz. Wir sollen dem Heiland das Kreuz nachtragen, wie Simon von Kyrene that, d. h. wir sollen alle Leiden und Verfolgungen um seinetwillen geduldig tragen. (Luk. 9, 23: Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach.)

Die frommen Pilger, welche nach den heiligen Stätten im Morgenlande zogen, wollten dem Heilande auch darin nachfolgen, daß sie sich allerlei Last und Beschwer auflegten; so nahmen sie z. B. ein Kreuz auf ihre Schulter, um durch Selbstpeinigung das Leiden des Herrn nachzuahmen, das Fleisch zu ertöten und ihr Verdienst zu erhöhen. Der eine wählte ein großes, der andere ein scharfkantiges Holzkreuz, der dritte ein glänzendes (gleißendes) Metallkreuz, und jeder glaubte, die drückendste Last zu tragen. Jeder Mensch, der vom Weibe geboren ist, gleicht den Pilgern, denn auch er wandert nach einer heiligen Stätte, nach dem Jerusalem droben, und trägt seine Last. Dem einen nagt still und heimlich ein bitteres Leid am Herzen; der andere trägt, allen sichtbar, irgend eine Last auf seinen Schultern. Jeder meint, seine Last sei die größte, sein Druck der schwerste, sein Zwang der härteste, und seufzt und klagt darob. Sie gleichen dem launenhaften Kranken, dem kein Lager recht ist, bis endlich der Tod die Unruhe stillt.

B. Unruhe bis in den Tod.

Georg Philipp Schmidt von Lübeck. Lieder. 3. Aufl. Altona 1847. S. 317.

1. Des Menschen Gedanken
Durchschweifen die Welt,
Wie Launen des Kranken
Kein Lager gefällt.

2. Wir strecken die Glieder
Bald hier und bald dort;
Dies ist uns zuwider,
Und jenes muß fort.

3. Hier drückt's in der Ecke,
Dort ist es zu kühl,
Wir zerren die Decke
Und zupfen am Pfühl.

4. Nun ist es nach Willen,
Nun dünkt es uns fein,
Zu lauschen im stillen, —
Da schlafen wir ein.

In der schönen Parabel „Die Kreuzschau" zeigt uns der Dichter Chamisso, wie wir unser Kreuz wählen würden, wenn wir freie Wahl hätten, und wie weise der Vater im Himmel jedem seine Bürde ausgewählt hat.

II. **Vertiefung.** 1. Gesamtgemälde. Auf einer Anhöhe ruht ein Pilger und hat die müden Glieder auf dem weichen, duftigen Grase ausgestreckt. Unter ihm dehnt sich ein weites, schönes Thal wie ein aufgespanntes Gemälde aus. Im Westen naht sich die Sonne wie ein strahlender Schild dem Untergange und gießt ihren glutroten Glanz über Thal und Höhen. Über ihm wölbt sich das blaue Himmelsgewölbe oder Firmament. Neben ihm liegt ein Kreuz, das er dem Heiland zu Ehren auf seiner Wallfahrt trägt. Seine müden Augen fallen zu. Sein Geist wird im Traume der Hülle des Leibes entführt. Die Sonne erscheint ihm als Gottes Auge, der Himmel als sein Kleid, das grüne Land als der Saum desselben. Eine weite Halle sieht er aufgethan, in der allerlei Kreuze wie Vorräte in einem Warenlager aufgespeichert stehen. Er selbst geht prüfend unter den verschiedenen Kreuzen umher, um für sich das passendste auszusuchen.

2. Charakter des Pilgers. Er ist müde vom Wandern, ermattet von des Tages Hitze und seiner Last, streckt sich ruhebedürftig in das Gras, befiehlt sich fromm im Gebete seinem Gott, träumt mit geschlossenen Augen, aber wachen Geistes, sieht sich der Erde entrückt, bekennt demütig dem Herrn seine Schwächen, klagt kinderhaft, d. h. wie Kinder ohne Einsicht, über den unerträglichen Druck seiner Lebensbürde, beschaut und prüft vorsichtig die Kreuze, durchmustert sie zweimal unschlüssig, wählt endlich verständig das eigene Kreuz als das geeignetste und trägt es fortan geduldig.

3. Gedankengang. I. Die Rast des Pilgers (Str. 1—2). Str. 1: Der Pilger schaut abends von der Höhe in das Thal hinab. Str. 2: Er legt sich betend zur Ruhe nieder.

II. Sein Traum (Str. 3—4). Str. 3: Ein Traum entführt seinen Geist der Hülle des Leibes. Str. 4: Er sieht den Herrn in seiner Herrlichkeit.

III. Sein Gebet (Str. 5—7). Str. 5: Er bekennt dem Herrn seine Schwächen, Str. 6: gesteht, daß jeder Mensch Lasten und Leiden zu tragen habe, Str. 7: beklagt sich aber über sein allzu schweres Kreuz.

IV. Seine Entrückung in die Kreuzeshalle (Str. 8—10). Str. 8: Ein Sturmwind entführt ihn durch die Luft, Str. 9: setzt ihn in einer Halle mit vielen Kreuzen nieder, Str. 10: und eine Donnerstimme fordert ihn auf, sich eins von den Kreuzen zu wählen.

V. Die Musterung der Kreuze, Kreuzschau (Str. 11—15). Str. 11: Er sucht nach der bequemsten Last, Str. 12: findet das eine

Kreuz zu groß, das andere zu schwer, das dritte zu scharfkantig. Str. 13: Ein goldglänzendes lockt ihn, erweist sich aber als besonders schwer. Str. 14: Er kommt zu keiner Wahl. Str. 15: Zum zweitenmal beginnt er die Wanderung und Musterung.

VI. Seine Wahl (Str. 16—18). Str. 16: Ein bisher übersehenes Kreuz erscheint ihm leidlicher (erträglicher) als die andern. Str. 17: Er wählt es als seiner Kraft angemessen. Str. 18: Er erkennt darin bei näherer Prüfung sein eigenes, das er hinfort geduldig trägt.

4. Grundgedanken. Gott hat jedem Menschen als Erziehungs- und Läuterungsmittel eine besondere Last nach seiner Kraft und seinem Bedürfnis aufgelegt. Jeder findet seine Bürde schwerer als die anderer und klagt darüber. Würde es ihm gestattet, mit andern zu tauschen und ihre Lasten zu versuchen, so würde er gern wieder die eigene als die passendste und leichteste zurückwünschen und sie hinfort geduldig und gottergeben tragen. (Vergl. Gellerts schönes Lied: Auf Gott und nicht auf meinen Rat.)

5. Eigentümlichkeiten in der Form. Wachen und Träumen, Irrtum und Wahrheit, Gleichnis und Wirklichkeit greifen ineinander wie die Glieder einer Kette. Die Klage im wachen Zustande klingt im Traume weiter; die Belehrung im Traume wird zur Richtschnur für das weitere Leben; die Wahrheit des Gleichnisses verscheucht den Irrtum der Wirklichkeit. Dieses kettenartige Ineinandergreifen hat der Dichter sehr schön durch die eigentümliche Form der Terzine ausgedrückt. Die Terzine ist eine italienische Strophe aus drei fünffüßigen jambischen Verszeilen mit übergreifenden Reimen, so daß sich stets der 1. u. 3. Vers der folgenden Strophe mit dem reimlosen umarmten Verse der vorigen Strophe reimen. Rückerts „Für die sieben Wochentage" ist gleichfalls in Terzinen geschrieben.

III. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Dein Leben sei eine Pilgerfahrt nach heiliger Stätte! Murre nicht über die Last, die dir Gott auflegt! — Beneide andere nicht um ihre scheinbar leichteren Lasten! Gott weiß besser als du, was dir wahrhaft heilsam ist! Dein Seufzen, Klagen und Murren macht deine Last nur schwerer. Trage sie geduldig, dann gereicht sie dir zum Segen!

2. Verwandtes. (Zu Str. 4.) 2. Mos. 24, 10: Wir sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. Jes. 66, 1: Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank. Ps. 104, 1: Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. — (Zu Str. 5.) 1. Mos. 18, 27: Abraham sprach: Siehe, ich habe mich unterwunden, zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin. — (Zu Str. 6.) Gal. 6, 5: Ein jeglicher wird seine Last tragen. „Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit." — (Zu Str. 7.) 1. Kor. 10, 13: Gott läßt euch nicht versucht werden über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnet ertragen. Ps. 68, 20: Gott legt uns eine Last auf,

aber er hilft uns auch. — (Zu Str. 8.) Hes. 3, 14: Da kam ein ungestümer Wind, hob mich auf und führete mich weg. Und ich fuhr dahin und erschrak sehr, aber des Herrn Hand hielt mich fest. Matth. 4, 1: Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführet. — (Zu Str. 18.) Ebr. 12, 2—13: Lasset uns aufsehen auf Jesum —. V. 11—13: Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit; aber danach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind. Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Kniee und thut gewisse Tritte mit euren Füßen —. Gellerts Lied: „Auf Gott und nicht auf meinen Rat“ — führt in vortrefflicher Weise den Grundgedanken der Parabel aus; ähnlich Georg Neumarks: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ —, Paul Gerhardts: „Befiehl du deine Wege“ — und Paul Flemings: „In allen meinen Thaten“ —. Friedrich Wilhelm III. schrieb in seinem Testamente: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“ — Als Guatemozin, der letzte Kazik von Mexiko, von Cortez' Henkern auf glühendem Roste gebraten wurde, damit er das Versteck seiner Schätze verriete, da rief er seinen jammernden Dienern, die auf der Folter lagen, zu: „Liege ich denn auf Rosen?“ —

C. Schmerzlicher Trost.

Fühlst du ein bittres Leid am Herzen nagen,
Verzage nicht!
Mußt du das Liebste auch zu Grabe tragen,
Nicht alles bricht!
Du trägst ja nicht allein das Joch:
O, tausend Brüder seufzen noch,
Und jeden drückt ein andrer Schmerz,
Und jeder klagt: „Mein armes Herz
Ist überschwer!
Ich kann nicht mehr!“
O dulde, schweig und glaube mir,
Die andern tauschten gern mit dir.
Kennst du denn ihre Last und Pein?
Nein, nein! Du würdest still sonst sein!

3. Aufgaben. a) Welche biblischen Anklänge finden sich in der Parabel? — b) Was ist Verwandtes in „Unruhe bis zum Tode“? — c) Desgleichen in „Schmerzlicher Trost“? d) Schildere nach „Unruhe bis zum Tode“ ein Krankenlager! e) Erzähle den Inhalt der Parabel in Prosa! P.

62. Die Einladung.

Albert Knapp. Auswahl seiner Gedichte. Stuttgart 1868.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß; den Text der Pfarrer aus Johanne las am Ostermontag, wie der Heiland rief vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?“ Das drang dem Landmann in die Seele tief, daß er in stiller Wehmut da gesessen. Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ, so fragest du? O, wenn du hungrig bist, so sei am nächsten Sonntag doch mein Gast und halt an meinem Tische Rast! Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann, der nicht viel Gutes dir bereiten kann; doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb, nimmt auch an meinem Tische wohl fürlieb.“ —

Er wandert heim und spricht sein herzlich Wort an jedem Tag die ganze Woche fort. Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn: „Frau,“ hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn, bereit es kräftig, fege Flur und Haus, stell

in die Stub' auch einen schönen Strauß! Denn wisse, daß du einen hohen Gast auf morgen Mittag zu bewirten hast. Putz unsre Kinderlein, mach alles rein! Der werte Gast will wohl empfangen sein." Da springen alle Kinderlein heran: „O Vater, wer? Wie heißt der liebe Mann?" Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir, gar einen Herren ludest du zu dir?" Der Vater aber lächelt, sagt es nicht, und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall; zum lieben Gotteshause ziehn sie all', und immer seufzt der Vater innerlich: „O liebster Jesu, komm, besuche mich! Du hast gehungert; ach, so möcht' ich gern dich einmal speisen, meinen guten Herrn!" Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht, die Mutter bald am Herde wieder steht. Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett. — Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett, trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag: Wo doch der Gast so lange bleiben mag! Es schlägt auf eins. Da wird's ihr endlich bang: „Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang'? Die Suppe siedet ein, die Kinder stehn so hungrig da, und noch ist nichts zu sehn. Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast, daß du vergeblich ihn geladen hast." —

Der Vater aber winkt den Kinderlein: „Seid nur getrost! Er kommt nun bald herein." Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht und faltet zum Gebet die Hände, spricht: Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast und segne, uns, was du bescheret hast!" — Da klopft es an die Thüre. Seht! ein Greis blickt matt herein, die Locken silberweiß. „Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Not! Um Christi willen nur ein Stücklein Brot! Schon lange bin ich hungrig umgeirrt; vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird." Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast! Wie du so lange doch gesäumet hast! Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht. Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät." — Und also führet er den armen Mann mit hellen Augen an den Tisch hinan. Und: „Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein! Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein. Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt, er einem nicht am Haus vorüber geht! O Kinder, seht! in diesem Ärmsten ist heut unser Gast der Heiland Jesus Christ."

Vertiefung und Verwertung. 1. Ort und Zeit. a) Im Hause Gottes. Es ist Ostermontag auf einem Dorfe und die Kirche mit andächtigen Landleuten gefüllt. Der Pfarrer predigt über das Bibelwort Joh, 21, 5: „Jesus spricht zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworten ihm: Nein." Unter den Zuhörern sitzt ein frommer Landmann mit gefalteten Händen und lauscht mit besonderer Andacht dem göttlichen Worte. In seinem Auge spiegelt sich Wehmut, in seinem Antlitz tiefe Bewegung, und seine Lippen bewegen sich im Gebete.

b) Im Hause des Landmannes. Es ist am Sonntag nach Ostern um die Mittagszeit. Wir blicken in das saubere Wohnzimmer des Landmannes. In einem Fenster der Stube steht ein frischer Strauß von Frühlingsblumen. Auf dem Tische dampft eine gute Hühnersuppe. Um den Tisch stehen in ihrem besten Schmucke die Kinder nebst ihrer Mutter. Noch halten sie die Hände gefaltet von dem eben gesprochenen Tischgebet. Die Thür nach der Hausflur ist geöffnet. Dort steht auf der sauber gefegten und sandbestreuten Flur ein Greis mit silberweißen Haaren, sehr dürftigen Kleidern, eingefallenen Backen, flehenden Augen und bittend ausgestreckten Händen. Der Hausvater ist ihm entgegengeeilt mit freudestrahlendem Gesicht, heißt ihn als lang erwarteten Gast willkommen, führt ihn am Arme in die Stube und setzt ihn auf den Ehrenplatz am Tische.

2. Charakter des Landmannes. Zeige aus der Legende, daß der Landmann fromm und kirchlich, andächtig und von Wehmut ergriffen, schlicht und einfältig in seinem Glauben, innig in seiner Gottes- und Nächstenliebe, fest in seiner Hoffnung, demütig in seiner Selbsterkenntnis, ausdauernd in seinen Bitten, dankbar für die göttlichen Wohlthaten, verständnisvoll für den geistigen Sinn des Bibelwortes, beglückt über die Erhörung seiner Bitte war!

3. Gliederung und Gedankengang. I. Die Einladung. a) Die Frage des Heilandes trifft das Herz des Landmannes. b) Er ladet ihn demütig, aber innig zu Tische ein.

II. Die Vorbereitungen. a) Er wiederholt die Bitte täglich die ganze Woche hindurch. b) Er läßt das Haus am Samstag auf den Besuch eines hohen Gastes rüsten. c) Den Name des Gastes verschweigt er Frau und Kindern.

III. Die Erwartung. a) In der Kirche wiederholt er die Einladung. b) Die Mutter rüstet ein gutes Mittagsmahl. c) Sie und die Kinder fangen nach 12 Uhr an, ungeduldig zu werden.

IV. Die Erfüllung. a) Im Tischgebet wird Jesus nochmals eingeladen. b) Ein armer, hungriger Greis erscheint an der Thür und bittet um ein Stücklein Brot. c) Der Landmann führt ihn voll Freude an den gedeckten Tisch. d) Er sieht in dem Armen den Heiland, den er zu Tische geladen hat.

4. Grundgedanke. Matth. 25, 35. 36. 40: „Der König wird sagen zu denen zu seiner Rechten: Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. — Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." — Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld.

5. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle die Legende in Prosa! b) Weise den Glauben, die Liebe und die Hoffnung des Landmannes aus dem Gedichte nach! c) Welche Werke der christlichen Barmherzigkeit wird er an dem Bettler geübt haben? P.

63. A. Die Riesen und die Zwerge.

Fr. Rückert, Gedichte. Frankfurt 1868. S. 112.

1. Es ging die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß.
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauer, der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

2. Pflug, Ochsen und den Bauer, es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze und trug's aufs Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: „Was hast du, Kind, gemacht?"
Sie sprach: „Ein schönes Spielzeug hab' ich mir hergebracht."
Die Riesen und die Zwerge!

3. Der Vater sah's und sagte: „Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl!"
Die Riesen und die Zwerge!

I. **Quelle.** Der Stoff zu diesem Gedichte findet sich in Grimms „Deutschen Sagen". (Berlin 1865. I. 21.)

Im Elsaß auf der Burg Niedeck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vorzeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis fast nach Haslach auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an, das ihr alles etwas Neues war. „Ei", sprach sie und ging herzu, „das nehme ich mir mit." Da kniete sie nieder zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Hause, den Felsen hinaufspringend, wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß; da that sie einen Schritt und war droben. Der Ritter saß gerade am Tisch, als sie eintrat. „Ei, mein Kind," sprach er, „was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus." Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinblicken. „Was hast du so Zappeliges darin?" — „Ei, Vater, gar zu artiges Spielding! So was Schönes hab' ich mein Lebtag noch nicht gehabt." Darauf nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug und die Bauern mit ihren Pferden, lief herum, schauete es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug; da hast du was Schönes angestiftet! Geh nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal!" Das Fräulein weinte; es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug!" sagte der Ritter ernsthaft; „ich dulde nicht, daß du mir murrst; kram alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsennest nichts zu leben."

II. **Vertiefung.** 1. Hauptgedanke. Dieses knappe, anmutige Gedicht ist so leicht verständlich, daß wir eine Erläuterung im einzelnen nicht zu geben brauchen. Die Kinder werden sogar den durch das Gedicht ausgesprochenen Grundgedanken nach aufmerksamem Lesen herausfinden, der kein anderer sein kann als der: „Der Bauernstand ist ein wesentliches und unentbehrliches Glied in dem großen Ganzen eines Volkes und Staates; darum ist er nicht da zum Spiel der Laune und Willkür in der Hand der Mächtigen und Hohen der Erde." (Kriebitzsch.)

Dieser Hauptgedanke hatte besonders seine Bedeutung in der Zeit der Befreiungskriege, in welcher das Gedicht verfaßt wurde. Bis dahin war in den meisten deutschen Ländern der Bauernstand noch gedrückt und in un-

würdiger Abhängigkeit; erst nach und nach gewann er mehr Selbständigkeit. In Preußen wurde bereits 1808 die bäuerliche Hörigkeit aufgehoben.

2. Charakter. Die Anmut des Gedichts liegt besonders in der scherzhaften Art, wie Rückert die Sage behandelt, und wie er die Hauptperson, das Riesenfräulein, uns vorführt. Ausgestattet mit ungeheurer körperlicher Größe (der Bauer, die Ochsen und der Pflug haben Platz in ihrer Schürze) — und Kraft (das Gespann schien ihr klein genug zum Forttragen), zeigt sie sich doch so thöricht und unverständig wie nur irgend ein junges Menschenkind. Gerade diese Gegensätze, das kindische Wesen und die ungeheure Körpergröße, erregen unsere Heiterkeit.

Im Gegensatze zur Tochter finden wir in dem Alten einen verständigen, einsichtsvollen und besonnenen Mann, der dem Kinde sofort die Thorheit begreiflich macht und ihm aufträgt, sein kindisches Beginnen wieder gut zu machen. — Wenn der Dichter den Bauer nicht handelnd auftreten läßt, so hat das seine Ursache wahrscheinlich darin, daß in alter Zeit die Bauern nur für Wesen angesehen wurden, die dem Willen der Mächtigen stumm zu gehorchen hatten.

3. Poetische Darstellung. Nicht zu übersehen ist der Refrain (Kehrreim): „Die Riesen und die Zwerge." Durch diese wenigen Worte wird nicht nur der Hauptgedanke der Sage und der Kontrast zwischen den Riesen und Zwergen, wie er der Sage nach war, veranschaulicht, sondern wir werden auch an das Geschick der Burgherren erinnert, deren Rechte, die sie sich den Bauern gegenüber anmaßten, bald einer bessern und natürlicheren Ordnung weichen mußten. Der Zweck des Kehrreims ist überhaupt der, den Hauptgedanken eines Gedichts hervorzuheben, wie wir auch bei Uhlands „Glück von Edenhall", bei Goethes „Mignon" und in Chamissos „Die Sonne bringt es an den Tag" erkennen können. Auch der Versbau des Gedichts ist übereinstimmend mit dem Inhalte. Der sechsfüßige Jambus mit einer überzähligen leichten Silbe vor der in der Mitte befindlichen Pause (neuer Nibelungenvers) paßt in seiner Schwerfälligkeit ganz vortrefflich zu der Schilderung des Vorganges.

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Kurzgefaßte Erzählung der Sage. 2. Vergleichung des Gedichts mit Chamissos „Riesenspielzeug"!

B. Das Riesenspielzeug.

Ad. v. Chamisso, Gedichte. Berlin 1874. S. 248.

1. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei, artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammen schlägt;

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein;
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!"

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische so zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

11. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

A. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte erzählen in einfacher Weise die Sage, ohne etwas hinzuzufügen. — Beiden Gedichten liegt dieselbe Idee zu Grunde, daß der Bauer ein ebenso wichtiges Glied in der menschlichen Gesellschaft ist wie jeder andere Mensch. — Äußerlich gleichen sich beide Gedichte auch im Versmaße.

B. Verschiedenheiten. Rückerts Gedicht ist kurz und erzählt nur die Hauptmomente. Chamisso lehnt sich genau, oft wörtlich an die Sage an; so erzählt R. nicht, wo die Burg stand, und nennt auch nicht den Namen derselben, während Ch. alles ganz genau beschreibt. (Beweis.) R. läßt den Charakter der Riesentochter nur an einzelnen Zügen erkennen, Ch. dagegen stellt auch durch die Worte, welche das Mädchen spricht, ihr kindisches Wesen ins helle Licht. Diese größere Ausführlichkeit bei Ch. bewirkt, daß das kindische Benehmen der Riesentochter noch lächerlicher erscheint als bei Rückert. W. D.

64. A. Die Heinzelmännchen.

A. Kopisch, Gedichte. Berlin 1836. S. 98.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten,
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

(Das Gedicht findet sich in den meisten Lesebüchern und braucht deshalb nicht vollständig abgedruckt zu werden.)

I. **Erläuterung.** Da der Inhalt des Märchens in ganz einfacher, kindlicher Weise dargestellt ist, genügen nur wenige Worte der Erläuterung. Die alte deutsche Sage berichtet uns von bösen und guten Geistern mancherlei Art. Unser Gedicht giebt uns von den Heinzelmännchen Kunde. Diese kleinen Geister, welche den Menschen so gern dienten und ihnen bei ihren Arbeiten behilflich waren, entflohen, der Sage nach, sobald sie von den Menschen beleidigt wurden. Die Erzählung des Märchens finden wir jedesmal am Anfang und am Ende der Strophen. Die übrigen Verse der einzelnen Strophen beschreiben die Thätigkeiten, welche die Heinzelmännchen für jeden Handwerker verrichteten.

II. **Gliederung.** Das Gedicht zerfällt in drei Hauptabschnitte:

1. Abschnitt: Str. 1. Wer die Heinzelmännchen waren. (Kleine Wesen, die für die Menschen arbeiteten.)

2. Abschnitt. Str. 2—6. Für welche Menschen die Heinzelmännchen arbeiteten. (Für Zimmerleute, Bäcker, Fleischer, Küfer und Schneider.)

3. Abschnitt. Str. 7. Warum die Heinzelmännchen ihre Arbeit für immer einstellten. (Weil sie in mutwilliger, liebloser Weise von der Frau des Schneiders gestört wurden.)

4. Abschnitt. Str. 8. Welche Folgen es hat, daß die Heinzelmännchen nun verschwunden sind. (Man muß nun alles selber thun.)

III. **Sprachliche Darstellung.** Der Dichter, ein Meister in der poetischen Erzählung und in der Tonmalerei, hat durch die Wahl der Verse und Worte seinem Gedichte eine so große Anschaulichkeit verliehen, daß wir die emsige Arbeit der Zwerge den faulenzenden Menschen gegenüber gewissermaßen vor unsern Augen haben. Alle Thätigkeiten der Handwerker sind durch eine Menge von passenden Zeitwörtern meisterhaft geschildert. Der Hauptreiz und das Komische des ganzen Gedichts liegt gerade in der Wahl dieser Zeitwörter und in den Gegensätzen zwischen der „fürsorglichen Geschäftigkeit dieser kleinen Wesen und den faulenzenden Menschen". Auf die poetische Darstellung, den eigentümlichen Rhythmus, die verschiedenen Versarten ꝛc. kann der Lehrer mit Kindern von 10—12 Jahren nicht näher eingehen. Es ist bei dem ganzen Gedichte nicht mehr zu thun, als dasselbe gut vorzulesen; „denn (sagt Gude) bei einem guten Vortrage des Gedichts kann das herzliche Lachen — es ist dieses ein

anderes Lachen als das über einen Heineschen Witz — nicht ausbleiben". Das Gedicht hat dann seine Wirkung erreicht. —

IV. **Aufgaben:** 1. Kurze Angabe des Inhalts in einer Erzählung. (Mit Hinweglassung der nebensächlichen Thätigkeiten.)

2. Vergleichung des Gedichts mit: „Des kleinen Volkes Überfahrt" a) nach Ähnlichkeiten, b) Verschiedenheiten in Rücksicht auf die kleinen Geister und auf die Menschen.

B. Des kleinen Volkes Überfahrt.

A. Kopisch. Allerlei Geister. Berlin 1848. S. 65.

1. „Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus!"
„„Tipp, tipp!"" „Wer mag das sein?"
Der alte Fährmann geht hinaus;
„„Tipp, tipp!"" „Wer mag das sein?"
Nichts sieht er, — halb nur scheint der Mond:
Die Sache dünkt ihm ungewohnt.
Da flüstert es fein:
„„O Fährmann mein,
Wir sind ein winzig Völkelein,
Und haben Weib und Kindelein.
Fahr über uns, die Müh' ist klein,
Und jedes zahlt sein Hellerlein.
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande.

2. Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerschlag
Und schießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag!"" —
Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„Ich will euch fahren; kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!" —
O, welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah!
Er wußte nicht, wie ihm geschah;
Es klang wie fern und war doch nah:
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.

3. Der Schiffer ruft dem Knechte sein:
Er kommt. Die kleinen Wesen schrein;
„„Zertritt uns nicht, wir sind so klein"" —
Da mußt er wohl behutsam sein.
Tück, Tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und stampft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Weint, ruft und zankt sich überquer,
Es drängt und zwängt sich immer mehr:
„„Fahr ab, der Kahn will sinken,
Fort! eh' wir all' ertrinken!""

4. Der Schiffer stößt vom Ufer los;
Und als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
„Au!" schrie die ganze kleine Schar,
In Ohnmacht fiel da manche Frau,
Das hörte man am Ton genau.
Nun dappelt's hinaus
Mit Katz und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
Mit Kisten und Kasten und Federwisch,
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch!
Nichts sieht man; doch am Schalle
Hört man: hinaus sind alle. —

5. Noch holt er wieder neue Schar.
Die lärmt hinaus; er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das Tück, tück, tück!
Er fährt den letzten Teil zum Strand,
Der Mond geht unter am Himmelsrand.
Doch dunkelt es nicht;
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein
Wie von Johanniswürmelein.
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf — und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen.

6. O welche Wunder er nun sah!
Der ganze Strand war all bedeckt:
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kindelein wunderhold
Und Edelstein und rotes Gold.
Hei, denkt der Knecht,
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan.
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Der fängt ein Zeterschreien an
Puh, puh, sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

7. Drauf flog es her wie Erbsen klein;
Es mochten kleine Steinchen sein;
Die warfen sie mit großer Pein
Und ächzten mühsam hinterdrein.
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier! der Kahn wird voll!"
Sie wenden geschwind
Herum wie der Wind
Und stoßen eilig ab vom Land
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es noch vom Strand:
„„Das Fliehn war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nicht zurücke!""

W. D.

65. Eberhards Weißdorn.

L. Uhland. Gedichte und Dramen. Stuttgart. 1863. II, 166.

1. Graf Eberhard im Bart,
Vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt [1])
Zu Palästinas Strand.

2. Daselbst er einsmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

3. Er steckt es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeresflut.

4. Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch' neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

5. Der Graf, getreu und gut,
Besucht es jedes Jahr,
Erfreute dran den Mut [2]),
Wie es gewachsen war.

6. Der Herr war alt und laß [3]),
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

7. Die Wölbung hoch und breit [4])
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zelt
Und an das ferne Land.

I. **Vorbemerkung.** Über die Quelle zu dem Gedicht sagt P. Eichholz (Quellenstudien zu Uhlands Balladen, Berlin 1879):

„Graf Eberhard II. im Bart von Württemberg (1459—1496) machte im Jahre 1468 eine Pilgerfahrt nach dem heil. Lande, welche vom 10. Mai bis zum 4. November dauerte. Dieselbe hat Zeller, Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen (Tüb. 1743), ausführlich beschrieben und bemerkt zum Schluß: „Von der Reise nach Jerusalem muß ich noch eine Tradition beifügen, welche diejenige ist, daß er einen Dornzweig von der Gattung, damit Christi Krone ist geflochten gewesen, mit sich aus dem gelobten Lande gebracht und in dem Einsiedel eingesteckt habe, daraus hernach derjenige Dornstrauch erwachsen seye, welcher von Zeit zu Zeit ein Zeichen der Auf- oder Abnahme des hochfürstlichen Hauses ist unter den Leuten gehalten worden; und darvon man noch jetzo etwas übriges vorzeigt, nachdem er zuweilen bis auf ein einziges Zweiglein abgegangen. Ob diese uralte Erzählung und Tradition wahr seye, überlasse ich anderer fernern Untersuchung." —

Das Einsiedel ist ein Schlößchen im Schönbuchwalde unweit Tübingen und war ein Lieblingsaufenthalt des Grafen Eberhard. Die

Reste des Schlosses dienen jetzt zu Wirtschaftsräumen. Der Weißdorn steht noch heute vor dem Gebäude und „ist ein so stattliches Exemplar, wie es selten zu finden sein mag.“ —

Schließlich sei noch erwähnt, daß Eichholz meint, Uhland habe nicht aus einer bestimmten Quelle geschöpft, sondern von der Sage auf mündlichem Wege Kunde erhalten. —

II. **Erläuterungen.** 1. Pilgerfahrt, Wallfahrt. 2. Versetzte sich da in eine frohe, freudige Stimmung des Gemüts. 3. Infolge des Alters war er laß, d. h. schlaff und kraftlos geworden. 4. Das hohe und breite Laubdach des Baumes.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. I. Abschnitt. Str. 1—3. Graf Eberhard auf der Pilgerfahrt (Str. 2: E.s Ankunft in Palästina. Str. 2: E. schneidet im Walde das Reis. Str. 3: E. trägt es auf dem Eisenhute [Helme]). II. Abschnitt. Str. 4—7. E. in der Heimat. (Str. 4: E. pflanzt das Reis. Str. 5: E. erfreut sich an dem Wachstum des Reises. Str. 6: E. sitzt in seinem Alter gern unter dem zum Baume gewordenen Weißdorn. Str. 7: E. wird unter dem Rauschen des hohen Laubdaches an die Vergangenheit erinnert.

2. Ort und Zeit der Handlung (nach I).

3. Charakter des Grafen. Eberhard war ein frommer Graf, denn er unternahm eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande. Er handelte mit Überlegung (Bedacht) und war „getreu und gut“. Er wurde im Alter körperlich schwach (laß), erfreute sich an dem Gedeihen seines Baumes (Str. 5) und dachte gern an vergangene Zeiten (Str. 6 und 7).

IV. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Das beste Gut des Alters ist die Erinnerung. „Ach wie liegt so weit, was mein einst war!“ „Im kleinsten Raum pflanz einen Baum und pflege sein, er bringt dir's ein.“

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzählung der Sage mit Benutzung der Quelle. (I). — b) Vergleichung mit „Gefunden“ von Goethe (Bd. I, 506):

1. Wovon berichten beide Lieder? (Von Pflanzen, die jemand von ihrem bisherigen Standorte entfernt und in seinen Garten verpflanzt. Goethe giebt nur im allgemeinen an, daß es ein Blümlein sei — was für eins, das erfahren wir nicht — Uhland dagegen sagt, daß die gefundene Pflanze der Weißdorn sei.)

2. Was sagen die Gedichte über den Finder der Pflanzen. (Goethe nennt sich, den Dichter, selbst als Finder, Uhland dagegen nennt uns den Grafen Eberhard von Württemberg als den Finder des Weißdorns.)

3. Wo finden beide die Pflanzen? (Im Walde.)

4. Auf welche Art eignen sich die Finder die Pflanzen an? (Goethe gräbt sie mit den Wurzeln aus, Eberhard schneidet den Zweig ab.)

5. Was thun beide später mit den Pflanzen? (Goethe pflanzt das Blümchen in seinen Garten, Eberhard trägt das Reis monatelang auf seinem Helme und pflanzt es erst nach seiner Ankunft in der Heimat.)

6. Was geschieht mit beiden Pflanzen, nachdem sie auf die neue Stelle gebracht sind? (Sie blühen und wachsen zur Freude ihrer Besitzer.) —

c) Vergleichung mit „Heidenröslein“ von Goethe (Bd. I, S. 310).

1. Wovon erzählen beide Gedichte? 2. Was geschieht in beiden Gedichten mit den gefundenen Pflanzenteilen? 3. Wo wird das Weißdornreis, wo das Röslein gefunden? (Das eine im frischen Walde, das andere auf sonniger Heide). 4. Was thun beide Finder mit dem Zweige? 5. Wer ist in dem einen, wer im andern Gedichte der Finder? 6. Wie verhalten sich beide Zweige beim Brechen? (Der Weißdorn läßt es geschehen, das Röslein wehrt sich.) 7. Was ist das Schicksal der beiden Zweige? (Der Weißdorn wird gepflanzt und wächst später zu einem großen Baume empor. Das Schicksal des Rösleins ist nicht bekannt. Es wird wohl bald nach dem Brechen verwelkt sein.) 8. Welcher Dichter personifiziert die Pflanze? (Goethe.) 9. Worin besteht die Personifikation? (Das Röslein spricht und handelt.) W. D.

66. Bestrafte Ungenügsamkeit.

Fr. Rückert, Werke. Frankfurt 1868. III, 68.

1. Es war das Kloster Grabow im Lande Usedom,
Das nährte Gott vorzeiten aus seiner Gnade Strom.
Sie hätten sich sollen begnügen!

2. Es schwammen an der Küste, daß es die Nahrung sei
Den Mönchen in dem Kloster, jährlich zwei Fisch' herbei.
Sie hätten sich sollen begnügen!

3. Zwei Störe, groß, gewaltig; dabei war das Gesetz,
Daß jährlich sie den einen fingen davon im Netz.
Sie hätten sich sollen begnügen!

4. Der andere schwamm von dannen bis auf das andre Jahr,
Da bracht' er einen neuen Gesellen mit sich dar,
Sie hätten sich sollen begnügen!

5. Da fingen wieder einen sie sich für ihren Tisch;
Sie fingen regelmäßig jahraus, jahrein den Fisch.
Sie hätten sich sollen begnügen!

6. Einst kamen zwei so große in einem Jahr herbei!
Schwer ward die Wahl den Mönchen, welcher zu fangen sei?
Sie hätten sich sollen begnügen!

7. Sie fingen alle beide; den Lohn man da erwarb,
Daß sich das ganze Kloster den Magen dran verdarb.
Sie hätten sich sollen begnügen!

8. Der Schaden war der kleinste, der größte kam nachher;
Es kam nun gar zum Kloster kein Fisch geschwommen mehr.
Sie hätten sich sollen begnügen!

9. Sie hat so lange gnädig gespeiset Gottes Huld;
Daß sie nun des sind ledig, ist ihre eigene Schuld.
Sie hätten sich sollen begnügen!

I. **Quelle.** Die Sage, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, erzählt Grässe im „Sagenbuche des preußischen Staates" Bd. II, S. 509 folgendermaßen:

„Auf der Insel Usedom lag ehedem ein großes Kloster, Grobe oder Grabow genannt, welches ein pommerscher Fürst Namens Ratibor samt seiner Gemahlin im Jahre 1150 gestiftet hatte. Der erste Abt hieß Sybrandt und war ein frommer, hoher Mann. Einst herrschte aber im ganzen Lande eine große Hungersnot, so daß auch die Mönche zu Grobe Not litten. Da kamen auf einmal zwei große Störe aus dem Haff nach dem Kloster geschwommen und trieben sich so lange vor demselben herum, bis einer derselben von den Mönchen gefangen worden war. Dann aber schwamm der andere, gerade als hätte er einen Gefangenen hierher gebracht, wieder davon. Im nächsten Jahre kam derselbe Fisch wieder und brachte abermals einen so großen Kameraden mit und verschwand, nachdem dieser gefangen war, ganz in derselben Weise wieder. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich noch viele Jahre. Einst aber wurden die Mönche frech und fingen beide Störe, da ist kein anderer an ihrer Statt wieder nach Grobe gekommen."

II. **Erläuterungen.** Str. 1. Das „Land Usedom" ist die Insel. Wo? „Aus seiner Gnade Strom" = die reiche Fülle der unverdienten Wohlthaten Gottes. Str. 3. Störe? (Kurze Beschreibung.) Str. 4. Gesell = Genosse, Kamerad. Str. 5 „für ihren Tisch", bildliche Redensart für: zum Verspeisen. Str. 7. Lohn heißt eigentlich das, was jemand für seine Leistungen als Vergeltung verdient; hier ist das Wort im schlimmen Sinne gebraucht: die Mönche empfingen die Vergeltung für ihre Ungenügsamkeit. „Das ganze Kloster verdarb sich den Magen daran", ist eine Übertreibung oder Hyperbel (das Kloster anstatt der Bewohner).

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Die Mönche im Kloster Grabow wurden durch Gottes Gnade ernährt. Str. 2. Alljährlich kamen zwei Fische herbei. Str. 3. Einer dieser Fische durfte nur gefangen werden. Str. 4 und 5. Der zweite kehrte zurück, um im nächsten Jahre einen neuen Gesellen mitzubringen. Str. 6. Zwei gleich große Störe, die in einem Jahre ankamen, machen den Mönchen die Wahl schwer. Str. 7. Die Mönche erliegen der Versuchung, fangen alle beide und werden durch Erkrankung bestraft. Str. 8. Die Hauptstrafe besteht aber darin, daß niemals ein Fisch wieder zum Kloster kam. Str. 9. Die Strafe war gerecht.

3. Disposition. A. Einleitung. Die Gnade Gottes an dem Kloster (Str. 1). B. Hauptteil. a) Worin die Gnade besteht und unter welcher Bedingung dieselbe gewährt wird (Str. 2—5). b) Wie die Mönche die Gnade verscherzen und bestraft werden. C. Schluß: Lehre und Warnung.

IV. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Sprichwort: Mir genügt, wie Gott es fügt. Was frag' ich viel nach Geld und

Gut, wenn ich zufrieden bin! Wer die Wahl hat, hat die Qual. Wenn die Versuchung an uns herantritt, so sollen wir uns an das Gesetz halten. Die Übertretung des Gesetzes hat stets Unheil im Gefolge. Der Kehrreim: „Sie hätten sich sollen begnügen“ soll jedem zur Warnung dienen.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Nachbildung: Anstatt der Mönche eine arme Familie im felsigen Gebirge, und anstatt der Fische ein paar Säugetiere, Hirsche, Rehe ꝛc. 2. Wodurch unterscheidet sich das Gedicht von der Sage?

Die prosaische Sage:	Das Gedicht:
1. Die Begebenheit ist nach dem Jahre 1150 geschehen.	1. Zeit der Begebenheit ist nicht angegeben.
2. Der Stifter des Klosters und der erste Abt sind namentlich angeführt.	2. Personen sind nicht genannt.
3. Die ersten Störe kommen zur Zeit einer Hungersnot.	3. Die Zeit ist nicht angegeben.
4. Die Art des Fischfanges ist nicht angegeben.	4. Die Mönche fingen die Fische im Netze.
5. Eine Lehre ist nicht angegeben	5. Die Lehre: „Sie hätten sich sollen begnügen“ ist in jeder Strophe wiederholt.

W. D.

67. Schwert und Pflug.

Wolfgang Müller. Gedichte. Frankfurt a. M. 1847. S. 196.

1. Einst war ein Graf, so geht die Mär',
Der fühlte, daß er sterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu teilen Hab' und Erbe.

2. Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne wert,
Da gab er seinen Segen.

3. „Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß,
Und aller Ehren walten.

4. Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben;
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben.“

5. So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben;
Die Söhne hielten sein Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben. —

6. Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal
Und aus dem schwachen Pflüger?

7. O fragt nicht nach der Sage Ziel!
Euch künden's rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

8. Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer;
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

I. **Vorbereitung.** Diese kleine epische Dichtung zerfällt in drei Abschnitte: 1. Die Erzählung der Sage in Str. 1—5. 2. Die Frage der Zuhörer nach Schluß, Ende und Ziel der Sage in der 6. Strophe. 3. Antwort des Dichters hierauf in Str. 7 und 8. Zweckfördernd wird es sein, wenn der Lehrer daher Str. 1—5 von einem Schüler, Str. 6

im Chor, und Str. 7 und 8 abermals von einem einzelnen Schüler lesen läßt. Ebenso dürfte, nachdem die Schüler das Gedicht genau auswendig gelernt haben, beim Vortrage desselben zu verfahren sein.

II. **Vermittlung.** Str. 1. 1. Mär, richtiger hier Sage. 2. „Zu teilen Hab' und Erbe" entspricht dem heutigen Testamentmachen. Str. 2: 1. Pflug und Schwert sind die Symbole vom Landbau und Rittertum. 2. Alter Degen = der greise Ritter. Str. 3. 1. Stärkster Sproß = der am Leibe größte und kräftigste Sohn. 2. Du sollst das Schwert, d. i. die Regierung, die Grafschaft, den Rittersitz erhalten, dazu auch Berg und Wald zur Jagd. Str. 4. 1. Dir, nicht minder liebes Kind = dir, dem zweiten, kleineren und schwächlicheren Sohn, den ich ebenso herzlich und aufrichtig liebe wie deinen älteren Bruder, dir sei der Pflug, die Bewirtschaftung der Äcker und Wiesen übergeben. 2. Wo stille Hütten sind = wo die Landbebauer und Feldarbeiter wohnen. Str. 5. Die Brüder waren gehorsam, mit ihrem erhaltenen Erbe zufrieden und vertrugen und liebten sich treu bis zum Tode. Str. 6. Stahl für Schwert und Rittertum, stilles Thal für Landbau oder Landwirtschaft. Str. 7. „Ich brauche es euch nicht zu erzählen" — meint der Dichter. Wald und Berg sind wüst und öd, das Schloß ist zur Ruine, das Schwert durch die Erfindung des Schießpulvers und der Schußwaffen unbrauchbar geworden, und Ritterschaft und Rittertum sind längst verschwunden. Str. 8. Doch die fruchtbare Au, das stille Thal mit seinen Feldern und Wiesen, prangt mehr denn je in üppiger Herrlichkeit, und der Stand der Landwirte und Landbebauer ist jetzt mehr geehrt denn je.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Gedichts, siehe I, Vorbereitung!

2. Grundgedanken. a) Dem ältesten Sohne ward bei der Erbschaft das für die damalige Zeit bessere, dem jüngeren das geringere Los zu teil. b) Im Lichte der Zukunft, also der heutigen Zeit, war das Erbe des ältesten Sohnes nur ein vergängliches Scheingut, das Erbe des zweiten aber ein wirkliches Gut von steter Dauer und steigendem Werte. c) Nicht Glanz und Schimmer, sondern Einfachheit, nicht Lust, sondern Arbeit, nicht eigensüchtige Ausübung der Macht, sondern selbstloser Dienst zum Besten der Menschheit haben Dauer und Wert.

3. Verwandtes. a) Sprichwörter: aa) Es ist nicht alles Gold, was glänzt. bb) Wer zuletzt lacht, lacht am besten. b) Dichtungen: aa) Das Riesenspielzeug von Chamisso, „Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt". bb) „An der Saale hellem Strande stehen Burgen stolz und kühn" ꝛc. von Franz Kugler.

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Wiedererzählung in Prosa.

2. Nachweis, daß die Dichtung eine Verherrlichung des Landbaues oder der Landwirtschaft ist, und worauf deren Wert sich gründet.

3. Charakteristik des Lebens a) eines Ritters im fünfzehnten Jahrhundert, b) eines Gutsbesitzers der heutigen Zeit. R. D.

2. Historische Gedichte.

68. A. Belsazer.*)

Heinrich Heine, Buch der Lieder. Hamburg 1875. S. 63.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stiller Ruh'**) lag Babylon.
2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.
3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazer hielt sein Königsmahl.
4. Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.
5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht'; —
So klang es dem störrigen Könige recht.
6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwächst ihm kecker Mut.
7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.
8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.
9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.
10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.
11. Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.
12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:
13. „Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn! —
Ich bin der König von Babylon!"
14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.
15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.
16. Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;
17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.
18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knieen und totenblaß.
19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

---

*) In der Ausgabe des Buches der Lieder von 1849 lautet die Überschrift: „Belsazar".

) In der Ausgabe 1849: In **stummer Ruh.

20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.
21. Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

I. **Geschichtliches.** Der Stoff, welcher dem Gedichte zu Grunde liegt, findet sich im 5. Kapitel des Daniel, welches beginnt: König Belsazer machte ein herrlich Mahl seinen tausend Gewaltigen, und soff sich voll mit ihnen 2c.

II. **Vermittlung und Erläuterung des Inhalts.** 1. Das Festmahl. Zuerst (Str. 1) schildert der Dichter die Zeit, in welcher das Mahl stattfand: „Die Mitternacht zog näher schon"; also schon lange hatte das Mahl gedauert, und die Hauptstadt des Reichs, Babylon, lag in Ruhe. Nur oben in des Königs Schloß war noch wildes Toben (Str. 2). Hiermit zeigt uns der Dichter den Ort des Mahles. Es war das Schloß des Königs, welches hoch über die Häuser der ungeheuren Weltstadt hinwegragte. Dieses Schloß wird uns folgendermaßen geschildert: „Die Königsburg in Babel stand auf dem Westufer des Euphrat, bei dem heutigen Flecken Hillah. Eine hohe Mauer aus gebrannten Ziegeln, $1^1/_2$ Meile im Umfange, umgab diesen Palast. Eine zweite Mauer aus getrockneten Ziegeln folgte, welche nur eine Meile lang war, aber zu einer Höhe von 300 Fuß emporstieg. Sie war mit Steinplatten belegt, auf welchen die verschiedenartigsten Tiere in halb erhabener Arbeit gebildet und von bunten Farben nach dem Leben kunstreich bemalt waren. Endlich folgten hinter einer dritten Mauer die Palastgebäude, welche einen Umfang von einer halben Meile ausfüllten. Hier waren Wände, Mauern und Türme mit Bildern lebender Wesen in der mannigfachsten Art bedeckt, besonders war hier eine große Jagd dargestellt. Die Figuren der Tiere waren höher als 4 Ellen: man sah den König, der mit der Lanze einen Löwen durchbohrte, und die Königin, welche vom Rosse den Wurfspieß auf einen Panther schleuderte." — So war das Schloß beschaffen, in welchem der Königssaal (Str. 3) sich befand, und wo das Königsmahl lärmend stattfand. Die 4. und 5. Strophe beschreiben uns weiter, wie das Mahl gefeiert wurde. Die obersten Diener des Königs, die Gewaltigen des Reichs, nennt der Dichter wiederholt die Knechte: „daß er sie gerade so und wiederholt so bezeichnet," sagt Kriebitzsch, „darin werden wir die Bedeutung zu erkennen haben, daß es niedrige Sklavenseelen waren," die alles thaten, mochte es gut sein oder böse, was der despotische König wollte. Sie „saßen in schimmernden Reih'n", also köstlich gekleidet; „sie leerten die Becher mit funkelndem Wein", d. h. wie Daniel sagt, „sie soffen sich voll"; sie jauchzten (Str. 5) und brüllten dem Könige Beifall, und das alles klang so „dem störrigen", d. h. dem dem göttlichen Gebote widerstrebenden Könige, recht.

Wunderschön hat der Dichter in den wenigen Worten dieses Mahl geschildert, und wirksam sind die Gegensätze, welche darin vorkommen: „die wilde, bacchantische (tobende) Lust in der Königsburg und die

stille Mitternacht, die ernst wie das Gottesgericht heranschreitet; die in stiller Ruh' daliegenden dunkeln Häuser der Stadt und die glänzend erleuchteten Fenster des Schlosses, das allein aus dem Dunkel hervorleuchtet." (Gude.)

2. Des Königs Frevel. Zunächst schildert der Dichter des Königs Charakter. Nachdem er ihn schon in der vorigen Strophe störrig, d. h. verstockt und gegen das göttliche Gebot widersetzlich, genannt hat, zeigt er in Str. 6, wie der Wein in ihm wirkt: seine „Wangen leuchten Glut", und sein kecker Mut, d. h. sein böser Sinn, wächst ihm in der Trunkenheit. In der 7. Strophe steigert sich dieser kecke Mut noch mehr; denn „blindlings" reißt er ihn fort; ohne jegliche Überlegung spricht er die Gotteslästerung aus. Ja, als er sich mit seiner Lästerung (Str. 8) frech brüstet (brüsten = sich breit, groß machen, in die Brust werfen), da brüllt ihm die Knechteschar ihren Beifall. So zeigt uns der Dichter den König als einen frechen, rohen Menschen, der „alle Würde von sich wirft, Gottes Arme und der Stimme der Wahrheit Trotz bietet und den Gesetzen der Wohlanständigkeit zuwiderhandelt." (Kriebitzsch.) Stolz gebietet er, als nochmals sein königliches Bewußtsein erwacht (Str. 9), und rasch wird von dem Knechte der Befehl ausgeführt. Und welcher Befehl war es? Das sagt die folgende (10.) Strophe. Er sollte das güldene Gerät, welches Nebukadnezar, der Vater des Belsazer, aus dem Tempel zu Jerusalem geraubt hatte, holen. Aus diesen heiligen Gefäßen (Str. 11) trinkt der König mit seinen Knechten und Weibern: Das war, nach der Bibel, der Frevel. Aber die Sache geht noch weiter, indem der König (Str. 12 und 13) beim Leeren des heiligen Bechers auch noch gottlose Worte des Hohnes und Trotzes ausspricht. So schreitet dieser Abschnitt in steter Steigerung und Hast bis zu dem Höhepunkte des Ganzen fort. Dieser Höhepunkt aber ist das Wort des aller königlichen Würde entblößten Belsazer:

„Jehovah, dir künd' ich auf ewig Hohn, ich bin der König von Babylon."

3. Das Gottesgericht oder die Rache des Himmels. So graus (Grausen erregend) war das Wort, daß es dem verstockten König über den ungeheuren Frevel selbst angst und bange wurde. Und diese Bangigkeit, die den König nur „heimlich im Busen" überkam, sie teilte sich sofort der wilden Tischgesellschaft mit, daß diese (Str. 15) in Schrecken gerät und das Lärmen einstellt, so daß es plötzlich totenstill im Saale wird. —

Des Königs Bangigkeit hat aber auch einen äußeren Grund, wie wir ihn in der 16. und 17. Strophe lesen:

„Und sieh! und sieh! an weißer Wand, da kam's hervor wie Menschenhand" ꝛc.

„Von großer Wirkung," sagt Gude, „sind in diesen beiden Strophen die Wiederholungen desselben Wortes (und sieh! und sieh! und schrieb und schrieb), wodurch die Bangigkeit der Erwartung, die Beklemmung der Schauenden und das allmähliche Entstehen der Schrift trefflich dargestellt wird."

In der 18. und 19. Str. ist der Eindruck, welchen das Erscheinen der schreibenden Hand hervorbringt, noch besonders geschildert: Der König, dessen Wangen vorher „Glut leuchteten", der mit keckem und frechem Sinne Jehovah Hohn sprach, er wird totenblaß; sein Blick ist stier auf die Schrift hin gerichtet, und seine Kniee schlottern. Welcher ergreifende Gegensatz zu dem Voraufgehenden! Einen gleichen Gegensatz bildet das Benehmen der Knechte in der 19. Strophe zu dem Gebaren im ersten Abschnitte.

Str. 20. Der König läßt die Magier (die Weisen, die Wahrsager) rufen, damit sie ihm die geheimnisvolle Schrift deuten, aber keiner verstand sie. Während Daniel Kap. 5 noch gesagt wird, daß der Prophet Daniel selbst die Deutung gab, läßt der Dichter diesen Punkt ganz unbeachtet und erzählt nur noch in der 21. Strophe, daß Belsazer in der selbigen Nacht von seinen eigenen Knechten umgebracht wurde.

Der König hatte die Bedeutung der Schrift nicht verstanden, aber das Verständnis ist ihm vielleicht gekommen, als er den Todesstoß erhielt; und da mag er denselben Gedanken gehabt haben, den jeder aufmerksame Leser des Gedichtes empfindet: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten."

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Beschreibung des Festmahles. (Str. 1—5.) 2. Weise nach, daß der König störrig, kecken Mutes, gotteslästerlich, verwegen, ängstlich und bange, reich, despotisch, ungeliebt von seinem Volke war! 3. Schilderung der Frevelthat des Königs.

4. Vergleichung a) mit der Quelle: Daniel 5; b) mit Uhlands Glück von Edenhall.

B. Das Glück von Edenhall.

Uhland, Gedichte und Dramen. 1863. II, 251.

1. Von Edenhall der junge Lord läßt schmettern Festtrommetenschall; er hebt sich an des Tisches Bord und ruft in trunkner Gäste Schwall: „Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

2. Der Schenk vernimmt ungern den Spruch, des Hauses ältester Vasall, nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch das hohe Trinkglas von Krystall; sie nennen's: das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis schenk Roten ein aus Portugal!" Mit Händezittern gießt der Greis, und purpurn Licht wird überall; es strahlt aus dem Glücke von Edenhall!

4. Da spricht der Lord und schwingt's dabei: „Dies Glas von leuchtendem Krystall gab meinem Ahn am Quell die Fei; drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall, fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

5. Ein Kelchglas ward zum Los mit Fug dem freud'gen Stamm von Edenhall; wir schlürfen gern in vollem Zug, wir läuten gern mit lautem Schall: Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

6. Erst klingt es milde, tief und voll, gleich dem Gesang der Nachtigall, dann wie des Waldstroms laut Geroll; zuletzt erdröhnt wie Donnerhall das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht sich den zerbrechlichen Krystall; er dauert länger schon als recht. Stoßt an! Mit diesem kräft'gen Prall versuch' ich das Glück von Edenhall."

8. Und als das Trinkglas gellend springt, springt das Gewölb' mit jähem Knall, und aus dem Riß die Flamme dringt; die Gäste sind zerstoben all' mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

9. Einstürmt der Feind mit Brand und Mord, der in der Nacht erstieg den Wall; vom Schwerte fällt der junge Lord, hält in der Hand noch den Krystall, das zersprungene Glück von Edenhall.

10. Am Morgen irrt der Schenk allein, der Greis, in der zerstörten Hall'; er sucht des Herrn verbrannt Gebein, er sucht im grausen Trümmerfall die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand" — spricht er — „springt zu Stück, die hohe Säule muß zu Fall; Glas ist der Erde Stolz und Glück, in Splitter fällt der Erdenball einst gleich dem Glücke von Edenhall."

I. Ähnlichkeiten. a) Beide Gedichte sind Balladen und berichten von Frevelthaten, die der Himmel sofort rächt. Sie lehren uns also, daß Gott sich nicht spotten läßt, oder sie warnen, wie es Schiller im „Taucher" thut: „Der Mensch versuche die Götter nicht." b) In beiden Gedichten besteht die Frevelthat in einem Mißbrauch von geheiligten Gefäßen, die Strafe in dem plötzlichen Tode der Frevler. c) Beide Gedichte erzählen, daß die Frevelthat bei glänzendem Gastmahle im Hause der Frevler geschehen ist. d) Die Gastmähler dauern in beiden Gedichten bis in die späte Nacht hinein. e) Die Hauptpersonen begingen den Frevel im trunkenen Zustande und lassen die geheiligten Gefäße erst während der Mahlzeit herbeibringen. f) Der Bestrafung der Frevler geht eine erschütternde Warnung vorauf.

II. Verschiedenheiten. a) In A wird die Zeit bestimmt angegeben, in welcher die Frevelthat begangen wurde — um Mitternacht —, in B dagegen die Stunde nur angedeutet. (Str. 9.) b) In A liegt eine geschichtliche Thatsache zu Grunde, in B eine Sage. c) Der Schauplatz in A ist die alte Stadt Babylon, in B die Stammburg eines englischen Lords. d) Belsazer lebte ca. 500 Jahre v. Chr.; von dem Lord zu Edenhall ist nichts über die Zeit gesagt. e) Belsazer hatte nur seine Knechte, d. h. seine obersten Diener und Beamten, der Lord von Edenhall aber Gäste zu seinem Mahl geladen, die ihm nicht untergeben waren. f) König Belsazers Alter ist unbekannt; der Lord von Edenhall war noch jung. g) In A wird das Mahl genauer beschrieben, in B davon nichts weiter erwähnt, als daß die Festtrompeten erklangen und die Gäste am Tische saßen. h) Belsazer läßt sich viele güldene Gefäße, welche im Tempel Jehovahs geraubt waren, bringen; das Heiligtum des Lords dagegen ist ein Trinkglas von Krystall, welches einer seiner Vorfahren von einer Fee zum Geschenk erhalten hat. i) In B ist an den Verlust des Glases eine bestimmte Weissagung geknüpft, in A nicht. k) Während Belsazer die Gottheit lästert, versucht der Lord, ob die Weissagung der Fee in Erfüllung gehen wird. l) Bei B geschieht die Warnung vor der Frevelthat, bei A wird sie erst nach der Schandthat durch die unerklärliche Schrift an der weißen Wand mitgeteilt. m) In A steht neben Belsazer, der Hauptperson, keine andere bestimmte Nebenperson, in B ist

der alte Schenk, „des Hauses ältester Vasall", eine klar gezeichnete Nebenperson, die den Charakter des moralisch gesunkenen Lords nur noch schärfer hervorhebt. n) Während Heine die Frevelthat erst in der 9. Strophe beginnen läßt, setzt Uhland den Anfang derselben schon in die 1. Strophe. o) Erzählt uns Heine nur in wenig Worten, daß Belsazer zu Tode gekommen ist, ohne uns die näheren Umstände anzugeben, so schildert Uhland den Untergang des Lords ausführlich; erst das Ausbrechen der Flammen im Schlosse, dann das Stürmen des Schlosses durch den Feind und endlich der Tod des Lords durch das Schwert. p) Während Heines Gedicht mit dem Tode der Hauptperson schließt, läßt Uhland in den beiden letzten Strophen den Schenken noch einmal auftreten und giebt dadurch dem Gedichte einen beruhigenden Schluß. q) Neben der gemeinsamen Lehre: Gott läßt sich nicht spotten! predigt das „Glück von Edenhall" noch besonders den Satz: „Alles ist eitel!" oder, wie es der Schenk in der letzten Strophe ausdrückt: „Glas ist der Erde Stolz und Glück" 2c. r) Beide Gedichte sind in Jamben mit männlichen Reimen geschrieben, aber A hat zweizeilige und B fünfzeilige Strophen; letzteres ziert der flüssige Kehrreim. W. D.

69. Drusus' Tod. (9 v. Chr.)

Karl Simrock, Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart 1863. S. 147.

I. **Vorbereitung.** Drusus, der Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, ein kühner und ehrgeiziger junger Mann, suchte von Gallien aus das deutsche Land östlich vom Rheine zu erobern. Die Rheingrenze befestigte er durch 50 Burgen und unternahm vier rasche, siegreiche Züge in das Innere Deutschlands. Durch Anlegung eines Kanals und mehrerer Kastelle oder Festungen (z. B. Aliso in Westfalen) suchte er festen Fuß in Deutschland zu fassen. In den deutschen Wäldern (Forsten) schimmerten die goldnen Adler (Feldzeichen) der Römer; sie schienen hier bleiben und horsten, d. h. wie Raubvögel Nester bauen zu wollen. Manche geweihte Eiche in den heiligen Hainen wurde von den Äxten der Römer gefällt. Mit Ingrimm sahen die Deutschen diese frevelhafte Entweihung ihrer Heiligtümer. — Auf seinem vierten Zuge gelangte Drusus bis an das Ufer der Elbe (im Gedichte: Weser) und sah jenseits derselben die Marken oder Grenzländer der deutschen Gaue (abgegrenzter Landgebiete). Da stand plötzlich ihm gegenüber eine riesige Alrune oder Seherin, deren Wuchs über die menschliche Größe hinausging, und deren Gesichtsausdruck eine überirdische Begeisterung wiederstrahlte. Sie erhob die Hand und rief ihm drohend zu: „Kehre um, Unersättlicher, deines Lebens und deiner Thaten Ende ist nahe!" Sei es, daß Drusus nach Art der Römer viel auf Vorzeichen gab, sei es, daß er ein weiteres Vordringen für nutzlos und gefährlich hielt, er trat mit seinem Heere den Rückmarsch nach dem Rheine an; — aber nur seine Leiche kam wieder nach dem Standquartier Mainz! Der Rückzug wurde von den Deutschen beunruhigt, und seine erregte Phantasie übertrieb die Gefahren. Durch die Blätter sah er Waffen flirren

(zitternde Lichtblitze schießen), hörte sie klirrend gegen einander schlagen und vernahm das Sausen der Wurfspeere. Weil sein Geist mit allerlei schreckhaften Gebilden beschäftigt war, so achtete er wenig des Weges. Sein Roß strauchelte, stürzte mit ihm zu Boden und zerbrach ihm einen Schenkel. Nach einem Siechtum von dreißig Tagen starb er, ein warnendes Beispiel für alle, die der deutschen Freiheit nachstellen, d. h. ihr Fallen stellen und Gruben graben. Gott wird sie fällen, d. h. zu Falle bringen und vernichten. Diese historischen und sagenhaften Thatsachen hat Karl Simrock (nach den Berichten der römischen Geschichtsschreiber Dio Cassius und Livius) mit seinem feinen Verständnis für das deutsche Altertum zu einem warmen patriotischen Gedichte umgeschaffen.

1. Drusus ließ in Deutschlands Forsten goldne Römeradler horsten; an den heil'gen Göttereichen klang die Axt mit frevlen Streichen.

2. Siegend fuhr er durch die Lande, stand schon an der Weser Strande, wollt' hinüber jetzt verwegen, als ein Weib ihm trat entgegen.

3. Übermenschlich von Gebärde, drohte sie dem Sohn der Erde: „Kühner, den der Ehrgeiz blendet, schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

4. Jene Marken unsrer Gauen sind dir nicht vergönnt zu schauen, stehst am Markstein deines Lebens, deine Siege sind vergebens.

5. Säumt der Deutsche gerne lange, nimmer beugt er sich dem Zwange; schlummernd mag er wohl sich strecken, schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

6. Drusus, da sie so gesprochen, eilends ist er aufgebrochen; aus den Schauern deutscher Haine führt er schnell das Heer zum Rheine.

7. Vor den Augen sieht er's flirren, deutsche Waffen hört er klirren, sausen hört er die Geschosse, stürzt zu Boden mit dem Rosse;

8. Hat den Schenkel arg zerschlagen, starb den Tod nach dreißig Tagen. Also wird Gott alle fällen, die nach Deutschlands Freiheit stellen.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Im Sommer des Jahres 9. v. Chr. am linken Ufer der Elbe (Weser). Aus folgenden Momenten ist ein Situationsgemälde zu zeichnen: Der breite, rauschende Strom. Drüben auf dem rechten Ufer eine riesige Alrune mit drohend erhobener Hand und begeisterten Blicken. Hüben Drusus hoch zu Roß; um ihn seine Legionen zu Roß und zu Fuß mit ihren goldenen Adlern und ihren Waffen: Schilden, Schwertern und Speeren; hinter ihm dunkle, weite Wälder.

2. Charakter des Drusus. Beweise, daß Drusus ehrgeizig, kühn, verwegen, siegreich, erschreckt, innerlich beunruhigt, verunglückt, ein warnendes Beispiel für ehrgeizige Eroberer war!

3. Gedankengang. Str. 1. Die Römer fassen Fuß in Deutschland und verletzen die Gefühle der Deutschen. Str. 2: Drusus dringt siegreich bis an die Elbe vor. Str. 3: Eine riesenhafte Seherin mahnt ihn zur Flucht. Str. 4: Sie weissagt ihm einen baldigen Tod. Str. 5: Sie droht mit dem Erwachen der säumigen Deutschen. Str. 6: Drusus tritt den Rückzug an. Str. 7: Er wird durch deutsche Angriffe und seine erregte Phantasie beunruhigt. Str. 8: Er stirbt infolge eines Sturzes, ein warnendes Beispiel für die Feinde der deutschen Freiheit.

Grundgedanke: Also wird Gott alle fällen, die nach Deutschlands Freiheit stellen! — Die Unterdrückung der Freiheit eines Volkes und die Entweihung seiner Heiligtümer weckt den Unwillen, den Widerstand und die Thatkraft einer Nation und endet meist mit dem Untergange des Unterdrückers. In Drusus zeichnet der Dichter den Eroberer Napoleon I. in seinem Übermute, seinen Siegen und Zügen, seinen Niederlagen und seinem Untergange.

4. Eigentümliches. Recht packend wirken in dem Gedichte die Wortspiele und Gegensätze: Die Adler, welche in den deutschen Wäldern horsten, und die römischen Heerzeichen (goldene Adler), die in Deutschland bleiben möchten. Die heiligen Eichen und die frevelhaften (mutwilligen) Axtschläge. Der siegreiche Feldherr mit dem bewaffneten Heere auf dem linken — und das waffenlose Weib mit dem begeisterten Worte auf dem rechten Ufer. Sie — übermenschlich von Gebärde und gottbegeistert, — er ein Sohn der Erde, d. h. hinfällig und sterblich. Siegend fährt er durch die Lande, — schnell wendet er den Fuß zur Flucht. An den deutschen Marken, — steht er am Markstein (Ende, Ziele) seines Lebens. Säumen, Schlummern und Schlafen der Deutschen — das furchtbare Erwachen. Das Flirren, Klirren und Sausen der Waffen, — das stolpernde und stürzende Roß des Feldherrn. Die unheimlichen Lebensäußerungen der Deutschen in den Schauern ihrer düstern Wälder, — die unheimlichen Gedanken und Phantasien des Feldherrn. Das listige Fallenstellen der deutschen Feinde, — und das gewaltsame Fällen (Niederwerfen und Vernichten) dieser Widersacher.

Der vierfüßige Trochäus, die glatten, weiblichen Reime und die kernige, kurze, fast aphoristische Sprache geben dem Gedichte etwas Feierliches, Festes, Zermalmendes.

III. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung. „Von Erde bist du genommen; zu Erde sollst du wieder werden!“ — Glück und Glas, wie bald bricht das! Jugend und Schönheit, Macht und Glück ist wandelbar und vergänglich wie alles auf Erden. — „Ich lebe, weiß nicht wie lang; ich sterbe, weiß nicht wann; ich fahre, weiß nicht wohin; mich wundert, daß ich so fröhlich bin!“ — Der Deutsche läßt sich viel gefallen, ehe er sich aus seiner Ruhe bringen läßt. Im leichten Schlummer, ja im festen Schlafe streckt und dehnt er sich behaglich und vergißt oft der Wachsamkeit; blind und sicher bemerkt er die Gefahren nicht, die ihn umdrohen. Wagen aber die Feinde, seine Freiheit zu unterdrücken und seine Heiligtümer zu schänden, dann weckt ihn Gott selbst durch besondere Zeichen, und dann weiß er kräftig und nachhaltig seine Nationalgüter zu verteidigen. Wehe dann den Feinden!

2. Anklänge an Verwandtes. „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod?“ — Napoleon I. und Napoleon III. — Volkserhebungen. — Varus im Teutoburger Walde. — Das Mene Tekel des Belsazer in Babylon.

3. Rede- und Stilübungen. a) Was bedeuten die Ausdrücke: Forsten, Römeradler, horsten, Göttereichen, frevle Streiche, Strand, verwegen, übermenschlich, Gebärde, Sohn der Erde, Marken, Gauen, vergebliche Siege, schlummern und schlafen, säumen, Zwang, Schauer, Hain, flirren und klirren, Geschosse, Schenkel, fällen, nachstellen? — b) Der kranke Drusus erzählt seinem herbeigeeilten Bruder Tiberius sein Geschick! c) Vergleiche Drusus und sein Geschick mit Napoleon und seinem Schicksal!

P.

70. A. Das Grab im Busento.

Aug. Graf v. Platen-Hallermünde. Gesammelte Werke. Stuttgart 1848. I, 132.

1. Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder:
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
2. Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
3. Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
4. Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette,
5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde;
6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
7. Abgelenkt zum zweitenmale, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"
9. Sangen's und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

I. **Vorbereitung.** Alarich, der kühne, siegreiche Gotenkönig, starb, nachdem er zum drittenmale das stolze Rom eingenommen, plötzlich in seinem 34. Jahre (410) in Cosenza, einer Stadt an dem kleinen Flusse Busento in Unteritalien. Bei seinem Begräbnis zeigte es sich, wie seine Goten den Verlust ihres Führers mit großem und aufrichtigem Schmerze betrauerten. Sie bereiteten ihm ein Grab, wie sie es für einen solchen Helden als würdig erachteten. Unfern der Stadt Cosenza lenkten sie die Gewässer des Flusses in ein anderes Bette, das ihre Gefangenen hatten graben müssen, und begruben dann in dunkler Nacht unter Trauergesängen den König mit allen seinen Schätzen im alten Bette des Flusses. Nachdem das Grab geschlossen, wurde der Fluß wieder in das alte Bett gelenkt. Die unglücklichen Gefangenen, welche das Grab gegraben, tötete man, damit niemand die Stelle auffinden und das Grab schänden könne.

Dieses Ereignis, welches an sich schon unser Interesse in hohem Grade zu wecken imstande ist, hat der Dichter zu seiner schönen Ballade benutzt, ist aber in zwei Punkten von der Geschichte abgewichen. Er läßt nämlich das Grab nicht von Gefangenen, sondern von Alarichs tapfern Goten graben und schweigt von der Tötung der Arbeiter.

„Jene Abänderung," sagt Lüben, „gewährt ihm den Vorteil, die Goten in ihrer Liebe zum Helden zeigen zu können; und durch die Weglassung bleibt das Werk der innigsten Liebe und Verehrung ohne den Flecken, der durch die Ermordung der Arbeiter entsteht. Das ganze Gedicht hat dadurch einen reineren, ganz edlen Inhalt bekommen und macht so einen sehr wohlthuenden Eindruck."

II. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1 und 2. „In geheimnisvoller Weise beginnt das kurze Gedicht mit dem Lispeln der Stromgewächse des Busento. Der Dichter, welcher berufen ist, zu preisen, was je auf Erden Hohes und Herrliches geschah, hat auch für das Hohe und Herrliche ein schärferes Auge und ein feineres Ohr als die andern Menschenkinder." (Gude.) Ihm ist die Sprache des Wassers und der Wassergewächse verständlich; er hört darin den noch heute erklingenden Totengesang der klagenden Goten und die Antwort des von ihnen so sehr geliebten Heldenkönigs. (Schatten = die Seelen der Verstorbenen.)

Str. 3—7. Durch diesen Gesang wird der Dichter an das Ereignis selbst erinnert, und er erzählt es kurz, aber in wirklicher Anschaulichkeit wieder. Aus jeder Zeile lesen wir, wie sehr das tapfere Gotenheer seinen jugendlichen Heldenkönig geliebt und verehrt hat. Jeder will bei seiner Bestattung mithelfen, jeder will ihm die letzte Ehre erweisen.

Str. 7 und 9. Am Schlusse hört der Dichter nochmals die dumpfen Grabgesänge, die zugleich Loblieder auf den Helden sind. Er will sie aber nicht nur am Grabe hören, sondern er wünscht, daß die Lieder, wie die Busentowellen, welche sich von Meer zu Meer wälzen, auch in alle Welt getragen werden. „Und sie sind weiter getragen worden über Land und Meer durch die stolzen Verse unseres Liedes."

III. **Vertiefung.** 1. Form und Sprache. Platen ist ein großer Meister in der äußeren Form. Das bekundet er auch in dieser Ballade. Die Strophen des Gedichtes haben nur zwei lange. achtfüßige, trochäische Verse, welche in der Mitte einen Einschnitt hab[illegible] Dieser Versbau mit diesem „breit und mächtig dahinwallenden Metrum" entspricht treffend dem ernsten Inhalte. Auch die ruhig dahinschwebenden milden, reinen, weiblichen Reime eignen sich trefflich zu der das Gedicht durchziehenden Wehmut. Ganz besonders passend zu dem Inhalte ist auch die Kürze des Gedichtes und die schönen, mit vielen Allitterationen (Str. 5 das W., Str. 1 das L., Str. 9 wiederum das W.) geschmückte Sprache. Alle Nebenumstände auszumalen, ist der Phantasie des Lesers überlassen, und dadurch wirkt eben das Geheimnisvolle und Geisterhafte des ganzen Nachtstücks um so mehr auf unser Gemüt ein.

2. Gliederung der Ballade. I. Abschnitt. Str. 1 und 2. Der Dichter sieht im Geiste die trauernden Goten und hört, wie sie ihre dumpfen Klagelieder singen. II. Abschnitt. Str. 3—7. Die Schilderung des Begräbnisses. III. Abschnitt. Str. 8 und 9. Der Dichter hört nochmals die Klagelieder und wünscht, daß sie immerdar fortklingen mögen in alle Welt.

IV. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. a) Das Gedicht preist die Tapferkeit und den Ruhm eines edlen Königs und zugleich die Liebe und Treue eines Volkes. b) „Nicht Roß, nicht Reisige sichern" ꝛc. c) „Wo Lieb' und Treu' sich so dem König weihen, wo Fürst und Volk sich reichen so die Hand: da muß des Volkes wahres Glück gedeihen, da blüht und wächst das schöne Vaterland."

2. Rede- und Stilübungen. 1. Das Begräbnis des Alarich. (Ein Gemälde.) Mitten im Flußbett der tote König auf dem Rosse. Auf beiden Seiten die Goten. Schilderung der Nacht. 2. Unterschiede zwischen dem Gedichte und der geschichtlichen Grundlage. (Vergl. I, 1.) 3. Vergleichung des Gedichtes von Platen mit dem von Pfizer.

B. Alarichs Grab.

Von G. Pfizer. Gedichte. 1835. Vergl. L. Kellner, Vorbereitungen ꝛc. Erfurt 1877. S. 35.

1. Was ist dem kühnen Volke widerfahren, daß das ganze Lager von Trauer wiederhallt? Alarich starb noch jung an Jahren, aber an Siegen und Tugenden alt! Kindlich weinen die alten Goten um den geliebten, stattlichen Toten.

2. Edel ist es, die Toten zu ehren, und ein Trost, bei der Vergänglichkeit Graun Opfer zu spenden an heiligen Altären, oder ewige Pyramiden zu baun; aber ein andres ward hier ersonnen, denn die Lieb' ist ein unerschöpfter Bronnen.

3. Als hätten dem Krieg sie entsagt zur Stunde, graben sie; als gält' es köstliches Gold, wühlen sie tief in der Erde hartem Grunde, dort, wo dröhnend der Strom die Welle rollt; mit den edlen, silberblinkenden Waffen wird ein anderes Bette dem Flusse geschaffen.

4. Und in den leeren, starrenden Wänden, die entblößt noch kein Auge geschaut, wird von der Liebe treuen Händen ein prächtiges Grab dem Helden erbaut. Die Schätze, vom Römer beweint, nicht bedenken die Goten sich, sie dem Grabe zu schenken.

5. Wenn das Totengemach vollendet und die Leiche im sichern ruht, wird wieder zur alten Bahn gewendet des verbannten Stroms sehnsüchtige Flut, daß ungestört in unnahbarer Tiefe mit seinen Thaten der König schliefe.

6. In der Nacht, der unheimlich dunkeln, stehen am Ufer der Krieger Reihn; schwärzlich lodernde Lichter funkeln in die gähnende Tiefe hinein; und von ferne in schwellendem Tanze nahen die Wasser im Fackelglanze.

7. Wie ein Verbannter, der strafend kehret, löschet der Fluß der Fackeln Strahl; aber siehe! da scheint sein Lauf gestöret: er stößt auf Alarichs Totenmal. Wird er die flüchtige Eile hemmen? Wird er in Eis seine Fluten dämmen?

8. Es teilen scheu sich die ersten Wellen, aber die nächsten mit dumpfem Gebraus höher und höher ums Grabesmal schwellen, und die letzte der Fackeln löscht aus; Klage erschallet tausendtönig um den versenkten Heldenkönig.

1. Dem Stoffe nach stimmen beide in den Hauptsachen überein. Platen ist kürzer, Pfizer hat seine Schilderung breiter angelegt; er sagt, womit die Goten das Grab gruben (mit den Waffen), was es für Schätze waren („von Römern beweint"), die sie ihm mit ins Grab gaben, wie das Grab war („prächtig") ꝛc. Auch das Begräbnis selbst schildert Pfizer ausführlicher. (Inwiefern?) Platen giebt dagegen den Ort genauer an (den Busento bei Cosenza).

2. Der Form nach unterscheiden sich beide Gedichte dadurch, daß Platen den Vorgang als eine nächtliche, geheimnisvolle Erscheinung (Vision) schildert, während Pfizer uns in die wirkliche Zeit der Begebenheit zurückführt. Obgleich Platens Sprache kürzer und knapper ist, so mangelt ihr doch nicht die Schönheit und das Ebenmaß. Besonders ist die rhythmische Form und der Versbau bei ihm reiner und edler als bei Pfizer, der hie und da, namentlich im Rhythmus, weniger korrekt ist.

W. D.

71. A. Gotentreue.

Felix Dahn. Aus: Ein Kampf um Rom. Roman in 4 Bdn. 1876.

1. Erschlagen war mit dem halben Heer
Der König der Goten, Theodemer.
2. Die Heunen jauchzten auf blutiger Wal;
Die Geier stießen herab zu Thal.
3. Der Mond schien hell; der Wind pfiff kalt —
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.
4. Drei Männer ritten durchs Heidegefild,
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.
5. Der erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochenen Speer.
6. Der zweite des Königs Kronhelm trug,
Den mitten durch ein Schlachtbeil schlug.
7. Der dritte barg im treuen Arm
Ein verhüllt Geheimnis im Mantel warm.
8. So kamen sie an den Ister tief.
Und der erste hielt mit dem Roß und rief:
9. „Ein zerhauner Helm — ein zerhackter Speer —
Von dem Reich der Goten blieb nicht mehr!"
10. Und der zweite sprach: „In die Wellen dort
Versenkt den traurigen Gotenhort!
11. Dann springen wir nach von dem Uferrand, —
Was säumst du, Meister Hildebrand?"
12. „Und tragt ihr des Königs Helm und Speer, —
Ihr treuen Gesellen, — ich trage mehr!"
13. Auf schlug er seinen Mantel weich:
„Ich trage der Goten Hort und Reich!
14. Und habt ihr gerettet Speer und Kron', —
Ich habe gerettet des Königs Sohn!
15. Erwache, mein Knabe! Ich grüße dich,
Du König der Goten, — Jung Dieterich!"

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Im Jahre 375 schlugen die Hunnen oder Heunen, ein kriegerisches Hirten- und Reitervolk aus dem innern Asien, das tapfere Volk der Goten im östlichen Europa und unterjochten es auf lange Zeit. (Erst nach Jahren kam es unter König Theoderich dem Großen, in seiner Jugend Jung Dietrich genannt, wieder zur vollen Freiheit und höchsten Blüte.) Erschlagen mit der Hälfte seines Heeres lag der Gotenkönig auf blutiger Wal oder Walstätte. (Das

ist das Schlacht- und Kampffeld, von dem nach dem Glauben der Germanen die Walküren oder himmlischen Schlachtenjungfrauen die für Walhalla, den Göttersaal, erwählten und deshalb gefallenen Helden hinwegtrugen zum Himmel.) Nur drei gotische Helden, fest und treu, die nicht an der Zukunft ihres Volkes verzweifelten, entrannen dem Gemetzel und retteten auf ihren schnellen Rossen den Hort (Schutz und Schatz) der Goten, die Kleinodien ihres erschlagenen Königs. Einer von ihnen war des Königs Waffenmeister, der sagenberühmte Hildebrand, d. h. Kriegsflamme. Aber es war ein trauriger Ritt durch die lange Nacht über das weite, eintönige Heide- oder Steppengefilde Ungarns. Die Aasgeier zogen kreischend nach dem Leichenfelde und stießen gierig herab; die Wölfe heulten im Föhren- oder Kiefernwalde, weil auch sie die Beute auf dem Schlachtfelde witterten. So kamen die drei Helden an den Ister oder die Donau, als der Tag anbrach. Was sich hier begab, möge das herrliche Gedicht von Felix Dahn „Gotentreue" sagen!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Eine weite Heide, über die ein scharfer Wind pfeift, liegt im bleichen Mondenschimmer. Dunkle Föhrenwälder heben sich von dem helleren Grunde ab. Durch die Lüfte ziehen mit heiserem Geschrei Aasgeier. In den Föhrenwäldern heulen hungrige Wölfe. Von fern hört man den wilden Jubel der hunnischen Sieger, welche die gefallenen Goten auf der Walstätte ausplündern und schänden. Drei Reiter jagen auf schnellen Rossen über die gefrorene Heide dahin. Ihre Helme, die metallenen Kopfbedeckungen, sind zerschroten, wie man Baumstämme in grobe Stücke schneidet. Ihre Schilde (die Schutzwaffen der Hand, meist von Holz, mit Leder überzogen und mit Metall beschlagen) sind zerhackt von den Streitäxten der Feinde. Einer trägt quer über dem Sattel den zerbrochenen Speer des Königs (seine Stoßwaffe aus langem Eschen- oder Eichenschafte mit scharfer Eisenspitze). Der zweite hat des Königs Kronhelm (den kronartigen Helm mit dem Fürstenschmucke), den eine Streitaxt mitten durch gespalten hat. Der dritte verhüllt warm im Mantel ein schlafendes Kind. In der Ferne beginnt der Morgen zu grauen, und die breiten Fluten der Donau schimmern ihnen entgegen. — Als Zeit ist eine kalte Winternacht des Jahres 375, oder richtiger des Jahres 455, anzunehmen. Das Gedicht verläßt hier den historischen Boden und webt Geschichte und Sage, Wirklichkeit und Phantasie ineinander. Die geschilderte Katastrophe, bei der König Withimer fiel und die Selbständigkeit der Ostgoten verloren ging, fand 375 am Dnjestr statt, etwa 80 Jahre vor der Geburt Jung Dietrichs. Derselbe heißt in der Geschichte Theoderich der Große und in der Sage Dietrich von Bern (weil er durch den Sieg bei Verona oder Welsch-Bern 489 Italien gewann). Sein Vater war der Gotenfürst Theodemer (Theodemir). Derselbe war lange Zeit Vasall des gewaltigen Hunnenkönigs Attila (in der Sage Etzel genannt). Nach dessen Tode besiegte er im Bunde mit dem Gepidenkönige Ardarich nach wechselvollen Kämpfen in mörderischer Schlacht Attilas Sohn Ellak, welcher fiel, machte sich frei und beherrschte

nun das Ostgotenreich an der Donau, von Wien bis Sirmium an der Save. In Attilas Todesjahr 454 wurde Theodemers Sohn Theoderich oder Jung Dieterich geboren und später als Unterpfand eines Bündnisses von gotischen Helden nach Konstantinopel gebracht, wo er am oströmischen Kaiserhofe eine gute Erziehung erhielt.

Den Vernichtungskampf der Goten 375 am Dnjestr hat also der Dichter etwa in das Jahr 455 und an die Donau verlegt, den König Withimer mit Theodemer vertauscht.

2. Charakter der Personen. Der Gotenkönig hatte tapfer gekämpft, davon zeugt der zerbrochene Speer und der gespaltene Kronhelm. Er hatte den Tod der Schande vorgezogen, denn „der scheide von dem Leben, von dem die Freiheit schied!“ Gleich tapfer hatten seine Helden gekämpft. Dafür sprachen die zerschrotenen Helme und zerhackten Schilde. Gern wären sie mit ihrem Könige auf dem Felde der Ehre gefallen, — wollten sie sich doch mit dem Gotenhort in den Fluten begraben! — aber die Ehre und die Treue geboten ihnen, die Kleinodien ihres Königs zu retten, damit sie nicht in die Hände der Feinde fielen. Mutig und getreu ihrer Mannenpflicht, entrissen zwei mit Lebensgefahr Kronhelm und Speer des Königs den Feinden, während der dritte, Meister Hildebrand, aus dem Königszelt den Kronerben rettete. Stumm und traurig reiten sie durch die Nacht. Hoffnungslos wie die Heide zur Winterszeit liegt die Zukunft vor ihnen. Lebensüberdrüssig wollen sie sich mit den Reichskleinodien in den Donaufluten begraben und auch im Tode noch die Treue bewahren. Aber Hildebrand trägt die lebendige Hoffnung, die feste Zuversicht auf eine glänzende Zukunft seines Volkes warm und weich unter seinem Mantel und in seinem Herzen. Freudig zeigt er im Glanze der aufgehenden Sonne den geretteten Königssohn, grüßt ihn als Hoffnung seines Volkes, huldigt ihm als Gotenkönig und nennt ihn ahnungsvoll mit dem Heldennamen, dessen Ruhm später die Welt erfüllte.

3. Gedankengang. I. Die Walstatt (Str. 1—3). Str. 1: Der Gotenkönig und sein halbes Heer liegen erschlagen auf der Walstatt. Str. 2: Die Hunnen jauchzen, und die Aasgeier stoßen herab. Str. 3: Auf der kalten, mondhellen Heide hört man das Heulen der gierigen Wölfe im Föhrenwalde.

II. Die Gotenhelden auf der Flucht (Str. 4—7). Str. 4: Sie tragen an sich die Spuren des furchtbaren Kampfes. Str. 5: Der erste rettete den zerbrochenen Königsspeer; Str. 6: der zweite den gespaltenen Königshelm; Str. 7: der dritte unter dem Mantel den Königsohn.

III. Ankunft an der Donau und Hoffnungslosigkeit der beiden ersten Goten. (Str. 8—11.) Str. 8: Sie kommen an die Donau und halten die Rosse an. Str. 9: Der erste klagt, daß außer des Königs Helm und Speer nichts mehr vom Gotenreiche übrig sei. Str. 10: Der zweite schlägt vor, diese traurigen Reste der Gotenherrlichkeit in die

Fluten zu versenken. Str. 11: Dann wollen sie sich selber daneben in den Fluten begraben.

IV. Die Hoffnung des Gotenreiches (Str. 12—15). Str. 12: Hildebrand trägt mehr als Königs Helm und Speer. Str. 13: Unter dem Mantel hat er der Goten Hort und Zukunft. Str. 14: Seine Genossen haben Speer und Krone, er hat des Königs Sohn gerettet. Str. 15: Er weckt den Knaben, bietet ihm den Morgengruß, huldigt ihm als König und nennt ihn bei seinem künftigen Heldennamen.

4. Grundgedanke. Die Treue verzagt und klagt nicht, sondern handelt; sie harrt auch im Unglück aus und sieht immer wieder aus dunkler Nacht einen hellen Hoffnungsstern aufgehen.

5. Schönheiten. In äußerst knapper und treffender Sprache und geschickter Gruppierung hat der Dichter ein ergreifendes Gemälde von Niederlage und Rettung, von Unglück und Treue, von Hoffnungslosigkeit und Zuversicht gezeichnet. Es ist unmöglich, die nächtliche Walstatt, die Roheit der Sieger, die Tapferkeit des gefallenen Königs und seiner Helden, der letzteren Treue und Hoffnungslosigkeit, den Gegensatz zwischen Niedergeschlagenheit und lebendiger Hoffnung, zwischen Untergang und Aufgang knapper und eigenartiger darzustellen. Jeder Strich ist ein Bild, jede Zeile ein Gedicht. Wie schön ist es, die jauchzenden Hunnen, die herabstoßenden Geier und die heulenden Wölfe zu Strichen in dem Gemälde der Walstatt, die öde, endlose Heide, den kalten Wind, den bleichen Mondschein und die düstern Föhrenwälder zum Hintergrunde der stummen, traurigen Reiter, die zerhackten Waffen zu Zeugen der Tapferkeit, die Donau als künftige Pulsader des Ostgotenreiches zum sichern Schreine des Gotenhortes, den rauhen Kriegsmann Hildebrand zur sorglichen Amme des Königskindes, den Morgen und die blitzende Donauflut zu Zeugen seiner Huldigung, die Nacht zum Schleier der Walstatt, den Morgen zum Spiegel der Zukunft zu machen! Wie die Sprache, so ist auch der Rhythmus aus Jamben und Anapästen genau dem innern Pulsschlag der Dichtung angepaßt.

III. **Verwertung in Aufgaben.** 1. Zeichne nach dem Gedichte a) ein Bild der Walstatt, b) der drei Flüchtlinge, c) der Gruppe an der Donau! 2. Weise nach a) die Tapferkeit der gotischen Helden, b) ihre Treue, c) ihre Hoffnungslosigkeit, d) die Hoffnung und Zuversicht! 3. Suche die Gegensätze im Gedicht! 4. Vergleiche das folgende Gedicht mit dem vorstehenden!

B. Die letzten Goten.

Felix Dahn. Aus: Ein Kampf um Rom. Roman in 4 Bdn. 1876.

1. „Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt!
Wir sind die letzten Goten,
Wir tragen keine Krone mit —
Wir tragen einen Toten.[1])

2. Mit Schild an Schild und Speer an Speer
Wir ziehn nach Nordlands Winden,
Bis wir im fernsten grauen Meer
Die Insel Thule finden.

3. Das soll der Treue Insel sein,
Dort gilt noch Eid und Ehre.
Dort senken wir den König ein
Im Sarg der Eichenspeere.

4. Wir kommen her, — gebt Raum dem Schritt! —
Aus Romas falschen Thoren;
Wir tragen nur den König mit —
Die Krone ging verloren."

[1]) König Tejas wurde 555 in der Vernichtungsschlacht am Vesuv beim Wechseln des Schildes, der mit zwölf Speeren gespickt war, durch einen Wurfspieß getötet. Der oströmische Feldherr Narses bewilligte dem Reste der Ostgoten freien Abzug. Nach der Sage kehrten sie in die Urheimat der Goten, nach Norwegen, Schweden und den nordischen Inseln, zurück.

1. Ähnlichkeiten. Die Goten erleiden eine furchtbare Niederlage. Der König fällt nach dem tapfersten Widerstande. Wenige getreue Mannen verlassen die Heimat, retten die Waffen und den letzten Hort des Reiches.

2. Verschiedenheiten. A führt uns nach Ungarn, B nach Unteritalien. A versetzt uns in das Jahr 375 bezw. 455, B in das Jahr 555. A zeigt eine Niederlage der Goten durch die wilden Hunnen, B eine solche durch den oströmischen Feldherrn Narses und die falschen Römer. In A sehen wir drei gotische Helden auf der Flucht nach dem Süden, in B die letzten Goten auf dem Abzuge nach Norden. In A wird die Krone des Königs gerettet, in B verloren. In A bleibt die Königsleiche auf dem Schlachtfelde, aber der letzte Königssproß wird gerettet, in B wird die Königsleiche in einem Sarge aus Eichenspeeren fortgetragen, aber kein Königssproß ist mehr da. A klingt hoffnungsvoll, B hoffnungslos aus. A ist ein Morgengesang, B ein Grabgesang der Gotenhoffnung. P.

72. Die Schlacht bei Zülpich.

Karl Simrock, Gedichte. Leipzig 1844. S. 153.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. König Chlodwig, der Gründer des Frankenreichs in Gallien, war ein wilder Heide. Vergeblich bemühte sich seine katholische Gemahlin Chlotilde, ihn zum Christentum zu bekehren. Es machte ihm mehr Freude, mit wilder Kraft die Streitaxt zu schwingen, als vor dem „Gott am Kreuze" zu knieen. Da brach ein Krieg mit den Alemannen aus. Dieses tapfere Volk wohnte zu beiden Seiten des Oberrheines, vom Bodensee bis Mainz, und an den Ufern des Neckars. Durch ihre Tapferkeit und Raubluſt waren sie gefährliche Nachbarn. Als sie Chlodwigs Vetter Siegbert von Köln mit Krieg überzogen, da eilte Chlodwig diesem zu Hilfe. Bei Zülpich, dem alten Tolbiacum (zwischen Bonn und Aachen), nach andern nördlich von der Mainmündung, kam es 496 zu einer furchtbaren Schlacht. Das Volk der Alemannen war den Franken an Zahl überlegen. Schon waren viele Franken unter ihren wuchtigen Streichen gefallen und deren Heer zu einem schwachen Häuflein zusammengeschmolzen; schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Alemannen: da hielt König Chlodwig ein im Kampfgedränge, erhob sich auf seinem Roß über den Troß (Haufen) seiner Krieger, streckte beide Hände gen Himmel und rief mit schallender Stimme, die wie scharfer Eisenklang durch die Reihen der lauschenden, zum Teil schon christlichen

Krieger fuhr: „Jesus Christus, den mein Gemahl verehrt, hilf mir, meine Götter verlassen mich! Wenn du mir beistehst, so will ich an dich glauben!“ Da brach die Sonne leuchtend durch die Wolken, und neuer Mut kam in das Frankenheer. Der König ergriff das Banner (die Fahne) und führte die Seinen aufs neue gegen den Feind, warf in unwiderstehlichem Ansturm alles nieder, tötete den Herzog der Alemannen, schlug sein Heer in die Flucht und unterwarf weite Gaue der Alemannen seiner Herrschaft. Sein Gelübde hielt Chlodwig und ließ sich am Weihnachtsfeste 496 mit 3000 seiner Edlen in Reims von dem Bischof Remigius taufen. Weil er von allen deutschen Fürsten der einzige katholische war, so gab ihm der Papst den Beinamen „Allerchristlichster König“, den alle seine Nachfolger auf dem fränkischen Throne beibehielten.

1. Chlodewig, der Frankenkönig, sah in Zülpichs heißer Schlacht, daß die Alemannen siegten durch der Volkszahl Übermacht.[1])

2. Plötzlich aus des Kampfs Gedränge hebt er sich auf stolzem Roß, und man sah ihn herrlich ragen vor den Edlen, vor dem Troß.[2])

3. Beide Arme, beide Hände hält er hoch empor zum Schwur[3]), ruft mit seiner Eisenstimme[4]), daß es durch die Reihen fuhr[5]):

4. „Gott der Christen, Gott am Kreuze, Gott, den mein Gemahl verehrt, so du bist ein Gott der Schlachten, der im Schrecken niederfährt[6]),

5. Hilf mir, dieses Volk bezwingen, gieb den Sieg in meine Hand, daß der Franken Macht erkennen muß des Rheins, des Neckars Strand.[7])

6. Sieh, so will ich an dich glauben, Kirchen und Kapellen[8]) baun und die edlen Franken lehren, keinem Gott als dir vertraun!“

7. Sprach es, und aus Wolken leuchtend brach der Sonne voller Strahl; frischer Mut belebt die Herzen, füllt des schwachen Häufleins Zahl.[9])

8. Chlodwig selbst ergriff das Banner, trug es in der Feinde Reihn, und die Franken, siegesmutig, stürzten jauchzend hinterdrein.

9. Schreck ergriff der Feinde Rotten, feige wenden sie und fliehn; all ihr Kriegsruhm ist erloschen, ihre Macht und Freiheit hin.[10])

10. König Chlodwig ließ sich taufen und sein edles Volk zugleich, und ob[11]) allen deutschen Stämmen mächtig ward der Franken Reich. —

11. Wenn sie einst den Gott verlassen, der bei Zülpich Sieg verlieh, ist den Alemannen[12]) wieder Macht gegeben über sie.

II. **Erläuterungen.** 1) Ihre Übermacht oder Überlegenheit lag in der größern Zahl der Krieger. 2) Er ragte über die adeligen Krieger und die gemeinen Kriegsleute (den Troß, eigentlich die Leute beim Heergepäck). 3) Schwur = hier feierliches Gelübde. 4) Eisenstimme = laut und schneidig wie Eisenklang. 5) Sie wurde in den Reihen der Krieger laut und deutlich gehört. 6) Der Gott der Liebe und Geduld, der sich sogar an das Kreuz hatte schlagen lassen, sollte sich jetzt als Lenker der Schlachten zeigen, indem er den Schrecken wie Blitzstrahlen in die Herzen der Feinde niedersandte. 7) Die Alemannen am Rhein und Neckar sollen der Herrschaft der Franken unterworfen werden. 8) Er gelobt, große und kleine Gotteshäuser zu bauen. 9) Was dem Häuflein an Zahl fehlt, das wird ersetzt durch den frischen Mut. 10) Die Alemannen verlieren durch diese Niederlage ihren bisherigen Kriegsruhm, ihre

Übermacht und ihre Selbständigkeit. 11) ob = über alle deutsche Stämme erhob sich Macht und Ruhm der Franken; sie wurden das mächtigste und berühmteste deutsche Volk. 12) Wenn die Franken (Franzosen) Gott verlassen, die Alemannen (Deutschen) aber an ihm festhalten, dann werden letztere über erstere triumphieren.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Schlachtfeld von Zülpich im Sommer 496. Eine Pause im Schlachtenlärm und Schlachtgedränge. König Chlodwig auf hohem Roß mit erhobenen Armen und Augen laut betend. Krieger mit Keulen und Speeren stehen still umher und lauschen. Viele Tote und Verwundete bedecken das Schlachtfeld. Der Himmel ist mit Wolken bedeckt; plötzlich bricht die Sonne leuchtend hindurch. Begeisterung flammt aus den Augen der Krieger.

2. Charakteristik. Weise nach, daß Chlodwig kriegslustig ist, vom Unglück bedroht wird, laut betet, feierlich gelobt, ein Zeichen vom Himmel fordert, mutig und thatkräftig ist, siegreich und mächtig wird, treu sein Gelübde erfüllt!

3. Gedankengang. I. Die Not in der Schlacht (Str. 1). II. Chlodwigs Gebet und Gelübde (Str. 2—6). III. Die Erhörung des Gebets (Str. 7—9). IV. Die Erfüllung des Gelübdes (Str. 10). V. Die Warnung vor Abfall (Str. 11).

Grundgedanke: Ps. 50, 15. Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. — Das rechte Gebet und die mutige That sind Bürgen des Sieges, der Abfall von Gott führt zur Niederlage. — Mit Gott stark und mächtig, ohne ihn schwach und ohnmächtig! —

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Bet und arbeit, so hilft Gott allezeit. Je größer die Not, desto näher ist Gott. Not lehrt beten. Wen Gott nicht hält, der fällt. Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Ps. 145, 18. 19. Der Herr ist nahe —. Ps. 18, 30. Mit dir kann ich Kriegsvolk zerschmeißen und mit meinem Gott über die Mauern springen.

2. Verwandtes. Konstantins Sieg 312 am roten Stein bei Rom. Ein Kreuz am Himmel mit der Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen!“ soll Volk und Heer zum Siege begeistert haben. — Israel siegte über die Amalekiter, solange Moses seine Hände betend empor hielt. (2. Mos. 17, 8—13.) — „Wir sind abgefallen, darum sind wir gesunken!“ sagte die Königin Luise nach dem Unglück Preußens 1806. Als sich aber das deutsche Volk mit Herz und Mund wieder zum Herrn bekehrte, da gab er ihm 1813—15 den Sieg über die Franzosen. — Gideon siegt durch die Hilfe des Herrn mit 300 Mann über die Scharen der Midianiter. (Richter 7.)

3. Rede- und Stilübungen. a) Suche aus der Bibel und Weltgeschichte plötzliche Wendungen des Schlachtenglückes und wunderbare Bekehrungen! — b) Ein fränkischer Krieger erzählt daheim den Gang der Schlacht bei Zülpich. — c) Welches sind die Ursachen des Sieges der

Franken und der Niederlage der Alemannen? — d) Vergleiche Chlodwigs Bekehrung mit dem Siege des Christentums unter Konstantin! —

P.

73. Frankfurt am Main.

August Kopisch, Gedichte. Berlin 1836. S. 150.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Frankfurt am Main ist eine blühende Stadt mit 180 000 Einwohnern und außerordentlichem Verkehr. In alten Zeiten hieß sie das „Kaufhaus der Deutschen", weil sich hier die Warenzüge und Kaufleute aus allen Himmelsgegenden trafen. Von 1562 bis 1792 war sie die Krönungsstadt der deutschen Kaiser. Das Festmahl bei Krönungen wurde in dem Kaisersaale gehalten, der in dem weitschichtigen und altertümlichen Rathause, Römer genannt, lag. Bei der Krönungsfeier versahen vier Kurfürsten die Erzämter. Der Kurfürst von Sachsen trug als Erzmarschall des Königs Schwert; der Kurfürst von Brandenburg reichte als Erzkämmerer dem Könige das Wasser; der Pfalzgraf bei Rhein trug als Truchseß die ersten Schüsseln auf des Königs Tisch; der König von Böhmen reichte als Erzschenk dem König den ersten Becher Weins. Die Wände des Kaisersaals im Römer sind mit den Bildern der deutschen Kaiser bedeckt. Karl der Große, auf lateinisch Carolus Magnus, eröffnet die Reihe, und Franz II., der 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegte, schließt sie. — Der Dichter und Maler Aug. Kopisch besuchte den Kaisersaal und ließ an seinem Geiste die Geschichte der altberühmten Stadt vorüber gehen. Von der Gegenwart schweifte sein Geist zurück bis zum Anfang, bis zur Gründung der Stadt. Diese soll in die Zeit Karls des Großen fallen. In Urkunden wird die Stadt schon 793 als namhafter Ort genannt. Der Name bedeutet der Franken Furt. In den Sachsenkriegen sollen hier die flüchtigen Franken eine Furt, d. h. eine seichte Stelle, im Maine gefunden und sich an das andere Ufer gerettet haben. Die Sage stimmt wenig mit der Geschichte. Wenn auch Karl in den Sachsenkriegen (772—803) manchmal ins Gedränge kam, so ist er doch schwerlich je aus Westfalen so weit nach Süden über den Main zurückgedrängt worden. Kopisch erzählt die Sage über die Gründung Frankfurts und beschreibt ihre Bedeutung als Krönungsstadt in dem folgenden Gedichte:

Die besten seiner Helden, die lagen in Sachsen tot,
Da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Not.
„Laßt eine Furt[1]) uns suchen längshin am schönen Main!
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!" —
Nun betete Kaiser Carol auf Knien an seinem Speer,
Da teilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher,
Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand, —
So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.
Hinüber zogen alle wie Israel durchs Meer,
Die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.
Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro[2]) der Franken Furt genannt."
Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
Damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.

Doch dort am Main erpranget[3]) nun eine werte Stadt,
Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.
Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron'[4])
Und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.[5])
Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn[6]);
Es schöpfte jeder Arme sich Wein aus reichem Born.[7])
Im Römer[8]) füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal[9]),
Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.
Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum, —
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.
Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
Die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

1) Seichte Stelle im Wasser zum Durchkommen. 2) Hinfort. 3) Fällt glänzend in die Augen. 4) Mit der deutschen Kaiserkrone. 5) Der Königsstuhl war mit kostbaren Stoffen überzogen, diese mit Goldstickereien geschmückt. 6) Das Füllhorn der griechischen Göttin Amalthea war das Sinnbild des Überflusses; es war ein gewundenes Horn, aus dem Blumen und Früchte quollen. 7) Zwei Adler sprudelten weißen und roten Wein, von dem jeder Arme wie aus einem Brunnen schöpfen und trinken konnte. 8) Das Rathaus mit dem Kaisersaal. 9) Becher.

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Nach der Sage würde die Gründung Frankfurts in die Zeit um 775 fallen. Die erste Kaiserkrönung in Frankfurt fand 1562 (Maximilian II.), die letzte 1792 (Franz II.) statt. Das Gedicht zeigt uns zwei Situationsgemälde: a) Die Entdeckung der Mainfurt, b) eine Kaiserkrönung. (a. Karl der Große hat den Speer in die Erde gestoßen, ist niedergekniet, hat seine Hände betend um den Speer gelegt und die Augen zum Himmel erhoben. Vor ihm hat sich eben der dichte Nebel gehoben und läßt die blitzende Mainflut sehen. Eine Hirschkuh watet an einer seichten Stelle durch den Strom. Um den Kaiser ist das übriggebliebene Häuflein seiner Getreuen geschart. Sie sehen mit Staunen, wie das Gebet des Kaisers rasche Erhörung findet. In der Ferne erscheinen die verfolgenden Sachsen, aber schon senkt sich zwischen sie und die Franken der Nebel wieder herab wie die Wolkensäule in der Wüste zwischen Israel und die Ägypter. — b. Zeichne in ähnlicher Weise nach den im Gedicht gegebenen Strichen das Bild einer Kaiserkrönung!)

2. Charakteristik. Beweise, daß Frankfurt einen königlichen Ursprung hat, daß die Stadt volkreich, handelsrege, wohlhabend, schön, an Ehren und Erinnerungen reich ist! — Weise nach, daß Kaiser Karl kriegerisch, aufmerksam und klug, fromm, dankbar, zäh in seinem Vornehmen und endlich siegreich war!

3. Gedankengang. I. Teil: Sage von der Gründung Frankfurts. a) Karl kommt auf der Flucht vor den Sachsen an den Main, b) sucht eine Furt, c) betet um Errettung, d) entdeckt durch eine Hirschin die seichteste Stelle des Flusses, e) zieht mit seinen Franken hindurch, f) weiht und nennt die Stätte, g) besiegt und unterwirft die Sachsen, h) gründet das blühende Frankfurt.

II. Teil. Frankfurt als Krönungsstadt. a) Die Kaiser werden hier gekrönt, b) das Volk gespeist und getränkt, c) die Kaiser von den Kurfürsten bedient, d) der Römersaal mit den Bildern der Kaiser geschmückt, e) ihre Reihe geschlossen, als der Raum verbraucht und das Reich aufgelöst war.

Den Grundgedanken geben die beiden letzten Zeilen: Die Geschichte der Stadt Frankfurt von der Gründung bis zur letzten Kaiserkrönung. Die Krönungsstadt der deutschen Kaiser hat auch einen kaiserlichen Ursprung.

4. Eigentümliches. Die Sprache ist schlicht und gehaltvoll und hat altertümliche, chronikenartige Anklänge. Der zweite Teil lahmt und hinkt etwas hinter dem ersten, der mit der Zeile endet: „Die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.“ Daß die schlichte, aber lebhaft fortschreitende Erzählung plötzlich in eine Beschreibung übergeht, giebt den beiden Teilen etwas Ungleichartiges; es ist, als ob der muntere Bach plötzlich in einem Teiche zum Stillstand käme.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Ein betendes Herz, ein scharfes Auge und eine starke Hand finden aus jeder Bedrängnis einen Ausweg. — Unglück wird oft die Quelle des Glücks. Alles Große und Schöne wächst aus kleinen Anfängen.

2. Verwandtes. Israels Durchgang durchs Rote Meer, die Wolken- und Feuersäule. — Jakob weiht den Stein, auf dem sein Haupt geruht, und gründet die Stadt Bethel. (1. Mos. 28.) — Ps. 127. — Otto I. schleudert seinen Speer in den Ottensund und macht ihn zur Nordgrenze des Reiches. — „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht“ von Schiller. — Die Krönung des ersten Königs von Preußen in Königsberg am 18. Januar 1701.

3. Aufgaben. a) Erzähle von Städtegründungen, b) von Krönungen, c) von Rettungen aus großer Gefahr! d) Geschichtliches und Geographisches von Frankfurt a. M.! e) Wie unterscheidet es sich von Frankfurt an der Oder? P.

74. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.

Karl Gerok. Blumen und Sterne. 4. Aufl. Stuttgart 1872. S. 174.

1. Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren,
Da prüft' er scharf das kleine Volk im Schreiben, Buchstabieren,
Ihr Vaterunser, Einmaleins und was man lernte mehr.[1])
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

2. Gleichwie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen.
Zu seiner Rechten ließ er stehn die Fleißigen, die Braven.
Da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind[2]),
Manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind.

3. Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies sie mit erhobner Hand zur Linken, in die Ecke.
Da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn[3]),
Manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

4. Dann sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben!
Ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben;
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid:
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid."

5. Dann blitzt sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euren Adel!
Ihr seidnen Püppchen[4]), trotzet nicht auf euer Milchgesicht!
Ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht."

6. Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten
Und manches stumm zu Boden sehn und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt, und wen er ausgeschmält.[5])

7. Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand! —
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland.

I. **Vorbereitung.** Zu den großen Verdiensten, die sich Karl d. Gr. um das deutsche Vaterland erworben, gehört besonders auch seine väterliche Fürsorge für die Unterweisung der männlichen Jugend. Seine schöpferischen Gedanken begnügten sich nicht allein damit, daß er im Jahre 801 eine königliche Verordnung an alle hohen Staatsbeamten erließ, in welcher dieselben aufgefordert wurden, dafür Sorge zu tragen, daß doch die Jugend immer mehr und mehr die nötige Unterweisung in Schulen erhalte und daß gegen die Widerspenstigen mit Strafe eingeschritten werde, sondern er that auch alles, um die vorhandenen Klosterschulen zu verbessern und neue Schulen zu gründen. Besondere Pflege und Sorgfalt widmete er der von Alcuin, dem berühmten Mönch aus England, errichteten Schule an seinem Hofe zu Aachen, die von den Söhnen des höchsten Adels und der vornehmsten Würdenträger, wie auch von den Knaben der niederen Hofbeamten besucht wurde. Die vorliegende Erzählung ist historisch und aus den uns überlieferten „Vier Erzählungen des Mönchs von St. Gallen" entnommen und von dem Dichter Karl Gerok in ein dichterisches Gewand gekleidet worden.

II. **Vermittlung.** 1) Hierunter ist namentlich der Unterricht im Lateinischen und Singen zu rechnen, auf welche Lehrgegenstände der Kaiser große Stücke hielt. 2) Bürgerkinder im heutigen Sinne des Worts gab es zu jener Zeit noch nicht. Es sind darunter die Kinder bürgerlicher Eltern im Gegensatz zum Adel zu verstehen, dessen Söhne 3) mit „Herrensohn" bezeichnet werden. 4) Die in Sammet und Seide gekleideten zarten Knaben werden, weil verzärtelt, „Milchgesichter" genannt. 5) schmälen = schmal machen, schmälern, verringern, d. h. eine Person als klein, gering, schlecht darstellen, scheltend verächtlich machen. Synonyme: schelten, schimpfen, zanken.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Kaiser Karls d. Gr. Besuch und Prüfung seiner Hofschule. Versammlung der Schüler um den Kaiser. Str. 2. Scheidung der Schüler nach dem Vorbilde des himmlischen Hirten in Schafe und Böcke: die Fleißigen zur

Rechten und die Faulen zur Linken. Die Mehrzahl der Braven sind die Söhne der bürgerlichen Eltern. Str. 3. Die Mehrzahl unter den Faulen hingegen, die zur Linken des Kaisers gestellt waren, bildeten die Söhne der Vornehmen, der Adligen. Str. 4. Dank und Verheißung des kaiserlichen Wohlwollens für die Fleißigen. Des Kaisers Grundsatz. Str. 5. Gerechter Zorn und herber Tadel des Kaisers gegen die Faulen und die Taugenichtse. Wiederholung seines Grundsatzes der Gerechtigkeit. Str. 6. Folgen der Prüfung: hohe Freude der Fleißigen, Scham und Reue der Faulen. Bekanntwerden von K. Karls gerechtem Verfahren in der Schule unter den Eltern und Erwachsenen. Str. 7. Des Dichters Mahnung, Karls gerechtes Verfahren in Schule und Staat nachzuahmen, und sein Endurteil.

2. Schönheiten des Gedichts: a) Reichtum an Kontrasten: Böcke — Schafe; Faule — Fleißige; Brave — Taugenichtse; zur Rechten — zur Linken; grobes Linnenkleid — pelzverbrämter Rock; schlichtes Bürgerkind — feiner Herrensohn; Sohn von Kaisers Hofgesind — ein junger Reichsbaron; gestrenger Blick — mildes Sprechen; Lob und Verheißung — Tadel und Drohung des Kaisers; armer Leute Kind und Knechtessohn — seidene Püppchen und Milchgesichter; Leuchten der Kinderaugen — Niederschlagen des Blickes und Thränen im Auge; Freude der Braven — Scham und Reue der Faulen; im Schulhaus mit dem kleinen Volk — im Staate mit den Alten; den Platz nach Kunst — nicht nach Gunst. b) Wortspiele im Gedichte. Führe sie an!

IV. **Verwertung.** 1. Mahnung: a) Beurteile und behandle deine Mitmenschen nach ihrem innern Werte und ihren innern Vorzügen: Kenntnissen, Tugenden, Thaten, Verdiensten und nicht nach ihren ererbten, äußern Vorzügen, nicht nach dem Kleide und Stande, nicht nach Adel, Schönheit, Reichtum und Begabung! b) Goethes Wort: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!

2. Rede- und Stilübungen. a) Genaue Angabe des Inhalts nach III! b) Stelle die Kontraste im Gedichte übersichtlich zusammen, siehe III. 2! R. D.

75. Heinrich der Vogelsteller.

Joh. Nepomuk Vogl. Balladen, Romanzen ꝛc. Wien 1846. 52.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

2. In Wies' und Feld, in Wald und Au,
Horch, welch' ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's, heut' giebt's 'nen guten Fang!"
Er lugt zum Himmelszelt.

4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch! was sprengt denn da herauf
Für eine Reiterschar?"

5. Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang:
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

6. Ei nun, was giebt's?" Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr da! Sagt an!"

7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

8. Dies rufend, knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

9. Da blickt Herr Heinrich tief bewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang,
Herr Gott, wie dir's gefällt."

I. **Quelle des Gedichts.** Geschichtsbücher aus dem 12. bis 15. Jahrhundert erzählen, daß der König Heinrich I. gern im Harzgebirge dem Vogelfange nachgegangen sei. Auch im Jahre 918, als man ihn zum deutschen Kaiser gewählt habe, hätten die Gesandten ihn auf der Harzburg, nach andern in Quedlinburg, auf dem Finkenherde angetroffen und ihm daselbst die Kunde von seiner Wahl gebracht und die Reichsinsignien überreicht. Frühere Geschichtsschreiber, besonders gleichzeitige, wissen von der Geschichte nichts, ja sogar der Name Heinrich der Vogler oder der Finkler kommt überhaupt erst in Geschichtsbüchern aus dem 12. Jahrhundert vor. Spätere mittelalterliche Geschichtsschreiber erzählen zwar die Sage auch, allein bei einzelnen derselben kommen Züge hinzu, die gar nicht auf Heinrich I. hinweisen, sondern auf Heinrich II. und sogar auf Heinrich IV. Von diesen Erzählungen sagt Wernicke in seiner Geschichte des Mittelalters, Berlin 1871, S. 110:

„So wahrscheinlich dies aber auch klingt bei seiner Vorliebe zur Jagd, so scheint es doch erdichtet zu sein. Vielmehr bat ihn Eberhard zuerst um eine geheime Zusammenkunft, und bei derselben überreichte er ihm knieend Zepter und Schwert. Heinrich war überrascht, wollte bescheiden die angetragene Würde ablehnen, ließ sich jedoch zur Annahme bewegen. Die fränkischen Großen versammelten sich darauf zu Fritzlar und wählten ihn vor allem Volk zum Könige."

Unsern Dichter trifft aber durchaus nicht etwa der Vorwurf, daß er uns eine Sage — denn das ist diese Erzählung nach der neueren Geschichtsforschung — hat als verbürgte Geschichte vorführen und damit täuschen wollen. Das Gedicht entstand ums Jahr 1835, also zu einer Zeit, in welcher gegen jene Thatsache von den Geschichtsschreibern noch kein Zweifel erhoben wurde; ferner aber ist die Sage so dargestellt, daß sie zur charakteristischen Auffassung des großen Königs nur förderlich ist. Es genügt hier also, den Kindern einfach zu sagen, daß die Erzählung eine Sage ist wie viele andere ähnliche Erzählungen.

II. **Erläuterung des Inhalts.** Der Dichter führt uns in der 1. Strophe zunächst an den Ort der Handlung. Es ist ein Vogelherd. „Das ist ein abgesonderter, ebener, etwas erhöheter Platz im Walde, der mit allerlei Werkzeug zum Vogelfange, wie Lockvögeln, Lockspeisen, Schlaggarnen und Fallnetzen besetzt ist." Herr Heinrich war froh und wohlgemut. Und warum auch nicht! War es doch ein schöner, herrlicher Frühlingsmorgen, an dem die Tautropfen wie Perlen an den Gräsern hingen und vom Scheine der Morgensonne blitzend und glänzend

erschienen. Die Schönheit des Morgens (Str. 2) wird noch erhöht durch den Gesang der Vögel: der Lerche, der Wachtel und der Nachtigall! Hieraus erkennen wir, daß die Jahreszeit noch nicht bis zum Hochsommer vorgerückt sein kann; denn die „süße Nachtigall“ hört bekanntlich schon um Johanni auf zu singen.

Dies alles stimmt Heinrich (Str. 3) fröhlich und veranlaßt ihn zu dem Ausrufe: „Wie schön ist heut' die Welt!“ Diese fröhliche Stimmung giebt ihm aber auch Grund zu hoffen, daß er heut' einen guten Fang machen wird. Er lugt, d. h. schaut spähend nach dem Himmel, ob ihm das Wetter für seine Jagd auch treu bleiben wird. Doch bald (Str. 4) hört er Geräusch (er lauscht, d. h. er sieht und hört mit scharf angespannten Sinnen) und bemerkt, daß eine Reiterschar seinem heimlichen Platze naht. Wie die Schar mit dröhnendem Hufschlag und klirrenden Waffen heraufsprengt, denkt Heinrich zunächst nur an sein Jagdvergnügen: „Daß Gott (d. h. daß Gott mir helfe, oder daß Gott sich erbarme), die Herren verderben mir den ganzen Vogelfang!“ Unbedingt war ihm das eine unliebsame Störung, die seinen Unwillen erregte. Daher fragt er (Str. 6) auch etwas kurz und nicht gar freundlich: „Ei nun, was giebt's?“ und als der Troß — (d. h. der einherziehende Haufe) plötzlich anhält, tritt er aus dem Gebüsch hervor, hinter welchem er seine Vögel belauscht hat, und fragt zum zweitenmal, kaum freundlicher als das erste Mal: „Wen sucht ihr da? Sagt an!“ Er soll aber nicht lange im Zweifel bleiben, denn die Reiter (Str. 7) schwenken ihre Fähnlein, die sie wahrscheinlich als Schmuck ihrer Lanzen, bei sich tragen, steigen von den Pferden, knieen vor ihm (Str. 8) nieder und jauchzen ihm zu: „Wir suchen unsern Herrn nach dem Willen des deutschen Reiches; hoch lebe Kaiser Heinrich! hoch des Sachsenlandes Stern.“ „Stern“ ist hier ein bildlicher Ausdruck und will sagen: der Beste, der Ruhmreichste der Sachsen. „Kaiser“ war übrigens Heinrich auch nicht; denn als ihn nach der Wahl der Erzbischof von Mainz nach alter Sitte krönen und salben wollte, ließ er es nicht zu, indem er bescheiden sagte: „Spart euer Salböl für Würdigere, für mich ist diese Ehre zu groß.“ Der Dichter hat den Ausdruck Kaiser gebraucht, weil die meisten deutschen Könige zugleich den Kaisertitel führten. Nachdem die Boten des Reichs Heinrich gehuldigt, d. h. ihn als ihren Herrn und als das Oberhaupt des deutschen Reiches anerkannt und sich bereit erklärt hatten, als Unterthanen ihm zu gehorchen, da ließ er sich nicht mehr lange zureden, sondern (Str. 9) „er blickt zum Himmelszelt“ und danket in demütiger Ergebung Gott für den „guten Fang“, der, anstatt in Vögeln, in der Reichskrone bestand. So schließt das schöne, frische Gedicht mit demselben Gedanken, mit welchem es begonnen, und findet eine befriedigende Abrundung.

III. **Gliederung des Inhalts.** Das ganze Gedicht zerfällt in drei Hauptabschnitte:

I. Abschnitt. Str. 1—3. Herr Heinrich am Vogelherd.

II. Abschnitt. Str. 4—8. Die Ankunft der Reichsboten.

III. Abschnitt. Str. 9. Schluß. Heinrichs Verhalten nach der Huldigung.

Diese drei Hauptabschnitte lassen sich wiederum in so viel Unterabteilungen bringen, als es Strophen sind.

Dr. W. Berger gliedert das Stück im einzelnen so:

A. Heinrich am Vogelherd, Str. 1—3.

1. Beschreibung des schönen Morgens: a) Der Glanz des Taues. b) Der Gesang der Vögel.

2. Stimmung Heinrichs: a) Freude an dem schönen Morgen. b) Hoffnung auf einen guten Fang.

B. Der gute Fang. Str. 4—9.

1. Herannahen der Boten: a) Anzeichen des Herannahens. Str. 5, Vers 1 und 2. aa) Aufwallen des Staubes. bb) Schall des Hufschlags. cc) Waffenklang. b) Verhalten Heinrichs. Str. 4, Vers 1 und 2. Str. 5, Vers 3 und 4. Str. 6, Vers 1—4. aa) Erstauntes Schauen und Lauschen. bb) Ärger über die Störung. cc) Unwirsche Fragen.

2. Botschaft von der Wahl: a) Begrüßung. Str. 7. aa) Durch Fahnenschwenken. bb) Durch Zuruf. b) Huldigung. Str. 8. c) Erklärung. d) Aufnahme von seiten Heinrichs. Str. 9.

IV. **Charakteristik Heinrichs.** Die augenfälligsten Charaktereigentümlichkeiten Heinrichs sind folgende:

1. Heinrich hat den Beinamen der „Vogelsteller oder Finkler" davon, daß er er gern am Vogelherde saß. (Str. 1.)

2. Heinrich war ein Freund der Natur und hatte daher viel Sinn für die Schönheit derselben. (Str. 1, 2, 3.)

3. Er besitzt dabei aber auch einen frommen, gottergebenen Sinn, denn er „lugt" zum Himmelszelt und gedenkt dessen, der dies alles ins herrliche und beglückende Dasein rief, und der auch ihn beglückte und segnete. (Str. 3 und Str. 9.)

4. Heinrich war ein echtes, kräftiges Sachsenkind mit blondgelocktem Haar. (Str. 4.)

5. Er war, wie er es als Herzog und König vielfach bewiesen hat, ein mutiger Held; er wußte ja nicht, in welcher Absicht die Reiterschar kam, ob sie ihm feindlich oder freundlich entgegentreten werde. (Str. 6.)

V. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Charakteristik Heinrichs (nach Abschnitt IV). 2. Heinrich am Vogelherd. (Ein Bild.) Vordergrund: Der Vogelherd mit den verschiedenen Werkzeugen zum Vogelfang. Mittelgrund: Rechts und links Wald, in der Mitte, nahe an einem dichten Gebüsch, Heinrich. Hintergrund: Eine Waldlichtung, auf welcher die Schar der Ritter ankommt. Kurze Beschreibung der Schar.

W. D.

76. Willegis.

August Kopisch, Gesammelte Werke. Bd. III. Berlin 1856. S. 117.

I. **Vorbereitung.** Der ausgezeichnete Erzbischof Willegis zu Mainz (975—1011), die beste Stütze des minderjährigen Kaisers Otto III., war von geringem Herkommen aus Schöningen im Braunschweigischen. Von ihm soll nach einer unverbürgten Sage das Rad im Mainzer Wappen herrühren. Die Sage erzählt darüber: Willegis war eines Wagners Sohn. Darob verachteten ihn manche der adligen Domherren in Mainz, und es verdroß sie, daß er ihr Herr sein sollte. Um ihn an seine niedrige Herkunft zu erinnern, ihn zu ärgern und in den Augen des Volkes zu beschimpfen, malten sie ein Wagenrad an seine Thür und schrieben darunter: „Willegis, Willegis! Gedenk, woher du kommen bist!" Willegis sah das Rad, las die Unterschrift und zeigte weder Unwillen noch Zorn. Aus Demut, und um die Spötter zu entwaffnen, nahm er ein weißes Rad auf rotem Felde (oder Grunde) in sein Wappen, und seinem Beispiele folgten alle seine Nachfolger. So kam das Zeichen der Schmach zu Ehren; das Ärgernis wurde zur Glorie (zum Ruhme).

II. **Vortrag des Gedichts.**

1. Es sahn am Tum[1]) zu Mainz die adeligen Herrn
Den Willegis zum Bischof nicht allerwege[2]) gern.
Der war ein Wagnersohn;
Sie malten, ihm zu Hohn,
Mit Kreide Räder an die Wand;
Die sah er, wo er ging und stand;
Doch es nahm Willegis
An dem Schimpf kein Ärgernis.

2. Denn als der fromme Bischof die Räder da ersehn,
So hieß er seinen Knecht nach einem Maler gehn.
„Komm, Maler, male mir
Ob[3]) jeder Thür dahier
Ein weißes Rad im roten Feld;
Darunter sei die Schrift gestellt:
Willegis, Willegis,
Denk, woher du kommen sis!"[4])

3. Nun wurde von den Herrn im Tum nicht mehr geprahlt;
Man sagt, sie wischten selber hinweg, was sie gemalt.
Sie sahn, dergleichen[5]) thut
Bei weisem Mann nicht gut.
Und was dann für ein Bischof kam,
Ein jeder das Rad ins Wappen nahm.
Also ward Willegis
Glorie[6]) das Ärgernis.[7]

1) Die adeligen Herren am Tum (ältere Form von Dom) sind die adeligen Domherren. 2) nicht allerwege — nicht alle und nicht in allen Stücken. 3) ob = über. 4) sis = seiest. 5) Dergleichen kleinliche Spöttereien. 6) Glorie = Ruhm. 7) Ärgernis = Anstoß erregend.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das sagenhafte Ereignis müßte sich um 975 im erzbischöflichen Palast zu Mainz zugetragen haben. Wir sehen einen Maler auf einer Leiter beschäftigt, über dem Portale ein weißes Rad auf rotem Grunde zu malen. Der Erzbischof steht dabei und schaut mit heiterem Antlitz zu. Aus einem Fenster blicken scheu einige Domherren hin auf die Gruppe.

2. Charakteristik. Willegis ist von niedriger Abkunft, aber klugem Geiste und edlem Charakter. Der Schimpf kränkt und ärgert ihn nicht, sondern stimmt ihn heiter und demütig. In seiner Weisheit wählt er das beste Mittel, um die Gegner zum Schweigen zu bringen; er wählt das Zeichen des Spottes zum Ehrenzeichen, zum Wappenbilde.

Die Domherren sind zwar adelig von Geburt, aber kleinlich und engherzig im Gemüt, prahlerisch mit dem Munde, neidisch auf die Würde ihres Vorgesetzten, hämisch in ihrem Thun. Das edelmütige und kluge Verfahren des Bischofs beschämt sie und bringt sie zu besserer Erkenntnis.

3. Gedankengang. Str. 1. Einige Domherren in Mainz verachten den Erzbischof Willegis, weil er ein Wagnersohn ist, und suchen ihn vergeblich durch angemalte Räder zu ärgern. Str. 2. Willegis nimmt das Zeichen des Spottes und der Erniedrigung in sein Wappen und mahnt sich dadurch und durch eine besondere Unterschrift zur Demut. Str. 3. Die Domherren schämen sich; des Bischofs Nachfolger aber behalten das Rad im Wappen.

Grundgedanke: Ein edler und kluger Mensch weiß den Schimpf in Ehre, das Ärgernis in Ruhm zu verwandeln.

4. Eigentümlichkeit. Das Gedicht ahmt die volkstümliche Sprache nach und hat deshalb auch einen etwas unregelmäßigen Versbau. Die Verse sind jambisch mit einigen Anapästen und verschobenen Tonhebungen und Tonsenkungen; sie wechseln zwischen sechs-, vier- und dreifüßigen; die Endreime sind alle männlich.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Die Schmachschrift von Joh. Peter Hebel (Werke Bd. II, S. 31. Berlin 1869. G. Grote). „Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich II. in Berlin an einem öffentlichen Platz angeheftet wurde und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät," sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre widerfahren, das und das. Alles hab' ich nicht lesen können, denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes!" da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinab hänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute giebt." Nach der Hand geschah nichts mehr."

Das Kreuz, einst das Zeichen der Schmach, an dem Verbrecher zu Tode gemartert wurden, ist das Heils- und Ehrenzeichen der Christen geworden, seitdem ihr Heiland in Liebe, Demut und Geduld daran gestorben ist. — Der Rittmeister Kurzhagen schämte sich seiner armen Eltern nicht. Vergleiche „Hirtenflöte" Bd. I, S. 348, und „Du sollst Vater und Mutter ehren!" Bd. I, S. 99! — Jakob sprach bei seiner Heimkehr aus Mesopotamien demütig und dankbar (1. Mos. 32, 10.): Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue. — Luk. 14, 8—11. Wenn du von

jemand geladen wirst —, denn wer sich selbst erhöhet, der soll erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden.

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle die Sage vom Ursprung des Rades in dem Mainzer Wappen! b) Vergleiche das Gedicht von Kopisch mit der Schmachschrift von Hebel! c) Suche aus der biblischen Geschichte Beispiele von Hochmut und Demut! P.

77. A. Schwäbische Kunde.

L. Uhland. Werke. Stuttgart 1863. II, 213.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer;
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen:
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher;
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät' nur spöttlich um sich blicken;
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut:
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken herunter sinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Er ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert,
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang!
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

1. Quelle des Gedichts. Über die Quelle, aus der Uhland den Stoff zu seinem Gedichte geschöpft, war man längere Zeit im Zweifel, weil verschiedene Chroniken- und Geschichtsschreiber diese Heldenthat erwähnten. Der frühverstorbene Paul Eichholz hält in seinen „Quellenstudien zu Uhlands Balladen", Berlin 1879, die in lateinischer Sprache geschriebenen Annales Suevici von Crusius für die wahrscheinliche Quelle, dem auch Götzinger (Deutsche Dichter, 5. Aufl.) beistimmt. Vor Crusius erwähnt schon ein byzantinischer Geschichtsschreiber, Nicetas aus Chonä, den Vorgang, und nach Crusius erzählte der Straßburger Schriftsteller J. Ph. Abelin die Sache in der „historischen Chronika", aus welcher Abraham a Santa Clara sie kennen lernte und in seiner berühmten Türkenpredigt: „Auf, auf, ihr Christen! das ist eine bewegliche Anfrischung der

christlichen Waffen wider den türkischen Blutegel, Wien 1683" berichtet. In dieser Predigt, welche auch Schiller in seiner Kapuziner-Predigt im „Wallenstein" benutzt hat, wird die Anekdote folgendermaßen erzählt: „Ruhmwürdig ist die Courage, welche jener teutsche Soldat gehabt, in dem Kriegsheer Barbarossae; dieser tapfere Alleman und Schwab konnte wegen seines abgematteten Pferdes der Armee nicht folgen, hatte also ziemlich weit nach derselben seinen müden Schimmel an dem Zaume geführt, ganz alleinig, dem aber 50 starke Türken begegneten, vor welchen er sich allein ganz nicht entsetzt, sondern mit einer Hand sein Roß gehalten, mit der anderen also gefochten, und einen solchen Streich geführt, daß er einen Türken vom Kopf hinab den ganzen Leib auch durch den Sattel bis auf die Haut des Pferdes, von einander zerspalten, ob welchen die anderen der Gestalten erschrocken, daß sie eilends die Flucht genommen: dergleichen tapferen Courage gebühren einem rechtschaffenen Soldaten."

2. Anordnung der Gedanken. Vers 1—10 schildert die Not von Barbarossas Kriegsheer auf dem Wege nach dem heiligen Lande. Vers 11—19: Ein schwäbischer Ritter muß wegen seines kranken Pferdes zurückbleiben. Vers 20—40: Der Kampf mit den 50 Türken und die Heldenthat des Ritters. Vers 41—44: Die Flucht der Türken. Vers 45—49: Eine Christenschar sieht die Heldenthat und teilt sie dem Kaiser mit. Vers 50—56: Das Gespräch zwischen dem Kaiser und dem Schwaben.

3. Erklärung unverständlicher Ausdrücke. Vers 1. „Lobesam", alter Ausdruck für lobenswert, löblich, des Andenkens wert. Vers 3. Unter „dem frommen Heer" versteht der Dichter die Kreuzzügler. Vers 8. „Hat dort den Trunk sich abgethan" kann heißen: hat dort das Trinken verlernt, oder, da die deutschen Reiter von jeher in dem Rufe standen, starke Trinker zu sein, und deshalb, solange sie lebten, sich den Trunk nicht abgewöhnen konnten — er starb vor Durst. Vers 10. „Mähre" bedeutet im allgemeinen „Pferd", hier aber ein abgemagertes, elendes Pferd. Vers 11. „Nun war ein Herr aus Schwabenland", d. i. ein schwäbischer Ritter. Vers 23. „Der wackre Schwabe forcht sich nit." „Forcht" ist ein volkstümlicher, schwäbischer Ausdruck, wie auch „nit", und heißt „fürchtete sich nicht". Vers 25. „Spicken". Wie man das Fleisch des Wildbratens mit Speckstreifen versieht, so wurde der Schild mit Pfeilen bedeckt. Vers 26. „Und thät nur spöttlich um sich blicken." Eine altertümliche Redensart für: er blickte spöttisch um sich. Vers 48. „Was Arbeit unser Held gemacht", d. i. was für ꝛc. Vers 52, 54 und 56. „Streiche". Das Wort hat eine doppelte Bedeutung. Der Kaiser denkt bei dem „Streiche" an den gewaltigen Hieb, den der Ritter ausgeführt hat; der Ritter dagegen legt dem Worte die Nebenbedeutung einer mutwilligen Handlung unter, und bei dem Worte „Schwabenstreich" denkt man an eine „thörichte" Handlung.

4. Die Form und Sprache des Gedichts. Beide sind in hohem Grade charakteristisch. Der Stil ist schlicht und einfach; die Sätze sind

kurz und knapp; Inhalt und Form harmonieren. „Die Geschichte ist eine Anekdote“, sagt Eichholz, „wie sie im Zeitalter der Kreuzzüge häufig entstanden, und es muß als ein glücklicher Griff des Dichters bezeichnet werden, daß er für dieselbe Versmaß und Stil der Reimchroniken wählte.“ Dieses Versmaß wurde in mittelalterlichen Gedichten und später auch von Hans Sachs angewandt: Es sind in jedem Verse vier Hebungen, dagegen sind die Senkungen oft der Zahl nach willkürlich angereiht. Im allgemeinen ist der jambische Vers vorherrschend, doch kommen auch, z. B. in Vers 18 und 20, Trochäen vor. Das Hervortreten des schwäbischen Dialekts in vielen Ausdrücken und der frei hinzugedichtete Schluß: „Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche“, erinnern nicht nur an die spezielle Heimat des Dichters, sondern verstärken auch den anmutigen Eindruck des Gedichts.

5. Einen Hauptgedanken können wir dem Gedichte nicht unterlegen, wohl aber dürfte die Absicht des Dichters, der selbst ein Schwabe war, diese sein: den in ganz Deutschland bekannten, unbedachtsamen und unbesonnenen Handlungen, welche man den Schwaben zutraut, ihre schlechte und lächerliche Seite zu nehmen; denn in unserm Gedichte wird die an sich unbedachtsame Handlung des Schwaben zu einer Heldenthat, die nicht nur die Bewunderung der Kreuzfahrer, sondern jedes Menschen erregt, der die Erzählung der Geschichte vernimmt.

Nach Kriebitzsch ist die Idee folgende: „Der Dichter will — nicht das Heldentum überhaupt an irgend einer That und Person und Zeit, sondern das Heldentum des mittelalterlichen Rittertums und wiederum nicht dies überhaupt, sondern sofern es sich in dem schwäbischen Volksstamme und hier vor allem in seiner liebenswürdigen Naivität und kernhaften Tüchtigkeit kundgiebt, also: die naive Tüchtigkeit des schwäbischen Rittertums zur Anschauung bringen.“

6. Charakter des Schwaben. Von alten Zeiten her hat man sich über die Schwaben eigentümliche Urteile gebildet; man hält sie für unbedachtsam und unbesonnen, man spricht daher vom Schwabenalter, von Schwabenstreichen. Allein diese Unbedachtsamkeit und Unbesonnenheit ist nur eine Folge ihres Temperaments; bei einem Überfluß von Trieben und Bestrebungen geraten sie oft in eine scheinbare Verworrenheit, aus der sie sich nicht rasch wieder loswinden können, und darum kommen sie dem Fremden, besonders dem kalten Norddeutschen, wunderlich und täppisch vor. Daß die Schwaben ein geistig hochstehendes Volk sind, beweisen die vielen großen Männer, welche das Land erzeugt hat, wie: Melanchthon, Keppler, Hegel, Schiller und der Dichter obiger Erzählung. Im Kriege stehen sie keinem Volke an Tapferkeit nach.

Der Held unseres Gedichts ist ein großer, starker Mann („Von hohem Wuchs und starker Hand“), dabei furchtlos („er forcht sich nit“), gutmütig („Er hätt' es [das Pferd] nimmer aufgegeben, und kostet's ihm das eigene Leben“). Anfangs ist er ruhig und kaltblütig („Ging seines Weges Schritt vor Schritt“), später aber, als „einer, dem die

Zeit zu lang, auf ihn den krummen Säbel schwang", wurde er zornig („Da wallt dem Deutschen auch sein Blut"), und der entsetzliche Hieb erfolgt: „Zur Rechten sieht man wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken."

Auch Geistesgegenwart zeigt der Schwabe, indem er zunächst dem Pferde die Vorderfüße abhaut, um dann den Mann desto besser treffen zu können. In seinem Gespräche mit dem Kaiser offenbart er Bescheidenheit („Die Streiche sind bei uns im Schwang") und Witz, indem er seine Heldenthat mit Schwabenstreichen vergleicht. Wahrhaft rührend ist das Verhältnis des Ritters zu seinem Rosse geschildert. „Mitleid und Liebe", sagt Hiecke, „zu seinem ganz entkräfteten Rosse, dem er auch gar nicht mehr zumutet, ihn zu tragen, läßt den wackeren Schwaben, trotz aller ihm sicherlich nicht unbekannten Gefahr, hinter der schützenden Schar der Genossen immer weiter zurückbleiben. Der rechte Reitersmann wird mit seinem Rosse eins; er und sein Tier haben zusammen Leid und Freude erlebt; das Roß bekommt durch seinen Reiter eine Geschichte und wird eine Stufe höher in der Reihe der Wesen gerückt. Der Reiter wird aber auch sein treues, an ihm sich veredelndes Pferd ehren und von ihm nicht lassen in Not und Gefahr. So unser wackerer Held! Er bleibt um des Rosses willen zurück." —

Aber neben diesen meist edeln und ritterlichen Eigenschaften scheint der Dichter doch auch des Schwaben Unbedachtsamkeit und Unbesonnenheit durchblicken zu lassen, indem der Held ohne lange Überlegung gegen die Uebermacht von 50 Türken ankämpft.

7. Schriftliche Aufgaben. 1. Wodurch unterscheidet sich dies Gedicht von der prosaischen Erzählung? 2. Erzähle das Gedicht, als seiest du Zuschauer gewesen! 3. Charakteristik des Schwaben. 4. Vergleiche: „Schwäbische Kunde" und „Pipin der Kurze"!

B. Pipin der Kurze.

Karl Baur.

1. Pipin der Kurze war nicht groß,
Doch Karls des Großen Vater,
In aller Weise fehlerlos,
Ein treuer Volksberater,

2. Der beste Held im Frankenreich,
Der Kirche Wohlgefallen,
An Weisheit nur sich selber gleich,
An Tapferkeit vor allen.

3. War nicht geboren auf dem Thron,
Doch für den Thron geboren!
Zum Herrscher war des Hammers Sohn
Von Gottes Gnad' erkoren.

4. Papst Zacharias sprach dies Wort:
Des Königs Würd' und Namen
Gebührt der Völker starkem Hort!
Und alle Welt sprach: Amen!

5. Doch unser Held, der Kurze, schien
Zu klein manch' kleinen Geistern;
Die maßen mit den Augen ihn
Und hatten viel zu meistern.

6. Des schwieg der Held, und ritterlich
Sinnt er, den Hohn zu dämpfen,
Und lädt zum Spiele männiglich,
Wo wilde Tiere kämpfen.

7. Schon eilt das Volk herbei mit Drang,
Die stolzen Großen alle;
Sie nahen beim Trompetenklang,
Mit lautem Waffenschalle.

8. Still sitzt Pipin, gedankenschwer;
Wie nahend Ungewitter
Wirft er nur Blitze um sich her —
Da rauscht herab das Gitter.

9. Ein grimmer Leu, ein wilder Stier,
Die stürzen in die Schranken,
Begegnen sich mit Kampfbegier,
Und keiner wollte wanken.

10. Jetzt aber faßt des Leuen Zahn
Den Ur in dem Genicke
Und reißt ihn nieder auf den Plan,
Blut, Feu'r und Wut im Blicke.

11. „Wer ist von euch“ — so fragt Pipin,
Und blitzte durch die Reihen, —
„Wer ist von euch so stark und kühn,
Entreißt die Beut' dem Leuen?“

12. Da machen große Augen zwar
Ringsum die großen Leute;
Doch jeder bebt vor der Gefahr,
Und keiner will zum Streite.

13. Und wie noch alle schweigend stehn
Und an dem Kampf verzagen, —
Sieht man Pipin zum Kampfplatz gehn,
Allein den Strauß zu wagen.

14. Er ruft den blut'gen Löwen an
Mit donnergleicher Stimme;
Der stürzt auf ihn mit Wut heran
Und brüllt vor wildem Grimme.

15. Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen;
Sein gutes Schwert' zur Scheid' heraus,
Läßt's durch die Lüfte sausen.

16. Und schlägt den Löwen in den Bart,
Daß tot er niederstürzet.
Das war ein Schlag nach Heldenart,
Mit Heldenkraft gewürzet!

17. Nun rafft der wilde Ur sich auf;
Den neuen Feind er wittert
Und rennt heran in vollem Lauf,
Daß Schrank' und Boden zittert.

18. Doch unser Held steht mauerfest
Und wankt nicht von der Stelle:
Das Schwert er wieder sausen läßt
Und schwingt's mit Blitzesschnelle

19. Und trifft den Schnaubenden so gut,
Dicht an des Nackens Rande —,
Da spritzt zum Himmel schwarzes Blut,
Das Haupt stürzt hin zum Sande.

20. Wie nun, ihr großen Recken ihr,
Was dünkt euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampfrevier
Euch groß genug erscheinen? —

21. Es stehn beschämt die Spötter wert,
Gesenkt die stolzen Blicke;
Pipin steckt ein sein gutes Schwert,
Dann tritt er schnell zurücke.

22. Des Volkes Jubel aber füllt
Ringsum die weiten Schranken;
Empor ihn hebend auf den Schild,
Zeigt ihn der Frank' dem Franken.

23. Als König grüßt ihn alle Welt,
Die Spötter müssen schweigen
Und ihm, der Leu und Ur gefällt,
Demütiglich sich neigen.

24. Und Barden singen allzumal
Vom Stier- und Löwen-Sturze.
Pipin glänzt in der Fürsten Zahl;
Groß war Pipin der Kurze.

1. Worin sind die beiden Gedichte sich ähnlich? a) Beide Gedichte berichten von einer kühnen Heldenthat. b) Beide Heldenthaten werden mit dem Schwerte vollbracht. c) Beide Helden beweisen ihren großen Mut und ihre große Körperkraft. d) Beide Gedichte gehören der epischen Poesie an und sind poetische Erzählungen.

2. Worin unterscheiden sich die beiden Gedichte? a) Das Uhlandsche Gedicht erzählt eine Begebenheit aus dem 12. Jahrhundert, das von Baur führt uns eine Sage aus dem 8. Jahrhundert vor. b) Die Hauptperson in „Schwäbische Kunde“ ist ein Ritter, die in „Pipin“ ist der König selbst. c) Der schwäbische Ritter verrichtete seine Heldenthat im Kampfe mit Türken, Pipin dagegen besiegt einen Löwen. d) Pipin verrichtet seine Heldenthat, um die ihm feindlich gesinnten Großen des Reichs zu demütigen; der schwäbische Ritter unternahm die Heldenthat aus Notwehr. e) Der schwäbische Ritter war ein großer, starker Mann, Pipin dagegen war klein. f) Die Heldenthat des schwäbischen Ritters geschah auf dem Wege nach Palästina, die That Pipins dagegen auf dem Wege

nach Italien. g) Die That des Ritters geschah ohne Vorbereitung, diejenige Pipins bedurfte längerer Vorbereitungen. h) Pipin hatte besondere Einrichtungen getroffen, daß viel Volk seiner Heldenthat zuschauen konnte. Die That des schwäbischen Ritters wurde nur von einer zufällig des Weges daher ziehenden Christenschar beobachtet. i) Das Gedicht von Uhland ist ohne strophische Einteilung im Stil der Reimchroniken mit unregelmäßig wechselnden männlichen und weiblichen Reimen geschrieben; „Pipin der Kurze" dagegen ist aus vierzeiligen Strophen gebaut, in denen vierfüßige (Vers 1 und 3) und dreifüßige (Vers 2 und 4) Jamben und männliche und weibliche Reime regelmäßig abwechseln. W. D.

78. A. Barbarossa.

Friedrich Rückert. Gedichte (Auswahl des Verfassers). Frankfurt a. M. 1872. S. 104.

I. **Vorbereitung.** Der hohenstaufische Kaiser Friedrich I., den die Italiener wegen seines rötlichen Bartes Barbarossa, d. h. Rotbart, nannten, unternahm als 67jähriger Greis einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande, um Jerusalem den Ungläubigen zu entreißen. Siegreich drang er in Kleinasien vor. Während das Heer an dem Flusse Saleph (Kalykadnus) Mittagsrast hielt, suchte der Kaiser Erquickung in einem Bade, oder, wie andere berichten, da ihm der Zug über die Brücke zu langsam ging, sprengte er mit seinem Rosse in die Fluten. Da traf ihn ein Schlagfluß! Nur mit Mühe wurde die Leiche den Wellen entrissen. Unbeschreiblich war der Jammer des Pilgerheeres über den plötzlichen Tod des Kaisers. Das deutsche Volk aber glaubte nicht an den Tod des herrlichen Helden und wartete sehnsüchtig auf seine Wiederkehr. Mit Friedrich Barbarossa schien das Glück und die Herrlichkeit des Deutschen Reiches verschwunden. Zwietracht und Verwirrung, Ohnmacht und Gesetzlosigkeit, Verfall von Wohlstand und Glück wuchsen allerorten. Voll Schmerz und Liebe schaute da das Volk zurück auf die glanzvollen, glücklichen Zeiten des großen Hohenstaufen und voll Sehnsucht und Hoffnung vorwärts in eine Zukunft, wo ein Barbarossa wieder erstehen, das Unglück des Reiches enden und seine Herrlichkeit wiederbringen würde. So entstand die Barbarossa-Sage, die ursprünglich über Barbarossas Enkel Friedrich II., der in voller Manneskraft plötzlich aus dem Leben schied, verbreitet war. Die Sage berichtet nun: Der alte Kaiser Friedrich Barbarossa ist durch einen Zauber, d. h. eine übernatürliche, heimliche Gewalt, in ein unterirdisches Schloß des Kyffhäuserberges in Thüringen — nach andern: des Untersberges bei Salzburg — versetzt worden. Hier sitzt er schlafend auf einem Stuhle von Elfenbein und stützt sein Haupt auf einen weißen Marmortisch. Sein roter Bart, bei Lebzeiten dem gelben Flachse ähnlich, leuchtet wie Glut des Feuers und ist durch den Tisch, ja fast um denselben herum gewachsen. Zuweilen bewegt der Kaiser das blonde Haupt, hebt die schweren Augenlider halb und zwinkt oder blinzelt mit den Augen. Durch solch' traumhaftes Augenzwinkern winkt er in langen Zeiträumen — von 100 Jahren — einem Zwerge, kaum von der

Größe eines Knaben, hinauf zu gehen und nachzusehen, ob die Raben, die Bilder der Zwietracht und des Unglücks, noch um den Berg fliegen und krächzen. Ist dies der Fall, so schließt der Kaiser seufzend die Augen, schläft und träumt abermals 100 Jahre. Erst wenn der Bart ganz um den runden Marmortisch gewachsen ist und ein mächtiger Adler in stolzem Fluge sich aufschwingt, den Berg umkreist und den Rabenschwarm verscheucht, erst dann wird der Kaiser mit seinen gleichfalls verzauberten Getreuen erwachen, im Siegeslaufe die Feinde niederwerfen und das goldene Zeitalter Deutschlands bringen. — Diese Sage ist von Friedrich Rückert in der Zeit von Deutschlands Erniedrigung vor 1813 zu einem volkstümlichen Liede umgeschaffen worden.

II. **Vortrag.**

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg!
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Am Südrande der fruchtbaren goldenen Aue in Thüringen erhebt sich stolz der Kyffhäuserberg. Er ist schön bewaldet und trägt auf seinem Gipfel den Rest eines Turmes, der das letzte Überbleibsel einer Kaiserpfalz ist, die ehemals hier stand. Das Schloß soll in den Berg versunken sein. In einem weiten Saale desselben steht ein Marmortisch, daneben ein Stuhl von Elfenbein. Darauf sitzt der Kaiser Friedrich, stützt seinen Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in die rechte Hand. Sein feuerfarbiger Bart ist durch den weißen Tisch und fast um ihn herumgewachsen. Ringsum im Saale stehen schlafend, wie lebende Erzbilder, die geharnischten Ritter. In der Nähe des Tisches wartet ein dienstfertiger Zwerg auf die Winke des Kaisers.

2. Charakteristik. Weise die Eigenschaften und Thätigkeiten des verzauberten Kaisers aus dem Gedichte nach!

3. Gedankengang. Str. 1—2. Barbarossa weilt lebend, aber verzaubert in einem unterirdischen Schlosse. Str. 3. Er hat die Herrlichkeit Deutschlands mit hinabgenommen, wird sie einst aber wiederbringen. Str. 4—5. Er sitzt auf elfenbeinernem Stuhle und stützt das Haupt auf einen marmornen Tisch, durch den sein feuerfarbiger Bart gewachsen ist. Str. 6—7. In halbem Traume winkt er einen Zwerg herbei, damit

derselbe oben nachsehe, ob die Raben noch um den Berg fliegen. Str. 8. Seufzend wird er die Augen wieder zu hundertjährigem Schlafe schließen, wenn dies noch der Fall ist.

Grundgedanke: Großes und Schönes ist wie das Glückverlangen in der menschlichen Brust unvergänglich. Aus Druck und Trauer der Gegenwart rettet sich die Erinnerung in eine schöne Vergangenheit und die Hoffnung in eine verheißungsvolle Zukunft.

4. Eigentümliches. Des Dichters Seele war von Trauer über die Schmach des Vaterlandes umfangen, als er das einfache, volkstümliche Lied dichtete. Nur leise schimmerte ein Hoffnungsstrahl hindurch. Noch nichts von dem Auferstehungsmorgen, der in Feuersglut anbricht! Noch nichts von dem Adler, der mit rauschendem Flügelschlage den Berg umkreist und den Rabenschwarm verscheucht! Einzelne Züge der Sage, wie die von den schlafenden Rittern und von der Prinzessin, die in unvergänglicher Schönheit im Schlosse waltet und sich zuweilen droben den Landleuten als gütige Fee zeigt, sind weggelassen, um nicht durch Nebenfiguren das Interesse von dem Kaiser abzulenken. Einzelne Zeilen enden nicht mit Reimen, sondern mit Assonanzen (vokalischen Gleichklängen), z. B. Barbarossa—Schlosse, gestorben—verborgen, Flachse—gewachsen 2c.), um die Sorglosigkeit und eine gewisse Schwerfälligkeit des Volksliedes in Bezug auf den Reim nachzuahmen.

IV. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Hoffe, du erlebst es noch, daß der Frühling wiederkehrt. Hoffen alle Bäume doch, die des Herbstes Wind verheert, hoffen mit der stillen Kraft ihrer Knospen winterlang, bis sich wieder regt der Saft und ein neues Grün entsprang.“ (Rückert.) „Erinnern bleibt und Hoffen, Herz, sei nicht bang! Es wird dir zwischen beiden die Zeit nicht lang!“

2. Verwandtes. (Friedrich Rotbart von Emanuel v. Geibel. Und dann Rotbarts Testament von C. Költsch!)

B. Friedrich Rotbart.

Emanuel v. Geibel, Gedichte. Stuttgart 1874. S. 156.

1. Tief im Schoße des Kyffhäusers bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich an dem Tisch von Marmorstein.
2. Ihn umwallt der Purpurmantel, ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern liegt des Schlafes tiefe Nacht.
3. Vorgesunken ruht das Antlitz, drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen ist sein langer, goldner Bart.
4. Rings wie eh'rne Bilder stehen seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet, aber tief im Schlaf wie er.
5. Heinrich auch, der Ofterdinger, ist in ihrer stummen Schar
Mit den liederreichen Lippen, mit dem blondgelockten Haar.
6. Seine Harfe ruht dem Sänger in der Linken ohne Klang,
Doch auf seiner hohen Stirne schläft ein künftiger Gesang.
7. Alles schweigt, nur hin und wieder fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich bricht mit Feuersglut herein;

8. Bis der Adler stolzen Fluges um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen dort der Rabenschwarm entflieht.
9. Aber dann wie ferner Donner rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte, und die Ritter wachen auf.
10. Laut in seinen Angeln dröhnend, thut sich auf das eh'rne Thor;
Barbarossa mit den Seinen steigt im Waffenschmuck empor.
11. Auf dem Helm trägt er die Krone und den Sieg in seiner Hand.
Schwerter blitzen, Harfen klingen, wo er schreitet durch das Land.
12. Und dem alten Kaiser beugen sich die Völker all' zugleich,
Und aufs neu' zu Aachen gründet er das heil'ge deutsche Reich.

C. Rotbarts Testament.

C. Költsch. Aus der Magdeburger Zeitung 1870.

1. Im alten Berg Kyffhäuser, dort im Thüringer Land,
Da schläft der Kaiser Friedrich, der Rotbart beibenannt.
2. Er sitzt an seinem Tische und träumet schwer und lang:
„Mein Deutschland, o mein Deutschland, der Bart wächst gar so lang!"
3. Da horch! es hallt und dröhnet, es bebt der alte Turm:
„Das ist kein Ungewitter, das ist ein andrer Sturm!"
4. Der Kaiser Friedrich recket sich aus dem Schlaf und spricht:
„Wo bleiben denn die Raben? die Raben fliegen nicht!"
5. „„Erwache, alter Kaiser, gekommen ist die Zeit
Von Deutschlands Ruhm und Größe, von Deutschlands Einigkeit!"
6. Der Kaiser hat vom Golde die Rüstung angethan,
Und mit gewalt'gem Schritte steigt er den Berg hinan.
7. Und wie er sieht die Heere aus allen deutschen Gaun —
Mit Thränen in den Augen, er mag sich selbst kaum traun —
8. Und sieht sie zu einander einmütig alle stehn,
Um für die deutsche Sache in Kampf und Tod zu gehn —
9. Und wie er hört die Lieder: „Fest steht die Wacht am Rhein!"
Und: „Deutschland über alles!" „Ganz Deutschland soll es sein!" —
10. Und wie er sieht den Alten, den königlichen Greis,
Da ruft er: „Deutschland einig! Dem Herrn sei Lob und Preis!
11. Nun kann ich selig schlafen, und hier mein Testament:
Das Zepter und die Krone leg' ich in deine Händ'!"

3. Rede- und Stilübungen. a) Welche Züge haben alle drei Dichtungen gemeinsam? (Barbarossa schläft verzaubert im unterirdischen Schlosse. Er sitzt am Tische und träumt; sein Bart ist durch den Tisch gewachsen. Die Raben schwärmen um den Berg. Er hat die Herrlichkeit des Reiches mit hinabgenommen und wird sie bei seinem Erwachen wiederbringen.)

b) Welche Züge hat jedes Gedicht eigentümlich? Rückert: Er ist niemals gestorben, lebt noch jetzt, hat sich verborgen zum Schlaf hingesetzt. Sein Stuhl ist elfenbeinern. Sein Kinn ruht auf dem marmorsteinernen Tische. Er wacht halb auf, winkt dem Zwerge, schickt ihn auf Kundschaft nach oben und schließt seufzend wieder die Augen auf hundert Jahre.

Geibel: Der Berg wird Kyffhäuser genannt. Der Saal ist durch eine Ampel oder Hängelampe rot beleuchtet. Der Kaiser trägt die Rüstung

und den Purpurmantel. Ernst und Milde sprechen aus seinem Antlitz. Der Bart ist golden. Die geharnischten Ritter stehen schlafend wie Erzbilder umher. Der Sänger Heinrich von Ofterdingen schaut mit Seherblick die künftige Herrlichkeit Deutschlands, und auf der verklärten Stirn und den liederreichen Lippen liest man den künftigen Preisgesang auf ein einiges und mächtiges deutsches Reich. Das Schweigen ringsum wird zuweilen durch fallende Tropfen unterbrochen. Der große Morgen bricht mit Feuersglut herein. Der Adler erhebt sich stolzen Fluges und verscheucht die Raben. Unter Donnerrollen wacht der Kaiser mit den Rittern auf, zieht durch das geöffnete Thor im Kaiserschmucke und unter Liederklang zum Kampfe aus, einigt alle deutschen Völker und gründet aufs neue das deutsche Reich.

Költsch: Der Kyffhäuser liegt im Thüringer Lande. Der Kaiser träumt schwer und bang. Er klagt, daß sein Bart so lang wachse, also Deutschlands Zerrissenheit und Unglück fortdauere. Ein Sturm erschüttert den alten Turm. Eine Stimme weckt ihn und verkündigt Deutschlands Erwachen. Der Kaiser legt die goldene Rüstung an, steigt den Berg hinan und sieht mit Erstaunen und Freudenthränen die Heere aus allen deutschen Gauen versammelt, begeisterte Vaterlandslieder singen und der Führung eines königlichen Greises — des Königs Wilhelm — folgen. Da preist er den Herrn und legt Zepter und Krone des deutschen Reiches als Testament oder Vermächtnis in die Hände des Heldenkönigs. Die Sage ist zur Wahrheit, das Sehnen und Hoffen des deutschen Volkes zur Erfüllung, das Ahnen zur Gewißheit geworden. Kaiser und Reich sind durch König Wilhelm herrlich erneut; Barbarossa kann sich zum seligen Schlummer niederlegen.

Was durch Rückerts Lied nur als schwache Hoffnung klingt, das zeigen die beiden andern als Erfüllung. Geibel läßt die Erneuerung durch Barbarossa selbst vollziehen. Költsch läßt den Kaiser Wilhelm als Erben und Testamentsvollstrecker Barbarossas erscheinen.

c) Wie hat sich 1870 die Barbarossasage herrlich erfüllt?

d) Erzähle einzelne Kyffhäusersagen! (Die goldenen Flachsknoten. Die Prinzessin und die blaue Wunderblume. Der junge Schäfer, sein Lied und sein Lohn. Die Musikanten im Kyffhäuser. Das junge Ehepaar, das zur Hochzeit sein Geschirr bei der Prinzessin leihen wollte rc.)

e) Was bedeutet es wohl, daß der Bart durch den steinernen Tisch gewachsen ist? (Der in Schlaf und Traum befangene Kaiser ist der Vertreter des deutschen Volkes. Sein Bart, an den sein Beiname erinnert, war ein charakteristisches Kennzeichen desselben. Der wachsende Bart bedeutet die fortdauernde Lebenskraft des deutschen Volkes, die fortlebende Idee von Kaiser und Reich. Aber sie ist eingeschlossen und gefangen in den gleichsam versteinerten politischen Zuständen des zerrissenen Deutschlands. Die Fesseln können nur gewaltsam — durch Blut und Eisen — gesprengt werden.) P.

79. A. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

Justinus Kerner, Lyrische Gedichte. Stuttgart 1854. S. 208.

1. Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

2. Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Ärzte, sagt mir ohne Zagen,
Wann aus dem gebrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?“

3. Und die Meister sprechen: „„Herr,
Wohl noch heut' erscheint die Stunde.““
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!“ —

4. „Auf nach Speier! Auf nach Speier!“
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sei's vollendet.

5. Blast die Hörner! Bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

6. Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
Jetzt den Herrn, den lebensmüden!“

7. Weinend steht der Diener Schar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb' Leich' aus seinem Schlosse.

8. Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Äste nieder;
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmutsvolle Lieder.

9. Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

10. Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust im Maien.

11. Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen:
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegen wallen.

12. In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

13. „Reichet mir den heil'gen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde.
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

14. Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

15. Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

16. Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels;
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

I. **Quelle.** Der Dichter hat den geschichtlichen Stoff mit einigen Veränderungen wiedergegeben. Wernicke erzählt in seiner „Geschichte der Welt“ das Ende Rudolfs folgendermaßen:

„Rudolf saß gerade mit seiner jungen Gemahlin Agnes in Straßburg beim Brettspiel, das er besonders liebte; da trat sein Arzt ein und machte ihn auf die bedenkliche Abnahme seiner Kräfte aufmerksam. Die Mahnung an den Tod vermochte die Seelenruhe des Greises nicht zu trüben. „Auf denn, nach Speier,“ rief er heiter und unerschrocken, „zu der Gruft meiner Vorfahren!“ Er schiffte sich ein und fuhr den Rhein hinab. Nach einigen Nachrichten erreichte er Speier noch, nach andern ereilte ihn bereits auf dem Wege nach seiner Burg Germersheim der Tod. Man hob ihn vom Pferde und brachte ihn in eine Dorfkirche. Er setzte sich auf seinen Stuhl und faltete die Hände zum stillen Gebet. Plötzlich erhob er sich. „Ein König,“ rief er aus, „muß stehend sterben!“ und

auf drei Ritter gestützt, verschied er am 15. Juli 1291. Sein Leichnam wurde im Dom zu Speier neben dem Sarge Philipps von Hohenstaufen beigesetzt. Das Volk betrauerte ihn tief; im schönsten Sinne war er ein Mann desselben gewesen."

II. **Gliederung und Erläuterung des Inhalts.** 1. Abschnitt. Der Kaiser auf der Burg zu Germersheim. (Str. 1—6.) Zu Germersheim, einer Stadt südlich von Speier, saß der kranke Kaiser beim Schachspiel und fühlte seine Todesstunde nahen. Zwar war sein Geist noch stark, dagegen der Leib schwach von den vielen Mühen und Arbeiten, die es ihm gekostet hatte, um das deutsche Reich nach der kaiserlosen, schrecklichen Zeit wieder in Ordnung zu bringen. Die körperliche Schwäche mahnte den greisen Helden an den Tod, der aber nichts Schreckliches für ihn hatte, sonst würde er die Ärzte nicht so ruhig nach der Stunde seines Todes gefragt, noch viel weniger auf ihre unerschrockene Antwort: „Herr, wohl noch heut' erscheint die Stunde!" freundlich lächelnd geantwortet haben: „Meister, Dank für diese Kunde!" Mit derselben Lust, mit der er früher das Roß zum Kampfe bestiegen hat, will er jetzt auch seinen Weg zum Grabe nach Speier, wo schon andere Kaiser und Helden begraben liegen, antreten, und keine Trauerlieder will er hören, sondern freudigen Hörnerklang, „als ritt' er zur Lust im Maien." Und als die trauernden Diener mit der Ausführung seiner Befehle zaudern, da ruft er ihnen sogar ermutigend zu: „Folgt ohne Zagen!" Da endlich bringen sie das Schlachtroß, und der Ritt „zum ewigen Frieden" geht vorwärts.

2. Abschnitt. Der Kaiser auf dem Wege nach Speier. (Str. 7—11.) Welche Liebe der alte Herr genossen hat, das zeigt der Dichter in den folgenden Strophen. Nicht nur der Diener Schwarm weint, sondern sogar die alte Linde neigt ihre Zweige nieder, und der Gesang der in der Linde wohnenden Vögel klingt bei seinem Scheiden wehmutsvoller. Aber auch das Volk, welches die bange Sage gehört hat, kommt eilend herbei, um den sterbenden Helden laut zu beklagen. Und als er in die Nähe der Stadt Speier kommt, da läuten alle Glocken, und alles Volk, Ritter, Bürger und sogar zarte Frauen, gehen dem geliebten Herrn weinend entgegen. Diese Teilnahme vom Anfang bis zu Ende des Weges hat dem alten, geliebten Herrn gewiß recht wohl gethan. Es ist ihm aber auch der Weg ein Freudenweg, denn er spricht mit den beiden ihn begleitenden Geistlichen nur noch von Himmelslust, wie schon sein lächelndes Antlitz beweist.

3. Abschnitt. Der Kaiser in Speier. (Str. 12—16.) Aber die Todesstunde rückt immer näher, drum tritt er rasch in den Kaisersaal, um für sein geliebtes Volk noch einmal zu beten. So ist der Held bis zum letzten Atemzuge für das Wohl seiner Unterthanen besorgt. Nachdem er so seine letzte Pflicht erfüllt und auch als frommer Christ noch das heilige Abendmahl genommen hat, da entschlummert er sanft mit „Himmelsruh im Angesicht". Endlich schildert uns der Dichter

die Wirkung, welche das Hinscheiden des lebensmüden Greises auf das Volk ausübt, noch in kurzen, aber ergreifenden Zügen. Sonst verkündigen die Glocken und Boten den Tod eines Menschen, hier aber fühlen alle Herzen längs des Rheines, daß der Held verschieden ist. Und alles Volk strömt ungerufen noch einmal in den Dom, um seiner Bestattung beizuwohnen.

III. **Hauptgedanke.** So stirbt ein pflichttreuer, frommer, edler Herrscher, gottergeben und mit Freudigkeit, und so betrauert ihn sein dankbares Volk.

IV. **Charakter des Kaisers.** Trotz seines Alters besaß Rudolf noch einen klaren Geist in dem allerdings schwachen Leibe, liebte das Schachspiel, war ein Held, der dem Tode ohne Furcht ins Auge schaute, zeigte sich seiner Umgebung und seinem Volke bis zur letzten Stunde als ein freundlicher Herr, besaß nicht nur bis zum letzten Augenblicke echten Heldenmut, sondern war auch fromm und seiner Kirche von Herzen zugethan. Nachweis!

V. **Poetische und sprachliche Darstellung.** Rudolfs Ritt zum Grabe gehört zu den schönsten und gelungensten epischen (erzählenden) Gedichten Kerners. Das Bild des sterbenden Kaisers, der Weg von Germersheim nach Speier, die Umgebung des Kaisers (Personen und Gegenstände) sind nur in kurzen Sätzen vorgeführt und dennoch so anschaulich, daß alles vor unserm geistigen Auge so deutlich erscheint, als wären wir selbst dabei. Zum Inhalte paßt auch die äußere Form. Überall läßt der Dichter den 2. und 4. Vers reimen, während der 1. und 3. Vers meist nur in einer schweren, manchmal auch in einer leichten Silbe schließen. Die Reimweise giebt dem ganzen Gedichte etwas Volkstümliches und paßt vortrefflich zu der Einfachheit des Ganzen. Der Gebrauch des ruhig einherschreitenden vierfüßigen Trochäus eignet sich ebenfalls ganz vorzüglich zu dem leidenschaftslosen Inhalt.

Die Lebendigkeit und Präcision in der Darstellung ist durch die kurzen Sätze in Befehlsform, in denen der Kaiser spricht, ganz besonders gehoben. Zu gleicher Zeit sind diese kurzen Sätze auch dem Charakter des Stückes vollkommen angepaßt. Bei dieser Einfachheit und Kürze bietet die sprachliche Darstellung uns auch manche Schönheiten dar. Besonders wirksam sind die Kontraste: „Stark an Geist, am Leibe schwach.“ „Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden.“ In Str. 10 der lächelnde Greis, in Str. 9 und 11 das laut klagende Volk, in Str. 13 und 14 die dunkle Mitternacht und das überirdische Licht.

VI. **Rede- und Stilübungen.** a) Charakteristik des Kaisers nach III. und IV. b) Wodurch unterscheidet sich der Inhalt des Gedichtes von der geschichtlichen Thatsache? c) Vergleichung des Gedichtes mit:

B. Die Glocken zu Speier.

Von M. v. Öer. Echtermeyer. Auswahl. Halle 1877. S. 250.

I.

1. Zu Lüttich im letzten Häuselein,
Da liegt ein Greis in Todespein;
Sein Kleid ist schlecht, sein Lager ist hart,
Viel Thränen rinnen in seinen Bart.

2. Es hilft ihm keiner in seiner Not,
Es hilft ihm nur der bittre Tod!
Und als der Tod ans Herz ihm kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

3. Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
Von selber dumpf und langsam summt,
Und alle Glocken groß und klein
Mit vollem Klange fallen ein.

4. Da heißt's in Speier weit und breit,
Der Kaiser ist gestorben heut'!
Der Kaiser starb, der Kaiser starb!
Weiß keiner, wo der Kaiser starb?

II.

1. Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
Da liegt auf matter Lagerstatt
Mit mattem Aug' und matter Hand
Der Kaiser Heinrich, der Fünfte genannt.

2. Die Diener laufen hin und her,
Der Kaiser röchelt tief und schwer; —
Und als der Tod ans Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

3. Die kleine Glocke, die lange verstummt,
Die Armesünderglocke summt,
Und keine Glocke stimmet ein,
Sie summet fort und fort allein.

4. Da heißt's in Speier weit und breit:
Wer wird denn wohl gerichtet heut'?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sag an, wo ist der Rabenstein?

Vorbemerkung. Ehe die Vergleichung vorgenommen wird, sind die notwendigsten geschichtlichen Notizen über den Tod Heinrichs IV. und Heinrichs V. zu geben. Folgendes dürfte genügen: Heinrich IV. wurde von seinem Sohne, welcher nach der deutschen Königskrone strebte und deshalb freventlich gegen den Vater die Waffen ergriff, gefangen genommen und zuletzt, nachdem er dem Throne entsagt hatte, in Ingelheim festgehalten. Von allem, was er hatte, entblößt, floh der alte, schwache Vater nach Lüttich, wo er bei dem ihm befreundeten Bischof Albert gastliche Aufnahme fand und am 7. August 1106 vor Kummer und Gram über den unnatürlichen Sohn starb. Erst im Jahre 1111 wurde sein Leichnam vom Banne gelöst und in der Kaisergruft zu Speier feierlich beigesetzt. Heinrich V. regierte bis 1125 segenslos und verachtet von allen Rechtschaffenen. Er starb zu Utrecht und wurde ebenfalls in Speier beigesetzt.

I. Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten wird der Tod deutscher Kaiser geschildert, die in der Kaisergruft zu Speier beigesetzt worden, aber nicht in dieser Stadt gestorben sind.

II. Verschiedenheiten. Rudolf der Habsburger regierte am Ende des dreizehnten und Heinrich IV. (der Salier) am Ende des elften Jahrhunderts. Rudolf starb einen schmerzlosen Tod und rüstete sich selbst zum letzten Gange, Heinrich starb in „Todespein“. Rudolf war bis zum letzten Augenblicke Herr im Reiche, Heinrich ein armer Verbannter. Bei Rudolfs Tode brauchten die Glocken die Trauerkunde nicht zu bringen (alle Herzen „fühlen, daß der Held verschieden“); beim Tode Heinrichs erklingen die Glocken von selbst, aber es weiß niemand, wo der Kaiser starb. Rudolf wurde sofort nach seinem Ableben im Dome zu Speier beigesetzt, Heinrich erst fünf Jahre nach dem Tode. W. D.

80. A. Der reichste Fürst.

Justinus Kerner, Lyrische Gedichte. Stuttgart 1854. S. 71.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht."

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle,"
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!"

4 „Große Städte, reiche Klöster,"
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."

5. Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß."

7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, ihr seid der Reichste!
Euer Land trägt Edelstein."

I. **Einleitendes.** Im Jahre 1495 war ein Reichstag vom deutschen Kaiser Maximilian I. nach Worms, einer der blühendsten Städte im Mittelalter, berufen. Während dieses Reichstages, der fünf Monate dauerte, soll sich die in obigem Gedichte geschilderte Begebenheit zugetragen haben.

II. **Vermittlung.** Str. 1. Viele Fürsten sind im Kaisersaale zu Worms versammelt und preisen ihre Länder.

Str. 2. Der Fürst von Sachsen nennt sein Land herrlich wegen des Reichtums an Silber. — Im Jahre 1471 hatte man ein reiches Silberlager bei Schneeberg entdeckt. Das führte zu fleißigem Betriebe des Bergbaues, und dadurch kam Wohlhabenheit in das Land. Inwiefern die Macht seines Landes herrlich war, sagt der Fürst zwar nicht, aber die Geschichte berichtet uns, daß die sächsischen Kurfürsten damaliger Zeit mit die mächtigsten Regenten in Deutschland waren.

Str. 3. Der Kurfürst von dem Rhein preist die goldnen Saaten und den edeln Wein seines Landes. In seinem reichen Lande, besonders in den Teilen der Pfalz am Oberrhein zwischen Mainz, Baden, Lothringen, Elsaß und Trier, wuchsen und wachsen noch heute in den Thälern die schönsten Feldfrüchte und auf den Abhängen der Berge edle Weine.

Str. 4. Ludwig von Bayern rühmt von seinem Lande die großen Städte und reichen Klöster. — Die großen Städte wie Augsburg, Nürnberg u. s. w. waren im Mittelalter reiche Handelsstädte, in denen die Gewerbe und Künste blüheten und der Reichtum zu Hause war. Aber auch die Klöster konnte Ludwig rühmen, denn in ihnen wurden die Künste und Wissenschaften gepflegt. Sie waren reich durch Schenkungen.

Str. 5 und 6. Graf Eberhard von Württemberg rühmt nicht den Reichtum des Landes und seiner Bewohner, aber die Liebe und Treue der letzteren gegen ihn, ihren Landesherrn. — Eberhard von Württemberg, zum Unterschiede von anderen Fürsten gl. N. „der

mit dem Barte" genannt, war geboren 1445 und trat schon im 11. Lebensjahre die Regierung an. Er versprach anfangs nicht viel und soll in seiner Jugend etwas leichtsinnig gewesen sein. Aber später war er mit Eifer um das Wohl seines Volkes bemüht und deshalb von demselben besonders geliebt. Der Kaiser Maximilian verlieh ihm auf dem Reichstage zu Worms die Herzogswürde. Wegen seiner Vortrefflichkeit als Regent ging im Munde des Volkes das Sprichwort von ihm: „Wenn unser Herrgott nicht wäre, so wäre es niemand billiger als unser Graf!" Er starb 1496. Als der Kaiser an seinem Grabe stand, nannte er ihn „den besten Freund und den treuesten Ratgeber."

Str. 7. Die drei anderen Fürsten bekennen, daß Eberhard durch die Treue seiner Unterthanen der reichste Fürst sei. — Man erzählt von Eberhard folgende Sage: Einst hatte er auf der Jagd sich verirrt; nach längerem Umherschweifen sank er ermattet an einer Eiche nieder und schlief ein. Da brach die Nacht herein. Ein von der Arbeit heimkehrender Köhler kam des Weges daher und sah den geliebten Fürsten liegen. Eiligst brachte er ihn in seine Hütte und wachte treulich am Lager des schlafenden Herrn. Als am Morgen der Graf erwachte, fiel eine Thräne aus dem Auge des Köhlers auf seine Wange, ein Zeugnis herzlicher Liebe und Unterthanentreue. — Das war das schöne Kleinod, dessen sich Eberhard im Fürstenkreise rühmen konnte.

III. **Hauptidee:** D e r g r ö ß t e R e i c h t u m e i n e s F ü r s t e n i s t d i e L i e b e u n d T r e u e s e i n e r U n t e r t h a n e n.

IV. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Erzählung der Begebenheit in Prosa mit Benutzung der geschichtlichen Notizen.

2. Beschreibe kurz die Länder der einzelnen Fürsten! —

3. Vergleiche:

B. Graf Eberhard im Bart.

W. Zimmermann, Gedichte. Stuttgart 1839. S. 69.

1. Zu Aachen saßen die Fürsten beim Mahle froh geschart
Und rühmten ihre Lande, ein jeder nach seiner Art.

2. Der Markgraf seine Quellen, der Pfalzgraf seinen Wein,
Der Böhme seine Gruben mit Gold und Edelstein.

3. Graf Eberhard saß schweigend. „Nun, Württemberg, sagt an,
Was man von eurem Lande wohl Köstliches sagen kann!"

4. „Von köstlichen Brunnen und Weinen," Graf Eberhard begann,
„Von Gold und Edelsteinen ich nicht viel rühmen kann.

5. Doch war ich einst verirret im dicksten Wald allein,
Und unterm Sternenhimmel schlief ich ermattet ein.

6. Da war es mir im Traume, als ob ich gestorben wär',
Es brannten die Trauerlampen in der Totengruft umher,

7. Und Männer standen und Frauen tief trauernd um meine Bahr'
Und weinten stille Thränen, daß ich gestorben war.

8. Da fiel aufs Herz mir nieder ein Tropfen heiß und groß,
Und ich erwacht' und ruhte in eines Bauern Schoß.

9. Vom Holzhau wollt' er gehen spät abends heimatwärts,
Und mein Nachtlager wurde ein württembergisch Herz!"

10. Die Fürsten saßen und horchten verwundert des Grafen Mär'
Und ließen höchlich leben des Württembergers Ehr'.

I. **Ähnlichkeiten.** a) Beide Gedichte sind e p i s ch oder erzählend und können wegen ihres mittelalterlichen Stoffes zu den romanzenartigen Erzählungen gerechnet werden. b) Sie behandeln ein geschichtliches Ereignis aus dem Jahre 1495 und erzählen von deutschen Fürsten, daß sie ihre Länder gegenseitig gerühmt hätten. c) Der Preis wird dem Grafen von Württemberg zuerkannt, weil er die treuesten und redlichsten Unterthanen habe. d) Der Hauptgedanke beider Gedichte ist, daß Treue und Liebe der Unterthanen die größten Schätze eines Fürsten und Landes sind.

II. **Verschiedenheiten.** a) Während B den Schauplatz der Begebenheit nach Aachen versetzt, bleibt A der geschichtlichen Quelle treu und läßt die Handlung in Worms geschehen.

b) Bei A befinden sich die Fürsten im Kaisersaal zu Worms im Gespräch, ohne zu speisen; B dagegen läßt die Herren froh geschart beim Mahle sitzen.

c) Während A den Fürsten von Sachsen, den Kurfürsten vom Rhein, den Herzog von Bayern und Eberhard uns sprechend vorführt, nennt B nur die Namen der gegenwärtigen Fürsten und stimmt dabei mit A nur in Bezug auf den Pfalzgrafen vom Rhein und Eberhard überein. Für den Sachsen und den Bayer tritt der M a r k g r a f und der B ö h m e auf. Da es im Jahre 1495 weder einen Markgrafen von Brandenburg, noch einen besonderen König von Böhmen gab, so entfernt sich B auch hier von der Geschichte.

d) Während bei A Eberhard sogleich, nachdem der Bayer gesprochen, zu sprechen beginnt, wird er in B erst von den anderen Fürsten zum Erzählen aufgefordert.

e) Während A dem Eberhard nur die allgemeine Behauptung in den Mund legt, daß der Graf sein Haupt jedem Unterthan kühnlich in den Schoß legen könne, giebt uns B einen bestimmten Fall an, der diese Behauptung zu beweisen imstande ist.

f) Während also A den ersten Teil (das Gespräch der Fürsten) ausführlicher erzählt, giebt B dem zweiten Teile (der Erzählung Eberhards) eine große Ausführlichkeit.

g) Wenn auch in beiden Gedichten zuletzt die Fürsten dem Württemberger den Preis geben, so läßt A das von den Fürsten gemeinschaftlich aussprechen, während B den Ruhm Eberhards, wie es sich beim Mahle von selbst versteht, durch ein Lebehoch verkündigen läßt.

h) Während A in reinen vierfüßigen, ruhig dahinfließenden Trochäen geschrieben ist, benutzt B lange jambische, mit Anapästen gemischte Verse, die jedesmal in der Mitte einen Einschnitt haben.

i) Jede Strophe von A besteht aus vier Versen, von denen nur die zweiten und vierten in männlichen Reimen endigen, während die ersten

und dritten nur mit einer Tonsenkung ohne Reime schließen. B schließt jedesmal mit männlichen Reimen, hat aber in der Mitte vor dem Einschnitte ebenfalls eine Tonsenkung als überzählige Silbe. W. D.

81. Der Pilgrim vor St. Just.

A. v. Platen-Hallermünde, Gedichte. Stuttgart 1834. S. 8.

1. Nacht ist's, und Stürme sausen für und für;
Hispanische[1]) Mönche, schließt mir auf die Thür!
2. Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt.
3. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag![2])
4. Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
5. Das Haupt, das jetzt der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.
6. Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
7. Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.

1) Spanische. 2) Ursprünglich ein Sarg aus einer Steinart, welche die Leiche rasch aufzehren sollte, später jeder Steinsarg, jetzt ein Sarg oder Sargbehältnis in altertümlicher Form.

I. **Quelle.** Dieses Gedicht, welches auf bekanntem historischem Grunde beruht, dürfte in der Zeit am geeignetsten zur Besprechung kommen, in welcher im Geschichtsunterrichte Kaiser Karls V. letzte Lebensjahre vorgetragen werden.

II. **Vermittlung des Inhalts.**

„Nacht ist's, und Stürme sausen für und für" ꝛc.

So beginnt das Lied, um uns gleich in die trübe Stimmung zu versetzen, in der es weiter klingt. In dunkler, sternenloser, stürmischer Nacht steht der Pilger vor dem spanischen Kloster, dem Bilde des Todes. In seiner Seele selbst war es auch Nacht, und die Stürme, welche ihn in seinem Leben so oft umsaust hatten, „sausen noch für und für". Er kann ihnen mit seiner gebrochenen Kraft nicht mehr widerstehen. Drum ruft er aus:

„Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt" ꝛc.

So sehnt sich der müde Pilger nach Ruhe, die ihm sein ganzes Leben hindurch gemangelt hat. Große Pläne verfolgte er: „Er hatte Frankreich demütigen, die Türken zurückdrängen und schwächen, die getrennten Religionsparteien wieder vereinigen, die päpstliche Gewalt einschränken, die alte Kaisermacht herstellen und die spanisch-habsburgische Dynastie auf dem deutschen Throne befestigen wollen — von alledem war ihm nichts gelungen; er hatte nicht vermocht, dem Strome einen andern Weg zu graben; er war wider ihn, er war unterlegen" (Kriebitzsch). So hat das Wort Bedeutung: „Laßt hier mich ruhn!" —

Drum will er auch nicht nur als vorüberziehender Wanderer kurze Zeit im Kloster rasten und sich erquicken, sondern auch für immer darin aufgenommen sein:

„Bereitet mir, was euer Haus vermag . . . weiht mich ein.“

Er will zur Brüderschaft des Klosters gehören und so für immer der Welt Lebewohl sagen. Nur der Andacht will er die letzten Tage seines Lebens weihen und nur dem Rufe der Glocke folgen, der oft die weltlich gesinnten, zerstreuten Mönche schreckt, aber ihm nur eine liebe Ermahnung zum Gebete ist. Bis hierher wußten wir noch nicht, wer dieser Mönch war, aber schon der folgende Vers:

„Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein,“

erinnert uns an den Herrscher eines großen Reiches. Ihm gehorchten ehemals die Völker von Spanien, Italien, Österreich, den Niederlanden und von Amerika, und ihn schmückte die glänzendste Kaiserkrone, die des deutschen Reiches.

„Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt . . . Hermelin geschmückt.“

Aber gar so leicht ist es doch nicht, von dem höchsten Throne herab zu steigen in die enge Zelle des stillen Klosters; jedes Zeichen, welches ihn an die Aufnahme ins Kloster mahnt, erinnert ihn auch wieder an seine Vergangenheit. Den Besitz der halben Welt giebt er für die Zelle; das Haupt, welches jetzt kahl geschoren wird (die Tonsur), trug früher stolze Kronen (Diadem, d. h. kostbare Kopfbinde der Könige); die Schultern, welche jetzt nur die dunkle, einfache Kutte tragen, schmückte einst der Kaisermantel von feinstem Hermelinfell. Aber alles ist nun für den Pilgrim eitler Tand:

„Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich.“

Er war in der einsamen Zelle vergessen von der Welt und hatte selbst die Welt vergessen, drum darf er sagen, daß er den Toten gleich ist, und wie er seiner Auflösung entgegen ging, so sollte auch des deutschen Reiches Herrlichkeit vergehen und zerfallen. Er fand bald Ruhe, aber im Reiche sausten die Stürme noch „für und für“.

III. **Der Hauptgedanke** des kleinen und doch so gedankenschweren Gedichtes läßt sich in dem Worte Salomonis zusammenfassen:

„Alles ist eitel,“ oder: „Alles, auch die höchste Herrlichkeit und irdische Macht ist vergänglich.“

IV. **Sprachliche und poetische Darstellung.** Es möchte wohl wenige so kurze Gedichte geben, in denen die Darstellung, die Form und der Inhalt in so schöner Harmonie stehen wie hier. Zunächst sind es, wie schon oben angedeutet wurde, die langen, schweren jambischen Verse, welche die Lebensmüdigkeit des melancholischen Kaisers ausdrücken. Ebenso ernst stimmen die vollen, dunkeln und düstern Laute, welche der Dichter angewandt hat. Im hohen Grade ergreifend wirken die Gegensätze, die von der dritten Strophe an bis zur siebenten sich fortwährend steigern

und den Grundgedanken, die Nichtigkeit der irdischen Größe, so anschaulich darstellen.

V. **Vergleichung mit „Das Grab im Busento".** Der „Pilgrim vor St. Just" (einem Kloster in der spanischen Provinz Estremadura) ist, wie das „Grab im Busento", ein schönes Nachtstück. Aber welche Gegensätze enthalten beide Gedichte! Schon in der äußeren Form sind diese Gegensätze dargestellt. Dort die achtfüßigen Trochäen mit den weiblichen Endreimen, die dem Gedichte das ernst-wehmütige Gepräge geben, hier die entgegengesetzte Versart, die schweren, langen, oft mit Spondäen vermischten Jamben, welche lebensmüde einherschreiten und in den männlichen Schlußreimen jedesmal gleichsam einen Ruhepunkt machen. Mehr noch aber sind die Gegensätze im Inhalte selbst ausgedrückt.

Dort der jugendlich-frische Alarich, ein tapfrer Held, welcher mitten in seinen großen Plänen durch einen jähen Tod überrascht und dadurch an jeder weiteren Unternehmung gehindert wird, und hier ein lebensmüder Greis, der schon „vor dem Tod den Toten gleich" ist. Dort trauert ein ganzes Heldenvolk um seinen geliebten Herrscher; hier steht mit gebrochener Kraft der Regent der halben Welt einsam in Sturm und Wetter vor der Pforte eines finsteren Klosters. Kein Auge weint um ihn, keine Stimme beklagt ihn. Dort begräbt das Volk seinen teuren Toten, hier sucht der Herrscher sich selbst sein Grab und seinen Sarg. Dort gräbt man dem jungen Helden ein ihm würdiges Grab in tiefer Erde und unter rauschenden Wassern, hier legt sich der an Leib und Seele gebrochene Herrscher schon vor dem wirklichen Tode in den Sarg. Dort tönen noch die Heldenlieder lange fort nach dem Tode des Gestorbenen, hier singt bloß der dumpfe Chor der Mönche in abgeschlossener Einsamkeit seine schauerlichen Weisen. W. D.

82a. Derfflinger.

I. **Vorbereitung.** Ein volkstümlicher Held, wie später Blücher, war zu den Zeiten des großen Kurfürsten Georg von Derfflinger (richtiger Dörfling). Er wurde 1606 in einem österreichischen oder böhmischen Dorfe als Sohn armer Bauersleute geboren, soll erst Schneidergeselle gewesen sein und trat später als gemeiner Soldat in schwedische Kriegsdienste. Durch Kühnheit, Mut und Einsicht stieg er — erst in schwedischen, dann in brandenburgischen Diensten — bis zum Generalfeldmarschall und Reichsfreiherrn empor. Durch seine Tapferkeit, Derbheit, Biederkeit und Leutseligkeit war er der Liebling, ja der Abgott der Soldaten, während ihn seine Tapferkeit und Schnelligkeit zum Schrecken („Teufel") der Feinde machte. An den glorreichen Kriegsthaten des großen Kurfürsten hat er stets hervorragenden Anteil gehabt. Er starb 1695 auf seinem Gute Gusow in der Mark. Sein Leben und Wirken ist wie das aller volkstümlichen Heldengestalten mit Sagen ausgeschmückt worden. So wird — ohne rechte historische Begründung — erzählt: Derfflinger war in seiner Jugend Schneidergeselle; aber die enge Werk-

stätte (Höhle oder Hölle genannt wegen der hingeworfenen Zeugabfälle) wurde seinem lebhaften Geiste zur Hölle (zum Ort der Qual). Statt Maß, Elle, Schere, Fingerhut und Nadel zu handhaben, schwang er im Geiste auf dem Schlachtfelde das Schwert auf die Schädel der Feinde. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, wie er sein äußeres Geschick seiner innern Neigung gemäß gestalten könne. Als Handwerksbursche kam er einst auf der Wanderschaft bei Tangermünde (nach andern bei Leitmeritz) an die Elbe und wollte sich übersetzen lassen. Weil er aber kein Geld hatte, wies ihn der Fährmann spöttisch als „Schneiderbock“ zurück, setzte aber willig und respektvoll einen Trupp Kriegsleute über. Da warf der ergrimmte Derfflinger sein leichtes Bündel in die Elbe, ließ sich als Dragoner anwerben, zeichnete sich bald durch Tapferkeit aus und stieg von Stufe zu Stufe auf der Ehrenleiter. Ungern ließ er sich von anderen an den ehemaligen Schneider erinnern und fertigte Spötter aufs derbste ab. So soll ein Franzose einmal bei Tafel gefragt haben, ob wirklich einer der kurfürstlichen Generale Schneider gewesen sei. Da sprang Derfflinger heftig auf, schlug an seinen Degen und rief: „Hier ist der Mann, von dem das gesagt wird, und hier ist die Elle, womit er Hundsfötter (Hundspfoten, verächtliche und schamlose Menschen) in die Länge und Breite messen wird!“

Die Dichter Theodor Fontane und Friedrich v. Sallet haben den alten Volkshelden in Gedichten verherrlicht. Fontane zeichnet ihn als Vertreter der Schneiderzunft, den dieser Stand als Degenwert, d. h. werten, tapfersten Degen, der Armee gestellt habe, und dem sie für alle Zeiten ihre Honneurs (militärische Ehrenbezeigungen) zu machen hätte. Er setzt den Lebensgang des Kriegshelden immer in Vergleichung mit dem ehemaligen Schneiderberuf. Sein Gedicht ist ein Emporheben des Schneiders in die Heldensphäre, eine Übertragung der schneiderlichen Kunstausdrücke in die Heldensprache. Sallet malt in volkstümlichen, derben Redewendungen das gelungene Streben eines Niedriggeborenen nach den höchsten Zielen.

A. Der alte Derffling.

Theodor Fontane, Gedichte. 2. Aufl. Berlin 1875. S. 91.

1. Es haben alle Stände
So ihren Degenwert,
Und selbst in Schneiderhände
Kam einst das Heldenschwert:
Drum jeder, der da zünftig
Mit Nadel und mit Scher',
Der mache jetzt und künftig
Vor Derffling sein Honneur.

2. In seinen jungen Tagen
War das ein Schneiderblut;
Doch mocht' ihm nicht behagen
So Zwirn wie Fingerhut.
Und wenn er als Geselle
So saß und fädelt' ein,
Schien ihm die Schneiderhölle
Die Hölle selbst zu sein.

3. Einst als das Nadelhalten
Ihm schier ans Leben ging,
Dacht' er: „Das Schädelspalten
Ist doch ein ander Ding!“
Fort warf er Maß und Elle
Voll Kriegslust an die Wand
Und nahm an Nadels Stelle
Den Säbel in die Hand.

4. Sonst focht er still und friedlich
Nach Handwerksburschen-Recht;
Jetzt war er unermüdlich
Beim Fechten im Gefecht;
Es war der flinke Schneider
Zum Stechen wohl geschickt,
Oft hat er an die Kleider
Dem Feinde was geflickt.

5. Er stieg zu hohen Ehren,
Feldmarschall ward er gar!
Es mocht' ihn wenig kehren,
Daß einst er Schneider war!
Nur — fand er einen Spötter,
Verstund er keinen Spaß
Und brummte: „Für Hundsfötter
Sitzt hier mein Ellenmaß!"

6. Krank lag in seinem Schlosse
Der greise Feldmarschall;
Keins seiner Lieblingsrosse
Kam wiehernd aus dem Stall.
Er sprach: „Als alter Schneider
Weiß ich seit langer Zeit,
Man wechselt seine Kleider, —
Auch hab' ich des nicht Leid.

7. Es fehlt der alten Hülle
In Breite schon und Läng';
Der Geist tritt in die Fülle,
Der Leib wird ihm zu eng.
Gesegnet sei dein Wille,
Herr Gott, in letzter Not!"
Er sprach's und wurde stille, —
Der alte Held war tot.

B. Der Derfflinger.

Friedrich von Sallet, Ges. Gedichte. 2. Aufl. Breslau 1845. S. 243.

1. Der Derfflinger war ein Schneidergesell',
Doch nimmer ließ es ihn ruhn;
Er dacht' an andres als Nadel und Ell' —
„Was aber, was soll ich thun?"

2. Da kam er beim Wandern die kreuz und quer
Zum Fährmann bei Tangermünd;
Hinüber wollt' er, sein Beutel war leer,
„Lump, zahle, sonst pack dich geschwind!"

3. „Ihr nehmt doch dort die Kerle mit,
Es bezahlt euch ja keiner nicht." —
„Das sind auch keine Schneiderböck' nit,
Sind Kriegsleut', Respekt, du Wicht!"

4. Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er stehn
Und fluchte grimmig für sich:
„Ihr Schufte, das soll mir nicht zweimal geschehn!
Ich zeig's, was sich schickt für mich." —

5. Da ward er ein rascher Reitersmann,
Zum Teufel schmiß er die Ell',
Dafür packt' er 'nen Degen an,
Den schwang er gewichtig und schnell.

6. Bald hat er ein Regiment kommandiert,
Zuletzt ward er Feldmarschall,
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie respektierten ihn all'.

7. Ein Gott der Soldaten, ein Teufel im Streit,
Wie maß er der Schwedischen Heer
Bei Fehrbellin die Läng' und die Breit'!
Die eiserne Elle war schwer.

8. Drum sag' ich: keiner steh' still in der Welt!
Wen's antreibt, nur vorwärts schnell!
Wer ein Held kann werden, der werd' ein Held,
Und wär's auch ein Schneidergesell.

II. **Vergleichung der beiden Gedichte**. 1. Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. Beide Gedichte verherrlichen das erfolgreiche Streben des niedrig geborenen Derfflinger nach den höchsten Zielen. Sie enthalten in kurzen Zügen den Lebensgang des Helden: Schneidergeselle wider Willen, Soldat aus Neigung, Feldmarschall durch eigene Kraft, Wahrer seiner Ehre gegen Spötter, Muster für kriegerisches Streben!

2. Zeit und Ort. A umfaßt den gesamten Lebensgang des Helden, insonderheit auch sein frommes Sterben, B nur die Zeit bis zur Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675). A führt uns ganz allgemein in die Schneiderwerkstatt, auf die Wanderschaft, auf die Schlachtfelder, unter die Spötter, an das Sterbelager in seinem Schlosse; B bezeichnet speziell die

Elbfähre bei Tangermünde und das Schlachtgetümmel von Fehrbellin, an dem höchsten Ehrentage der brandenburgischen Waffen.

3. Charakteristik. A zeigt Derfflinger als wertesten Helden und militärischen Schutzpatron der Schneiderzunft, B als Vorbild für jeden strebsamen, mutigen Menschen. A führt uns Derfflinger vor als widerwilligen und mißmutigen Schneider, friedlichen Handwerksburschen, mutigen Reiter, glücklichen Fechter, geschickten Flickschneider am Wams der Feinde, geehrten Feldmarschall, derben Abtrumpfer, kranken Greis, frommen und gottergebenen Christen. Nach B ist Derfflinger als Schneider unzufrieden und unruhig, als Gesell verhöhnt und erbost, als Reiter rasch und tapfer, als Feldherr von den Feinden gefürchtet und von den Soldaten geliebt.

4. Gedankengang. A: Str. 1. Derfflinger ist der hochgeehrte Patron der Schneiderzunft. Str. 2. Die enge Werkstatt wurde ihm bei seinem Drange ins Weite zur Hölle. Str. 3. Er vertauschte endlich die Nadel mit dem Schwerte. Str. 4. Er focht, stach und flickte weiter — aber auf dem Schlachtfelde. Str. 5. Den Spöttern maß er mit eherner Elle die passenden Röcke an. Str. 6. Er rüstete sich auf den Tod und nannte ihn einen Kleiderwechsel. Str. 7. Der gereifte Geist („tritt in die Fülle") verläßt gottergeben die enge und gebrechliche Leibeshülle. B: Str. 1. Derfflinger sinnt bei der Nadel über einen Berufswechsel. Str. 2. Bei Tangermünde will ihn der Fährmann nicht übersetzen. Str. 3. Er muß sich Spott und Schimpf gefallen lassen. Str. 4. Er flucht über die angethane Schmach. Str. 5. Er wird ein flinker, tapferer Reiter. Str. 6. Er steigt zu hohen Ehren; Str. 7. erklimmt die höchste Ruhmessprosse in dem Siege bei Fehrbellin. Str. 8. Er wird allen Strebenden als Muster hingestellt.

5. Sprachliche Form. A besteht aus 7 achtzeiligen Strophen und ist in dreifüßigen Jamben mit abwechselnd männlichen und weiblichen Reimen geschrieben. B besteht aus 8 vierzeiligen Strophen, hat 4, bezw. 3 jambische oder anapästische Versfüße und nur männliche Reime. A wählt mit Vorliebe Ausdrücke der Schneidersprache und übersetzt sie ins Kriegerische (zünftig, Honneur, Hölle, fechten, stechen, am Zeuge flicken, anmessen, Kleider wechseln, zu eng werden). B führt eine derbe, volkstümliche Landsknechtssprache (kreuz und quer, Lump, pack dich, Kerle, keiner nicht, fluchte, Schufte, schmiß, pack an, haut gewichtig (schwer wiegend und tief schneidend), abführen, respektieren, Gott der Soldaten und Teufel im Streit ꝛc.).

6. Nutzanwendung. Bei A in Str. 1, bei B in St. 8!

III. **Rede- und Stilübungen.** 1. Erzähle kurz Derfflingers Geschichte! — 2. Suche die speziellen Züge aus jedem Gedichte! — 3. Worin ähnelt Derfflinger dem alten Blücher? — 4. Vertausche die Ausdrücke in II, 5 mit anderen! — Suche noch andere Beispiele von hoch emporgekommenen Männern eigener Kraft! —

82b. Fehrbellin.

Von Julius Minding. Fünf Bücher Gedichte. Berlin, Posen und Bromberg 1841. S. 124.

I. **Vorbereitung.** Die Schlacht bei Fehrbellin am 18. Juni 1675 brach die Macht der Schweden und bleichte ihren Kriegsruhm, dagegen hob sie gewaltig das Ansehen Brandenburgs und gab dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Beinamen „der Große“. (Fehrbellin ist eine kleine brandenburgische Stadt am Rhin, der westlich in die Havel läuft. Ein herrliches Denkmal erinnert an die bedeutungsvolle Schlacht.) Im westfälischen Frieden erhielt Schweden Vorpommern bis an die Peene, Frankreich aber den größten Teil des Elsaß. Der französische König Ludwig XIV., „Herr Ludwig von der Seine“, hatte es auf eine weitere Zerstückelung und Zersetzung, d. h. Schwächung, Deutschlands abgesehen. Unter nichtigen Vorwänden fiel er Deutschland mehrmals in seinen Raubkriegen an. Die Seele des sonst gar lässigen deutschen Widerstandes war Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich als Kriegsheld im schwedisch-polnischen Kriege bewährt hatte. Das erkannte der französische Gewalthaber gar bald. Um den gefährlichen Gegner vom Rheine wegzuziehen, reizte er die Schweden zu einem verheerenden Einfalle in die Mark von Pommern aus. Die Schweden hatten nicht den geringsten Grund oder Vorwand zum Kriege. Nur durch die französischen Hilfsgelder hatte sich das geldarme Schweden blenden und die Hände binden lassen. Mit Widerwillen ließ es sich zum Kriege mit Brandenburg hetzen. Als Friedrich Wilhelm von dem schwedischen Einfall Kunde erhielt, rief er entrüstet: „Das kann den Schweden Pommern kosten!“ Aus den Winterquartieren am Main eilte der Kurfürst trotz seines heftigen Gichtleidens in 11 Tagen herbei. Die treuen Bauern hatten sich inzwischen als eine Art Landsturm zum Widerstande zusammengerottet. Auf ihre Fahnen schrieben sie: „Wir sind Bauern von geringem Gut und dienen unserm Fürsten mit unserem Blut!“ Aber sie waren mit ihren Sensen und Dreschflegeln den geübten Kriegern nicht gewachsen. Da kam unerwartet schnell die Hilfe. Mit List und Kühnheit nahm der alte Derfflinger am 15. Juni die Stadt Rathenow. Am 18. Juni erreichte der Kurfürst mit seinen Reitern die weichenden Schweden unter Graf Waldemar Wrangel, dem Bruder des herbeieilenden Feldmarschalls Gustav Wrangel, zwischen Linum und Hakenberg, östlich von Fehrbellin. Ehe er zum Angriff überging, wollte er die Ankunft des Fußvolks abwarten, das auf Wagen von Magdeburg ihm folgte. Da kam die Kunde, daß der Prinz Friedrich von Hessen-Homburg, ein alter Haudegen mit einem silbernen Beine, die Schlacht schon eröffnet hätte. „Wir müssen ihm beistehen, sonst kriegen wir keinen Mann wieder!“ rief der alte Derfflinger. Und nun entbrannte der denkwürdige Kampf, der schon nach 2 Stunden zum glänzenden Siege über die unbesieglich geglaubten Schweden führte. Der Kurfürst stürzte sich selber mitten ins Kampfgetümmel. An seiner Seite fiel sein Stallmeister Emanuel

Froben. Die Sage hat seinen Tod verklärt und ihn zu einem Opfer der Treue gemacht. Wie? erzählt uns das folgende Gedicht.

II. **Stoffdarbietung durch Vorlesen des Gedichts.**

1. Herr Kurfürst Friedrich Wilhelm, der große Kriegesheld,
Seht wie er auf dem Schimmel vor den Geschützen hält!
Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin;
Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin.

(Das Gedicht mit 16 Strophen findet sich in den meisten Lesebüchern.)

III. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Ein Hügel auf dem Schlachtfelde. Ringsum Ebenen, die der Rhin durchfließt. Der Kurfürst auf einem Schimmel, das Fernglas in der Hand. Um ihn zu Roß die brandenburgischen Generale Derfflinger oder Dörfling, Grumbkow und Stallmeister Froben, letzterer auf einem Braunen. Östlich um die Dörfer Linum und Hakenberg das brandenburgische Heer, besonders Reiterei mit Standarten und Artillerie. Westlich um und in Fehrbellin die Schweden. Kanonen blitzen dort auf, und Kugeln schlagen rechts und links vom Kurfürsten ein.

2. Charakterzeichnung. Wie zeigt sich in dem Gedichte der große Kurfürst als stattlicher Held, als entrüsteter Deutscher, als rascher Reiter, als umsichtiger Feldherr, als furchtloser Held, als erstaunter Frager und als tief gerührter Herr und Freund? —

Weiset nach, daß Froben ein achtsamer Beobachter, ein mutiger Ratgeber, ein kluger und treuer Diener und ein bewundertes Opfer der Treue und Vaterlandsliebe war!

3. Gedankengang. Str. 1. Der herbeigeeilte Kurfürst. Str. 2. Die aufgehetzten Schweden. Str. 3. Der feindliche Feldherr. Str. 4. Die mutige Umschau. Str. 5. Der verhängnisvolle Befehl. Str. 6. Die furchtbare Lage. Str. 7. Der furchtlose Fürst. Str. 8. Der scheue und schäumende Schimmel. Str. 9. und 10. Das schwankende Zollernglück (Wäre der Kurfürst — der Ahn im Kurhute — hier gefallen, so hätte sein Sohn Friedrich I. sich nicht die Königskrone aufsetzen können). St. 11. Der kritische Augenblick. Str. 12. Der kluge und mutige Vorschlag des treuen Dieners. Str. 13. Der stille Rossewechsel. Str. 14. Das bange Schweigen. Str. 15. Das blutige Opfer und Str. 16. Der unvergängliche Ruhm der Treue. — Das Gedicht gliedert sich in fünf Abschnitte:

I. Die Ursachen des Kampfes und seine Eröffnung. Str. 1—4.
II. Der Kurfürst auf dem Schimmel als Zielscheibe der schwedischen Geschütze. Str. 5—8.
III. Die Bedeutung dieses Augenblicks für die Zukunft des Zollernhauses. Str. 9—11.
IV. Frobens kluger Rat und mutige That. Str. 12—15.
V. Die Wirkung seines Opfertodes. Str. 16.

Grundgedanke: Lieber das Leben als die Treue lassen.

4. Eigentümlichkeiten. Der Tod Frobens fand im Schlachtgetümmel statt, der Dichter verlegt ihn auf einen Ritt vor der Schlacht zur Besichtigung des Schlachtfeldes. Der Tod Frobens wird als ein Opfer der Dienertreue infolge des Rossewechsels behandelt, während dies geschichtlich nicht erwiesen ist. Das Gedicht wirft rückwärts einen Blick auf die frevlen Schürer des Krieges, zeigt den mutigen Zollernhelden wie den opferfreudigen Diener gegenwärtig und deutet prophetisch auf die Zukunft von Fürst und Volk in Brandenburg. Die Größe des Landes erwuchs aus dem Heldenmut seiner Fürsten und aus der Vaterlandsliebe und Treue der Unterthanen. Das Gedicht zeigt also die Quellen von Preußens Kraft und Größe.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Wilhelm I. im Granatfeuer von Königgrätz: „Ich weiß, wohin ein König von Preußen gehört! — Ich kann doch nicht davon reiten, wenn meine brave Armee im Feuer steht!“ — Der treue Diener in Ostrowo opferte sich im Kampfe mit den Wölfen, um die Familie seines Herrn zu retten. — Die treue Magd kämpfte mit dem tollen Hunde, damit andere nicht von ihm gebissen würden. — Arnold von Winkelried machte durch seinen Opfertod der Freiheit seiner Eidgenossen eine Gasse u. s. w.

2. Rede- und Stilübungen. Erzähle den geschichtlichen Verlauf der Fehrbelliner Schlacht! — Was hat die Sage schmückend dazu gesetzt? — Was bedeutet das kurfürstliche: „War das so gemeint? — Nun vorwärts in den Feind!“ P.

83. A. Der Choral von Leuthen.

Hermann Besser.*) Echtermeyer. Auswahl deutscher Gedichte. Halle 1852. S. 293.

1. Gesiegt hat Friedrichs kleine Schar. Rasch über Berg und Thal von dannen zog das Kaiserheer im Abendsonnenstrahl. Die Preußen stehn auf Leuthens Feld, das heiß noch von der Schlacht; des Tages Schreckenswerke rings umschleiert mild die Nacht.

2. Doch dunkel ist's hier unten nur, am Himmel Licht an Licht; die goldnen Sterne ziehn herauf, wie Sand am Meer so dicht; sie strahlen so besonders heut', so festlich hehr ihr Lauf; es ist, als wollten sagen sie: „Ihr Sieger, blicket auf!“

3. Und nicht umsonst. Der Preuße fühlt's: es war ein großer Tag. Drum still im ganzen Lager ist's, nicht Jubel noch Gelag. So still, so ernst die Krieger all', kein Lachen und kein Spott. — Auf einmal tönt es durch die Nacht: „Nun danket alle Gott!“

4. Der Alte, dem's mit Macht entquoll, singt's fort, doch nicht allein, Kamraden um ihn her im Kreis, gleich stimmen sie mit ein. Die Nachbarn treten zu, es wächst lawinengleich der Chor, und voller, immer voller steigt der Lobgesang empor.

*) Der Dichter Hermann Besser, geb. 1807 zu Zeitz, ist nicht zu verwechseln mit Joh. Besser (gest. 1729), der in einigen Lesebüchern fälschlich als Verfasser des Gedichts genannt wird.

5. Aus allen Zelten strömt's, es reiht sich singend Schar an Schar, einfallen jetzt die Jäger, jetzt fällt ein auch der Husar. Auch Musika will feiern nicht, zu reiner Harmonie lenkt Horn, Hobo' und Klarinett' die heil'ge Melodie.

6. Und stärker noch und lauter noch, es schwillt der Strom zum Meer; am Ende, wie aus einem Mund, singt rings das ganze Heer. Im Echo donnernd wiederhallt's das aufgeweckte Thal, wie hundert Orgeln braust hinan zum Himmel der Choral.

I. **Vorbemerkung.** Dieses Gedicht behandelt, wie schon die Überschrift sagt, eine Episode aus dem siebenjährigen Kriege, nämlich den auf die berühmte Leuthener Schlacht folgenden Abend im Biwak.

Am 5. November 1757 hatte Friedrich der Große bei Roßbach in der Provinz Sachsen über die Franzosen und die Reichsarmee einen glänzenden Sieg erfochten. Aber in Schlesien sah es so schlimm aus, daß Friedrich in größter Eile dorthin aufbrechen mußte, wenn nicht das ganze Land wieder verloren gehen sollte. Die Hauptfestung Schweidnitz und die Hauptstadt Breslau waren bereits am 24. November in den Händen der Österreicher. So eilte er denn mit seiner kleinen, aber mutigen Schar in Eilmärschen dorthin und kam anfangs Dezember in die Nähe des Feindes. In frischer Begeisterung glüheten die Sieger von Roßbach, dem zweiten großen Feinde entgegengeführt zu werden, zumal sie Friedrich durch seine berühmte Rede noch kräftig angefeuert hatte.

Der österreichische Anführer, Prinz Karl von Lothringen, und sein berühmter General Daun hatten mit 90000 Mann und 210 Geschützen eine feste Stellung an der Lohe bei Breslau eingenommen. Daun riet, sie nicht zu verlassen; aber Prinz Karl und die meisten andern Generale meinten, es sei unter ihrer Würde, mit einer so ungeheuren Übermacht einer Handvoll Volks, wie dieser „Berliner Wachtparade", gegenüber, hinter Verschanzungen stehen zu bleiben. Sie gingen daher dem Könige bis über die Weistritz entgegen. Als dieser sie so keck ins offene Feld kommen sah, sprach er freudig: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gegangen, nun will ich seinen Übermut bestrafen." Am folgenden Tage, Montag, den 5. Dezember, stellte Prinz Karl seine Armee in der Umgegend von Leuthen auf.

Kampfesmutig, geistliche Lieder singend, rückten die Preußen an: „Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret, wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet; gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich soll, und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerate wohl." Der Geist mußte ersetzen, was der Zahl gebrach; es waren nur 32000 Mann mit 166 Geschützen.

Mit dieser kleinen Zahl griff Friedrich am Vormittage den Feind an, und schon um $4^1/_2$ Uhr war das fast dreimal größere Heer des Feindes geschlagen. Die früh anbrechende Nacht war der einzige Schutz der Fliehenden. 10000 tote und verwundete Österreicher deckten das Schlachtfeld, und 21000 Gefangene nebst 116 Kanonen und 59 Fahnen fielen dem Sieger in die Hände. 5000 Mann waren ihm getötet, aber die Gefallenen bluteten und starben mit der nämlichen Begeisterung, mit

welcher sie fochten. Ein gefangener bayrischer General stieß auf einen preußischen Grenadier, der in seinem Blute schwamm; beide Füße waren ihm abgeschossen, aber er rauchte ruhig seine Pfeife. Der Bayer sprach seine Verwundung aus, der Preuße versetzte kaltblütig: „Ick sterbe vor Fritze!" Ein anderer Grenadier verlor sein Bein; er stützte sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke und schleppte sich bis an die vorübermarschierenden Gefährten: „Fechtet als brave Preußen," schrie er, „siegt oder sterbt für euren König!" Waren je die Thaten der alten Griechen und Römer bewunderungswürdiger? Als das siegreiche Heer, erschöpft von den anstrengenden Märschen und den heutigen Mühen, in der Dunkelheit langsam über das Schlachtfeld nachrückte, stimmte ein alter Grenadier aus bewegtem Herzen das schöne Lied: „Nun danket alle Gott!" an. Andere sangen mit. Endlich fiel alles in Begleitung der Feldmusik ein, und ein Gesang, wie er nimmer wohl gehört wurde bei solchem Anlaß, brauste durch das nächtliche Dunkel: „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen" rc.

Das war der Anlaß zu unserm Gedichte.

II. **Erläuterung des Inhalts**. Str. 1 schildert uns in wenigen Worten die ganze Situation. Der Sieg war errungen. Der Feind zog ab über Berg und Thal. Das war im vollsten Sinne des Wortes wahr; denn Zieten und Fouqué, die beiden Generale Friedrichs, verfolgten den Feind bis nach Böhmen hinein über das Gebirge hinweg. Die Preußen blieben auf dem Schlachtfelde. „Das heiß noch von der Schlacht" soll uns erinnern an die fast übermenschlichen Anstrengungen des tapfern Heeres, bei denen es jedem Krieger trotz der Winterkälte heiß wurde. Die Nacht „umschleiert mild des Tages Schreckenswerke". Tausende von Toten und Verwundeten lagen auf dem Schlachtfelde. Jammer und Elend in Fülle hätte man sehen können, wenn nicht die Nacht alles mit mildem Schleier bedeckt hätte. Waren doch zu damaliger Zeit die Einrichtungen, den Verwundeten beizustehen, noch lange nicht so vortrefflich wie im letzten Kriege (1870/71). Wie viele todeswunde Krieger mußten in dieser Nacht verbluten, erstarren und sterben, ohne daß ihnen auch nur die geringste Hilfe gebracht wurde! Dieses schauerliche Bild bedeckte die gütige Nacht.

Str. 2 weist uns auf den Himmel, der, wenn's auch auf Erden dunkel ist, in unzähligen Lichtern strahlt. Es kommt dem Dichter vor, als ob gerade in dieser Nacht die Sterne noch heller leuchteten als sonst. Und warum das? Damit die Sieger zu dem hinauf blicken möchten, von dem ja alle Hilfe kommt.

Str. 3. Die Aufforderung ist nicht umsonst geschehen. — Man hätte glauben sollen, meint der Dichter, nach solch' einem Siege müßte Jubel erschallen, und die Soldaten könnten sich nun an den Wachtfeuern bei Speise und Trank gütlich thun. („Gelag", ein Mahl, bei welchem die Gäste fröhlich und ungebunden schmausen und zechen.) Doch das lag

den Kriegern heute fern. Die großen Anstrengungen, die Schreckenswerke, die vielen Toten und stöhnenden Verwundeten auf dem Schlachtfelde und vor allem die große Gefahr, in der die sämtlichen preußischen Krieger, der König und das ganze Preußenland vor der Entscheidung durch die Schlacht geschwebt hatten, ließen kein Lachen und keinen Spott aufkommen. Still und ernst lagen die Soldaten im Biwak, bis auf einmal eine Stimme sang: Nun danket alle Gott!

Str. 4. Der erste Ton der Melodie war kaum dem Munde des alten Grenadiers „mit Macht" entquollen, da stimmten die Nachbarn ein, und „lawinengleich" (d. h. wie an die niederrollende Lawine immer neue Massen von Schnee sich anhängen) wuchs die Masse der Sänger.

Str. 5. Erst waren es nur die Regimenter der Grenadiere; bald aber stimmten andere Truppengattungen, die Jäger und die Husaren, kräftig mit ein. Sogar die Musiker können nicht feiern; alle Instumente: Horn, Klarinette, Hoboe (ebenfalls ein Blasinstrument, ähnlich der Klarinette) fallen mit ein in die heilige Melodie.

Str. 6. Endlich „schwillt der Strom zum Meere": auch nicht einer aus der ganzen Armee schweigt; donnernd hallt das Echo wieder durch das Thal, und es braust zum Himmel der vieltausendstimmige Gesang.

III. **Gliederung.** Das Gedicht läßt sich in folgende Abschnitte zerlegen:

1. Str. 1. *Die Folgen der Schlacht bei Leuthen* a) Die Kaiserlichen fliehen als Besiegte. b) Die Preußen behaupten als Sieger das Schlachtfeld.

2. Str. 2 und 3, V. 1—3. *Der Anblick des gestirnten Himmels versetzt die Sieger in eine ernste Stimmung:* a) Die Sterne leuchten heute besonders hell. b) Die Sieger fühlen die Bedeutung des Tages.

3. Str. 3, V. 4 bis Str. 6. *Die Folgen der ernsten Stimmung:* a) Ein alter Grenadier stimmt aus vollem Herzen „Nun danket alle Gott" an. b) Die Kameraden in seiner Nähe stimmen mit ein. c) Die Musiker begleiten den Gesang. d) Endlich singt das ganze Heer das Lied.

IV. **Der Hauptgedanke** läßt sich aus der 3. Strophe entwickeln und könnte wohl so ausgedrückt werden: Bei großen Ereignissen, in denen der ernste Mensch die Hilfe Gottes erkennt, verlangt das Herz zunächst nicht nach lautem Jubel, sondern nach ernster Erhebung, die sich gern in einem Lobliede auf den Allmächtigen ausspricht. Oder: Ein zur rechten Zeit angestimmtes frommes Lied überwältigt auch den Gleichgültigsten und veranlaßt ihn, in den Lobgesang mit einzustimmen.

V. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Prosaische Darstellung des Inhalts nach Abschnitt III.

2. Vergleichung des Gedichts mit dem „Choral von Kaiserslautern".

B. Der Choral von Kaiserslautern.

Von Wilhelm Osterwald. Lieder zu Schutz und Trutz. Berlin 1865. S. 113.

Das war im luft'gen Lautern, der alten Kaiserstadt,
Dort in der Pfalz am Rheine, die viel erlebet hat,
Ein Leben ohnegleichen im Anfang des August;
Drin an der Pfalz wollt' büßen der Franzmann seine Lust 2c

(In der Pfalz sammelte sich 1870 die Armee des Prinzen Friedrich Karl; besonders in der Stadt Kaiserslautern wimmelte es von Soldaten. Die Krieger fanden die herzlichste Aufnahme. Feste mit Musik, Gesang und Tanz wurden gefeiert. Einige thüringische Kompagnien waren in einer Kirche untergebracht. Die Soldaten kochten, putzten, lachten an heiliger Stätte oder legten sich zum Schlafe nieder. Da ertönte plötzlich Orgelklang. Ein Lehrer, der mit ausgezogen war dem Erbfeinde entgegen, spielte den Choral: „Herr Gott, dich loben wir!" Singend fiel die Kriegerschar ein, und gewaltig erscholl der Choral hinaus auf Straßen und Markt. Lauschend standen die Bürger, und gerührt sprach einer zu dem andern: „Gott sei Dank! Solch' Kriegsvolk schlägt den Feind!")

I. Ähnlichkeiten: In beiden Gedichten wird von Kriegern ein Choral gesungen. Ein einfacher Krieger stimmte das Lied an. Alle Krieger werden durch den einen angefeuert, andachtsvoll mitzusingen.

II. Verschiedenheiten in Bezug auf die Zeit, den Ort, die Veranlassung, den Gesang, die Begleitung, die Wirkung des Gesanges. W. D.

84. A. Die Markaner bei Friedrich II. (1757).

Ferdinand Brunold, Gedichte. Berlin 1846.

1. Es sprach der große König:
„Die Schlacht ich wohl gewann,
Doch hat sie mich gekostet
Auch manchen guten Mann.

2. Wo nehm' ich nun Soldaten
Und Regimenter her?
Österreich darf Schlesien
Bekommen nimmermehr!"

3. Da nahen ries'ge Gestalten
Sich unaufgefordert dem Fritz;
Des Königs Heldenauge
Mustert sie von dem Sitz.

4. „Woher, ihr Enakskinder,
Ihr Söhne kräftig und stark?"
„Wir woll'n Soldaten werden,
Sind aus der Grafschaft Mark." —

5. „Wer rief euch?" — „Niemand, König!" —
„Wer hat euch rekrutiert?" —
„Uns schicken unsre Väter,
Sind selber hermarschiert."

6. „Wer führt euch an?" — „Auch keiner!" —
„Und niemand desertiert?" —
„Wir brauchten nicht zu kommen,
Hätt's einer gern vollführt!"

7. Des Königs Auge leuchtet.
„Noch bin ich", ruft er „stark,
Wenn solche Söhne sendet
Unaufgefordert die Mark.

8. Mit solchen Soldaten siegen,
Wird mir wohl nimmer schwer —
Österreich bekommt Schlesien
Nun und nimmermehr!"

I. **Erläuterungsfragen.** Wer sind die Markaner? (Bewohner der Grafschaft Mark in Westfalen. Das kleine Land ist von der Ruhr durchflossen und hat Hamm als Hauptstadt. Bei Teilung der Jülichschen

Erbschaft 1609 kam es an Brandenburg. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Bergbau und Industrie, besonders Metallwarenfabrikation. — „Ist's, wo der Märker Eisen reckt?" — Sie zeichnen sich durch Thätigkeit und patriotische Gesinnung aus.) Wer ist der große König? Welchen Krieg führte er und warum? Welche Schlachten gewann er 1757? Auf welche Weise erhielt man damals Soldaten und bildete Regimenter daraus? (Durch Anwerbung. Werbeoffiziere, denen gewisse Gebiete angewiesen waren, bewogen — heimlich oder öffentlich — gegen Zahlung eines Handgeldes die Rekruten zum Eintritt in das Heer. Die Geworbenen wurden unter Aufsicht dem Heere zugeführt. Im Fall der Not hob der Kriegsherr zwangsweise Soldaten aus.) Was ist mit dem Sitz des Königs nicht, und was ist gemeint? (Nicht der Thron, sondern ein Feldstuhl.) Was sind Enakskinder nach 4. Mos. 13, 34? Wer hat sie geworben (ausgehoben, rekrutiert)? Was hat die Väter bewogen, ihre Söhne dem Könige ohne irgend welche Aufforderung zuzusenden? (Ihre Liebe zum König und seine Verlegenheit.) Wer führte sonst die Rekruten? Was vollführten letztere häufig auf dem Marsche? (Sie desertierten, d. h. entflohen der Fahne und ihrer Pflicht.) Warum geschah dies von keinem Markaner? Was leuchtet aus dem Heldenauge des Königs? Worin besteht die Stärke des Königs? (In der Liebe, Begeisterung und Opferwilligkeit seiner Unterthanen.) Warum wird der Sieg mit solchen Soldaten nicht schwer? Worin wurzelt Friedrichs Überzeugung, daß Österreich sein Schlesien nie wieder erhält?

B. Der Schmied von Solingen.

Karl Joseph Simrock. Gedichte. Leipzig 1844.

1. Zu Solingen sprach ein Schmied
Bei jedem Bajonette,
Das seinem Fleiß geriet:
„Ach, daß der Fritz es hätte!"

2. Wenn er die Zeitung las
Von seinem Lieblingshelden,
Da schien ihm schlechter Spaß,
Nicht lauter Sieg zu melden.

3. Einst aber hat es sich
Viel anders zugetragen;
Da hieß es, Friederich
Sei bei Kollin geschlagen.

4. Der Schmied betroffen rief:
„Hier muß geholfen werden,
Sonst geht die Sache schief!"
Und riß den Schurz zur Erden.

5. Ihm waren Weib und Kind
Wohl auch ans Herz gewachsen,
Doch lief er hin geschwind
Zu Friedrichs Heer nach Sachsen.

6. Und eh' man sich's versah,
Begann die Schlacht zu tosen:
Mit Seidlitz schlug er da
Bei Roßbach die Franzosen.

7. Das deucht' ihm nicht genug.
Viel schlimmre Feinde dräuten,
Er ließ nicht ab und schlug
Mit Zieten noch bei Leuthen.

8. Da ging es herrlich her,
Zu ganzen Bataillonen
Ergab sich Östreichs Heer
Mit Fahnen und Kanonen.

9. „Und somit wär' vollbracht,"
Gedacht er, „meine Sendung;
Es nimmt nach solcher Schlacht
Von selber andre Wendung."

10. Mit Urlaub kehrt er um,
Für Weib und Kind zu sorgen,
Und hämmerte sich krumm
Vom Abend bis zum Morgen.

11. Der Krieg ging seinen Gang,
Man schlug noch viele Schlachten,
Die oft ihm angst und bang
In seiner Seele machten.

12. Als endlich Friede war,
„Fritz“, rief er, „laß dich küssen,
Ich hätte dir fürwahr
Sonst wieder helfen müssen!“

II. **Erläuterungsfragen.** Wo liegt Solingen, und wodurch ist es bekannt? (Im Reg.-Bez. Düsseldorf auf einer Anhöhe unweit der Wupper. Es ist berühmt durch seine Stahlwaren, besonders die Säbel- und Degenklingen, Bajonette, Messer ꝛc.) Was für ein Schmied war der Held unseres Gedichtes? (Ein Waffenschmied.) Aus welchen Worten spricht sein Fleiß, sein Geschick, seine Bildung, seine Königsliebe? Warum war Friedrich sein Lieblingsheld? (Wegen seines Mutes, seiner Weisheit, seiner Siege und seiner Leutseligkeit.) Was für Meldungen erwartete er in der Zeitung nur von seinem Helden? (Sieg und nichts als Sieg.) Was glaubte er, wenn die Zeitung keine Siege meldete? (Sie mache nur schlechte Späße.) Welche erste Niederlage erlitt Friedrich? (Bei Kollin an der Elbe am 18. Juni 1757.) Was glaubte der Schmied in dieser Not des Königs bei seiner Liebe, seinem Eifer und seiner Einfalt thun zu müssen? (Er könne und müsse dem König mit seiner Kraft beispringen, sonst ginge die Sache schief, d. h. mißglücke, der König unterliege und Schlesien ginge verloren.) Warum riß er den Schurz (die Lederschürze, welche die Kleider vor den sprühenden Funken schützt) ab und warf ihn zur Erde? Wie zeigte sich's, daß die Liebe des Schmieds zu König und Vaterland größer als zu Weib und Kind war? Was weißt du über die Schlacht bei Roßbach? (Bei Roßbach, einem Dorfe westlich von Weißenfels in der Provinz Sachsen, erfocht Friedrich am 5. November 1757 besonders durch die Tapferkeit des Reitergenerals Seidlitz einen glänzenden Sieg über die Franzosen.) Was weißt du über die Schlacht bei Leuthen? (Bei Leuthen, einem schlesischen Dorfe westlich von Breslau, schlug Friedrich am 5. Dezember 1757 glänzend das weit überlegene Heer der Österreicher.) Warum hielt der Schmied seine Sendung für vollbracht? (Friedrichs Angelegenheiten standen nach den beiden Siegen sehr günstig.) Welche Wendung erwartete der Schmied? (Völligen Sieg über alle Feinde.) Welche Pflicht trat jetzt wieder beim Schmied in ihr Recht? (Für Weib und Kind zu sorgen.) Wie erfüllte er sie? (Durch außerordentlichen Fleiß. — Beweis!) Welchen Gang nahm der Krieg weiter? Welche Schlachten machten dem Schmied angst und bange? Welcher Friede wurde am 15. Februar 1763 geschlossen? Was behielt Friedrich? (Schlesien und die Bewunderung Europas.) Wie äußerte der Schmied seine Liebe, Freude und Bewunderung beim Friedensschlusse? Wie seine Einfalt und den Glauben an die treffliche Wirkung seiner Unterstützung? Wie stellte er sich in seinem naiven Eifer als ebenbürtig neben die Helden des siebenjährigen Krieges? („Hier muß geholfen werden, sonst geht die Sache schief. — Mit Seidlitz schlug er da —.“ „Und schlug mit Zieten noch bei Leuthen —.“ „Meine Sendung ist vollbracht!“ — „Fritz, ich hätte dir wieder helfen müssen!“) Warum

ist auch ein Einzelner mit der Gesinnung des Schmieds von unschätzbarem Werte? (Solche Gesinnung begeistert andere und reißt sie zu ungewöhnlichen Thaten fort. — Die Jungfrau von Orleans in Frankreich. — Schwerin bei Prag.)

III. **Vergleichung.** A. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte zeigen in der Zeit des siebenjährigen Krieges die begeisterte, opfermutige Liebe schlichter, westfälischer Unterthanen zu dem großen Könige, indem dieselben freiwillig zu den Fahnen eilen. Sie lassen einen Blick in das Geheimnis von Friedrichs Stärke und Erfolgen thun.

B. Verschiedenheiten. 1. Die Markaner wohnten um die Ruhr, der Schmied war nahe der Wupper in Solingen daheim. 2. Letzterer gehörte der Armee Friedrichs nur in der zweiten Hälfte des Jahres 1757 an; erstere traten in diesem Jahre ein, verweilten aber sicher länger dabei. 3. Die Markaner bildeten einen stattlichen Trupp riesiger Jünglinge; der Schmied war ein einzelner starker Mann. 4. Erstere wurden von ihren Vätern gesendet, zogen freudig und geordnet zu Friedrich; letzterer eilte aus eigenem Drange zu den Fahnen. 5. Ersteren drückte der große König seine lebhafte Freude und die Zuversicht des Sieges aus; letzterer äußerte seine Freude und seinen Stolz über den siegreichen König. 6. Die Markaner eilten nach verlustreichen Siegen, der Schmied nach der Niederlage von Kollin zum Könige. 7. Der Schmied kehrte zu den Seinen zurück, von den Markanern wissen wir es nicht. 8. A schildert die Verlegenheit des Königs, den Marsch der Rekruten, ihr Zwiegespräch mit dem König, die Freude und Siegeszuversicht des letzteren, B die wichtigsten Stationen des ganzen Krieges. 9. A zeigt, wie in der opferwilligen Liebe der Unterthanen die Stärke eines Königs und die Bürgschaft des Sieges liegt, B hingegen, wie ein Einzelner in naiver Weise mit seinem Denken, Lieben, Hassen, Sinnen, Thun und Lassen ganz in dem Geschick des Königs und Vaterlandes aufgeht, sich mit ihm solidarisch verbunden fühlt und sich für unentbehrlich hält. 10. A erhält durch sein Zwiegespräch, B durch die Selbstgespräche einen besonderen Reiz. 11. Durch A klingt ein ernster, ergreifender, durch B ein schalkhafter, naiver Ton. P.

85. A. Der alte Zieten.

Theodor Fontane, Balladen. Berlin 1861. S. 6.

1. Joachim Hans von Zieten[1]),
Husaren-General, —
Dem Feind die Stirne bieten[2])
Thät er die hundert Mal[3]);
Sie haben's all' erfahren,
Wie er die Pelze wusch[4])
Mit seinen Leibhusaren[5]),
Der Zieten aus dem Busch.

2. Hei! wie den Feind sie bleuten[6])
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag.
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt selbst der Fritz nach Haus[7]);
Doch Zieten sprach: „Ich kehre
Erst noch mein Schlachtfeld aus.“[8])

5. Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz, —
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz[9]);
Es wies sich keiner träge,
Drum schlug's auch immer ein;
Ob warm', ob kalte Schläge, —
Sie pflegten gut zu sein.[10])

4. Der Friede war geschlossen,
Doch Krieges Lust und Qual
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebten's noch einmal[11]):
Wie Marschall Daun gezaudert
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

5. Einst mocht' es ihm nicht schmecken,
Und sieh! der Zieten schlief;
Ein Höfling will ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten!
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten —
Der hat genug gewacht.“[12])

6. Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet
Hans Zieten, der Husar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Husch,
So war der Tod gekommen —
Wie Zieten aus dem Busch.[13])

Vorbemerkung. Nachdem der Lehrer in der vaterländischen Geschichte die drei schlesischen Kriege behandelt, den Schülern auch anschauliche Lebensbilder von Friedrich d. Gr. und dem Husarengeneral Zieten gegeben hat, kann erst obiges Heldengedicht ausführlich erläutert werden.

I. **Vermittlung.** 1. General von Zieten war der Liebling der Husaren und ein volkstümlicher Heerführer im siebenjährigen Kriege. Er war sehr tapfer und griff den Feind an, wo er ihn traf. 2. Jemanden die Stirne bieten heißt, ihm furchtlos entgegentreten und ihn tapfer angreifen, im Gegensatz zu der Redensart: Dem Feinde den Rücken zeigen, fliehen, ein Feigling und eine Memme sein. 3. „Thät“ ist das veraltete, in der Volkssprache gebräuchliche Hilfsverb „that“, von „thun“ abgeleitet. Die hundert Mal = dichterische Übertreibung für „oftmals“. 4. Sie = die Feinde haben's erfahren, wie er die Pelze wusch. Ehe die gargemachten Felle als Pelze zu gebrauchen sind, werden sie zuvor nochmals gewaschen, in klarem Flußwasser gespült, getrocknet und dann mit Stöcken tüchtig ausgeklopft, damit die letzten Reste der Gerbstoffe, Kalk ꝛc. entfernt werden. 5. Die Leibhusaren, bei denen er gedient, und die er als Chef kommandiert hatte, sind die 3., heute noch die Zietenschen Husaren genannt. 6. bleuten = schlugen, zum Unterschied von „bläuen = blau machen, z. B. die Wäsche. 7. Am Schlachttage von Torgau, dem größten Ehrentage Zietens, verließ der König am Abend das Schlachtfeld, weil er die Schlacht für sich verloren glaubte. 8. „Das Schlachtfeld auskehren“ nach E. M. Arndt, „Mit eisernem Besen das Land frei gemacht,“ oder vulgär: Den Kehraus machen = der Letzte beim Tanze sein. Bekanntlich hatte Zieten durch Umgehung des Feindes noch bei beginnender Dunkelheit die bereits erlittene Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt. 9. Der König und Zieten hatten ein inniges Freundschaftsbündnis geschlossen und lenkten die Schlachten meist gemeinschaftlich. Der Dichter vergleicht beide mit dem Blitz und Donner, jedoch ohne genaue Angabe, wer dem Blitz und wer dem Donner gleicht. Der Wortstellung nach ist der König mit dem Blitze in Vergleichung gestellt. Sein großer Geist, sein schneller Überblick, sein stets das Richtige herausfindender Scharfsinn erzeugten oft bei der Leitung der Schlachten Geistesblitze, deren Gefolge der Donner der

Kanonen, Schlachtengetümmel und Sieg war. Er war der Schlachtendenker, und Zieten führte seine Pläne aus; er goß die Bolzen, und Zieten verschoß sie. 10. Der Dichter vergleicht weiter die Schlachtenerfolge mit kalten und warmen Schlägen. (In dem elliptischen Satze: „ob warm', ob kalte Schläge" fehlt „es waren".) Beide waren dem Feinde verderblich, beide führten zum Siege. 11. Gar oft noch, nachdem der Friede geschlossen war, erinnerten sich die hohen Kriegsgefährten ihrer Thaten und Erlebnisse, sie ließen sie im Geiste an ihrer Seele vorübergehen und erlebten sie gleichsam noch einmal, namentlich bei Tisch, d. i. an der Mittagstafel zu Sanssouci, zu welcher Zieten regelmäßig geladen war. 12. Einsmals als Zieten bei der Tafel eingeschlafen ist, will ein Höfling, ein Kämmerling oder ein Kammerherr, ihn wecken, da es sich nicht paßt und schickt und gegen den Respekt und die gute Sitte arg verstößt, an der königlichen Tafel einzuschlafen. Der König aber verwehrt's — weil Zieten genug gewacht habe. 13. Zieten starb alt und wohlbetagt, vom Könige und Volke hochgeehrt. Der Tod war an ihn herangetreten, unverhofft, schnell, so wie der alte Held sich oft dem Feinde genaht — wie Zieten aus dem Busch.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1—3 schildert die hohen Verdienste Zietens in den schlesischen Kriegen und sein Zusammenwirken mit dem Könige, Str. 4 das gemeinschaftliche Leben der beiden großen Kriegshelden zu Sanssouci, namentlich an der königlichen Mittagstafel. Str. 5 das Einschlafen Zietens bei der Tafel und des Königs Entschuldigung, Erkenntlichkeit und Dankbarkeit. Str. 6 endlich meldet, daß der Tod den greisen Helden so plötzlich und schnell überfallen hat, wie er bei Lebzeiten seine Feinde überraschte — wie Zieten aus dem Busch.

2. Erläuterungsfragen. Was bedeuten die bildlichen Redensarten: a) dem Feinde die Stirne bieten, b) jemandem den Pelz waschen, c) aus dem Busch kommen, d) Schlag auf Schlag, e) das Schlachtfeld auskehren, f) der eine war der Donner, der andere der Blitz, g) kalte und warme Schläge, h) Thaten noch einmal durchleben, i) der hat genug gewacht?

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Schriftliche Beantwortung der Erläuterungsfragen. 2. Umarbeitung des Gedichts in eine einfache geschichtliche Erzählung. 3. Auswendiglernen und guter Vortrag. 4. Charakteristik Zietens mit Benutzung des folgenden Gedichts:

B. Zieten.

Friedrich von Sallet, Gedichte. Berlin 1835. S. 76.

1. Der große König wollte gern sehn,
Was seine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergehn,
Daß sie gleich ihm schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

2. Der Vater Zieten, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel.
„Der König hält mich zum Narren wohl gar!"
So flucht er, „was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, potzelement!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student."

3. Da macht er auf einen Bogen Papier
Einen großen Klecks in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten dann Linien vier,
Die all' in dem Kleckse sich schnitten.
Und jede endete auch in 'nem Klecks;
So schickt er den Bogen dem alten Rex.

4. Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue dann den Alten:
„Zum Schwerenot, Zieten, ist Er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?"
Den Bart streicht sich Zieten: „Das ist bald erklärt,
Wenn Eu'r Majestät mir Gehör gewährt.

5. Der große Klecks in der Mitte bin ich,
Der Feind einer dort von den vieren,
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren;
Dann rück' ich auf einem der Striche vor
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, aufs Ohr."

6. Da hat der König laut aufgelacht
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Zieten ist klüger, als ich gedacht,
Sein Geschmier sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er auch rücket an."

5. Vergleichung der beiden Gedichte. a) Ähnlichkeiten: Beide sind Lob- und Preislieder auf den alten Zieten. In beiden ist das Verhältnis des Königs, des alten Fritz, zu seinem General, dem alten Zieten, gekennzeichnet. Beide sind in einem volkstümlichen Tone abgefaßt. b) Unterschiede: In dem Gedichte von Fontane wird Zietens ganzes Leben bis zum Tode gepriesen, in dem von Sallet nur ein einzelner Zug aus seinem Leben. In A wird angeführt, wie und was Zieten ist, in B erklärt Zieten selbst, was er nicht ist. Das Fontanesche Gedicht ist in einem ernsten, am Schlusse in einem tragischen Tone gehalten, das Salletsche hingegen in einem launigen und humoristischen. (Die humoristischen Ausdrücke sind von den Schülern aufzusuchen.) R. D.

86. Der alte Fritz.

Karl Fröhlich. Fabeln und Erzählungen. Kassel 1854.

I. **Einführung.** Die Thaten großer Helden zu erzählen, ist Sache der Weltgeschichte. Die Liebe und Verehrung, welche ein gesittetes Volk ihnen schuldet und jederzeit gern und freudig entgegenbringt, sucht aber auch die kleinsten Charakterzüge aus ihrem Leben zu sammeln und zum Verständnis der ganzen und vollen Persönlichkeit des Helden zu verwerten. Sind selbige zumal in ein poetisches Gewand gekleidet, so gewinnen sie nicht selten erheblich an Interesse. Für die Schulwelt, für Schüler und Lehrer, haben nun gewiß diejenigen einen erhöhten Reiz, welche einen Anklang an das Schulleben enthalten. So haben wir z. B. von Gerok das Gedicht: „Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt." Und auch Friedrich der Große tritt uns in einem derartigen Gedicht entgegen: „Der alte Fritz" von Karl Fröhlich:

Fridericus Rex [1]), der große Held [2]), kam siegreich aus dem Kriegesfeld;
Und wenn er durch die Straßen ritt [3]), so liefen alle Kinder mit. [4])
Sie stellten sich wohl auf die Zeh'n, den lieben Vater Fritz [5]) zu sehn.
Sie faßten ihn an Pferd und Rock; doch Vater Fritz erhob den Stock [6])
Und sagte lächelnd [7]): „Habet acht, daß ihr mein Pferd nicht böse macht!" [8])
Doch einst ein wilder Knabenschwarm den Kopf ihm machte gar zu warm [9]);
Da hat er böse drein gesehn [10]): „Wollt ihr wohl gleich zur Schule gehn!" [11])

Da sprach ein dicker Bube: „Ach, heut ist ja Mittwoch Nachmittag!“ [12])
Der ganze Chor fiel jubelnd ein [13]): „Der alte Fritz will König sein [14]),
Und weiß nicht mal, daß dieser Frist des Mittwochs keine Schule ist!“
Der König stille vor sich lacht und hat in seinem Sinn gedacht:
Wie reich bist, liebe Einfalt [15]), du! Ich alter Mann hab' keine Ruh' [16]);
Des Morgens ruft mich Sorge wach [17]), so drückt mich Müh' den ganzen Tag [18]),
Daß meine Kinder, groß und klein [19]), sich ihrer Feierstunde freun. [20])
Gewiß, so hat der Held gedacht, er hat sein Denken wahr gemacht. [21])
Drum, wo man Gutes liebt und ehrt, sein Angedenken ewig währt [22]),
Und jedes Kindlein ehrfurchtsvoll den Edlen kennen lernen soll.

II. **Erläuterungen.** *) 1) König Friedrich; Rex heißt bekanntlich im Lateinischen der König.

2) Friedrich der Große hatte sich bereits als solcher bewiesen, denn er war siegreich aus dem Kriegsfeld, d. h. den Schlachten des siebenjährigen Krieges, hervorgegangen. Der Vorfall, welcher der Gegenstand unseres Gedichtes ist, ereignete sich nämlich in den letzten Lebensjahren des großen Königs.

3) Der Stadt Potsdam. Er kam öfters von Sanssouci nach dem nahen Potsdam geritten. Schloß Sanssouci (Ohne Sorge, Sorgenfrei) war der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, zu welchem er selbst den (noch vorhandenen) Entwurf gemacht hatte. (Vergleiche Hebels „König Friedrich und sein Nachbar“ und Curtmans „Der König und der Müller“.)

4) „Stets lief eine jubelnde Volksmenge neben seinem Pferde her, so oft er in die Stadt geritten kam.“ Diesmal hatte sich aber namentlich eine Schar Kinder zusammengefunden, die vielleicht gerade aus der Schule kamen und, weil sie noch klein, der Zulauf der Volksmenge dagegen groß war, nötig hatten, sich auf die Zehen zu stellen.

5) Schon für die Erwachsenen war es, als ob der Vater zu seinen Kindern käme, um wie viel mehr für die Kinderwelt! „Seinen Unterthanen war Friedrich ein gütiger, leutseliger Herr. Auch dem Geringsten seines Volkes bewies er sich freundlich. Keinem seiner Unterthanen verweigerte er das Gehör.“ „Die armen Leute,“ sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin; ich muß sie hören, denn dazu bin ich da.“ Er war und wollte also „Landesvater“ sein. Mit Recht legt ihm der Verfasser unseres Gedichtes deshalb auch die Worte in den Mund: „Daß meine Kinder, groß und klein.“

6) Den Krückstock, der in der Sammlung der Kunstschätze und Denkwürdigkeiten des Königlichen Hauses noch heute wohlerhalten zu sehen ist.

7) Der alte Fritz, wie er gemütlicherweise schon lange genannt wurde, war guter Laune, die durch den im Gedicht geschilderten Vorfall noch erhöht wurde, so daß er „stille vor sich lacht.“

---

*) Zur Erläuterung des Gedichts sind häufig die bezüglichen Stellen des prosaischen Lesestücks „Zur Charakteristik Friedrichs des Großen“ von Andrä, das sich in einzelnen Lesebüchern findet, benutzt worden, um beide Stücke gehörig in Verbindung zu setzen.

8) Necket das Pferd nicht, damit es nicht scheu werde.

9) Sprichwörtliche Redensart für: in zu große Erregung bringen, zu arg treiben.

10) Mit erhobenem Stocke drohte er ihnen.

11) Der große König ist offenbar der Ansicht, daß hier die Kinder am meisten am Orte, am besten aufgehoben seien. Dieser Ansicht entsprach sein Bemühen, überall Volksschulen zu stiften und Bildung und Ordnung auf jegliche Weise zu fördern.

12) Die Sitte, daß Mittwoch und Sonnabend nachmittags der Schulunterricht ausfällt, ist bekanntlich noch heute bei weitem in den meisten Gegenden des preußischen Staates die herrschende.

13) Alle übrigen, der ganze „Schwarm“. Unterscheide „der Chor“ und „das Chor“!

14) Wollen wird öfters in der Bedeutung von „behaupten, versichern“ gebraucht, z. B. er will es gesehen haben, hier also: will dafür angesehen, gehalten werden.

15) Der jugendlich unschuldige Sinn der Kinder.

16) „Bis an sein Ende erfüllte Friedrich mit der größten Sorgfalt und Treue alle Pflichten des königlichen Berufes. Auch als schon hohes Alter seinen Körper krümmte, ließ er in seiner Thätigkeit nicht nach.“ Stacke, Erzählungen aus der neuen Geschichte: „Dieselbe Pünktlichkeit in den Geschäften, dieselbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung seiner Pflichten, ja fast dieselbe Raschheit in allen seinen Bewegungen zeichneten den Greis aus, wie einst den kraftvollen Mann.“

17) Schon beim Erwachen aus dem Schlafe beginnen meine Sorgen.

18) „Nie hat ein Fürst thätiger für seines Volkes Glück gesorgt, wie er.“ „Ich bin,“ sagte er, „des Staates erster Diener. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nötig, wohl aber, daß ich thätig bin“ (Andrä). Und einem Freunde schrieb er: „Du hast recht, wenn Du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben; denn nichts hat mit dem Tode mehr Ähnlichkeit als der Müßiggang.“

19) Meine Unterthanen.

20) Der Segnungen des Friedens genießen, im Frieden leben und den bürgerlichen Geschäften nachgehen können.

21) Friedrich hat seinem Staate dessen Bedeutung als Großmacht errungen.

22) „Ihn, den die begeisterte Verehrung der Mitwelt, da der Name „des Großen“ seinen Verdiensten und Vorzügen nicht völlig zu entsprechen schien, „den Einzigen“ nannte, wird die späteste Nachwelt und das gerechte Urteil der Geschichte den größten Männern aller Jahrhunderte beizählen.“ Schwartz, Handbuch für den biogr. Geschichtsunterricht. Leipzig 1858. S. 238.

III. **Aufgaben**. 1. Was weißt du aus dem Geschichtsunterrichte und aus andern Stücken des Lesebuches über den Charakter Friedrichs

des Großen? 2. Welche Züge weißt du über Friedrichs des Großen Leutseligkeit? 3. Entwirf nach dem Gedichte ein Situationsgemälde! 4. Gieb den Gedankengang in wenigen Sätzen an! 5. Das königliche Wort Friedrichs des Großen: „Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit", ein Mahnwort für jedermann! Dr. Regent.

87. Andreas Hofer.

Max von Schenkendorf, Gedichte. 4. Aufl. Stuttgart 1871. S. 126.

I. **Vorbereitung.** Der Nationalheld der Tiroler ist Andreas Hofer. Er war im Anfange dieses Jahrhunderts Wirt „Am Sande" im Passeyerthale, ein schlichter, frommer und getreuer Mann. Als sein liebes Vaterland Tirol nach der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz im Frieden von Preßburg 1805 von Österreich und dem Kaiserhause in Wien losgerissen und von Napoleon an Bayern abgetreten wurde, da erglühte er mit andern Vaterlandsfreunden in Schmerz und Unwillen. Sie beschlossen in der Stille, das Joch der Fremden abzuschütteln. Nur durch mündliche Mitteilungen warben sie für ihren Bund. Bald war derselbe wie ein Netz über ganz Tirol ausgebreitet, und kein Verräter fand sich! Kampflustig warteten die geschickten Tiroler Bergschützen auf das Zeichen zum Losschlagen. Dies erfolgte im Frühjahr 1809. In kurzer Zeit wurden die Bayern aus dem Lande getrieben und die Landeshauptstadt Innsbruck von Hofer und seinen Leuten eingenommen. Zweimal wurde ihnen dieselbe entrissen, aber durch die blutigen Siege am Iselberge wieder gewonnen. Am 15. August 1809 zog Andreas Hofer zum drittenmal als Sieger und Kommandant über das Land Tirol in Innsbruck ein und wurde mit Jubel empfangen. Die Studenten verließen die Hörsäle der Universität (liefen aus der Lehre), um den Sandwirt mit Musik, Gesang, einem Preisgedichte oder Karmen und einem Lebehoch (Vivathoch) zu begrüßen. Doch der schlichte Mann lehnte die Ehren ab, wies auf die Not des Vaterlandes, auf die schon gebrachten Opfer, auf die schweren Aufgaben der Zukunft hin und mahnte zu inbrünstigem Gebete.

II. **Vortrag.** 1. Vorlesen, Nachlesen, Einlesen.

1. Als der Sandwirt von Passeyer
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen mittags kommen,
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

2. Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille,
Wir sind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'sche Feind' besiegen.

3. Kniet bei euren Rosenkränzen,
Dies sind meine frohsten Geigen!
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser
Dies ist mir das liebste Karmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

4. Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wieviel Leichen wir hier sä'ten,
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen!
Gott allein kann uns beschützen.

2. Erläuterungsfragen. Warum heißt Andr. Hofer Sandwirt? Warum von Passeyer? (Er wohnte in dem wildschönen Alpenthale der Passer, welche nach S. in die Etsch läuft.) Wie kommen die Studenten nach Innsbruck? (Die Stadt hatte eine Universität oder Hochschule.) Was wollen sie feiern? (Seinen Einzug, seinen Ruhm.) Was wollen sie ehren? (Seine Heldenthaten.) Was bedeutet Hochvivat? (Er lebe hoch!) Warum heißt Hofer ein Held? Warum muß er Stille gebieten? Wofür steht der Ausdruck Geigen? (Für Musikinstrumente. Die Tiroler sind sehr musikalisch.) Was ist Gottes ernster Kriegeswille? (Daß wir durch blutigen Kampf unsere Freiheit erringen sollen.) Warum sind alle dem Tode eigen? (Wir sind alle so von Feinden und Gefahren umgeben, daß niemand seines Lebens auch nur einen Tag sicher ist.) Was meint Hofer mit den lustigen Spielen? (Die Empfangsfeierlichkeiten.) Warum liegen Weib und Kind in Thränen? Wie zielt er nach dem Himmel? (Er sucht Gottes Willen zu erfüllen, auf Erden sein Reich zu bauen und droben den Himmel zu gewinnen. Die Bayern hatten den Gottesdienst der Tiroler angetastet und dadurch besonders Groll und Haß erregt.) Wie kann er durch das Zielen nach dem Himmel irdische Feinde besiegen? (Wer recht nach dem Himmel trachtet, der erfüllt auch treu und gut seine Aufgaben auf Erden. Wer mit Gott im Bunde ist, der fürchtet keine Feinde und fühlt Kraft von oben, sie zu besiegen.) Was sind Rosenkränze? (In Kranzform aneinander gereihte Kügelchen von zweierlei Größe oder Farbe, nach welchen eine bestimmte Anzahl von Vaterunsern und Ave Marias hintereinander gebetet werden). Wie zeigt sich in betenden Augen der Herr? (Das Gebet verleiht Mut, Begeisterung, Gottes Kraft, die aus den Augen flammt und sich in Thaten zeigt.) Warum sollen sie für ihn, den Armen, leise, für den Kaiser Franz laut beten? (So spricht die Demut: Wie wenig liegt an mir, dem armen Tiroler Wirt, und wieviel an unserm guten Kaiser!) Warum ist die Fürbitte das liebste Karmen oder Preisgedicht? (Darin zeigt sich die Liebe und das Gottvertrauen.) Warum fleht er um Schutz für edle Fürstenhäuser? (Weil Napoleon ein Fürstenhaus nach dem andern entthronte.) Warum hat er keine Zeit zu langen Gebeten? Welch' kindlicher Glaube spricht aus den Worten: „Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe"? Wo tobte der Kampf? Warum hungern und wachen sie? Wie säen sie Leichen? Warum schießen und lachen viele brave Schützen nicht mehr? Was drückt die letzte Verszeile aus? (Trauer über die Lage Tirols, aber auch frommes Gottvertrauen.)

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Am 15. August 1809 auf einem öffentlichen Platze in Innsbruck. Rings hohe, altertümliche Häuser; alle Fenster mit Köpfen besetzt; in allen Händen wehende Tücher. An der Spitze der pulvergeschwärzten Tiroler Schützen Andreas Hofer; rings jubelnde Menschenmassen; die Studenten nahen sich im feierlichen Aufzuge; Glockengeläut ertönt.

2. Charakter Hofers. Zeige, daß er tapfer, ernst, demütig, fromm, patriotisch, mitleidig, mutig, gottvertrauend war! Führe seine Thätigkeiten nach dem Gedichte auf! (Er nimmt Innsbruck mit Sturm, gebietet Stille, spricht ernste Worte, zielt nach dem Himmel, besiegt irdische Feinde 2c.)

3. Gedankengang. Str. 1. Hofer stürmt Innsbruck und wird feierlich von den Studenten empfangen. Str. 2. Er lehnt die Ehren ab und schildert die ernste Lage des Vaterlandes. Str. 3. Er fordert zu Gebet und Fürbitte für sich und den Kaiser auf. Str. 4. Er erzählt von den Siegen und Verlusten der Tiroler und verweist auf den Schutz Gottes.

Grundgedanke. Nicht um eitler Ehre willen unternahm Hofer mit seinen Getreuen das Befreiungswerk. Dem Vaterlande, dem Kaiser und Gott wollten sie dadurch dienen. Bei Gott allein ist Hilfe; von ihm muß sie erfleht werden. Der Dienst des Vaterlandes ist Gottesdienst!

4. Eigentümlichkeiten. Die Sprache ist schlicht und ergreifend. Hofers Worte spiegeln ganz den Charakter und das Thun des schlichten Mannes ab. Viele schöne Gegensätze finden sich in dem Gedichte: Die Sieger und die Studenten; der frohe Lärm und die ernste Stille; die lustigen Spiele und die Thränen von Weib und Kind; das Zielen nach dem Himmel und das Besiegen der irdischen Feinde; die leise Fürbitte für Hofer und die laute für den Kaiser 2c. Recht wirkungsvoll sind auch Hofers Seufzer aus tiefster Brust: Gott schütz' edle Fürstenhäuser! Gott allein kann uns beschützen! Der erste Seufzer gilt dem Elend Deutschlands, ja Europas, der zweite dem des engern Vaterlandes. Wieviel schwere Befürchtungen bergen sich hinter diesen beiden Seufzern!

IV. **Verwertung**. 1. Verwandtes. Gustav Adolf sprach in Erfurt, wo das Volk seine Hände und Füße küßte: „Unsere Sachen stehen gut, aber ich fürchte, daß mich Gott um der Thorheit dieses Volkes willen strafen wird." — Lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein! — Hochmut kommt vor dem Fall, Klage nach dem Jubelschall. — Nicht uns, nicht uns, o Herr, deinem Namen allein die Ehre! — Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. — Friedrich Karl sagte 1866 in seinem Armeebefehl: „Lasset eure Herzen zu Gott und eure Fäuste auf den Feind schlagen!" — Wie sticht gegen Hofers Demut Napoleons Hochmut ab! Gott steuert den Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Gott widersteht dem Hoffärtigen. — In den Befreiungskriegen 1813—15 verließen Tausende Haus und Hof, Weib und Kind, um das Vaterland vom Joche des fremden Eroberers zu befreien. Gleichzeitig mit Hofer erhoben sich Ferdinand von Schill in Norddeutschland und der Freiherr von Dörnberg in Hessen. — Nach 2. Mos. 17 zog Josua mit dem Kriegsvolk wider die Amalekiter; Moses aber, Aaron und Hur gingen auf die Spitze des Hügels und beteten für die Streiter.

2. Rede- und Stilübungen. a) Suche Beispiele von Volksbefreiungen! b) Erzähle Hofers Geschichte! c) Vergleiche sein Geschick mit

dem des Majors Schill! d) Vergleiche Schenkendorfs Gedicht (I.) mit Julius Mosens „Andreas Hofer“ (II.)!

1. Hauptinhalt. I. Hofer bleibt auf der Höhe seines Ruhmes ein demütiger und frommer Mann. II. Hofer als Gefangener zittert nicht vor den Kugeln der Feinde. I. Im Glück ist er demütig, II. im Unglück stark und mutig. I. Durch den Jubel des Volkes klingt die Ahnung des künftigen Unheils. II. Durch den Schmerz und die Thränen der Trennung klingt der Triumph der Liebe und Treue; beide Gedichte atmen innige Liebe zu Gott, Kaiser und Vaterland.

2. Zeit. I. Am 15. August (oder am 30. Mai) 1809, II. am 20. Februar 1810.

3. Ort. I. In Innsbruck auf einem öffentlichen Platze, II. auf den Wällen von Mantua in Italien.

4. Charakter. I. Hofer ist ruhmgekrönt, aber demütig, fromm, ahnungsvoll, gottvertrauend, II. gefangen, fest und mutig, schmerzbewegt, treu.

5. Gedankengang. I. Hofer zieht als Sieger ein, ist von Jubel umrauscht, gebietet Stille, erinnert an die Opfer des Vaterlandes, mahnt zum Gebet und zur Fürbitte für den Kaiser, fleht um Schutz für edle Fürstenhäuser, beschreibt den Jammer der Schlachten, den Todesmut seiner Kameraden und sucht bei Gott die letzte Hilfe. II. Hofer wird gefesselt aus den Thoren Mantuas geführt. In Jammer und Schmerz blutet der Brüder Herz; die Erinnerung an seine Siege macht seinen Schritt sicher; er bittet für die gefangenen Brüder, das deutsche Reich, das Land Tirol und den Kaiser Franz; er stirbt fromm und mutig; sein letzter Gruß gilt dem Vaterlande.

6. Einzelheiten. I. Hofer auf dem Gipfel seiner Macht, II. am Ende seiner Laufbahn. I. Ahnung kommenden Unheils; II. Erfüllung. I. Die Studenten feiern ihn als Volksbefreier; II. die gefangenen Volksgenossen strecken ihm aus Kerkergittern die Hände nach. I. Die Studenten bringen ihm mit Geigen Lebehochs; II. dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlegel vor. I. Er beklagt den Tod der braven Schützen, II. nun fällt er selbst. I. Er seufzet: Gott allein kann uns schützen! II. Ade, mein Land Tirol!

7. Nutzanwendung. I. So lebt ein Held, II. so stirbt er. P.

88. A. Andreas Hofer.

J. Mosen, Werke. Leipzig 1863. I, 12.

1. Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war;
In Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol.

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal,
Im heil'gen Land Tirol.

3. Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verratnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!“

4. Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

5. Dort soll er niederknieen;
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz';
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!“

6. Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letztenmal;
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht;
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!“

I. **Geschichtliches.** Im Jahre 1805 mußte der Kaiser von Österreich nach langen, unglücklichen Kämpfen mit dem Zwingherrn Napoleon I. das treue, schöne Tirol an Frankreich abtreten. Dieses Land war seit Jahrhunderten von den Kaisern als eine bevorzugte Provinz von Österreich behandelt, und die Bewohner waren deshalb dem Kaiser in wahrhaft rührender Treue zugethan.

Napoleon aber und Bayern, dem ein Teil von Tirol zugefallen war, machten Neuerungen und Änderungen im Lande, tasteten die kirchlichen Einrichtungen an, forderten neue Steuern und nahmen dem Volke mancherlei berechtigte Eigentümlichkeiten.

Das war Grund genug zur Unzufriedenheit mit der neuen Herrschaft. Als deshalb im Jahre 1809 abermals die Kriegsflamme zwischen Österreich und Frankreich emporschlug, da standen auch die Tiroler auf, um das verhaßte fremde Joch abzuschütteln. Es thaten sich mehrere hundert freie Tiroler zusammen, die sich verschworen hatten, ihr altes Recht und ihre alten Freiheiten auf eigene Faust wieder zu erlangen.

Unter diesen Verschworenen war auch der Gastwirt am Sand, Andreas Hofer, bei St. Leonhard im Passeyerthal am 22. Nov. 1767 geboren, aus einem Geschlechte von gutem, altem Herkommen und Rufe. Er war von herkulischer Gestalt und trug einen schwarzen Bart, der bis an den Gürtel reichte. Seine Frömmigkeit, seine Vaterlandsliebe, seine Treue zum Kaiserhause waren im ganzen Lande bekannt, und deshalb machte man ihn zum Hauptmanne des ganzen Aufstandes, welcher am 10. April 1809 ausbrach. Hofer und seine Tiroler brachen, mit Ingrimm in der Brust, hervor aus den Gründen des Gebirges auf die erstaunten und überraschten fremden Truppen; diese konnten nicht standhalten, flohen nach Innsbruck und der Feste Kufstein, wurden aber auch von da verjagt und mußten, unermeßliches Kriegsgerät und viele Gefangene in den Händen der siegenden Tiroler lassend, fliehen.

Aber Österreich hatte wegen des Waffenstillstandes die Tiroler nur wenig unterstützen können, und Hofer sah mit Schmerz, wie die öster-

reichischen Truppen sich nach der Schlacht bei Wagram aus Tirol zurückzogen. Jedoch er und seine Getreuen verzagten nicht, sondern nahmen den Kampf gegen die überlegene Macht der Feinde wiederum auf und reinigten mit höchster Kraftanstrengung das Land von den Feinden.

Darauf verschlossen Hofer und seine kleine Schar alle Zugänge zum Thal, verheerten die Landstraßen, brachen die Brücken ab und stellten sich ringsum auf ihre Felsen und Berge, um den Feind, der etwa ins Land zu dringen versuche, zu vernichten. Da schloß Österreich den Wiener Frieden, und der bei den Tirolern so beliebte Erzherzog Johann von Österreich sprach zu ihnen: „Kaiser Franz wünscht, daß ihr euch ruhig verhalten und nicht zwecklos opfern möget.“ Aber Hofer setzte, wahrscheinlich durch falsche Nachrichten über Siege der Österreicher irregeführt, als die Feinde ins Land kamen, den Krieg mit seinen Getreuen fort und verteidigte drei Tage lang, wie die 300 Spartaner die Thermopylen, einen Engpaß mit 600 Mann gegen 18000 Feinde, bis endlich die meisten seiner Tapfern der Übermacht erlagen.

Hofer konnte sich nun nicht entschließen, Tirol zu verlassen, wie es viele andere Tiroler thaten, sondern er zog sich in eine Sennhütte zurück. Dahin kamen nur sein Weib und wenige seiner Getreuesten, um ihm Speise und Nachricht vom Lande zu bringen. Viele geheime Boten, sogar aus der Kaiserburg, kamen zu ihm, um ihn zur Flucht zu bewegen, aber er blieb. Da verriet ihn endlich, durch Versprechungen und Drohungen dahin gebracht, einer seiner Landsleute an die Franzosen, und diese nahmen ihn gefangen und schleppten ihn nach Mantua, einer Festung in Oberitalien. Hier wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und freigesprochen. Da kam von Napoleon der Befehl, den Tod binnen 24 Stunden an ihm zu vollziehen. Hofer hatte zwar das Todesurteil nicht erwartet, aber er hörte es an mit dem Mute eines Mannes. Schlag 11 Uhr, den 20. Februar 1810, ertönte der Generalmarsch; ein Grenadierbataillon rüstete sich; Hofer wurde aus seinem Gefängnisse abgeholt. Als er vor dem Molinathore, in welchem die meisten Tiroler in Haft gehalten wurden, vorüber kam, lagen diese alle auf den Knieen und beteten und weinten laut, und andere, die in der Festung frei umhergingen, legten Trauer an und baten um seinen letzten Segen. Auf einer breiten Bastion unweit des Thores war die Todesstelle. Man war angekommen. Zwölf Grenadiere traten vor und Hofer in die Mitte. Der Tambour reichte ihm die Augenbinde, er wies sie aber zurück; man erinnerte ihn, sich auf die Kniee nieder zu lassen, aber er sagte: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen Geist wiedergeben.“ — „Schießt gut!“ sprach er noch zum befehlenden Korporal, indem er ihm ein Geldstück zuwarf, und dann rief er mit fester Stimme: „Feuer!“ Aber die sechs ersten Schüsse hatten ihn nur verwundet; er sank in die Kniee; noch sechs Schüsse fielen, und er kämpfte noch immer mit dem Tode. Da machte der Korporal durch einen dreizehnten Schuß seinem Leben ein Ende. —

II. **Vermittlung des Inhalts.** Str. 1. Andreas Hofer wird zum Richtplatze geführt. —

„Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war",

so beginnt unser Gedicht und führt uns mit den Worten die Person und den Ort der Handlung vor. Aus den oben angegebenen geschichtlichen Notizen wissen wir, warum Hofer treu genannt wird, und wie er in die Gefangenschaft (Banden, Ketten, Fesseln) kam.

„Es blutete der Brüder Herz",

einmal, weil man den heldenmütigen Anführer der ebenso heldenmütigen Verteidiger Tirols zum Tode führte, sodann aber auch, weil durch die unglücklich geführten Kriege Tirol so bald keine Aussicht hatte, wieder von seinem angestammten Fürstenhause zurückgewonnen zu werden.

„Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol."

Gerade in dem Jahre 1810 stand Napoleon auf der höchsten Stufe seines Glanzes, und Deutschland war am tiefsten gebeugt. Ein Teil der deutschen Fürsten war durch den Rheinbund, den Napoleon gestiftet hatte, dem übrigen Deutschland gegenüber feindlich gestimmt und hatte sogar gegen die beiden größten deutschen Mächte, Österreich und Preußen, Deutsche gegen Deutsche, gekämpft. Österreich wie Preußen hatten die Hälfte ihrer Länder dem Despoten abtreten müssen und waren furchtbar geschwächt. Das war „Schmach und Schmerz" genug. Und diese Schmach und diesen Schmerz teilte ja das unglückliche Tirol seit Hofers Gefangennahme.

Str. 2. Auch auf seinem Wege nach dem Richtplatze zeigt Hofer seine Tapferkeit und seinen Heldenmut.

„Die Hände auf dem Rücken",

so geht man wohl, wenn man sich ruhig seinen Gedanken hingeben will, und daß bei Hofer Ruhe im Herzen war, beweisen uns die Worte: er ging „mit ruhig festem Schritt". Allein Hofer hatte die Hände nicht frei, sondern sie waren ihm gebunden (Str. 6). Den Gedanken, daß Hofers Heldenmut musterhaft war, führt der Dichter noch weiter aus und sagt:

„Ihm schien der Tod gering."

Gewiß! hatte doch Hofer in den blutigen Kämpfen dem Tode so oft ins Auge geschauet, dem Tode —

„Den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal,
Im heil'gen Land Tirol."

Der Iselberg bei Innsbruck war ganz besonders ein Angriffspunkt gegen den Feind gewesen, deshalb erwähnt ihn der Dichter noch besonders. „Den Tod geschickt", d. h. die Kugel, welche den Tod bringt, abgeschossen.

St. 3. Hofer kommt am Gefängnisse seiner Waffenbrüder vorüber und segnet sie und das ganze „verratne deutsche Reich und Tirol".

Die Liebe zum Vaterlande hat der brave Hofer auch in der Todesstunde nicht vergessen; drum ist sein letzter Gedanke das ganze Reich und insbesondere sein Tirol. Seine Vaterlandsliebe war größer als die Liebe zum Leben.

Str. 4. Hofer kommt auf der Richtstätte an und zeigt sich auch hier als ein Held.

„Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor."

Welch' schöner Gegensatz! Da steht der tapfere, feste Hofer und dort der vor innerer Bewegung und Trauer bebende Tambour. Der Heldenmut des zum Tode Verurteilten ruft sogar ein Gefühl der Rührung bei dem feindlichen Tambour hervor.

Schön ist auch die Mannhaftigkeit und der Heldenmut Hofers in den Worten: „noch in Banden frei" und „Der Mann vom Land Tirol" ausgedrückt. Die Worte „in Banden frei" erinnern an den Schillerschen Vers:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren."

Unter der Freiheit ist hier wie da nicht die äußere Freiheit gemeint, sondern die innere Freiheit, welche sich freiwillig dem göttlichen Gesetze und der Gewissensstimme unterwirft. Diese Freiheit macht den Menschen frei von allem Irrtume und aller Selbstsucht, aber sie hält ihn auch aufrecht im Unglück.

Vermöge dieser Freiheit konnte Hofer auch „fest" stehen auf der „Bastei" = dem Hauptbollwerke der Festung.

Str. 5. Hofer soll, bevor er den Todesschuß bekommt, niederknieen und verweigert das.

Das Niederknieen hätte sich nicht für den Helden geschickt, denn er hatte gestanden im Streite, vor dem Kaiser und vor seinem Gott. „Nit" erinnert an die Sprache der Tiroler. „Schanze" = Erdwall, Schutzwehr, gegen den Feind gedeckter Platz.

Str. 6. Nachdem Hofer gebetet, ruft er selbst „Feuer" und stirbt, indem sein letztes Wort seinem Lande Tirol gilt.

Hat er in allem seinen großen Heldenmut gezeigt, so auch in der letzten Minute. Die Binde vor den Augen leidet er nicht, er will dem Tode kühn ins Auge blicken; obgleich er an der Geschicklichkeit der Schützen zweifelt: „So trefft mich recht", so kommandiert er doch selbst „Feuer!" und als die ersten Schüsse wirklich schlecht sind, da ruft er im Todeskampfe noch aus:

„Ach, wie schießt ihr schlecht!"

Neben seinem Heldenmute glänzt aber im letzten Augenblicke nochmals seine zweite Tugend: die Vaterlandsliebe, denn sein letztes Wort ist:

„Ade, mein Land Tirol!"

III. **Gliederung.** Das Gedicht zerfällt in zwei Hauptteile. Im ersten (Str. 1—3) wird uns Hofer auf dem Gange nach dem Richtplatze vorgeführt, und im zweiten (Str. 4—6) sehen wir Hofer auf dem Richtplatze.

IV. **Kurze Charakteristik Hofers.** Hofer war furchtlos, tapfer, mutig, fromm, besaß Liebe zum Vaterlande, zu seinem Kaiser, zu seinen Brüdern, er war ein echter Held (Beweise dafür in II).

V. **Anwendung für Herz und Leben.** Ein echter Patriot giebt willig sein Leben für das Vaterland. Den wahren Helden verläßt auch in der Todesstunde der Mut nicht.

VI. **Sprachliche und poetische Darstellung.** Die einfache Sprache ohne Schmuck und Bilder ist dem Helden des Gedichts sehr schön angepaßt; denn auch Hofer war ja ein einfacher, schlichter Landmann. Das Versmaß, reine Jamben, fließt ruhig und gemessen hin; die vorherrschend männlichen Reime geben dem Gedichte etwas Kräftiges und Festes. Der flüssige Kehrreim, welcher nur die Worte „Land Tirol" wiederholt ist ganz dem Inhalte der einzelnen Strophen gemäß und giebt jeder derselben eine gewisse Abrundung.

VII. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Worin äußerte Hofer seinen Heldenmut und seine Vaterlandsliebe? 2. Vergleiche das Gedichte mit der Geschichte! 3. Schildere Hofers letzte Lebensstunde und seinen Tod!

VIII. **Vergleichung.** „Andreas Hofer" und „Arnold Winkelried".

B. Arnold Struthan v. Winkelried bei Sempach 1386.

A. L. Follen. (Colshorn, Dichterwald. Hannover 1875. S. 320.)

1. Im Harst[1]) von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind.
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen[2]),
Finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

2. Er lehnt an seiner Lanze, als gelt' ihm nicht der Streit;
Er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn[3]) und Rugguser[4]), nie Schlachttrommete scholl.
Gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmut schwoll.

3. Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
Wo in dem Kreis der Kleinen sein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, Schmerzensgedanken sinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor allen minnt.[5])

4. Er schaut wohl durch der Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechterkunst;
Nun waren seine Blicke mit Düsternis erfüllt,
Wie wenn sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

5. Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann;
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
Das war noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
Denn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried!

6. Das wahr sein Ahn, der Struthan, der, laut gepriesnen Sagen,
Des Landes Angst und Plage, den Lindwurm, hat erschlagen;
Er that, was keiner mochte, im echten Rittermut;
Das ist dem armen Hirten, dem Bauersmann zugut.

---

[1]) Harst = Heer-, Kriegshaufe; Vortrab eines Schweizerheeres. [2]) Paradies. [3]) Hirtengesang, Älplerlied. [4]) Jodler, Gesang ohne Worte. [5]) Liebt.

7. Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli[1]) schwur,
Dort, wo am tiefen Wasser, auf heil'ger Wiesenflur
Im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz. —

8. Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
Er stund vom Haupt zur Sohle in lichtem Stahlgewand;
Es fällt die schwere Brünne[2]) klirrend ins Gefild,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild.

9. So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
„Gestrenge und biderbe, liebe Eidgenossen!
Sorgt mir um Weib und Kinder; will euch eine Gasse machen!"
Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen.

10. Da scheint der Herr zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
Im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
Gen Feind des Drachentöters Kind, in gräßlicher Gebärde,
Und unter dem Helden bebend, erjauchzt die freie Schweizererde.

11. Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht:
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

12. Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
Umklammern weit ausgreifend Ritterlanzenschäfte;
So drückt er seinen Arm voll Tod — o Lieb' in Todeslust! —
Drückt alle die blanken Messer in seine große Brust.

13. Er stürzt, ein riesiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kriegesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Heide,
Doch wilder bebt dir, Österreich, das Herz im Eisenkleide!

14. Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtendonner schwieg;
Dann schrein aus einem Munde die Schweizerharste[3]): „Sieg!"
Und ab den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf, an die Arnolds-Brücke! Auf, durch die Struthansgasse!"

15. Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt;
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst,
Und Österreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

1) Inwiefern sind sich beide Gedichte hinsichtlich des Stoffes ähnlich? a) Beide erzählen von tapfern Männern, die aus Liebe zum Vaterlande ihr Leben ließen. b) Beide Gedichte lassen ihre Helden mit großem Mute den Tod entgegengehen. c) Beide Helden gehören tapferen Gebirgsvölkern an.

2) Welches sind die Unterschiede der Gedichte in Bezug auf den Stoff a) Hofer ist ein Tiroler, Winkelried ein Schweizer. b) Hofer kämpft für Österreich, Winkelried gegen Österreich. c) Hofer befindet sich in der Gefangenschaft, Winkelried ist frei und weihet sich in offener Schlacht dem Tode. d) Hofers Tod hatte keine unmittelbare glückliche Folge, Winkelrieds Opfertod war die Ursache zu einem Siege seiner Landsleute.

---

[1]) Die bekannte Wiese am Vierwaldstätter See. [2]) Brünne = Panzerhemd, Harnisch. [3]) Wie 1.

3) Wodurch sind die beiden Gedichte hinsichtlich der Darstellung verschieden? a) Mosens Gedicht ist einfach und schmucklos, ohne Bilder und schöne Sprachformen; Follens Gedicht dagegen ist ausführlicher und reich an Bildern und poetischen Schönheiten. b) Hofers Person wird vom Dichter nur kurz beschrieben; die Person des Winkelried dagegen wird uns ausführlich geschildert. c) Von Hofers Familie hören wir im Gedichte nichts, dagegen wird der Familie Winkelrieds öfter gedacht.

4. Welche Unterschiede sind in der äußeren Form beider Gedichte auffällig? a) „Hofer" ist in drei- und vierfüßigen, regelmäßigen, jambischen Versen geschrieben; Follen benutzt dagegen lange, sechsfüßige Verse, die manchmal durch Anhäufungen von mehreren schweren Silben unterbrochen werden. b) Während in „Hofer" neben den männlichen Reimen jede Strophe zwei reimlose, auf weibliche Silben endende Zeilen hat, sind in Follens Gedichte ohne Regelmäßigkeit zwischen die männlichen Reime einige weibliche Reime gestellt. W. D.

89. Das Lied vom Schill (1812).

E. M. Arndt, Gedichte. Berlin 1860. S. 215.

1. Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Die dürsteten alle Franzosenblut.

2. Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, gesegn' euch Gott jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

3. So zieht der tapfere, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

4. Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das Magdeburger Land mit französischem Blut;
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

5. Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus;
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein „Kiwi!" mehr schrein.

6. Auf Stralsund stürmte der reisige Zug: —
O Franzosen, verständet ihr Vogelflug! —
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

7. Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Die der Wallenstein weiland belagert hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief;
Jetzt liegen die Türme und Mauern tief.

8. O weh euch, Franzosen! jetzt seid ihr tot,
Ihr färbet die Säbel der Reiter rot;
Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu säbeln, das deucht ihnen gut

9. O Schill, o Schill, du tapfrer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viel ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

10. O Schill, o Schill, du tapfrer Held!
Was sprengst du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst du begraben sein.

11. O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund;
Eine Kugel durchbohret das treueste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

12. Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der an Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt.“

13. So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifenspiel und Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man die Tapfern begraben muß.

14. Sie schnitten den Kopf vom Rumpf ihm ab
Und warfen den Leib in ein schlechtes Grab.
Da schläft er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn zu Freuden erwecken mag.

15. Da schläft der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

16. Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So ruft er immer: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen dich rächen will!“

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Aus der Zeit der preußischen Schmach 1806—1812 leuchtet der Name des Majors Ferdinand von Schill wie ein heller Stern. Er war am 6. Januar 1776 geboren, trat jung in ein Husarenregiment, wurde 1806 bei Auerstädt verwundet und half dann 1807 Kolberg wirksam verteidigen. Als Major des Leibhusarenregiments kam der schöne, feurige Mann nach Berlin und wurde der Liebling des Volkes. Als Österreich 1809 den Krieg an Frankreich erklärte, in Hessen und Hannover sich der Volksgeist gegen die Franzosen regte, da beschloß Schill, auf eigene Hand loszuschlagen, um allen Deutschen das Zeichen zur Erhebung gegen die Unterdrücker zu geben. Am 28. April 1809 verließ er Berlin mit seinem Regimente, um angeblich ein Feldmanöver zu halten, in Wahrheit aber, um sich gegen die Franzosen an der Elbe in Marsch zu setzen. Eine Anzahl Offiziere und eine Kompagnie Jäger (Schützen), die seinen Franzosenhaß, seine Freiheits- und Vaterlandsliebe teilten, folgten ihm. Der König Friedrich Wilhelm III. wußte nichts von seinen wahren Absichten und mißbilligte später seine „unglaubliche That“ öffentlich. Viele freiheitsliebende Patrioten im Vaterlande aber jubelten ihm Beifall zu.

Bei Dodendorf, unweit Mageburg, traf Schill am 5. Mai auf eine überlegene Abteilung der französischen Garnison aus Magdeburg und schlug sich tapfer mit ihr herum. Da seine Streitkräfte den feindlichen nicht gewachsen waren, so nahm er seinen Weg nach Mecklenburg, um an die Küste der Ostsee zu gelangen und dort den Engländern die Hand zu reichen. Am 15. Mai stürmte er die mecklenburgische Grenzfestung Dömitz und zog weiter, um Pommern von den Schelmfranzosen zu säubern. Kein französischer Wachtposten sollte hier mehr sein „Qui vive?", d. h. Wer da? (im Volksmunde: Kiwi, wie das Geschrei des Kiebitz) rufen. Doch immer mißlicher wurde Schills Lage. Österreichs Sache stand schlecht, und der Zuzug aus dem Vaterlande unterblieb infolge des königlichen Verbotes. Napoleon hetzte ihm die verbündeten Holländer und Dänen auf die Fersen. Zu Lande und zu Wasser zogen sie heran und umstellten ihn, wie die Jäger ein Wild mit Netzen und Mordwaffen umstellen.

Schill warf sich am 25. Mai in die Festung Stralsund. Weiland (vor Jahren, 1628) hatte Wallenstein dieselbe erfolglos belagert, obgleich er geschworen, sie herunter zu holen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre. Hier langte 1615 der kühne Karl der Zwölfte von Schweden auf seinem Ritte aus der Türkei an und verteidigte lange und tapfer (im Thore schlafend) die Feste gegen die Preußen. Schill fand die Festungswerke völlig zerfallen (Türme und Wälle tief, niederliegend, 1807 von den Franzosen geschleift) und suchte sie in der Eile, so gut es ging, herzustellen. Trotz seines verzweifelten Widerstandes drangen die Feinde mit Übermacht am 31. Mai 1809 in die Stadt und besiegten ihn in einem blutigen Straßenkampfe. Schill, bereits verwundet, hieb noch den feindlichen General Cateret vom Pferde, wurde aber dann von Flintenschüssen und Säbelhieben zu Boden gestreckt. Viele der Seinen fielen im Kampfe, andere schlugen sich glücklich durch, noch andere wurden gefangen genommen und als Galeerensträflinge in französische Häfen geführt. Elf gefangene Offiziere ließ Napoleon in Wesel erschießen. Schills Leichnam wurde von den erbitterten Feinden mißhandelt, sein Kopf abgeschnitten, in Spiritus gesetzt und in das Museum der holländischen Stadt Leiden geschickt, sein Leib aber wie der eines Verbrechers zu Stralsund in ein schlechtes Grab geworfen. Wenn ihm aber auch kein Denkmal von Stein errichtet wurde, so hatte er sich doch wie Andreas Hofer in Tirol ein unvergängliches Ehrenmal in den Herzen seiner patriotischen Landsleute gesetzt. Den schönsten Ausdruck fand dies in dem Arndtschen Liede, das Schills Namen 1813 zum Feldgeschrei jedes wackern Reiters machte. Was dem lebenden Schill nicht gelang, die Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fremden, das half der tote Schill als Losungswort und leuchtendes Vorbild der Reiter im Befreiungskampfe vollenden.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Auszug aus Berlin am 28. April 1809, Kampf bei Dodendorf am 5. Mai, Erstürmung des

festen Dömitz am 15. Mai, Einzug in Stralsund am 28. Mai, letzter Kampf und Schills Tod am 31. Mai 1809. — Schildere den letzten Verzweiflungskampf der Schillschen Schar! — Schills Leichnam ruht auf dem Knieperkirchhof in Stralsund, sein Haupt seit 1837 in einem Mausoleum in Braunschweig. Seinen erschossenen elf Offizieren ist in Wesel 1835 ein Denkmal errichtet. An der Stelle, wo Schill fiel, zeigt eine Inschrift in einem Steine des Bürgersteiges seinen Todestag und ein Medaillon an einem Hause sein Bild.

2. Charakteristik Schills. Schill war ein schöner, gewandter Mann mit feurigem Charakter, tapfer bis zur Tollkühnheit, mutig bis zur Verwegenheit, freiheitsliebend bis zum Ungehorsam, stürmisch bis zur Unbesonnenheit, vertrauend bis zur Sorglosigkeit. Seine Soldaten hingen mit Begeisterung an ihm und folgten ihm in Kampf und Tod. Über die Stimmung im deutschen Volke irrte sich Schill, als er von seiner kühnen, aber ungesetzlichen That einen allgemeinen Volksaufstand erwartete. Als er sein Ideal deutscher Freiheit und Größe nicht verwirklichen konnte, wußte er dafür zu sterben. Was er fehlte, hat er gebüßt. Was ihm die Feinde an Ehre und Achtung versagten, gab ihm sein Volk und die Nachwelt reichlich. Er selbst ging unter, aber sein Gedanke kam endlich zum Siege.

3. Gedankengang. I. Schills Auszug aus Berlin (Str. 1—3). II. Seine Züge und Kämpfe (Str. 4—7). III. Seine Einnahme Stralsunds (Str. 7—8). IV. Seine Umstellung durch die Feinde (Str. 9—10). V. Sein Tod (Str. 11). VI. Sein schmachvolles Begräbnis (Str. 12—14). VII. Sein Denkmal in den Herzen (Str. 15—16).

Grundgedanke: Arndt will durch sein Lied den Namen Schills zum Feldgeschrei und seinen patriotischen Tod zum Vorbilde für alle deutschen Reiter im Befreiungskampfe machen.

4. Dichterische Schönheiten. Wie weiß unser Arndt Geschichte zu lehren und Begeisterung dadurch zu wecken! Thatsachen giebt er, aber in welch hellem Lichte, in welch patriotischem Geiste und in welch packender Form! Wie angepaßt dem erregten Inhalte sind die abwechselnd daktylischen und spondeischen Verse mit jambischem Aufschlage! Wie kernig und bilderreich ist die Sprache! Die Reiter dürsten (verlangen sehnlich) Franzosenblut. Den Schützen soll Gott jeden Schuß gesegnen, daß er trifft und ein Franzmann davon erblaßt (stirbt.) Die Freiheit und das Vaterland senden Schill, als ob sie höhere Machthaber denn Kaiser und Könige wären. Das Magdeburger Land wurde mit französischem Blute gefärbt, so viele lagen tot oder wund darauf. Die blanken (vielgebrauchten) Säbel zerhauen zweitausend Feinde; die übrigen machen die Beine lang, um schneller fortzukommen auf der Flucht. Kein französischer Wachtposten soll sein Kiwi (Quivive = Wer lebt? Wer da?) gleich schreienden Kiebitzen mehr rufen. Den Franzosen werden Flügel, Federn und Vogelflug gewünscht, weil das Verderben rascher als ihre Füße schreitet. Schill reitet schnell wie der Wind.

Karl XII. schlief im Thore, um wirksamer die Festung zu verteidigen. Türme und Wälle liegen jetzt tief (nieder), weil sie 1807 geschleift wurden. Der Säbel färbt sich rot (von Feindes Blut). Die Reiter fühlen das deutsche Blut, d. h. der Haß gegen die Erbfeinde regt sich in ihnen. Die tückischen (hinterlistigen) Dänen, die sich gleich Schlangen heranschleichen, stellen dem Helden bübische Netze (planen ein Bubenstück). Schill soll ins freie Feld (auf weiten Kampfplatz) sprengen und die Tapferkeit nicht in (beengende) Mauern einschließen. Stralsund hat einen traurigen Ruf und Klang, weil hier das tapferste Herz zu Grunde ging (im Heldenkampfe brach). Buben treiben mit Helden Scherz (schmähen und beschimpfen seine Leiche). Der Held soll wie ein räudiger Hund oder wie ein Verbrecher, der als Speise der Raben an den Galgen gehängt oder auf das Rad geflochten ist, schimpflich begraben werden. Tapferen Helden geziemt ein Begräbnis mit Sang und Klang, Pfeifenspiel und Trommelschlag, Kanonen- und Flintensalven, weil sie dabei gelebt, gestritten und ihren Heldengeist ausgehaucht haben. Kein vergänglicher Denkstein erhob sich auf dem Grabe, aber ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Bewunderung in den Herzen. Der Name Schill wird zur Parole der Reiter, zur lebendigen Mahnung, die erlittene Schmach zu rächen und zu sühnen.

III. **Verwertung** in Aufgaben. 1. Vergleiche Schill mit Andreas Hofer! — 2. Suche verwandte Beispiele von Vaterlandsliebe! — 3. Was sollen wir von Schill und den Seinen lernen? — 4. Vergleiche das nachstehende Lied!

Die Opfer zu Wesel.

v. Schmidt.

Generalmarsch wird geschlagen zu Wesel in der Stadt,
Und alle fragen ängstlich, was das zu deuten hat.
Da führen sie zum Thore hinaus, still, ohne Laut,
Die kleine Schar, die heiter dem Tod ins Auge schaut.
Sie hatten kühn gefochten mit Schill am Ostseestrand
Und gehn nun kühn entgegen dem Tod fürs Vaterland.
Sie drücken sich wie Brüder die Hand zum letztenmal;
Dann stehn sie ernst und ruhig, die Elfe an der Zahl.
Und hoch wirft Hans von Flemming die Mütze in die Luft.
„Es lebe Preußens König!“ die Schar einstimmig ruft.
Da knattern die Gewehre; es stürzt der Braven Reih’;
Zehn treue Preußen liegen zerrissen von dem Blei.
Nur einer, Albert Wedell, trotzt jenem Blutgericht;
Verwundet nur am Arme, steht er und wanket nicht.
Da treten neue Schergen, auch ihn zu morden, vor,
Und: „Gebet Achtung! — fertig!“ — schallt’s schrecklich ihm ins Ohr.
„O zielet,“ ruft er, „besser! hier sitzt das deutsche Herz!
Die Brüder überleben, ist mir der größte Schmerz!“
Kaum hat er’s ausgesprochen, die Mörder schlagen an;
Durchbohrt von ihren Kugeln liegt auch der letzte Mann.
So starben tapfre Preußen, durch Schande nie befleckt,
Die nun zu ew’gem Ruhme ein Stein zu Wesel deckt.

P.

90. A. Die Trommel.

Hermann Besser. Echtermeyer, Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen. Halle 1862. S. 480.

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Als Napoleons Glück und Ruhm in den Flammen Moskaus versengt, seine „große Armee" auf den Schneefeldern Rußlands vernichtet war, da ging es durch alle preußischen Herzen: „Das ist Gottes Finger! Jetzt oder nie wird es gelingen, das Vaterland zu befreien!" Zuerst schlugen die Flammen der Begeisterung hell auf in Ostpreußen, der preußischen Kernprovinz am baltischen Strande (der Ostseeküste). Hier nahm die glorreiche Erhebung des preußischen Volkes ihren Anfang, und hier entstand zuerst die Landwehr, die sich unvergänglichen Ruhm auf dem Schlachtfelde erkämpfte. Überall erklang die Werbetrommel, und überall zogen die „werbenden Corps" umher, um jung und alt, aus Palästen und Hütten, zu den Fahnen zu rufen. Begeistert folgten alle Wehrhaften freiwillig dem Rufe. Wie unwiderstehlich diese Begeisterung die Herzen ergriff und „mit Gott, für König und Vaterland" in Kampf und Tod riß, das zeigt uns das ergreifende Gedicht von Hermann Besser „Die Trommel".

1. Rings wirbelt die Trommel im Preußenland[1]); still liegt nur ein Hüttchen am baltischen Strand.[2])

2. Was jammert das Weib drin bei Tag und bei Nacht? — Ihr Mann ist gefallen in heißer Schlacht.[3])

3. Auch traf ihr die Kugel der Söhne zwei[4]); der jüngste nur lebt und ihr Kummer dabei.[5])

4. Und lebt dir ein Knabe, was härmst du dich bleich? O, preise den Himmel, noch bist du ja reich![6])

5. Doch horch! welche Töne das Ufer entlang? Das Weib schrickt zusammen; was macht ihr so bang?[7])

6. „Horch, Mutter, wie schallt es so mächtig und laut!"[8]) „Mein Sohn, zur Kirche wohl führt man die Braut!"

7. „Nein, Mutter, das klingt nicht wie Hochzeitston!" „So trägt man den Paul wohl zu Grabe, mein Sohn."[9])

8. „Nein, nein, so klingt auch nicht Sterbegesang; schon kenne den Ton ich, schon hört' ich den Klang.[10])

9. „Als einst ich ihn hörte zum erstenmal, da war's für den Vater das Abschiedssignal.

10. „Und als er zum andern getroffen mein Ohr, da folgten die Brüder dem werbenden Corps.

11. „Nun ruft er zum dritten, er ruft es nun mir: die andern sind tot, und die Reih' ist an dir!

12. „Die Reih' ist an mir, das Gewehr in die Hand[11]), zu fechten für Freiheit und Vaterland.

13. „Hinaus denn, hinaus in des Kampfes Glut! Leb, Mutter, wohl! bleib in Gottes Hut!" —

14. Hin ziehet der Knabe, das Schwert er schwingt; einhüllt sich das Weib, und die Trommel verklingt.[12])

II. **Erläuterungen.**

1) Provinz Ostpreußen. 2) Ostseeküste. 3) Vielleicht bei Lützen am 2. Mai 1813. 4) Vielleicht an der Katzbach am 26. August 1813. 5) Nur der jüngste Sohn, ein Jüngling von 16—18 Jahren, und der Schmerz (Kummer und Harm) um den ungeheuren Verlust ist ihr geblieben. Doch auch des jüngsten Sohnes kriegerische Begeisterung macht ihr fortgesetzt Kummer und Sorge. 6) Andere Mütter haben alle Söhne verloren. 7) Die Töne der Werbetrommel, die sie am Ufer näher kommen hört, erschrecken das Weib. Weh, ihre geheime Angst und Ahnung droht sich zu erfüllen! 8) Mächtig trifft der Klang das Ohr und Herz des patriotischen Knaben. 9) Die Mutter will in ihrer Angst den Sohn von der rechten Spur ablenken und ihn beruhigen, indem sie meint, es wäre ein Hochzeits- oder Leichenzug im Dorfe. 10) Der Sohn erkennt den Klang; es ist das Signal (Zeichen) des Werbecorps, das dem Könige neue Krieger wirbt und zuführt. Es rief den Vater — und er fiel! Es rief die Brüder — und sie starben auf dem Felde der Ehre! Nun ruft es ihn und erinnert ihn, daß auch er sein Leben dem Vaterlande und der Freiheit schuldig ist; selbst der Schmerz der nun ganz vereinsamten Muter darf ihn nicht an der Erfüllung der patriotischen Pflicht hindern. 11) Die Reihe ist an ihm, das Gewehr in die Hand zu nehmen und zu fechten. 12) Dunkel ist's um das verlassene Weib. Der letzte Lichtstrahl ihres Lebens ist erloschen, der letzte Freudenton verhallt.

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Im Sommer 1813 an der Küste der Ostsee. Eine Fischerhütte liegt still und einsam am Meere, in einiger Entfernung ein Dorf. In der Hütte ist ein Weib mit abgehärmtem Gesicht und in Trauerkleidung. Neben ihr steht ein frischer Jüngling und lauscht mit feurigen Augen auf fernen Trommelklang, der an der Meeresküste immer näher kommt. An der Wand hängt ein Gewehr. Bald wird es der Sohn herabnehmen, der Mutter Lebewohl sagen und den Werbern in den Kampf für Vaterland und Freiheit folgen.

2. Charakteristik. Weise nach, daß das Weib eine Witwe, in tiefer Trauer, in geheimer Sorge ist, daß sie den Sohn liebt, ihn zu beschwichtigen sucht, seiner Begeisterung nicht zu widerstehen vermag und in tiefem Weh ihn entläßt! Zeige, daß der Sohn noch jung, aufmerksam, begeistert für Vaterland und Freiheit, pflichttreu, fromm, mutig und tapfer ist!

3. Gedankengang. I. Das Unglück der gramgebeugten Witwe (Str. 1—4). II. Der Trommelklang der Werber (Str. 5). III. Zwiegespräch der Mutter mit dem Sohne, um ihn von der rechten Spur abzulenken (Str. 6—8). IV. Wiedererkennung des Klanges der Werbetrommel durch den Sohn (Str. 8—10). V. Patriotischer Entschluß des Jünglings (Str. 11—12). VI. Erschütternder Abschied von der Mutter (Str. 13 und 14).

Grundgedanke. Wenn das Vaterland ruft, um seine heiligsten Güter zu schützen, dann dürfen wir nicht zögern, Herz, Hand und Leben

seinem Dienste zu weihen. Und wenn auch Thränen das Auge verdunkeln und der Schmerz das Herz zu zerreißen droht, kein Opfer darf zu schwer und zu groß für das Vaterland sein.

4. Eigentümliches. Von hoher Schönheit und tiefer Wirkung sind in dem Gedichte die kurzen Sätze, die Fragen und Antworten, die Auslassungen zwischen den Zeilen und die Gegensätze. Vortrefflich gewählt ist die Überschrift „Die Trommel". Der werbende Klang der Trommel ist in der That die Seele der Dichtung, der unscheinbare Herold der großartigsten Volkserhebung. Sie ertönt ringsum im Lande; bis an die einsame Fischerhütte am baltischen Strande ist sie noch nicht gekommen. Jetzt erklingt sie dumpf und unbestimmt in der Ferne — wie Ahnung des Unheils für die Mutter und wie Ahnung stolzer Thaten für den Sohn. Noch kann der Ton freudiger Hochzeitsklang oder düsterer Sterbegesang sein. So legt ihn die Mutter — ohne Überzeugung — aus und ruft damit nur des Sohnes Widerspruch wach. Näher kommt der Ton, — immer deutlicher wird er! Nun ist kein Zweifel mehr! Da sind die Werber; da rührt ihr Tambour die Schlegel! Der laute Trommelklang weckt Begeisterung im Knaben und tötet alle Hoffnungen im Herzen der Mutter. Laut wie der Klang ruft die Kampfslust im Knaben: „Hinaus, hinaus in den Kampf!" Begeistert zieht er von hinnen und läßt die Mutter in erstickendem Weh, aber in Gottes Hut. Der Trommelklang verklingt nach und nach; der Sohn verschwindet in der Ferne. Das Weib aber hüllt sich ein, denn der letzte Strahl der Erdenfreude ist erbleicht, der letzte Hoffnungston verklungen. Aber hell strahlt die Sonne über einem Lande, das solche Kinder hat! Sieg und Glück und die Hoffnung des Wiedersehens gehen in der Schmerzensnacht des Weibes wie fernes Morgenrot auf.

IV. **Aufgabe.** Vergleiche mit der „Trommel": B. Kriegers Abschied, von Ernst Moritz Arndt 1814 nach einem alten Soldatenliede gedichtet, a) nach Ort und Zeit, b) nach Zahl, Alter und Charakter der Personen, c) nach Gedankengang, Grundgedanken und Grundstimmung, d) nach der dichterischen Form!

B. Kriegers Abschied.

1. O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, du machst mir Mut!
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel, die soll klingen,
Gelten soll's Franzosenblut!

2. Nun ade, fahr wohl, Feinsliebchen!
Weine nicht die Augen rot,
Trage dieses Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich schuldig,
Es gehört zum ersten Gott.

3. Nun ade, mein herzlieber Vater!
Mutter, nimm den Abschiedskuß!
Für das Vaterland zu streiten,
Mahnt es mich nächst Gott zum zweiten,
Daß ich von euch scheiden muß.

4. Auch ist noch ein Klang erklungen
Mächtig mir durch Herz und Sinn:
Recht und Freiheit heißt das dritte,
Und es treibt aus eurer Mitte
Mich in Tod und Schlachten hin.

5. O wie lieblich die Trommeln schallen,
Und Trompeten blasen drein!
Fahnen wehen frisch im Winde,
Ross' und Männer sind geschwinde,
Und es muß geschieden sein.

6. O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, du machst mir Mut!
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel, die soll klingen,
Gelten soll's Franzosenblut!

P.

91. Auf Scharnhorsts Tod.

Max v. Schenkendorf. Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1815. S. 30. (Mit Weglassung der letzten Strophe.)

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Der berühmte preußische General Gerhard von Scharnhorst, der Sohn eines Pächters zu Bordenau in Hannover, hat nach der Niederlage Preußens 1806 und 1807 an der Spitze des Generalstabes das preußische Heer von Grund aus umgestaltet. Den Offizierstand säuberte er von untauglichen Gliedern und machte ihn tüchtigen Männern zugänglich, wenn dieselben auch nicht adelig waren. Da Preußen nach dem Frieden von Tilsit nur 42000 Mann Soldaten halten durfte, so ließ er rasch viele Rekruten einexerzieren, entließ sie dann und bildete daraus eine starke Reserve. Nicht aus Söldnern, sondern aus Landeskindern schuf er die neue Armee und hauchte ihr den Geist der Ehre und der Vaterlandsliebe ein. Statt des Söldnerheeres gab es nun ein Volksheer; die Armee war das Volk in Waffen. Durch dies alles bereitete er die Errichtung der Landwehr und die Erhebung Preußens vor. Nach Napoleons Niederlage in Rußland betrieb Scharnhorst eifrig die Erhebung Preußens gegen den Tyrannen und bewog den König zur Stiftung des „eisernen Kreuzes“. Bei Lützen am 2. Mai 1813, in der ersten Schlacht der Befreiungskriege, wurde er gefährlich verwundet. Aber statt seine Wunde zu pflegen, machte er sich auf die Reise nach Wien, um Österreich zu bewegen, sich dem Bündnis gegen Napoleon anzuschließen. Die Wunde verschlimmerte sich jedoch derart, daß er am 28. Juni 1813 in Prag starb, in Prag, wo der General-Feldmarschall Schwerin am 6. Mai 1757 tapfer kämpfend fiel, und wo König Wenzel den heiligen Johann von Nepomuk, der das Beichtgeheimnis nicht verraten wollte, von der Brücke in die Moldau stürzen ließ. Scharnhorsts Leiche wurde nach Berlin gebracht und dort begraben. Groß war der Schmerz des Königs und aller Vaterlandsfreunde über den Verlust des ebenso klugen und umsichtigen wie bescheidenen und liebenswürdigen Helden. König Friedrich Wilhelm III. ließ ihm vor der Hauptwache in Berlin durch Rauchs Meisterhand eine Bildsäule errichten. So lange noch das preußische Volk dankbar seiner Wohlthäter gedenkt, so lange wird Scharnhorst, der Freund des Königs und des Volkes, unvergessen sein.

1. In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

2. „Kugel, raffst mich doch nicht nieder!
Dien' euch blutend, werte Brüder;
Führt in Eile mich gen Prag!
Will mit Blut um Östreich werben!
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

3. Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reißest alle Blüten ab! —
Nennen dich mit leisen Schauern
Heil'ge Stadt; nach deinen Mauern
Zieht uns manches teure Grab.

4. Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt, —
Zu dem alten deutschen Rate,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

5. „Grüß' euch Gott, ihr teuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden;
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!"

6. Solches hat er dort verkündet,
Und wir alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Mut erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

7. Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben, —
Scharnhorst ist er drum genannt.

8. Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner, —
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben
Besser als in Stein und Erz.

II. **Erläuterungsfragen.** Wie kann der Krieg mit einem Tanze verglichen werden? Warum wird der Held Scharnhorst mit einer Lanze, der scharfen Angriffswaffe, verglichen? Warum trugen die preußischen Krieger Freiheitswaffen auf das Feld von Lützen? Was wird mit dem Blitz, was mit dem Schlag verglichen? (Das Glänzen der Waffen und das Feuer der Geschütze ist der Blitz, das sichere Treffen aber der Schlag oder Todesstrahl). Wann hätte die Kugel den General völlig niedergerafft oder niedergeworfen? Wer sind die werten Brüder? Worin bestand die Werbung um Österreich? Welchem Ratschluß will er sich unterwerfen? Warum heißt Prag eine arge, schlimme, und eine heilige, geweihte, Stadt? Wie lag Schwerin im Blute? Welcher Heilige sank von der Brücke und warum? Welche Blüten (Helden, Freuden) sind gemeint? Warum durchbebt uns ein Schauer bei dem Namen „Prag"? Was bilden — nach dem dichterischen Ausdruck — die Helden im Himmel? (Eine Ratsversammlung, eine Tafelrunde, in welcher der große Kaiser Karl in seinem ritterlichen und kaiserlichen Schmucke (Staate) den Vorsitz führt. — Arthurs Tafelrunde. Karl im Kreise seiner Paladine oder vornehmsten Ritter.) Welche frohe Zeitung (freudige Botschaft oder Nachricht) meldet Scharnhorst den seligen Helden des deutschen Vaterlandes? Worin bestand das Erwachen des Volkes? Worin sein Recht? Welche alte Schmach sühnten die Wunden? Was wurde in den Schlachten des heiligen Krieges geopfert? Wer war verbündet, um Scharnhorsts Botschaft zur That und Wahrheit zu machen? Wie war das Heer aus seinem Geist geboren? Wie hatte sein Mut und seine Begeisterung die (freiwilligen) Jäger erkoren oder zu Rettern des Vaterlandes und zu Rächern der Schmach auserwählt? Warum sollte sein Name das Feldgeschrei (Erkennungswort) sein? Was soll der Horst in Scharnhorsts Namen bedeuten? Worin glich er dem Adler? Nach welchem höchsten Ziele strebte er? (Befreiung des Vaterlandes,

sittliche Wiedergeburt des Volkes.) Wie diente er dem König, wie dem Volke? Wie lebt er in Stein und Erz, wie im Volke fort?

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Scharnhorst wurde bei Lützen am 2. Mai 1813 verwundet, starb am 28. Juni 1813 zu Prag und erhielt 1822 ein Denkmal vor der Hauptwache in Berlin. Bilder, die das Gedicht andeutet: a) Der blutige Waffentanz bei Lützen. b) Die eilige Reise des verwundeten Generals. c) Sein Tod in Prag. d) Seine Ankunft im Himmel. e) Das Heer in Trauer. f) Sein Grab und sein Denkmal in Berlin und im Herzen des deutschen Volkes.

2. Scharnhorsts Charakter. Als scharfsinniger Leiter des Generalstabes schafft er das preußische Volksheer, als treuer Patriot liebt er König und Vaterland, als tapferer General kämpft und blutet er, als zuverlässiger Gesandter wirbt er für das Bündnis aller Guten, als Mann der Freiheit erträgt er kein Knechtesjoch, als frommer Christ wird seine Seele von den Engeln in den Himmel geführt, als Wohlthäter des Vaterlandes wird er unvergessen sein.

3. Gedankengang. Str. 1. Scharnhorsts Fall in der ersten Schlacht der Befreiungskriege. Str. 2. Seine Werbereise nach Österreich. Str. 3. Prag, eine arge und eine heilige Stadt. Str. 4. Scharnhorsts Botengang in den Himmel. Str. 5. Sein Gruß und seine Botschaft an die sel'gen deutschen Helden. Str. 6. Das Gelübde des Heeres, seiner wert zu sein. Str. 7. Die Bedeutung seines Namens. Str. 8. Sein unvergängliches Denkmal.

Den Grundgedanken sprechen die drei letzten Zeilen aus: „Ewig auf den Lippen schweben —". Die Befreiungskriege 1813—1815 waren ein heiliger Krieg, weil sie um die heiligsten Güter der Nation geführt wurden. Der beste Bundesgenosse war Gott im Himmel, die besten Mitkämpfer waren die heimgegangenen seligen Helden droben. Mit diesen himmlischen Bundesgenossen und Mitkämpfern setzten sich die Kämpfer auf Erden durch Gebet und frommes Gedenken in die lebhafteste Beziehung. Aber nicht genug! Nach dem Erwachen des Volkes und der ersten Schlacht mußten sie den Helden droben eine besondere Botschaft senden. Der Bote kann nur der Würdigste sein. Darum trifft das Todeslos den unvergleichlichen Scharnhorst. Ernst Moritz Arndt singt darum in dem Liede „Scharnhorst, der Ehrenbote":

1. „Wen erlest ihr für die großen Toten, die einst ritterlich fürs deutsche Land ihre Brust dem Eisen boten? Wen erlest ihr als den besten Boten, Götter, für das Schattenland?

4. Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen, darum muß Germaniens bester Mann, Scharnhorst muß die Botschaft tragen: „Unser Joch, das wollen wir zerschlagen, und der Rache Tag bricht an!"

4. Eigentümliches. Ein Hauch von Liebe und Wehmut, von Schmerz und Stolz weht durch das Gedicht. Die schöne Sprache erhält einen besonderen Reiz durch die wörtliche Rede und viele schöne Bilder. Der Krieg — ein Tanz, der Held — eine Lanze, der Waffenglanz und Feuerschein — ein Blitz, die tödliche Kugel — ein Todes-

strahl, die Gewinnung Österreichs — eine Werbung mit Blut, das Erdenleben — ein Getümmel, der sel'ge Tod — ein sanftes Führen der Engel, — der Verein der sel'gen Helden — ein alter deutscher Rat, die gute Nachricht — eine frohe Zeitung, die Wunde — eine Sühne für die alte Schmach, die Schlacht mit ihren Verlusten — ein Opfer, Scharnhorsts Geist — der Mutterschoß des Volksheeres, sein Name — das Feldgeschrei (Erkennungszeichen), sein hohes Freiheitsstreben — Adlerflug, seine Schöpfungen — Adlerhorst, sein Denkmal — Lieder auf den Lippen, Liebe im Herzen, Stein und Erz auf öffentlichem Platze.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Denke und arbeite, lebe und stirb für König und Vaterland, dann sicherst du dir ein unvergängliches Denkmal in der Liebe und Verehrung deines Volkes! — Liebe und Treue sterben nicht. Heldentod ist der Unsterblichkeit Morgenrot.

2. Verwandtes. Gustav Adolfs Tod in der Schlacht bei Lützen den 16. Mai 1632. Schwerins Heldentod bei Prag den 6. Mai 1757. Karl der Große im Kreise seiner zwölf Paladine und seines Hofstaates. Theodor Körners Heldentod. (II, Nr. 93.)

3. Aufgaben. a) Lützen und Prag in der Geschichte! — b) Scharnhorsts Verdienste um das preußische Heer und das deutsche Vaterland! — c) Wer hat im Verein mit Scharnhorst Preußens Wiedergeburt herbeigeführt? P.

92. A. Lützows wilde Jagd.

Th. Körner, Werke. Berlin, Nicolai 1877. I, 29.

1. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

2. Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurra jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

3. Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte:
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

4. Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

5. Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht:
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!"

6. Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
„Das war Lützows wilde, verwegene Jagd!"

I. **Geschichtliches.** Der Aufruf des Königs von Preußen: „An mein Volk" vom 17. März 1813 hatte im preußischen und deutschen Volke einen mächtigen Wiederhall gefunden. Von allen Seiten des Vaterlandes drängten sich Männer und Jünglinge ohne Unterschied des Standes zu den Waffen, um das schimpfliche Joch der Franzosen abzuschütteln; die Universitäten und die oberen Klassen der gelehrten Schulen leerten sich, denn die Schüler und Lehrer traten unter die Waffen; der Landmann verließ den Pflug, die Handwerker die Werkstätte, der Kaufmann das Geschäft, kurz:

„Das Volk stand auf, der Sturm brach los."

Außer der Landwehr rief der patriotische Mut auch eine große Anzahl von Freiwilligen herbei, die besondere Freicorps bildeten. Eins der berühmtesten war das des Majors von Lützow. Es enthielt die tüchtigsten, besten und gebildetsten Jünglinge, die Blüte der Nation. Voll tapfern Mutes nannten sie sich das „Corps der Rache"; ihre Uniform war schwarz, um auch äußerlich die Trauer über erlittene Knechtschaft auszudrücken. Bei diesem Freicorps ließ sich auch der Dichter dieses Liedes, Theodor Körner, einschreiben. Er hat durch seine Lieder, seine Tapferkeit und seinen Heldentod nicht wenig dazu beigetragen, daß die Lützowschen Jäger noch heute gekannt und geehrt sind.

Diese Freicorps, meist Jäger, verfolgten den Zweck, den Feind fortwährend zu beunruhigen, seine Verbindung mit Frankreich zu stören, Transporte aufzufangen 2c. Obgleich sie, ohne ihr Verschulden, durch allerlei Unglücksfälle den kühnen Erwartungen, welche man gerade an diese Corps knüpfte, nicht ganz entsprachen, so haben sie doch, wie die Geschichte erzählt, Bewundernswertes genug geleistet.

Obiges Gedicht stammt aus der Zeit, wo dieses von den Franzosen gefürchtete Corps entstand, und legt ein beredtes Zeugnis ab von dem kriegerischen Geiste und ungestümen Mute, der die Schar belebte.

II. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Diese wie jede folgende Strophe hat die Form eines Gespräches zwischen zwei Personen, einer fragenden und einer antwortenden.

Sonnenhell liegt die Waldeshöhe vor dem Fragenden, welcher von dorther ein Glänzen von Waffen und bald darauf dunkle, düstere Reihen von reitenden Kriegern heranbrausen sieht. Daß es eine besondere Art von Kriegern sein muß, erkennt man schon daran, daß sie aus dem Walde kommen, während größere Heermassen die breite Landstraße aufsuchen. Das Dreinschallen der gellenden Hörner macht uns diese geheimnisvolle Schar noch unheimlicher, und unsere Seele wird „mit Grausen" (Furcht,

Angst, Schauder) erfüllt, auch durch den Anblick der dunkeln, ganz in schwarze Uniformen gekleideten Gestalten. Aber dieses „Grausen" wird jetzt, wo die Antwort erfolgt, von uns genommen; denn der Dichter sagt:

„Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

„Wild", d. h. in Wut gebracht, und „verwegen" (furchtlos, überkühn und ohne Scheu vor dem Tode) stehen sie im Kampfe. Daß sie „wild und verwegen" waren, haben die „Lützowschen" oft genug bewiesen.

Str. 2. Gab die erste Strophe nur das allgemeine Bild der „schwarzen Schar", so führt uns die zweite Strophe dieselbe insbesondere als Jäger vor. Wie die eigentlichen Jäger, welche auf Wild ausziehen, gehen auch sie rasch durch den finstern Wald und „streifen" (bewegen sich eilig hin und her) von Berg zu Berg, um das Wild — hier den Feind — aufzusuchen. In der Nacht legen sie sich in den „Hinterhalt" (dem Feinde verborgener Ort), von welchem aus sie ihm plötzlich zu gelegener Zeit in den Rücken fallen können. Und wenn sie den Feind gefunden haben, dann jauchzt das Hurra, und es knallt die Büchse! Fröhlichen Mutes stürzen die Jäger hervor und: „Es fallen die fränkischen Schergen." Schergen sind die willigen Werkzeuge einer ungerechten, despotischen Regierung; sie sind der Gegensatz zu den Lützowschen, die freiwillig für das Vaterland ihr Leben in die Schanze schlugen. Nun wissen wir schon besser, wen wir vor uns haben, drum giebt der Dichter zum zweitenmal die Antwort:

„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

Str. 3. Während in der 1. und 2. Strophe der Ort nur im allgemeinen genannt ist (im und am Walde), versetzt der Dichter seine Schar in der dritten Strophe an den Rhein, „wo die Reben glühn". Damit deutet der ahnungsvolle Dichter an, daß der Krieg gegen die Franzosen nicht damit aufhören dürfe, daß man sie aus dem Lande diesseits des Rheins jage, sondern man müsse sie, wie auch Blücher vor der Schlacht bei Leipzig äußerte, in ihrem eigenen Lande vernichten, wo der Wüterich (ein grausamer Tyrann) sich geborgen (sicher) meinte.

Hatte die vorhergehende Strophe uns die Männer als Jäger geschildert, so erscheinen sie uns hier als kühne Schwimmer; denn kaum am Ufer angekommen, springen sie in den Rhein, durchschwimmen verwegen den breiten Strom und sind die ersten, welche das bisher dem Feinde gehörige Ufer betreten, um kühn den Krieg in das feindliche Land zu tragen. So wird zum drittenmale nach den schwarzen Gestalten gefragt, und zum drittenmale erfolgt in erhöhtem Selbstbewußtsein die Antwort:

„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd!"

Str. 4. Da hält der Feind, den wir uns fliehend zu denken haben, in seiner Flucht ein und stellt sich zur Schlacht in einem Thale seines eigenen Landes auf. Die Entscheidungsschlacht beginnt; Mann gegen Mann wird mit Schwertern gefochten, wie in alter Zeit, und der Dichter

sieht im Geiste, wie gerade die für die Freiheit des Vaterlandes kämpfenden Freiwilligen verwegen ihr Leben in die Schanze schlagen; denn das große Heer ist ja noch jenseits des Rheines auf deutschem Boden, weil die meisten der verbündeten Häupter immer noch zögerten, die Truppen über den Rhein zu führen.

Die Schlacht ist blutig, die kleine Schar befindet sich in leidenschaftlichster Erbitterung, und deshalb nennt sie der Dichter die „wildherzigen" Reiter.

Die Worte:

„Der Funke der Freiheit ist glühend erwacht und lodert in blutigen Flammen"

erinnert im Bilde daran, wie schon vor dem Beginne des Krieges das Gefühl der Freiheit in der Brust jedes Kriegers vorhanden war: aber es schlummerte der „Funke" noch tief im Innern; erst später entwickelte sich aus diesen Funken die glühende Flamme. Diese Glut loderte auf, als aus den Wunden der Krieger das rauchende Blut emporspritzte. —

Abermals wird nach den schwarzen Kämpfern gefragt, und abermals wird mit noch höherer Steigerung dieselbe Antwort gegeben.

Str. 5. Die blutige Schlacht hat Opfer gekostet. Freund und Feind liegen sterbend nebeneinander. Aber auch hier ist noch ein Unterschied zwischen den Feinden und den patriotischen Männern, die für die Freiheit und das Vaterland kämpfen. Während jene in schimpflicher Angst „winselnd" (feig wimmernd) aus dieser Welt scheiden, legen sich die kühnen Vaterlandsverteidiger zur Ruhe, nicht nur ohne Furcht im wackern Herzen, sondern mit dem beglückenden Troste:

„Das Vaterland ist ja gerettet!"

So beweisen sich die tapfern Krieger als Helden, nicht nur im kühnen Kampfe mit dem Feinde, sondern auch im Kampfe mit dem Tode.

Str. 6. In den beiden ersten Zeilen dieser Strophe faßt der Dichter noch einmal den Inhalt des ganzen Liedes in den Worten zusammen:

„Die wilde Jagd und die deutsche Jagd auf Henkersblut und Tyrannen!"

Damit will er aber zugleich auch ausdrücken, daß diese wilde Jagd, welche zugleich eine deutsche ist, nicht bloß gegen den Hauptfeind Napoleon, sondern gegen alle seine Verbündeten, die „Henker" (das waren die französischen Schergen) und „Tyrannen" (vergl. Str. 3), zu Felde zieht.

Nachdem nun der Dichter die Schar so vollständig gezeichnet hat, wendet er sich an die, welche die gefallenen Männer der tapfern Schar geliebt haben, an die Eltern, Frauen, Bräute und Geschwister. Sie sollen nicht weinen und klagen, sondern sich in ihrem Schmerze trösten durch den Gedanken, daß das Vaterland frei ist, und daß nun eine schöne Zeit wiederkehren werde („Der Morgen tagt"), in welcher das deutsche Volk seinen Sitten, seinem Glauben und seinen Tugenden wieder leben kann.

Zuletzt richtet der Dichter die Aufforderung an die Kinder und Kindeskinder, sie möchten der großen und schweren Thaten, welche jene todesmutige Schar für das Vaterland vollbrachte, gedenken. Und gewiß,

kein echtes deutsches Kind wird sich solche Undankbarkeit zu schulden kommen lassen und der Männer vergessen, die mit ihrem Blute das Vaterland wieder erobert haben.

III. **Die Gliederung des Gedichts.** 1. Einleitung. (Str. 1.) Allgemeine Schilderung des Lützowschen Corps.

2. Hauptteil. (Str. 2—5.) Besondere Schilderung des Corps als Jäger, Schwimmer und tapfre Krieger.

3. Schluß. (Str. 6.) Zusammenfassung des Ganzen und Wunsch des Dichters, nicht zu klagen, sondern der Tapfern zu gedenken.

IV. **Ort und Zeit der Handlung.** Im Anfange sehen wir das Corps im Walde umherziehen und von Bergen zu Bergen streifen; dann schwimmen sie durch den Rhein, um jenseits des Stromes den Feind im eigenen Lande anzugreifen. Die Zeit der Handlung ist im Jahre 1813, anfangs am Tage, dann in der Nacht und später wieder am Tage.

V. **Kurze Charakteristik des Corps.** Die Jäger erscheinen in schwarzer Uniform, mit gellenden Hörnern, blitzenden Schwertern und knallenden Büchsen. Sie sind wild, verwegen, rasch, listig, kühn, geschickt in körperlichen Übungen, wildherzig, freiheitsliebend, wacker. (Beweise für diese Eigenschaften!)

VI. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen. 2. Lützows Corps. (Ein Bild nach Str. 2.) 3. Vergleichung: „Lützows wilde Jagd" und „Die Geister der Helden".

B. Die Geister der Helden.

Karl Gerok, Deutsche Ostern. Stuttgart 1871. S. 24.

Wer reitet so spät in der stürmischen Nacht
Vorbei am gewitternden Himmel?
Sind's Geistergeschwader, entboten zur Schlacht?
Ist's wandelndes Wolkengewimmel? —
Sind's Geisterschwadronen in dämmernden Reihn,
Die Lüfte durcheilend im mondlichen Schein,
Ihr Marschall voran auf dem Schimmel?

Die Tapfern sind's aus der vorigen Zeit,
Entstiegen den dumpfigen Grüften,
Trompeten hörten sie werben zum Streit,
Da zwang sie's, den Rasen zu lüften,
Sie reiten auf Wolken im mondlichen Schein,
Hoch über die Berge hinüber zum Rhein,
Und reißen das Schwert von den Hüften.

Es führt sie der Blücher auf brausendem Roß;
Wie flattert sein Mantel im Winde!
Und Gneisenau folgt ihm, der treue Genoß,
Daß der Rat mit der That sich verbinde,
Und der finstere York und der schneidige Kleist
Und der Schill, und was weiß ich, wie jeglicher heißt?
Sie reiten mir viel zu geschwinde!

Doch der dort auf grauem, getigertem Hengst
Gleicht Württembergs tapferem Sohne,
Als der Könige Nestor vertauscht er unlängst
Mit dem Sarkophage die Krone:
Nun reitet er wieder so rüstig und froh,
Als würf' er noch einmal bei Monterau
Bonapartes Bataillone.

Und einen noch hab' ich mit Freuden erschaut,
Auf schwarzem, gespenstigem Pferde,
Ans Herze drückt er die eiserne Braut
Mit jugendlich froher Gebärde:
Willkommen, o Körner, mein Sänger und Held!
Bist erwacht du vom Schlummer auf Wöbbelins Feld?
Willkommen mit Leier und Schwerte!

So kommen die Geister herüber zum Rhein
Auf jagenden Wolken geflogen,
Tief unten da wälzt er im Mondenschein
Am Loreleifelsen die Wogen;
Sie schaun, ob die Söhne der Väter noch wert,
Sie sorgen, daß nimmer das tapfere Schwert
Von der Feder wird listig betrogen.

Willkommen als Helfer im heiligen Kampf,
Ihr Helfer aus vorigen Tagen!
Schwebt über den Heeren im Pulverdampf,
Wenn unten die Schlachten sie schlagen,
Die Feinde zu schrecken mit Furcht und mit Graus,
Die Freunde zu stärken im blutigen Strauß
Und die Toten gen Himmel zu tragen!

1. Welche Ähnlichkeit findet man in beiden Gedichten? a) Beide haben gleiche äußere Form. (Anzahl der Verse, Gleichartigkeit des Rhythmus und des Reimes). b) Beide Gedichte handeln von Heldenscharen.

2. Welche Verschiedenheiten findet man in beiden Gedichten? a) Hinsichtlich der Form? (In Lützows Jagd ist der Kehrreim angewandt, in Geroks Gedicht nicht.) b) Hinsichtlich des Inhalts? (In Körners Gedicht ist von wirklichen Helden die Rede, in Geroks Gedicht werden die Geister der Helden uns vorgeführt ꝛc.) W. D.

93. Abschied vom Leben.

Theodor Körner. Sämtl. Werke herausgegeben von Streckfuß. Berlin 1874. S. 29.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Neben Ernst Moritz Arndt ist Theodor Körner der gefeiertste Sänger der Befreiungskriege. Mit der Leier (seinen feurigen Liedern) und dem Schwerte hat er für das Vaterland gekämpft. Als König Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 den „Aufruf an mein Volk“ erließ, da entbrannte das Herz des 22jährigen Jünglings in heißer Glut für die Freiheit und das Vaterland. Obwohl geborener Sachse, verließ er eine ehrenvolle Stellung und eine liebe Braut in Wien, die geliebten Eltern in Dresden und trat in Breslau als Freiwilliger in die Lützowsche Freischar. Bald war er der Liebling aller und wurde zum Offizier gewählt. Auf einem Streifzuge nach

Thüringen begleitete er freiwillig als Adjutant den Major von Lützow. Napoleon ließ während des Waffenstillstandes die verhaßten Lützowschen „Räuber" bei Kitzen im Kreise Merseburg am 17. Juni 1813 überfallen und großenteils niedermetzeln. Auch Körner wurde schwer verwundet, schleppte sich aber in ein nahes Gehölz und erwartete hier gottergeben seinen Tod. An den Marken (Grenzen) seiner Lebenstage schaute er noch einmal zurück auf die schönen Bilder der Liebe und Hoffnung, die seine reiche Jugend umschwebten. Die Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen, sondern in einer Totenklage seiner Lieben enden. Doch mutig hebt er den Blick zum Himmel. Die Heiligtümer seines Lebens, für die er begeistert gesungen und gestrebt hat, Liebe, Freiheit, Vaterland und Gott, sie können nicht mit ihm sterben, müssen droben ewig mit ihm leben. Er sieht sie als leuchtenden Seraph (Engel) vom Throne Gottes herabschweben. Er fühlt die Sinne schwinden, aber die Seele emporsteigen zu den himmlischen Höhen, die in ewigem Morgenrot glänzen. Was bei diesem „Abschied vom Leben" durch die Seele des Dichters ging, das sagt das folgende Gedicht!

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Am 17. Juni 1813. Ein Schlachtfeld mit Toten und Verwundeten; ein Gehölz stößt an die Felder; ein verwundeter Offizier liegt im Gebüsch und lehnt den Kopf an einen Baum; die Uniform ist mit Blut überströmt; Lippen und Wangen sind bleich; die matten Augen sind gen Himmel gerichtet.

2. Charakter des Verwundeten. Weise nach, daß er verwundet, bleich, matt, gottergeben, mutig, treu, liebevoll, freiheitsliebend und gläubig ist!

3. Gedankengang. Str. 1. Ergeben in Gottes Willen erwartet der verwundete Krieger seinen Tod. Str. 2. Die schönen Bilder seines Lebens umschweben ihn als Erinnerung. Str. 3 und 4. Seine Ideale von Liebe und Freiheit bleiben ihm treu und begleiten seine Seele in den Himmel.

Grundgedanke. Wahrhaft Gutes und Edles (unser Ideal) stirbt nicht mit dem Leibe, sondern begleitet die Seele zu Gott, woher es stammt. Es ist das Glück der Erinnerung, der Trost der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft.

4. Eigentümliches. Das kleine Gedicht ist ein Sonett, d. h. aus 14 jambischen Verszeilen aufgebaut, die in zwei Vier- und in zwei Dreizeilen zerfallen. Die beiden Vier-, wie die beiden Dreizeilen haben unter sich nur je zwei Reimklänge, die also vier- bezw. dreimal wiederkehren.

Dies Sonett enthält die Stoßseufzer eines Sterbenden, daher die kurzen Sätze, die Ausrufe und Gedankenstriche!

III. **Nachwort.** Der Dichter starb nicht in dem Wäldchen bei Kitzen, wie er meinte, sondern wurde von zwei patriotischen Bauern gefunden, vorsichtig in das Dorf gebracht, liebevoll gepflegt und mitten unter Feinden verborgen gehalten. Später holten ihn Freunde nach Leipzig und verschafften ihm ärztlichen Beistand. In Karlsbad, wohin sich Körner mitten durch feindliche Heere begab, fand er völlige Herstellung seiner Gesundheit. Noch vor Ablauf des Waffenstillstandes stellte er sich wieder bei den Lützowern ein, die ihn mit Jubel empfingen. In einem Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg fand der jugendliche Held und Sänger seinen Tod durch einen Schuß. Eine Stunde vorher hatte er bei der Rast in einem Gehölze das ergreifende Schwertlied gedichtet und in sein Taschenbuch geschrieben. Der Schmerz seiner Freunde, ja aller Deutschen war groß. Unter dem Gesange seiner Lieder wurde er bei Wöbbelin unter einer alten Eiche begraben. Neben ihm ruht seine einzige Schwester Emma, die dem geliebten Bruder schon nach zwei Jahren folgte, sein Vater und seine Mutter. Die Grabstätte, die jedem rechten Deutschen heilig sein muß, ist durch ein gußeisernes Gitter eingefriedigt und mit einem Denkmal geziert. Doch besser als Stein und Erz erhalten die Lieder des Sängers sein Andenken im deutschen Volke.

Vergleiche: „Theodor Körner" von Förster!

1. Bei Wöbbelin, im freien Feld
Am Mecklenburger Grunde,
Da ruht ein jugendlicher Held
An seiner Todeswunde.

2. Er war mit Lützows wilder Jagd
Wohl in die Schlacht gezogen;
Da hat er wild und unverzagt
Die Freiheit eingesogen.

3. Was ihm erfüllt die Heldenbrust,
Er hat es uns gesungen,
Daß Todesmut und Siegeslust
In unser Herz gedrungen.

4. Und wo er sang zu seinem Troß,
Zu seinen schwarzen Rittern:
Das Volk stand auf, der Sturm brach los
In tausend Ungewittern.

5. So sind die Leier und das Schwert,
Bekränzt mit grünen Eichen,
Dem Krieger wie dem Sänger wert,
Ein teures Siegeszeichen.

6. Wenn uns beim Wein dein Lied erklingt,
Wenn an den Wehrgehenken
Die helle Eisenbraut uns winkt:
Wir werden dein gedenken!

P.

94. Das Franzosenheer 1812.

Zehn Kriegs- und Volkslieder. Halle a. S. Gedruckt in diesem Jahre.

1. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzenheer:
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.

2. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.

3. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier' im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.

4. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.

5. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Feldherrn ohne Witz,
Stückleut' ohn' Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgends Rast noch Ruh.

6. Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

I. **Vorbereitung.** Der Lehrer versetzt zur Erzielung des vollen Verständnisses die Schüler zunächst in die rechte Situation, indem er ihnen die Geschichtsbilder: Kaiser Napoleons Heerzug nach Rußland mit einer Armee von nahezu einer halben Million Krieger, den großen Brand von Moskau, den Rückzug der französischen Armee im strengen Winter 1812, den Übergang über die Beresina und die Flucht Napoleons von Wilna durch Deutschland in recht lebendiger und anschaulicher Weise erzählt und schildert. Dann werden sie sich auch vorstellen und begreifen können, welch' tiefe Eindrücke die Nachrichten von diesem namenlosen Kriegsunglücke und Elende der französischen Armee auf die gänzlich niedergedrückten und schwer gebeugten Gemüter aller patriotischen Deutschen damals machen mußten und gemacht haben. Es kämpften dabei das Mitleid und die christliche Liebe mit dem Gefühl der Genugthuung, mit der hohen Freude und Hoffnung aller patriotischen Herzen, die in diesem unheilvollen und schimpflichen Rückzuge Napoleons die Stimme Gottes: „Bis hierher und nicht weiter“ vernahmen, die daher ferner die völlige Niederlage und den Untergang der französischen Armee als ein Strafgericht des Herrn ansahen und daraus die Hoffnung schöpften, endlich nun das Joch des übermütigen Tyrannen abschütteln und das Vaterland von seinen Schergen befreien zu können. Das Unglück der Franzosen war unsagbar. „Wer aber den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“ Die Wahrheit dieses Sprichwortes bestätigte sich 1812 hierbei im großen. Der bittre, lang verhaltene Groll der Deutschen, welche sechs lange Jahre unter dem schweren Joche des Völkerpeinigers geseufzt hatten, der tiefe, glühende Haß, welchen die ganze Nation gegen denselben und die Franzosen empfand, und die endliche Hoffnung auf baldige Erlösung aus der Knechtschaft machten sich gleichsam Luft in dem obigen Volksliede, welchem der jahrelang verstummte Humor der Deutschen, der Soldaten, der Bürger, der Studenten, überhaupt des ganzen Volkes immer neue Verse zum Thema: „Mit Mann und Roß und Wagen so hat sie Gott geschlagen!“ hinzufügte. Das Lied ist von keinem einzelnen Dichter gedichtet, sondern es entsprang unmittelbar aus dem Geiste des Volkes. Was jeder im Volke dachte und fühlte, das sprach sich un-

gesucht von Mund zu Munde aus. Wie ein Lauffeuer ging es von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und binnen wenigen Wochen war es durch kleine Flugblättchen in ganz Deutschland verbreitet. In ihm spricht sich das Volksurteil aus: „Nicht die Völker, nicht Hunger und Frost, sondern Gott allein hat die Welschen und ihren Kaiser also schwer und hart geschlagen.“ Vox populi, vox Dei! —

II. **Erläuterung und Vertiefung.** Str. 1, Z. 1. Jede Strophe beginnt mit dem Refrain, d. i. Wiederholungs- oder Kehrreim, der meist am Schlusse der Strophe steht. „Mann und Roß und Wagen“ steht für Infanterie, Kavallerie, Artillerie, überhaupt für das ganze Heer und will sagen: sie waren (total) gänzlich geschlagen. 2. So hat sie, d. h. die Feinde, welche das Volkslied gar nicht nennt, da sie jeder echte Deutsche stets und längst im Sinne und Magen hatte, Gott geschlagen und gerichtet. 3. Ihre ganze Armee hatte sich aufgelöst. 4. Die einzelnen Heerhaufen irrten in Schnee und Wäldern umher. 5. Der Kaiser hatte schließlich sein Heer verlassen, das Kommando seinem Schwager, dem Könige von Italien, übergeben und war in einem Bauernschlitten nach Paris geflohen. 6. Zucht und Disziplin der Soldaten waren völlig verschwunden.

Str. 2, Z. 3. „Die Jäger“, bedeutet hier alle Infanteristen, hatten ihre Gewehre längst weggeworfen. Sie dachten nicht mehr an Kampf und Gegenwehr, sondern nur an Rettung ihres Lebens. 4 und 5 ist ein passender Kettenreim. 6. Die jämmerlichen Reste des Heeres irrten in der Wildnis ohne Führer, ohne Wegweiser umher.

Str. 3, 3. Die Tamboure hatten Trommel und Schlegel, 4. Kürassiere die blanken und kältenden Kürasse weggeworfen, und manch einer hatte in der schrecklichen Kälte sich in die warmhaltenden Röcke gefallener Marketenderinnen gehüllt. 5. Selbst die Offiziere hatten ihren höchsten Ehrenschmuck, Säbel und Degen, weggeworfen, und 6. die Reiter hatten wohl noch die Sporen, aber keine Pferde mehr, die zum Teil gefallen und zum Teil geschlachtet worden waren, nur um den quälenden Hunger zu stillen.

Str. 4, 3. Selbst die Fahnen und Standarten und Adler, die sonst unveräußerlichen Ehrenzeichen der Regimenter und Bataillone, wurden von den Fähnrichen, die sie sonst bis zum Tode verteidigten, als Hemmnis weggeworfen und, 4 und 5, wer ja noch ein Gewehr hatte, besaß kein Pulver und Blei dazu, hatte keine Munition mehr. 6. Am schlimmsten jedoch waren alle die daran, die auf der Flucht zu Fuße waren. Bei der gräßlichen Kälte hatten die allermeisten die Füße erfroren und gingen rettungslos ihrem Untergange entgegen.

Str. 5, 3. Die wenigen Feldherren, die noch bei der Armee geblieben, waren völlig ratlos. Ihr Scharfsinn suchte vergeblich nach Mitteln zur Rettung. 4. Auch die Artilleristen (Stückleut’) hatten ihre Kanonen längst im Stiche gelassen. 5. Anstatt der Stiefeln, die völlig zerrissen waren, wickelten die Flüchtenden vier- und fünffache Tuchlappen von

den Uniformen der Erfrorenen und Verhungerten um die Füße. 6. Um das Maß des Elends überlaufend zu machen, wurden die Ärmsten Tag und Nacht von den unbarmherzigen Kosaken umschwärmt, beraubt, gefangen genommen und getötet.

Str. 6, 3. Allgemeine Hungersnot herrschte im Heere. Speicher trafen sie wohl an, aber leer von Korn, Hafer, Mehl und Brot. 4. Endlich erreichte die Not und das Elend den höchsten Gipfel. Der Übergang über die mit Eis gehende Beresina und dessen Folgen kostete vielen Tausenden das Leben. 5. Alles war zum Sterben müd und matt, alle waren krank, aber 6. nirgends war für die Kranken ein Wagen, nirgends für die Verwundeten ein Arzt und Lazarett vorhanden. Die große Armee war bis auf ein Häuflein zusammengeschmolzen. Von 500 000 Mann kehrten kaum 50 000 zurück. „So hat sie Gott geschlagen!"

III. **Rede- und Stilübung.** Der Rückzug der großen französischen Armee aus Rußland 1812. (Eine Schilderung in chronologischer Reihenfolge vom Einmarsch bis zum Rückzuge aus Rußland.)

R. D.

95. Auf die Schlacht an der Katzbach.

Fr. Rückert, Ges. Gedichte. Bd. II. 3. Aufl. S. 26.

1. Nehmt euch in acht vor den Bächen,
Die da von Tieren sprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach! dort bei Roßbach!
Dort von euren Rossen
Hat man euch einst geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach. —

2. Nehmt euch in acht vor den Bächen,
Die da von Tieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach! An der Katzbach!
Da haben wir den Katzen
Abgehauen die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen;
Kein Hieb ging flach!

I. **Vermittlung.** Deutschlands Erbfeinde, die Franzosen, haben mit unserm Volke leider nur zu oft blutige Kämpfe gehabt. Oft wurden die Deutschen von den Franzosen geschlagen, besonders wenn die Stämme unseres Vaterlandes unter sich nicht einig waren, aber eben so oft schlugen unsere tapferen Krieger auch den Erbfeind. Besonders zwei Schlachten sind es, in denen die Franzosen glänzend besiegt wurden, bei Roßbach und an der Katzbach. (Hier folgt seitens des Lehrers eine kurze Schilderung beider Schlachten und genaue Angabe der Lage beider Schlachtfelder.)

Daß beide Schlachten durch ihre Namen an Bäche erinnern, die nach Tieren benannt sind, veranlaßte den Dichter zur Abfassung jenes kleinen, reizenden Gedichtes, in welchem er den Franzosen spottend eine gute Lehre giebt.

Str. 1 spricht von der Schlacht bei Roßbach, in welcher die Franzosen von ihren Rossen geschossen wurden. Der Verlust war so groß, daß das Blut der Feinde wie in einem Bache floß.

Str. 2. Die Schlacht an der Katzbach läßt den Dichter an die Falschheit der Franzosen denken, die wie Katzen kratzen. Damit sie es nicht mehr thun konnten, wurden ihnen die Tatzen abgehauen (ihre

Waffen genommen.) Kein Hieb ging flach! deutet an, wie die Preußen tüchtig drein gehauen haben; denn flache Säbelhiebe verwunden nicht.

II. **Vertiefung.** Gliederung des Inhalts. Thema: Franzosen, nehmt euch in acht vor den Bächen und gedenkt a) an Roßbach, wo ihr von den Rossen geschossen wurdet, b) an die Katzbach, wo euch die Tatzen abgehauen wurden! —

III. **Verwertung.** Rede und Stilübungen. Ansprache an die Franzosen, sich vor den deutschen Bächen zu hüten (Str. 2.) — W. D.

96a. Die Leipziger Schlacht 1813.

E. M. Arndt, Gedichte. Berlin 1875. S. 275.

1. Wo kommst du her in dem roten Kleid?
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komm' aus blutigem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot.

2. Sag an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauert das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht;
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.

3. Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Es kamen Völker aus aller Welt,
Die zogen gegen Franzosen aus,
Die Russen, die Schweden, die tapfern Preußen,
Und die nach dem glorreichen Österreich heißen,
Die zogen all' aus.

4. Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wem ward der Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht wie Sand;
Viel tausende decken den grünen Rasen,
Die Übriggebliebnen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

5. Nimm Gottes Lohn! Habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Zimbeln hell,
Hab Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen!
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

6. O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

I. **Vermittlung.** Das Gedicht ist ein Zwiegespräch zwischen einem Krieger, welcher in der Schlacht bei Leipzig mitgefochten, und einem zu Hause gebliebenen patriotischen Deutschen. Dem Dichter hat sicher Jes. 63, 1—2 vorgeschwebt: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit rötlichen Kleidern von Bazra?" 2c.

Str. 1. Die erste Frage des Vaterlandsfreundes: „Wo kommst du her?" wird veranlaßt durch einen daherkommenden Krieger, von dessen Kleidern das Blut auf das Gras des grünen „Planes" (der Weide, Wiese, des Rasens) herabfließt. Des Kriegers Antwort lautet: Ich komme aus der blutigen Schlacht, aus dem „Männerstreit" (nicht bloß Jünglinge, sondern auch Männer, die zur Landwehr gehörten und in reiferen Jahren als freiwillige Kämpfer teilnahmen, haben mitgekämpft; darum, sagt der Dichter, klagen nicht nur Bräute, sondern auch Weiber). Ich komme von der „Ehrenbahn" (einem zu Ehren führenden Wege).

Str. 2. Die zweite Frage: „Wie heißt das Land (der Ort), wo ihr schlugt die Schlacht?" beantwortet der Krieger ebenso kurz und bündig: „Bei Leipzig trauert das Mordrevier." Die folgenden Verse geben an, warum das Revier (Bezirk, Kreis) Mordrevier genannt wird. Viele Augen (der Weiber, Bräute, Kinder, Väter, Mütter) wurden thränenvoll; denn Tausenden mußte der Atem stocken (d. h. sie starben), und die „Kugeln flogen wie Winterflocken" (d. h. so dicht und zahlreich wie die Schneeflocken).

Str. 3. Die dritte Frage: Wie heißen, die zogen ins Todes-(Schlacht-)feld 2c.? beantwortet der Held ebenfalls vollständig. (Welche Völker meint er?) Hier sind besonders die beiden Attribute „tapfer" und „glorreich" zu beachten, die bei den Russen und Schweden fehlen. „Und ließen die fliegenden Banner aus." In Friedenszeiten und beim Marsche werden die Fahnen und Banner im Futteral getragen, in der Schlacht aber entfaltet („ausgelassen"), daß sie flattern und fliegen.

Str. 4. Die letzte Frage: „Wem ward der Sieg in dem harten Streit 2c.?" ist die wichtigste. Der Krieger beantwortet diese Frage nicht direkt, denn es heißt: Gott hat die Welschen wie Spreu zerstreut und verweht wie den Sand. Damit will er sagen, daß die Verbündeten ohne Gottes Hilfe nichts hätten vollbringen können und daß sie ihm allein die Ehre geben sollen. Der Freude, daß die Franzosen mit ihrem Kaiser geschlagen sind, giebt der Dichter besonders in den letzten Scherzworten Ausdruck: „entflohen wie Hasen, Napoleon mit".

Str. 5. Der Frager ist nun befriedigt. Die freudige Kunde (der Klang) hat sein Herz erfreut, drum spricht er aus vollem Herzen seinen Dank aus. „Das klang wie himmlische Zimbeln hell", d. h. wie die Musik (der Engel) im Himmel. (Zimbeln sind hohle Metallkugeln, die gegen einander geschlagen werden.) Die Freude über die „Mär" ist bei dem Frager so groß, daß er die Klage über die Toten „den Witwen

und Bräuten" überläßt und als freier Mann nur fröhlich die wichtige Schlacht besingt; denn die Folgen der Schlacht sind mit den Opfern zwar teuer bezahlt, aber diese Opfer mußten gebracht werden, wenn das Vaterland vom Tyrannen befreit werden sollte.

Str. 6. Das Gespräch ist zu Ende, und der Dichter preist nun, gleichsam im Namen des deutschen Volkes, das glückliche Leipzig (Lindenstadt ist der alte wendische Name für Leipzig), welches nun für ewige Zeiten stets mit der Schlacht zusammen genannt wird. —

II. **Vertiefung.** 1. Die Gliederung des Inhalts ergiebt sich leicht aus der obigen Besprechung.

2. Sprachliche und poetische Darstellung. Der Dichter hat sich in diesem Liede als ein Meister in der Darstellung bewiesen. Dadurch, daß er das Ganze als Zwiegespräch (Dialog) uns vorführt, bekommt das Gedicht eine lebendige Frische, durch die das Interesse des Lesers und Hörers im hohen Grade angeregt wird. Ferner tragen die zahlreichen Vergleiche und Redefiguren sowie die gewählten Ausdrücke dazu bei, den Leser in eine dem Stoffe angemessene Stimmung zu versetzen. Wie treffend sind, um nur einiges zu erwähnen, z. B. die Vergleiche: „Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut, die Welschen hat Gott verweht wie Sand", d. h. Gott hat die Franzosen, gleich der vom Winde schnell fortgeführten Spreu des in der Scheune geworfelten Getreides, auseinander getrieben; wie die Geschichte lehrt, liefen sie in eiligster Flucht bis über den Rhein. Er hat sie, wie der Wind den Sand vor sich herweht, teils auf den grünen Rasen niedergestreckt, teils durch die Flucht so rasch verschwinden lassen, daß keine Spur mehr von ihnen zu sehen ist. Schön sind auch die verschiedenen Ausdrücke für „Schlacht": „Männerstreit, Ehrenbahn", für Schlachtfeld: „Mordrevier, Todesfeld" 2c. — „Die Völker der ganzen Welt kamen" ist eine Redefigur (Hyperbel oder Übertreibung), die uns auf die Menge der an der Schlacht beteiligten Völker besonders aufmerksam machen will. Nicht minder bemerkenswert ist auch der letzte Vers jeder Strophe, welcher mit wenig Worten das Wichtigste der Antwort wiederholt. Endlich sei noch die Zeile: „So lange rollet der Jahre Rad" erwähnt, welche in hochpoetischer Weise daran erinnert, wie der Jahreswechsel durch den Kreislauf der Erde hervorgebracht wird.

III. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Ihr Knaben, nehmt euch ein Beispiel an den deutschen Kriegern in der Schlacht bei Leipzig, die für die Freiheit des Vaterlandes ihr Blut vergossen! — Wir alle wollen diesen tapfern Männern, wie denen, die zu andern Zeiten, besonders auch 1870—71, ihr Leben dem Vaterlande opferten, stets ein ehrenvolles Andenken bewahren.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen. 2. Das Zwiegespräch in kurzen Fragen und Antworten.

W. D.

96b. Auf die Schlacht bei Leipzig.

Friedrich Rückert.

1. Kann denn kein Lied
Krachen mit Macht
So laut, wie die Schlacht
Hat gekracht um Leipzigs Gebiet?

2. Drei Tage und drei Nacht,
Ohn' Unterlaß
Und nicht zum Spaß
Hat die Schlacht gekracht.

3. Drei Tage und drei Nacht
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat auch mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch ins Gleiche gebracht.

4. Drei Nacht und drei Tag
Währte der Leipziger Lerchenfang;
Hundert fing man auf einen Gang,
Tausend auf einen Schlag.

5. Ei, es ist gut,
Daß sich nicht können die Russen brüsten,
Daß allein sie ihre Wüsten
Tränken mit Feindesblut.

6. Nicht im kalten Rußland allein,
Auch in Meißen,
Auch bei Leipzig an der Pleißen
Kann der Franzose geschlagen sein.

7. Die seichte Pleiß' ist von Blut geschwollen,
Die Ebenen haben
So viel zu begraben,
Daß sie zu Bergen uns werden sollen.

8. Wenn sie uns auch zu Bergen nicht werden,
Wird der Ruhm
Zum Eigentum
Auf ewig davon uns werden auf Erden.

I. **Vorbereitung.** Einst in den Jahren der Knechtschaft und Demütigung, als Österreich und Preußen von Napoleon besiegt zu Boden lagen, da waren es die deutschen Dichter, die ihr Volk zur Selbsterkenntnis führten, ihm die Ursache seines Falles zeigten, aber auch neue Begeisterung zu entflammen suchten. Einer dieser Rufer zum Streite war Friedrich Rückert. Auf die Frage

„Was schreibest, Dichter, Du?" —

gab er die zürnende Antwort:

„In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."
(Bd. III, 235 „Unsere Schmach").

Im Jahre 1813 aber wurde in der Schlacht bei Leipzig die Macht Napoleons gebrochen, die alte Schmach getilgt, Deutschlands Freiheit erworben. Nun konnte der Dichter — und mit ihm jeder Deutsche — Deutschlands Freiheit nicht nur denken, sie war zur Thatsache geworden, er konnte sie auch laut preisen; nun durfte er in Flammenbuchstaben Deutschlands Ehre schreiben und die Kunde von dem Leipziger Ehrentage mit machtvoller Stimme in die Lande hinausrufen. Er that es in dem Liede „Auf die Schlacht bei Leipzig."

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichtes.

2. Erläuterungen. St. 1. Warum wünscht der Dichter ein Lied mit dem Donnerhall der Schlacht? (Daß die Kunde von dieser Schlacht mit gleicher Kraft hinaus in die Ohren der Völker schalle, hier Zittern, dort Jubel erweckend). — Str. 2. Drei Nacht: „Nacht ist hier der Acc. Plur. in der nicht umgelauteten Form; so mittelhd. drî naht und drî tage (Nibelungenlied), so in Luthers Bibelübersetzung und auch noch bei Goethe. — Nicht eine Schlacht im Frieden, nicht eine Manöverschlacht

war es. Drei Tage dauerte sie, unterbrochen durch den schlachtenfreien 17. Oktober. Vgl. Geibel, Am 3. September:

„Drei Tage brüllte die Völkerschlacht, . . .
Drei Tage rauschte der Würfel Fall.“

In Str. 3 und 4 wird nun die Schlacht und ihr Erfolg unter 2 Bildern, Leipziger Messe und Lerchenfang, zur Darstellung gebracht. Leipziger Messe: Zu derselben strömen Käufer und Verkäufer aus fast allen Teilen Europas zusammen. Eine große Rolle spielen auf den Messen wollene und halbwollene Waren, zu deren Ausmessung ehemals die Elle gebraucht wurde. Bei den beiden wichtigsten der 3 Leipziger Messen, der Oster- und Michaelismesse, heißt die 3. Woche die „Zahlwoche“; bis zum Donnerstag dieser Woche müssen alle Wechsel, die auf der Messe ausgestellt sind, eingelöst sein. Bei der Schlachtenmesse vertreten Schwerter, Bajonette und Lanzen die Stelle der „Elle“; mit ihnen wird Mut und Kraft des Gegners gemessen. Deutschland hatte an die Franzosen starke Forderungen wegen der Schmach von 1806, wegen Unterdrückung vaterländischen Geistes und vaterländischer Sprache, wegen französischer Habsucht und Rachgier. Diese alte Rechnung wurde jetzt beglichen. — Leipziger Lerchenfang: Auf ihrem Herbstzuge wurden und werden die Lerchen in Leipzigs Umgebung gefangen und kommen als „Leipziger Lerchen“ zum Verkauf. Zum Fangen verwendet man das Schlagnetz und das Klebegarn, d. h. ein Netz mit weiten Maschen, worin die Lerchen kleben bleiben; eine Reihe solcher Klebegarne heißt ein „Gang“. Die Heere der Verbündeten nun bildeten die Netzwände, in denen die Franzosen sich fingen; wäre auch die Straße nach Weißenfels besetzt worden, hätte das Netz keine Lücke gehabt. Gefangen genommen wurden 15000, in den Lazaretten blieben 23000 Franzosen. — Str. 5. Die weiten Schneegefilde („Wüsten“) Rußlands und die Leipziger Ebene sind die Gräber von Napoleons Ruhm und Heeren; dort war der Anfang vom Ende. — Str. 6. Die Markgrafschaft Meißen bildet den Kern der Wettinschen Lande, d. h. des jetzigen Königreichs Sachsen. — Str. 7. Der sonst so seichte Fluß und die ganz flache Ebene verändern ihren Charakter: der Fluß schwillt vom Blut der gefallenen Franzosen zum Strome; die Ebene schwillt von den Leichen, die sie in den Gräbern aufnehmen muß, zu Bergen an. Diese Leichenberge könnten bleibende Siegeszeichen sein, wie einst die Mongolen und Türken Schädelberge als Siegeszeichen auftürmten. 30000 Franzosen fielen in der Schlacht. — Zu der Bezeichnung „seichte Pleiße“ vergl. Schiller, „Die Flüsse“ wo die Pleiße von sich sagt:

„Flach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus“. —

Str. 8. Und sollte auch dies sichtbare Siegeszeichen fehlen, der Ruhm der Leipziger Schlacht bleibt ewig.

III. **Vertiefung.** 1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen in kurzen Sätzen.

2. Grundgedanke. Str. 1 und 8. Laut wie Schlachtendonner soll das Lied den Ruhm der Leipziger Schlacht verkünden; ewig wird dieser Ruhm bleiben. — Das Lied des Dichters soll ein Wiederhall großer Ereignisse sein.

3. Zur Charakteristik des Dichters: Vorliebe für eigenartige, manchmal etwas seltsame Vorstellungen: Str. 1 und 7; volksmäßige Behandlung des Verses, die nicht die Silben regelmäßig zählt, sondern wie hier in jeder Zeile 1 oder 2 Haupthebungen betont; vergl. „Aus der Jugendzeit" Bd. III. 158 ff. — Hierzu kommt in unserem Gedichte die eigentümliche Verkettung zweier aufeinander folgender Strophen durch ein Wort oder einen Ausdruck, der aus der ersten in die zweite hinübergenommen wird: Str. 1 und 2: Schlacht gekracht, Str. 2, 3 und 4: Drei Tag und drei Nacht (mit Umstellung), Str. 5 und 6 nicht allein die Russen, Str. 6 und 7 die Pleiße, Str. 7 und 8 die Ebenen zu Bergen werden. Vergl. Psalm 121: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn" 2c.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. E. M. Arndt, Lied vom Feldmarschall: Bilder vom Fegen mit eisernem Besen, von der Hasenjagd und Schwimmstunde. — K. Gerok, des deutschen Knaben Tischgebet: „Mac Mahon war ins Garn gegangen".

2. Rede- und Stilübungen. Führe die Bilder von der Leipziger Messe und dem Leipziger Lerchenfange aus! — Vergl. das Arndt'sche mit dem Rückert'schen Liede: a) nach den Namen der Orte, b) den Teilnehmern, c) nach den gebrauchten Bildern, d) nach der Eigenart der Dichtersprache und e) nach der Schilderung und Wirkung der Schlacht!

Dr. P. Polack.

97. Das Lied vom Feldmarschall.

Ernst Moritz Arndt, Gedichte. Berlin 1865. S. 280.

1. Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf zum Himmel den Degen noch schwang!
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die deutscheste Art.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernen Besen das Land rein gemacht.

5. Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

7. Bei Wartburg*) an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

8. Bei Leipzig auf dem Plane, — o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

9. Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein! übern Rhein!
Du tapferer Degen in Frankreich hinein!

I. **Geschichtliches.** Unser Gedicht ist, wie aus dem Inhalte unzweifelhaft hervorgeht, zwischen dem 19. Oktober und dem 31. Dezember 1813 geschrieben; denn an jenem Tage wurde Blücher vom Könige Friedrich Wilhelm III. zum Feldmarschall ernannt, und in der Sylvesternacht desselben Jahres ging er bei Caub über den Rhein. Um das Verständnis zu erleichtern, ist es nötig, die Kinder mit folgenden Ereignissen bekannt zu machen.

Die Schlacht bei Leipzig (16.—18. Oktober 1813) war geschlagen und Napoleon auf der Flucht nach Frankreich. Da war es Blücher, welcher mit Gneisenau darauf drang, daß man den Feind sofort verfolgen möchte, um ihn nun ganz zu vernichten. Allein Schwarzenberg, der oberste Feldherr der Österreicher, war anderer Meinung, und Blücher mußte warten, — bis es zu spät war. Nur der General York konnte mit einem kleinen Corps dem Feinde in der Nähe des Roßbacher Schlachtfeldes 4000 Gefangene abgewinnen und einige Tausend Nachzügler gefangen nehmen. So hatte Napoleon (nur noch einmal bei Hanau durch die Bayern aufgehalten) Zeit, mit etwa 60000 Mann am 2. November über den Rhein zu entfliehen. Blücher und seine Partei drängten nun immer mehr, man möchte doch, ehe der Feind sich wieder stärken könnte, über den Rhein ziehen und Napoleon im eigenen Lande angreifen; allein der österreichische Minister Metternich und sein Anhang fürchteten Preußens wachsenden Einfluß in Deutschland und knüpften Friedensunterhandlungen mit Napoleon an. Unterdessen ordnete aber der letztere wieder neue Truppenaushebungen in Frankreich an. Dies bewirkte, daß endlich die Partei Blüchers die Oberhand gewann, und nun die deutschen Heere nach dem Rheine zogen. Aber noch ließ man zwei Monate verfließen, ehe der Befehl gegeben wurde, über den Rhein aufzubrechen. Plötzlich, in der Nacht des 31. Dezembers 1813, ging Blücher bei Caub und Koblenz mit seinem Heere über den Rhein. Seine Armee war die erste,

*) Wartenburg, Dorf in der Nähe von Wittenberg.

welche die französische Grenze überschritt, und langsam rückten dann auch die andern Armeen der Verbündeten nach. In „fliegendem Saus“ drang unser Held nun vor; am 27. Januar 1814 traf er mit seinem Erzfeinde zuerst bei Brienne zusammen, dann schlug er ihn am 1. Februar bei La Rothière. Da wurde dem Tapfersten der Tapfern abermals von den Diplomaten Halt geboten, so daß sich Napoleon wiederum erholen und stärken konnte. Blücher war in hohem Grade darüber entrüstet und ging mit dem Gedanken um, „dem Bonaparte und den lieben Brüdern (den Österreichern) zum Trotz“ auf eigene Verantwortung vorzurücken. Nur mit Mühe konnten ihn seine Freunde davon abhalten. Endlich aber ging es doch wieder vorwärts, und nach harten Kämpfen hatte Blücher am 31. März 1814 die Freude, zu hören, wie die Verbündeten in Paris einzogen. Er selbst konnte dem Einzuge wegen Krankheit nicht beiwohnen.

II. **Erläuterung des Inhalts.** Str. 1. Aus der oben gegebenen geschichtlichen Mitteilung erklärt sich die erste Strophe von selbst. Blücher ist froh, daß sein sehnsüchtigster Wunsch endlich erfüllt ist. Nun geht's nach Frankreich hinein! Rasch, vorwärts! das war von jeher Blüchers Art. Warum wird so früh schon die Reveille geblasen? fragen die erstaunten Krieger. Bald genug sollen sie es erfahren; draußen sprengt ja der alte Held mit geschwungenem Schwerte auf seinem mutigen Rosse daher. Er hat genug Ursache, freudig zu sein, denn schon zu lange mußte er das Schwert in der Scheide tragen. Jetzt kann er's wieder ziehen, um den Erbfeind zu züchtigen.

Str. 2. Die Husaren, seine Lieblingstruppe, staunen, wie der 71-jährige Held an ihrer Front entlang reitet! Ha! welche Lust ist es, den gewaltigen General auf dem Pferde zu schauen! Drum sagt auch der Dichter „O, schauet!“ Das Auge leuchtet klar, das schneeweiße Haar wallet im Winde, die frische Gesichtsfarbe ist die eines Jünglings. Wie die Rose im Spätherbste, so blühet auch unser Held noch einmal in seinem Alter und wird zum Jünglinge. Er ist wie greisender (alt werdender) Wein, der, je länger er lagert, desto kräftiger und feuriger wird. Einen solchen Greis kann man schon, wie der Dichter sagt, zum „Verwalter des Schlachtfeldes“ machen. Mit diesen wenigen Worten giebt der Dichter, der ja den Helden selbst gekannt hat, uns ein äußeres Bild desselben, wie es nicht schöner sein kann. Wie zutreffend Arndts Schilderung ist, erkennen wir auch, wenn wir diejenige eines andern Zeitgenossen damit vergleichen. Dieser, Varnhagen von Ense, sagt: „Blücher war von großer Gestalt, von wohlgebildeten, starken Gliedern. Ein herrlicher Schädel, eine prächtige Stirn, eine stark gekrümmte Nase, scharfe, heftig rollende und doch im Grunde sanft blickende Augen, dunkel gerötete Wangen, ein feiner, aber vom starken, herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes starkes Kinn: alles dies stimmte mit einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Mut und

Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor." Und Arndt selbst sagt von Blücher in seinen „Erinnerungen aus dem äußern Leben": „Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie die eines Jünglings, scharf und fest gezeichnet."

Str. 3. Mit seinen körperlichen Eigenschaften paarten sich auch die geistigen. Als allen der Mut sank, da war er es, der mit aller Energie und Entschlossenheit mutig den Degen noch gen Himmel schwang, zum Zeichen, daß er nicht allein auf sich vertraute, sondern auch der Hilfe Gottes sicher war. Wem fielen hier nicht seine Worte ein: „Was ist's, daß ihr mich rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Seinen Schwur, „den Welschen zu weisen die deutscheste Art", hatte er schon geleistet, als er in Lübeck 1806 das Schwert in die Scheide stecken mußte.

Str. 4. „Den Schwur hat er gehalten." Gewiß, jedes Blatt der Geschichte der Freiheitskriege bekundet es. Kaum war der Kriegsruf des Königs am 17. März 1813 erklungen, da saß der „weiße Jüngling" schon im Sattel und stieg nicht eher herab, als bis er „Kehraus" gemacht, d. h. den letzten Kampf vor dem Friedensschlusse noch mitgekämpft hatte. — Die Geschichte erzählt davon, wie er erst beim zweiten Einzuge in Paris am 7. Juli 1815 das Schwert in die Scheide steckte. —

Str. 5. In dieser und den folgenden Strophen führt uns der Dichter wieder zurück in den Anfang des Krieges zu den ersten Schlachten, die Blücher 1813 gewann. Zuerst gedenkt der Dichter der Lützener Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813. Hier ging es hart her. Die Preußen hatten fast ganz allein gegen die Übermacht des Feindes zu kämpfen, da die verbündeten Russen mehr wie Zuschauer als wie Teilnehmer erschienen; vielen Tausend Welschen „ging da der Atem aus", denn 15000 tote und verwundete Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, und eine große Anzahl „liefen hasigen Lauf". Auch die Verbündeten hatten große Verluste, aber die preußischen Truppen hatten sich in dieser Schlacht mit Ruhm bedeckt, und Napoleon hatte, trotzdem er sich den Sieg zuschrieb, keinen Vorteil. Blücher selbst war am Arme verwundet, doch hielt ihn das nicht ab, in der dunkeln Nacht noch einen Kavallerie-Angriff auszuführen, der wenigstens zur Folge hatte, daß der Feind die ganze Nacht hindurch mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfelde stehen bleiben mußte. Wäre es auf Blücher und den König von Preußen angekommen, so wäre der Feind am andern Morgen wiederum angegriffen worden. Jedoch die russische Artillerie war nicht mit Munition versehen und mußte abmarschieren.

Str. 6. Am Wasser der Katzbach sollten die Franzosen den „tollen Husaren", wie Napoleon unsern Blücher zu nennen pflegte, abermals kennen lernen. Hier hat er am 26. August ihnen das Schwimmen

gelehrt, d. h. er trieb den Feind in die Katzbach und die Neiße, in deren Fluten Tausende ihren Tod fanden und durch die Oder zur Ostsee hinabschwimmen konnten. Höhnend wünscht der Dichter ihnen noch ein Grab in dem Magen der Walfische. Das Lumpengesindel, die Sansculottes (Ohnehosen), welches zur Zeit der Schreckensherrschaft wie Bestien in Frankreich gewütet hatte, war keines besseren Loses wert, als den Walfischen zum Fraß zu dienen.

Str. 7. Bei Wartenburg an der Elbe (der Dichter sagt „Wartburg" des Rhythmus wegen) hatten die Franzosen ein festes Lager bezogen und wollten Blüchers Armee aufhalten. Allein vergebens! Die Heldenschar Yorks fuhr am 3. Oktober buchstäblich durch den Feind „hindurch", so daß derselbe nach achtstündigem, hartem Kampfe fliehen und 1000 Mann und 13 Kanonen in den Händen der Preußen lassen mußte. Die Franzosen stürmten so schnell wie Hasen über das Feld, und der alte Blücher war der Jäger, der sein „Hussa" ihnen nachrief.

Str. 8. Endlich erwähnt der Dichter mit feierlichen Worten die Schlacht bei Leipzig! „O herrliche Schlacht!" ruft er aus, und wir rufen es ihm nach. Denn die „Ehrenschlacht" war ja die wichtigste und leider auch blutigste des ganzen Krieges. Hier ging das „Glück und die Macht" der Franzosen in Trümmer. Und abermals war es Blücher, der den Hauptanteil am Siege hatte. „Da liegen sie sicher nach blutigem Fall." Der Dichter, welcher das Gedicht kurz nach dieser Schlacht verfaßt hat, meint damit, daß sich die Franzosen nun nicht wieder zu der frühern Macht erheben würden, und er hatte Recht; denn trotzdem Napoleon das blutige Spiel zweimal wieder begann, so war sein Stern doch seit Leipzig im Erlöschen.

Str. 9. Zum Schluß wiederholt der Dichter nochmals die Anfangsworte mit der Aufforderung an den Feldmarschall, er möge „wie Winde im Saus" nun nach Frankreich hinein ziehen. Aus der Geschichte wissen wir, wie sehnlich es Blücher gewünscht hatte, sobald als möglich nach dem Siege bei Leipzig die Franzosen in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. — Der letzte Wunsch, daß der tapfere Degen (d. h. hier so viel als Held) dem Siege entgegen reiten möchte, ging vollständig in Erfüllung, denn zuletzt blieb er, trotz der schweren Kämpfe, doch der ruhmgekrönte Sieger.

III. **Gliederung des Inhalts.** Der erste Abschnitt (Str. 1—3) schildert in kurzen Worten den greisen Helden Blücher. Der zweite Abschnitt (Str. 4—8) gedenkt der Kriegsthaten Blüchers bis zur Leipziger Schlacht. Der dritte Abschnitt (Str. 9) wünscht, daß der Held seine Siege nach Frankreich hineintragen möge.

IV. **Sprachliche und poetische Darstellung.** Inhalt und Form sind selten in einem Gedichte so vollkommen übereinstimmend wie in dem vorliegenden Lobliede. Die Kraft und der Mut des Helden spiegeln sich in den kräftigen männlichen Reimen wieder, mit denen alle Verse endigen.

Die häufig angewandten Frage- und Ausrufesätze geben dem Vortrage etwas so Lebendiges und Frisches, daß man sich nicht zu verwundern braucht, wenn das Lied zum Lieblingsgesange der Helden der Freiheitskriege und der männlichen Jugend bis auf den heutigen Tag wurde. Ein Meisterstück der Form ist die letzte Strophe. Die kurzen Ausrufesätze mit den volltönenden Worten: Trompeten, Husaren, heraus, Feldmarschall, Saus, Rhein, Frankreich ꝛc. lassen den Leser all den Mut, die Raschheit, die Feindschaft gegen die welschen Bedrücker voll in das leibliche und geistige Ohr dringen. Auch der Humor, welcher den alten Blücher sogar in den furchtbarsten Schlachten nicht verließ, ist im Gedichte auf glückliche Weise zum Ausdruck gebracht: z. B. Str. 4 „Da ist er's — rein gemacht“. Str. 5 „liefen hasigen Lauf“. Str. 6 „Da hat er — Walfisch zum Grab“. Str. 7 „Da mußten — übers Feld!“.

V. **Rede- und Stilübungen.** 1. Blücher. Eine kurze Charakteristik nach den drei ersten Strophen und den in der Erläuterung gegebenen Notizen. 2. Eine Zusammenstellung von Blüchers Kriegsthaten. 3. Eine Vergleichung mit seinem Erzfeinde Napoleon. W. D.

98. Blücher am Rhein.

Aug. Kopisch, Gedichte. Berlin 1834. S. 47.

I. **Vorbereitung.** Der Sieg bei Leipzig hatte die Franzosen vom deutschen Boden weggefegt. Den flüchtigen Feinden folgten die verbündeten Heere bis an den Rhein. Hier aber blieben sie stehen und wagten sich nicht hinüber. Man fürchtete das Feldherrntalent Napoleons, die Begeisterung der Franzosen und die Strenge des Winters. Bedenkliche Fürsten fürchteten in Frankreich wieder zu verlieren, was sie bei Leipzig gewonnen hatten. In einer großen Versammlung von Fürsten, Ministern und Generalen zu Frankfurt a/M. wurde endlich nach langem Hin- und Herreden, besonders auf Blüchers und Gneisenaus Drängen, die sofortige energische Fortsetzung des Krieges beschlossen.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“

„Der Feind? — dahier!“
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“ „Paris? — dahier!“
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein;
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. In einem Saale zu Frankfurt a/M. am 1. Dezember 1813. An langer Tafel, die mit grünem Tuch überzogen ist, sitzen die hohen Herren. Blücher ist aufgesprungen. Sein dünnes, weißes Haar flattert um den ausdrucksvollen Kopf, und der buschige weiße Schnurrbart sträubt sich. Blücher hat eine Generalkarte, d. h. eine allgemeine Übersichtskarte, nicht eine genaue und spezielle Generalstabskarte, gefordert und vor sich ausgebreitet. Mit dem Zeigefinger der linken Hand weist er auf verschiedene Punkte, während

die ausgestreckte Rechte dabei energische Bewegungen macht. Auch Gneisenau bückt sich über die Karte und hilft Blücher, sich zu orientieren. Aus Blüchers Augen und Bewegungen blitzt Mut und Entschlossenheit, ja Entrüstung über das endlose Zögern, Hin- und Herberaten. Alle Augen im Saale sind gespannt auf ihn gerichtet.

2. Charakteristik Blüchers nach diesem und den folgenden Gedichten!

3. Gedankengang. V. 1—3. Bedenklichkeiten gegen den Einmarsch in Frankreich. V. 4—10. Blüchers summarischer Feldzugsplan gegen Frankreich und Paris. V. 11—13. Aufforderung zum Aufbruch; es winken Sieg und Erquickung an echtem Champagnerwein (Schaumwein, der aus den Trauben auf den Kreidehügeln der Champagne in vorzüglicher Güte bereitet wird).

Grundgedanke: Fort mit den kleinlichen Bedenken, wenn ein großes Ziel winkt! Dem Mute und der Begeisterung erscheint das Schwerste leicht!

4. Eigentümlichkeit. Die Sprache des Gedichtes ist kurz angebunden, knapp und markig wie der stramme Held der Dichtung. Das Gedicht kann mit verteilten Rollen — Erzähler, Blücher, Antwortgeber — und den entsprechenden Mienen und Gebärden gelesen werden.

III. **Verwertung.** Aufgabe: a) Erzähle, wie Blücher in der Neujahrsnacht 1814 bei Caub über die vorher geschlagenen Brücken ging, und welchen Verlauf der Winterfeldzug in Frankreich hatte!

b) Vergleiche den Feldzug 1813/14 und die Helden desselben mit dem Feldzuge 1870/71 und seinen Helden!

c) Vergleiche das folgende Gedicht mit dem vorigen und beachte dabei folgende Punkte: 1. Ort und Zeit. 2. Die Personen. 3. Den Zweck der Versammlung. 4. Die Verhandlungen. 5. Blüchers Charakter. 6. Blüchers Sprache. 7. Den Eindruck seiner Worte. 8. Die Absicht der Dichtung.

Ein Wort vom alten Blücher.

Georg Hesekiel. Zwischen Sumpf und Sand. Berlin 1863. S. 77.

Sie saßen an Blüchers Tafel und hatten gut gespeist,
Da lobten sie unmenschlich des alten Helden Geist,
Und lobten seine Thaten ganz grob und ungescheit,
Und meinten, nur er alleine habe das Volk befreit.
Das war dem alten Blücher am Ende außerm Spaß;
Er rückte mit dem Stuhle und leerte schnell sein Glas,
Dann schrie er: „Donnerwetter! Ihr seid nicht recht gescheit;
Ich will's euch besser sagen, wer Land und Volk befreit:
    Das war der Preußen Tapferkeit,
    Freund Gneisenaus Besonnenheit,
    Von mir ein bißchen Verwegenheit —
    Und Gottes große Barmherzigkeit!"
Sie saßen an der Tafel und schauten ängstlich drein,
Der Alte aber lachte still in sein Glas hinein. P.

99. A. Belle-Alliance.

Julius Sturm, Gedichte. Leipzig 1873. 4. Aufl. S. 189.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Nach seiner Rückkehr von der Insel Elba 1815 wurde Napoleon in die Acht Europas gethan. Aus den Niederlanden rückte der britische (englische) Feldherr Wellington und der deutsche Volksheld Blücher gegen ihn. Mit überlegener Macht stürzte sich Napoleon bei dem belgischen Dorfe Ligny (Linji) am 16. Juni 1815 auf Blücher und besiegte ihn. Blüchers Roß wurde erschossen und begrub den greisen Helden unter seiner Last. Mit Lebensgefahr zog sein Adjutant (Hilfsoffizier zur Beförderung der Befehle) Nostiz den gequetschten Helden hervor und rettete ihn. Napoleon wandte sich hierauf am 18. Juni gegen Wellington, der auf den Höhen von St. Johann bei Waterloo und der Meierei Belle-Alliance (Bälalliangs), d. h. schöner Bund, den feindlichen Stößen tapfer standhielt. Wellington hatte von Blücher zwei Armeecorps erbeten und die Antwort erhalten: „Nicht zwei Corps, sondern die ganze Armee!“ Die Beteiligung Blüchers und seiner Deutschen an dem blutigen, aber ruhmvollen Waffentanze des 18. Juni 1815 schildert das folgende Gedicht von Julius Sturm.

Der Blücher war so lahm und wund,
Daß kaum im Bett er liegen kunnt';
Doch stand er auf, rief nach dem Pferd
Und schnallte um sein schartig Schwert.
Da kam, um ihn erst einzureiben,
Der Feldscher; doch der greise Held
Rief: „Narr, laß heut' dein Schmieren bleiben.
Denn geht's in eine andre Welt,
Ist's unserm Herrgott einerlei,
Ob ich einbalsamieret sei.“
Rief's, stieg aufs Pferd und kommandiert:
„Vorwärts, ihr Kinder, nicht geziert!
Vorwärts! Laßt eure Fahnen wehn!
Was gehen soll, das muß auch gehn!
Ich hab's dem Wellington versprochen
Und hab' noch nie mein Wort gebrochen.
Vorwärts! Und wenn zu dick die Reih'n
Der Feinde, schlagt mit Kolben drein!“
Und fort ging's mutig drauf und dran,
Da fing ein lust'ges Tanzen an;
Die Deutschen nahmen mit den Briten
Viel tausend Franzen in die Mitten
Und ließen sie nicht früher los,
Als bis sie endlich atemlos
Vom blutbefleckten Tanzplatz flohn,
Voran ihr Held Napoleon.
Und als der Tanz vorüber war,
Umarmte sich das Heldenpaar
Und teilte ohne Neid den Kranz
Des Sieges bei Belle-Alliance.

II. **Vertiefung.** 1. u. 2. Zeit und Ort. Es ist in der Frühe des 18. Juni 1815. Blücher ist noch von dem Sturz am Abend des 16. Juni lahm und wund, gürtet sich trotzdem sein schartiges Schwert um, in das er bei den vielen Kämpfen tiefe Lücken (Scharten) gehauen hat, und läßt sich auf das Pferd heben. Der Feldscher (Wundarzt) steht mit seinen Kasten voll Salben, Pflastern und Verbandzeug verdrossen daneben, weil der alte Held nicht einbalsamiert, d. h. mit heilendem Balsam gerieben oder geschmiert sein will. Ringsum stehen die verschiedenen Regimenter und begrüßen ihren Marschall „Vorwärts“ mit Jubel. Die Fahnen wehen (flattern), die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, und die Pferde wiehern. Vom grauen Himmel strömt der Regen und macht die weichen Wege grundlos. Die Soldaten sehen bedenklich an den Himmel und auf die Erde, und viele murmeln: „Das

geht heut' unmöglich!" Der alte Blücher aber scherzt: „Das sind unsere Alliierten (Verbündeten) von der Katzbach, die dem Könige das Pulver sparen! Heute gilt's wieder, mit dem Kolben in die dicken Haufen der Feinde zu schlagen! Und nun vorwärts! Was gehen soll, das geht auch! Ich habe es meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich mein Wort brechen soll?"

2. Charakteristik. Weise nach, daß Blücher lahm, wund, heiter unter Schmerzen, mutig zum Angriff, treu dem gegebenen Worte, fest und beständig in seinen Entschließungen, siegreich im Kampfe, neidlos bei der Verteilung des Kranzes (der Ehren) war! Führe im Zusammenhange seine Thätigkeiten an! (Er konnte vor Schmerzen nicht im Bette liegen, stand auf, rief nach Schwert und Roß, wehrte den Feldscher ab, will nicht einbalsamieret sein 2c.)

3. Gedankengang. Vers 1—4: Der wunde Held ruft nach Roß und Schwert. V. 5—10: Er weist die Hilfe des Wundarztes ab. V. 11—18: Er besteigt das Roß, kommandiert: Vorwärts! und feuert seine Soldaten zur Tapferkeit und Ausdauer an. V. 19—26: Deutsche und Briten siegen in dem blutigen Waffentanze bei Belle-Alliance über Napoleon und seine Franzen (Franzosen). V. 27—30: Die Sieger teilen neidlos die Ehre (den Siegerkranz).

Grundgedanke: Der rechte Heldenmut ist stark, treu und bescheiden.

4. Eigentümlichkeit. Das Gedicht ahmt in vierfüßigen Jamben und ohne Gliederung in Strophen den Ton und die Reimart der volkstümlichen Knittelverse nach und zeichnet mit wenigen kräftigen Strichen treu den Charakter des volkstümlichen Kriegshelden. Volkstümliche, zum Teil derbe Ausdrücke sind: kunnt statt konnte, einbalsamieren statt verbinden, schmieren statt einreiben, Narr im gutherzigen Sinne, Herrgott, die Vergleichung des Kampfes mit einem Tanze, der Reim Alliance auf Kranz 2c.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Sei nicht schwächlich und weichlich, wenn die Pflicht ruft! Mut und Ausdauer überwinden alle Hindernisse. — Ist dein Werk gelungen, so sei dankbar und bescheiden, überhebe dich nicht und gestehe neidlos auch andern ihr Verdienst und ihre Ehre zu!

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche in Rückerts „Blücher und Wellington" die beiden Helden! (Gedichte, 15. Aufl. Frankf., S. 215.)

B. Blücher und Wellington.

1. Als Blücher, der Held, und Wellington
Als Sieger zusammentraten,
Die beiden, die sich lange schon
Gekannt aus ihren Thaten;
Da sprach zu Wellington Blücher bald:
„Du Held, so jung an Jahren,
An Klugheit und Bedacht so alt,
Wie ich mit grauen Haaren!"

2. Da sprach zu Blücher Wellington:
„Du Held von starker Tugend,
Von Locken so gealtert schon,
Das Herz so frisch von Jugend!" —
Da stand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben sich die Hände
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch so ein Paar sich fände.

A. Ähnlichkeit: Beide sind berühmte Kriegshelden, die Napoleon erfolgreich bekämpft haben. Beide sind stark an Mut, reich an Tugend, bewundert im In- und Auslande, neidlos gegen fremdes Verdienst, voll Bewunderung für einander, durch Achtung und Liebe ein Helden- und Freundespaar. B. Verschiedenheiten: Blücher war ein echter Deutscher, Wellington ein rechter Brite; Bl. gegen 73, W. erst 46 Jahre alt (gegen Blücher also fast ein Jüngling), Bl. Sieger in Deutschland, W. besonders in Spanien; Bl. mit dünnen weißen Locken, W. mit vollem Haar! Bl. zwar alt, aber stark, feurig, stürmisch und frisch in seinem Herzen, W. zwar jünger, aber kühl, bedächtig, klug und gereift. Bl. mit der Kraft und dem Feuer der Jugend im Alter, W. mit der Würde und Weisheit des Greises im besten Mannesalter. Beide in ihrer Vereinigung bildeten ein Paar, wie es der Erdkreis kaum noch einmal hatte.

b) Vergleiche „Ein Kunststück" von Julius Sturm und zeige, warum Blücher den General Gneisenau seinen „Kopf" nannte!

C. Ein Kunststück.

Der Vater Blücher saß beim Wein,
Und rings ertönte laut sein Lob,
Als sich der Feldmarschall erhob
Und rief: „Mir fällt ein Kunststück ein!
Ihr Herr'n, die ihr so vieles wißt,
Wißt ihr, wie man den Kopf sich küßt?"
Da rieten sie wohl hin und her,
Das Kunststück deuchte ihnen schwer.
Der Blücher aber lachte schlau
Und küßte seinen Gneisenau.

Blücher war ein Mann der That, stürmisch und nicht von langer Überlegung. Er haßte das Zögern und lange Besinnen und schalt auf die Federfuchser, die mit der Feder wieder verderben, was das Schwert gut gemacht hat. Sein Freund Gneisenau war der Mann des klugen Rates und der weisen Besonnenheit. Er sann gar fein die Schlachtpläne aus, die Blücher mit dem Schwerte ausführte. Gneisenau stellt die kluge Überlegung des Kopfes, Blücher den feurigen Mut des Herzens und die starke Hand zum Dreinschlagen dar. Als die englische Universität Oxford Blücher zum Doktor ernannte, meinte er: „Nun, so müssen sie Gneisenau zum Apotheker machen!" c) Suche andere Freundes- und Heldenpaare! (Goethe meinte: „Was streitet sich die Welt darüber, ob Schiller oder Goethe größer sei? Sie sollte sich freuen, daß sie zwei solche Kerle hat!" 2c.) d) Vergleiche auch „Blücher am Rhein" von Kopisch! P.

100. Die Grenadiere.

Heinrich Heine, Buch der Lieder. 36. Aufl. Hamburg. S. 56.

1. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen,
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

2. Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt u. zerschlagen das große Heer,
Und der Kaiser — der Kaiser gefangen.

3. Da weinten zusammen die Grenadier
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir!
Wie brennt meine alte Wunde!"

4. Der andre sprach: „„Das Lied ist aus;
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.""

5. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind,
Mein Kaiser — mein Kaiser gefangen!

6. Gewähr mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde!

7. Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt mir um den Degen!

8. So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach' im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

9. Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewappnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, — den Kaiser zu schützen."

I. **Zur Vorbereitung.** Es ist vielfach darüber gestritten worden, ob dieses Lied in ein deutsches Schullesebuch gehöre. Die einen meinen, weil der Dichter des Liedes, aller deutschen Vaterlandsliebe bar, dasselbe als ein beredtes Zeichen seiner Begeisterung für Napoleon gedichtet habe; weil er ferner der Veranlasser, Vertreter und Pfleger des später empor-wuchernden Napoleonskultus (Vergötterung) in Frankreich gewesen, und weil das Lied den kaiserlichen Emporkömmling, den Korsen Napoleon, den schlimmsten Feind und Tyrannen unseres Vaterlandes, über alle Maßen verherrlicht und in den Himmel hebt: so müsse dieses Lied nun auch den Patriotismus der deutschen Schuljugend schädigen oder doch herabmindern und verletzen; es müsse wie im Dichter Heine, so auch in den Gemütern unserer Jugend Keime legen zu einer späteren Verehrung des „Tyrannen ohne menschliche Tugend", und darum gebühre ihm kein Platz im deutschen Lesebuche. Allein die aufgestellten Gründe sind nur Scheingründe, nur Hypothesen am grünen Tische ausgeklügelt, die in der Praxis der Schule sich sofort als nichtig erweisen. Andere behaupten daher mit uns, daß es kein Lied gebe, welches besser geeignet sei, der deutschen Jugend begreiflich zu machen, wie es nur möglich gewesen, daß der Korse so Großes habe vollbringen können; denn keines stellt so anschaulich den großen Enthusiasmus der französischen Soldaten für ihren Feldherrn und die blinde Vergötterung ihres Kaisers dar; keines zeichnet so scharf markiert die beiden Nationalfehler der Franzosen, den Nationalstolz und die Eitelkeit, verbunden mit Ruhmsucht. La gloire war ihre Abgöttin damals wie noch heute. Außerdem ist dies Gedicht, das Heine bereits in seinem 16. Jahre dichtete, noch völlig frei von den galligen Ausfällen seiner Spott- und Lästersucht, die in späterer Zeit leider eine höchst unangenehme Beigabe vieler seiner Dichtungen waren, und nebenbei ist diese Dichtung mit ihrer echt volkstümlichen Darstellung, ihrer raschen Entwicklung der Handlung und mit ihrem eigentümlichen Wohlklange ein unzweideutiger Beweis für das Dichtergenie Heines, der es als Jüngling schon verstand, die glühende Vaterlandsliebe des sterbenden Grenadiers mit so meisterhaften Zügen uns zu zeichnen. Heine, dessen

Schwärmerei für Napoleon mit den Jahren immer mehr wuchs, hat später das Lied — mit der bekannten ergreifenden Melodie von Konradin Kreuzer — dem Marschall Soult gewidmet und dafür den unpatriotischen Ehrensold: das Kreuz der Ehrenlegion in Empfang genommen. — Wird nun das Lied den Schülern erst dann gegeben, nachdem der Lehrer ihnen Preußens große Schmach und Demütigung und Deutschlands tiefste Erniedrigung, die sie durch Napoleon I. erfahren hatten, sowie auch dessen Rückzug aus Rußland und Preußens und Deutschlands Erhebung in anschaulichen Bildern klar und lebendig geschildert hat: so wird es nimmermehr den Patriotismus der Schüler schädigen, sondern vielmehr zur rechten Würdigung und zum vollen Verständnis jenes traurigen und doch zugleich so erhebenden Abschnittes der vaterländischen Geschichte beitragen.

II. **Vermittlung.** Str. 1. V. 1. Grenadier = eig. Werfer von Handgranaten, hier Infanteristen von ausgesuchter Größe, zogen heim nach Frankreich. V. 2 fehlt: gewesen. V. 3. Vor Jahren hatten sie als Herren und Sieger Deutschland durchzogen, jetzt wurden sie als Gefangene transportiert und einquartiert. V. 4. Darüber empfanden sie Scham und Trauer.

Str. 2. 1) Da, vielleicht in Memel oder Königsberg, erfuhren sie, es war im Jahre 1816, 2) daß das große Kaiserreich nicht mehr existiere, und daß das Königreich Frankreich mit seinen alten Grenzen von 1789 wiederhergestellt, 3) daß das große französische Heer völlig zersprengt und besiegt, und 4) der Kaiser Napoleon auf die Insel St. Helena verbannt sei, wo er von dem finstern englischen Oberst Hudson Lowe streng bewacht wurde.

Str. 3. 1) Hierüber vergossen die beiden Grenadiere die bittersten Thränen der Trauer, der Enttäuschung und Demütigung. 2) „Ob" veraltet = über die zu beklagende Nachricht. 3) Mir ist so sterbensweh zu Mute. 4) Ich glaube, meine alte Wunde (Schuß durch die Brust) ist nach innen wieder aufgebrochen. Ich fühle es, ich werde verbluten, ich muß sterben.

Str. 4. 1) Der andere: Das Lied ist aus = alles ist nun verloren. 2) Auch ich habe keine Lust mehr zu leben, 3) doch habe ich daheim Weib und Kinder, 4) für welche ich arbeiten und schaffen muß, da sie arm und unbemittelt sind.

Str. 5. 1) Der erste: Was schert = was kümmert mich Weib und Kind! 2) Mein Verlangen, mein Streben, meine Liebe ist auf viel Höheres gerichtet. 3) Das Kleinere und weniger Wichtige muß sich dem Großen und Ganzen unterordnen. 4) Erst kommt mein Kaiser, mein Vaterland, mein armes Frankreich, und dann erst Weib und Kind.

Str. 6 spricht die innige Liebe zum Vaterlande und den edlen Nationalstolz des Sterbenden aus, der gern in vaterländischer Erde ruhen möchte.

Str. 7. „Dort in Frankreich begrab mich mit allen militärischen Ehren: das Kreuz der Ehrenlegion auf der linken Brust (Herz), und die Waffen im Arm und zur Seite!“

Str. 8. Wahrer Patriotismus geht noch über das Grab hinaus. Durch diese Strophe soll dem nach Napoleons Verbannung in Frankreich allgemein verbreiteten Volksglauben der Wiederkehr Napoleons und der Wiederherstellung des Kaiserreichs Ausdruck gegeben werden. Erst 1851 ging diese Hoffnung, wenn auch nur teilweise in Erfüllung.

Str. 9. Erst 1870 verwirklichte sich der Traum der Napoleonisten: Revanche an Deutschland zu nehmen für Leipzig und Waterloo unter der ausgegebenen Parole, die nur ihre wahre Absicht verbergen sollte: Revanche für Sadowa! Hätte Heinrich Heine im 2. und 4. Verse dieser Strophe die Reime „brechen“ und „rächen“ gesetzt, so hätte er in prophetischem Geiste schon damals die wahre Absicht der Napoleonisten aufs klarste ausgesprochen.

III. **Vertiefung.** 1. Inhaltsangabe: a) Die Heimkehr zweier französischer Gefangenen aus Rußland. b) Deren tiefe Betrübnis und Scham bei ihrer Ankunft in Deutschland. c) Der Empfang der traurigen Nachrichten aus ihrem Vaterlande: Vernichtung der großen Armee, Untergang des französischen Kaiserreichs und Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena. d) Wirkung der erhaltenen Trauernachrichten: Aufbrechen der alten Wunden des ersten Grenadiers und sein Wunsch zu sterben. e) Der Wunsch des andern: wieder für Weib und Kind sorgen zu können. f) Die glühende Liebe des ersten für sein Vaterland und seine schwärmerische Begeisterung für seinen Kaiser, der sich alles andere unterordnen muß. g) Die Bitte des sterbenden Grenadiers an seinen Kameraden, ihn in heimatlicher Erde und mit allen militärischen Ehren begraben zu lassen. h) Dessen Hoffnung der Auferstehung aus dem Grabe und der Wiederkehr Kaiser Napoleons. i) Wiederaufrichtung des großen Kaiserreichs, erneuter Krieg, Rache und Sieg Napoleons.

2. Kernfragen. a) Welchen Wunsch muß wohl der erste Grenadier ausgesprochen haben, dessen Angabe aber zwischen Strophe 3 und 4 fehlt? (Den Wunsch zu sterben.) b) Wie hätte sonst der andere Grenadier nicht sprechen können? (Auch ich möcht' mit dir sterben.) c) Welch' Bekenntnis des ersten Grenadiers fehlt zwischen Strophe 4 und 5? (Auch ich habe wie du Weib und Kind daheim.) d) In welchem Lebensalter mögen die Grenadiere wohl gestanden haben? Warum? e) Welchem Stande gehörten sie wohl an? (Dem Arbeiterstande.) f) Wie sind sie in Bezug auf Geld und Gut gewesen? (Arm.) Wie spricht der erste? („Die ohne mich verderben.“) Wie spricht der zweite? („Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.“) g) Worin bestand das weit höhere Verlangen des sterbenden Grenadiers? h) Wann und wo sollte der andere ihm das Kreuz der Ehrenlegion auf die Brust heften und die Waffen zur Hand und zur Seite geben? i) Worauf gründet sich die große Liebe, Begeisterung und Verehrung der Soldaten für ihren Kaiser Napoleon?

(Er führte sie zum Siege, schmeichelte ihrem Ehrgefühle, stiftete einen Orden, den die Offiziere und Gemeinen in gleicher Weise erhielten; er fragte nichts nach Adel und Geburt, nach Namen und Stand und beförderte die Soldaten nur nach ihren Leistungen. „In meiner Armee trägt jeder Korporal den Marschallsstab im Tornister!“ Fast seine sämtlichen Marschälle hatten von der Pike auf gedient und waren wie er Emporkömmlinge.)

3. Grundgedanke. Der großen Begeisterung und Verehrung der Soldaten für ihren Kaiser Napoleon, die an Vergötterung grenzte, muß sich alles andere unterordnen; die Liebe zu ihm und dem Vaterlande geht über das Grab hinaus und erzeugte den Volksglauben an die Wiederkehr des großen Feldherrn, die Wiederaufrichtung des Kaiserreichs und an neuen Ruhm und Sieg.

IV. **Verwertung.** 1. Auswendiglernen und guter Vortrag. 2. Inhaltsangabe (s. III, 1!). Vergleichung mit dem Gedicht von Zedlitz „Die nächtliche Heerschau“: Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Tambour sein Grab. (S. Bd. III. S. 474.)

R. D.

101. A. König Wilhelm in Ems.

Georg Hesekiel. Gegen die Franzosen. Preuß. Kriegs- und Königslieder. Berlin 1871.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Der preußische Kriegsruhm 1866 hatte den französischen verdunkelt. Das wurmte die Franzosen; Preußen sollte und mußte gedemütigt, sein Lorbeer- oder Siegerkranz zerpflückt werden. Die Gelegenheit dazu wurde vom Zaune gebrochen. Die Spanier hatten ihre Königin verjagt und dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, einem entfernten Verwandten des preußischen Königshauses, die spanische Krone angeboten. Da tobten die Franzosen: „Auch in Spanien ein Hohenzoller? Nimmermehr!“ Von König Wilhelm, der zur Stärkung seiner Gesundheit nach Bad Ems gegangen war, verlangten sie, daß er dem Prinzen die Annahme der Krone untersage. Nun verzichtete Leopold freiwillig auf dieselbe. Trotzdem forderte Napoleon, der König solle ein Entschuldigungsschreiben an ihn richten und außerdem versprechen, nie einen Hohenzoller auf den spanischen Thron zu lassen. Da sein Gesandter Benedetti in zudringlicher Weise den König in Bad Ems mit seinen Forderungen belästigte, so ließ ihn dieser endlich mit dem Bescheide abweisen: „Er habe mit ihm über diese Sache nichts mehr zu verhandeln.“ Darauf hallte ein Wut- und Racheschrei durch ganz Frankreich. „Krieg, Krieg!“ lärmte es in Straßen, Palästen und in der Abgeordnetenkammer. Da merkte der greise König, daß der Krieg unvermeidlich sei, daß Frankreich denselben durch Beleidigungen und Herausforderungen um jeden Preis erzwingen wolle. Er endete seine Kur in Ems und zog am 15. Juli 1870 heim nach Berlin, umrauscht von dem Beifall und der Liebe seines Volkes, das auf ihn wie auf die Sonne seiner Ehre und Hoffnung

schaute.´ Den Augenblick seiner Abreise von Ems hat der patriotische Dichter Georg Hesekiel in seinem Gedichte dargestellt.

1. Weit in die Lande leuchtet
Des Königs Angesicht[1]);
Die treuen Augen funkeln[2]),
Und bebend die Lippe spricht[3]):

2. „Wir hielten fest am Frieden,
Wir wirkten keinen Trug[4]),
Wir hatten an alten Ehren[5])
Und neuen Siegen genug![6])

3. Mein Haupt, vom Schnee befallen[7]),
Neigt nun zur Ruh' sich hin —[8]),
Wenn sie es aber vergessen,
Daß ich der König bin,

4. Der König vom alten Preußen,
Dicht von dem Lorbeer umlaubt,
Dazu in deutschen Landen
Das alleroberste Haupt[9]):

5. Dann zieh' ich noch einmal den Degen,
Den Degen vom alten Fritz[10]),
Und schleudre ihnen entgegen
Den alten Schlachtenblitz.[11])

6. Und zieh' ich aus den Degen —
Parole soll Roßbach sein[12]),
Und Gott giebt seinen Segen
Wie an der Katzbach drein!"[13])

II. **Erläuterungen.** 1) Gleichsam als Sonne der Ehre und Hoffnung. 2) Vor Unwillen. 3) In tiefer Bewegung. 4) Wir brüsteten uns nicht wie die Franzosen in großen Worten mit unserer Friedensliebe, schürten aber heimlich das Kriegsfeuer, sondern uns war es heiliger Ernst um die Erhaltung des Friedens. 5) Z. B. die Kriegs- und Ehrenthaten des großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, der Befreiungskriege 2c. 6) Die Siege von 1864 und 1866 gegen Dänen und Österreicher. 7) Ich bin ein alter Mann mit schneeweißem Haar und Bart. 8) Ruhebedürftig. 9) Jeder König ist ein Wächter der Ehren und Güter seiner Vorfahren. König Wilhelm hatte die Ehre des alten sieggekrönten Preußen und des ganzen Deutschland zu wahren. 10) Das scharfe, siegreiche Schwert des größten Feldherrn unter den preußischen Fürsten. 11) Die bekannten Blitze aus preußischen Gewehren und Kanonen. 12) Das „Wort der Erkennung"; bei Roßbach erlitten die Franzosen am 5. November 1757 die schmählichste Niederlage. 13) An der Katzbach erfocht Blücher am 26. August 1813 einen glänzenden Sieg über die Franzosen. An Gottes Segen ist alles gelegen!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Am 15. Juli 1870 sieht man die hohe Gestalt des Königs Wilhelm auf dem Bahnhofe zu Ems. Haar und Bart des 73jährigen Fürsten sind weiß wie Schnee, aber fest ist sein Tritt und bestimmt sein Gang. Dicht gedrängte Menschenscharen stehen umher und hängen mit ihren Augen an des Königs Antlitz. Seine Augen funkeln vor Unwillen ob der erlittenen Ehrenkränkung durch Napoleon, seine Lippen zittern in tiefer innerer Bewegung, und sein Mund spricht ernste Worte.

2. Charakteristik des Königs. Wie zeigt sich im Gedicht, daß der König alt, ruhebedürftig, friedliebend, offen und ehrlich, ruhmgekrönt, ehrliebend, sich seiner Würde und Pflicht bewußt, hochverehrt, mutig, tapfer und gottvertrauend war?

3. Gedankengang. Str. 1. Der König erglüht in Unwillen. Str. 2. Er beteuert seine Friedensliebe. Str. 3. Trotz des Alters kennt er seine Pflicht. Str. 4. Er weiß Preußens und Deutschlands

Ehre zu wahren. Str. 5. Er zieht den Degen des alten Fritz. Str. 6. Auf Gottes Segen und Preußens guten Stern vertraut er.

Grundgedanke. Unbilliges erträgt kein edles Herz. Mit Gottvertrauen im Herzen, der Erinnerung an Preußens glorreiche Vergangenheit im Sinne und dem bewährten Degen in der Hand wird der greise König Preußens und Deutschlands Ehre gegen den Friedensbrecher wahren.

4. Eigentümliches. Des Königs Angesicht wird mit einer leuchtenden Sonne für ganz Deutschland, sein weißes Haar mit dem Schnee, der Sieg mit Lorbeerlaub, der Kriegsanfang mit dem Degenziehen verglichen. Die Erinnerung an Preußens glorreiche Vergangenheit, als Bürgschaft einer glücklichen Zukunft, wirft ihre Lichtperlen in das kleine Gedicht: „alte Ehren, neue Siege, altes Preußen, Deutschlands oberstes Haupt, der alte Fritz, Roßbach und Katzbach!“ Den zudringlichen Franzosen Benedetti, der den Ausbruch des königlichen Unwillens veranlaßt hatte, läßt das Gedicht ganz hinter dem Vorhange, um das schöne, ehrwürdige Königsbild nicht durch eine häßliche Figur zu entstellen.

IV. **Verwertung** in Aufgaben. 1. Führe die historischen Anklänge des Gedichtes weiter aus! 2. Spinne die Vergleiche weiter aus! 3. Suche Beispiele aus der Geschichte, wo die nationale Ehre den Kampf gebot! 4. Weise aus dem nachstehenden Gedicht „Kaiser Wilhelm“ nach, daß es die Erfüllung der Königsworte in Ems enthält! (Wo findet sich in „Kaiser Wilhelm“, daß er die „leuchtende Sonne aller deutschen Lande“ ist, daß er „neue Siege und Ehren errang“, daß er das „alleroberste Haupt Deutschlands“ ist, daß er den „Degen zog und Schlachtenblitze schleuderte“, daß Gott sein Werk mit „Segen“ krönte, daß er die angethane Schmach rächte und Deutschlands Schutz und Hort ist?)

B. Kaiser Wilhelm.

Heinr. Hoffmann v. Fallersleben, Lieder zu Schutz und Trutz. Berlin 1871. S. 201.

(Zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches am 18. Januar 1871.)

1. Wer ist der greise Siegesheld,
Der uns zu Schutz und Wehr
Fürs Vaterland zog in das Feld
Mit Deutschlands ganzem Heer?
Wer ist es, der vom Vaterland
Den schönsten Dank empfing?
Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
Und heim als Kaiser ging?
Du, edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!

2. Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod,
Der ganzen Welt zum Trutz?
Du, edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!

P.

102. König Wilhelm in der Gruft zu Charlottenburg.

Georg Hesekiel. Zuerst im „Daheim“, Jahrgang 1870. S. 719.

(Den 19. Juli 1870.)

1. Zu Charlottenburg im Garten[1]),
In den düstern Fichtenhain,
Tritt, gesenkt das Haupt, das greise,
Unser teurer König ein.

2. Und er steht in der Kapelle[2]),
Seine Seele ist voll Schmerz!
Drin, zu seiner Eltern Füßen,
Liegt des frommen Bruders Herz.[3])

3. An des Vaters Sarkophage[4])
Lehnet König Wilhelm mild,
Und sein feuchtes Auge ruhet
Auf der Mutter Marmorbild.

4. „Heute war's vor sechzig Jahren,“
Leise seine Lippe spricht,
„Als ich sah zum letztenmale
Meiner Mutter Angesicht.

5. Heute war's vor sechzig Jahren,
Als ihr deutsches Herze brach
Um den Hohn des bösen Feindes,
Um des Vaterlandes Schmach.

6. Jene Schmach hast du gerochen[5])
Längst, mein tapfrer Vater du,
Aber Frankreich wirft aufs neue
Heute uns den Handschuh zu.[6])

7. Wieder sitzt ein Bonaparte
Ränkevoll auf Frankreichs Thron,
Und zum Kampfe zwingt uns heute
Wieder ein Napoleon.[7])

8. Tret' ich denn zum neuen Kampfe
Wider alte Feinde ein,
Dann soll's mit dem alten Zeichen,
Mit dem „Kreuz von Eisen“ sein.[8])

9. Der Erlösung heilig Zeichen
Leuchte vor im heil'gen Krieg[9]),
Und der alte Gott im Himmel
Schenk' dem alten König Sieg!

10. Blicke segnend, Mutterauge,
Vater, sieh, dein Sohn ist hier!
Und auch du, verklärter Bruder,
Heute ist mein Herz bei dir!“

11. Leise weht es durch die Halle,
König Wilhelm hebt die Hand[10]),
All' die goldnen Sprüche funkeln
Sieg verheißend von der Wand.

12. Zu Charlottenburg im Garten,
Aus dem düstern Fichtenhain,
Tritt der König hoch und mächtig,
Um sein Antlitz Sonnenschein.[11])

I. **Vorbereitung.** Die schulgemäße Erläuterung dieser echt patriotischen und das ganze Wesen und den Charakter des alten Königs und Kaisers Wilhelm so trefflich kennzeichnenden Dichtung setzt voraus: 1. Die Kenntnis der betreffenden Episoden aus der vaterländischen Geschichte: die Lebensbilder von Friedrich Wilhelm III. und seiner edlen Gemahlin, „der unvergeßlichen Königin Luise von Preußen“, Preußens tiefste Erniedrigung, Tod der Königin Luise 1810, Preußens und Deutschlands Erhebung, Stiftung des eisernen Kreuzes, die Freiheitskriege und ihre Folgen, den Tod des Königs Friedrich Wilhelm IV., dessen irdische Überreste in der Friedenskirche zu Potsdam ruhen, und die Veranlassung zu dem deutsch-französischen Kriege, wie die Erneuerung der Stiftung des eisernen Kreuzes. 2. Die Beschreibung des Mausoleums zu Charlottenburg. Wir geben hier dieselbe in kurzem Auszuge aus Vogels „Germania“, Leipzig 1872, S. 215, von Karl Ramshorn: „Das königliche Schloß zu Charlottenburg ruft große, historische Erinnerungen in uns wach und lenkt unsern Blick auf ein edles Frauenbild, die jedenfalls größte, weil deutscheste aller deutschen Fürstinnen unseres Jahrhunderts: die unsterbliche Königin Luise von Preußen. Durch deren Fürsorge wurde das Schloß, ihr Lieblingsaufenthalt, in vielen Teilen verschönert. Die letzte und höchste Weihe aber erhielten später Schloß und Park durch eines der herrlichsten Bauwerke der Neuzeit, durch das mitten im Schloß-

parke von dunkeln Tannen umgebene und von Schinkel erbaute Mausoleum, in dessen unterm Gewölbe diese edelste der Fürstinnen und ihr Gemahl, König Friedrich Wilhelm III., ruhen, während der obere Raum, magisch erleuchtet durch das von oben durch die Kuppel hereinfallende Licht, die von Rauch meisterhaft ausgeführten, auf Sarkophagen ruhenden Marmorbilder beider enthält. Auf beiden Seiten sind herrliche Kandelaber, rechts die drei Parzen von Rauch, links Horen von Tieck. Zu den Füßen der Verewigten ist in einer Marmorkapsel das Herz Friedrich Wilhelms IV. beigesetzt. Das in dem prachtvollen Raume aufgestellte Kruzifix ist ein Kunstwerk von Achtermann aus Rom. Dieser ganze Marmorbau, eine geheiligte Fürstengruft, gilt seit seinem Bestehen bis auf den heutigen Tag der erlauchten preußischen Königsfamilie nicht bloß als ein Denkmal dankbarer Pietät, sondern auch als die Weihestätte, an welcher Kind und Kindeskind der dort ruhenden großen Toten an allen den Tagen, an denen sich die Herzen vorzugsweise nach dem dort schlummernden Königspaare hingezogen fühlen, in Liebe gedenken und in stiller Andacht beten. Und das ist auch der Ort, wo unser erhabener greiser König und Kaiser Wilhelm betete, bevor er 1870 zum deutschen Schwerte griff, um im Sinne seiner erhabenen Eltern und insbesondere nach dem prophetischen Geiste seiner früher heimgegangenen, edlen deutschen Mutter, dem gekränkten deutschen Vaterlande zu seinem guten Rechte zu verhelfen."

II. **Vermittlung**. 1. Zu Charlottenburg im Schloßgarten, 2. im oberen Raume des Mausoleums = Prachtgrab, Ehrengruft, wie ein solches einst dem König Mausolus im alten Karien von seiner Gemahlin Artemisia errichtet wurde, 3. wo das Herz Fr. Wilhelms IV. einbalsamiert in einer Marmorkapsel liegt, 4. lehnt der greise König Wilhelm an dem Sarkophage seines entschlafenen Vaters. Sarkophag, eig. Fleischverzehrer, Sarg von einer (angeblich) ätzenden, den Leichnam bald verzehrenden Steinart, jetzt ein sargförmiges Grabmal, gewöhnlich mit erhabener Bildhauerarbeit. 5. „gerochen" = gerächt. 6. Jemandem den Handschuh hinwerfen, eine Metapher aus der Zeit des Rittertums, will sagen: jemanden zum Zweikampf, zum Kampfe herausfordern. 7. Napoleon III. war ein Brudersohn Napoleons I., des Lucian Bonaparte, ehemaligen Königs von Holland. 8. Mit diesen Worten wird der Erneuerung der Stiftung des „eisernen Kreuzes" Erwähnung gethan, 9. das Kreuz, das Symbol der Christen, wurde auch 1813 das Ehrenzeichen der Landwehr mit der Umschrift: „Mit Gott für König und Vaterland!" 10. König Wilhelm hebt die Hand. Hier ist zu ergänzen: zu einem heiligen Schwur, zu dem Gelübde oder Gelöbnis empor, das Schwert nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, bis die dem Vaterlande angethane Schmach gesühnt und der Sieg errungen ist. 11. „Um sein Antlitz Sonnenschein" ist ein unvollständiger Satz (eine Ellipse), in welchem das Prädikat „leuchtet" zu ergänzen ist.

III. **Vertiefung.** 1. Hauptgedanke: Der greise König Wilhelm, welcher am Vorabend des großen Völkerkrieges zwischen den Franzosen und den Deutschen, am 60jährigen Todestage seiner selig entschlafenen Mutter, der unsterblichen Königin Luise, tiefbekümmert und sorgenvoll die Königsgruft zu Charlottenburg besucht, wird durch das liebevolle Angedenken an die teuren Entschlafenen und im gläubigen Hinblicke und Gebete zu Gott wunderbar gestärkt, getröstet, aufgerichtet und siegesgewiß.

2. Gliederung des Inhalts. 1. König Wilhelm besucht am 19. Juli 1870 tiefgebeugt und voller Kummer und Sorge die Gruft seiner entschlafenen Eltern. 2. Er gedenkt auch seines Bruders, des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV. 3. Beim Angedenken an seinen Vater, besonders an seine Mutter feuchtet sich sein Auge von Thränen des Schmerzes und tiefer Trauer. 4. Der König hält ein Selbstgespräch. Er gedenkt daran, daß er vor 60 Jahren am Totenbette der Teuren stand, die an demselben Tage am gebrochenen Herzen über des Vaterlandes Schmach starb. 5. Er gedenkt daran, daß sein Vater Friedrich Wilhelm III. diese Schmach zwar 1813—15 an Frankreich geahndet und gerächt, aber auch daran, daß dasselbe Frankreich in tollem Übermute an Preußen abermals den Krieg erklärt hatte. 6. Napoleon III. treibt dasselbe ränkevolle Spiel wie sein Onkel Napoleon I. 7. Nach reiflichster Erwägung entschließt sich der König Wilhelm für den Krieg und erneuert den Orden des eisernen Kreuzes. 8. Beim Angedenken des Kreuzes, das des Christen bedeutsames Symbol ist, betet er inbrünstig zu seinem Gott um Verleihung des Sieges. 9. Beim Angedenken an seine verklärte Mutter, an Vater und Bruder legt er das heilige Gelübde dort ab, den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und zu kämpfen bis zum Tode oder zum Siege. 10. Der König verläßt die Gruft gestärkt, aufgerichtet und voll Siegeshoffnung im Herzen.

3. Schönheiten der Dichtung. Das Gedicht ist in echt volkstümlichem Tone geschrieben, ohne jegliche Reflexion und Phrase; es finden sich in seinen einzelnen Versen vortreffliche Stabreime: „Seine Seele ist voll Schmerz — Leise seine Lippe spricht.“ — „Heute uns den Handschuh zu“ ꝛc. Von großer Wirkung sind die Gegensätze: „neuer Kampf — alte Feinde; altes Zeichen — neuer Orden, und die Rekapitulation: heiliges Zeichen, heiliger Krieg; alter Gott — alter König“.

IV. **Verwertung:** Auswendiglernen und guter Vortrag. R. D.

103. Die Rosse von Gravelotte.

Karl v. Gerok. Eichenlaub. Deutsche Gedichte aus dem Jahre 1870. Berlin 1871. S. 20.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** In dem großen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich 1870 und 71 war die Schlacht von Gravelotte, westlich von Metz, am 18. August 1870, eine der heißesten und blutigsten. Erst nach furchtbaren Opfern an Menschenleben gelang es den Deutschen, die Franzosen nach Metz zurückzuwerfen und in der Festung einzuschließen. Unter den schmerzlichsten Szenen des Tages ist

eine besonders ergreifend: Stumme Tiere legen Zeugnis von den entsetzlichen Verlusten des Tages ab.

Als am Morgen des 18. August die Trompete den Garde-Dragonern zur Reveille (zum Aufstehen) blies, da sammelten sich alle Reiter auf ihren Rossen unter dem Panier (Heerfahne). (Die Regimenter der Garde heißen Leibregimenter, weil sie insonderheit schützend die Person des Fürsten umgeben sollen. Der Name Dragoner für leichte Reiter stammt aus der Zeit Heinrichs IV. von Frankreich und erinnert an den Drachen, franz. „dragon“, in ihrem Heerzeichen.) Als aber am Abend die Trompete mit ihren Signalen (kurzen Tonzeichen) die zerstreuten Soldaten zum Appell (zum Sammeln, zum Namensaufruf) zusammenrief, wie hatte da die mörderische Schlacht aufgeräumt! Aber trotzdem wurde die militärische Ordnung eingehalten, sogar von den Rossen, die ihre Reiter verloren hatten. Die rührende Szene hat Karl von Gerok in einem ergreifenden Gedichte festgehalten.

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht;
Kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.
Droben vom Waldsaum nieder ins Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal,

Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.
Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n
Stellen die tapfern Reiter sich ein.

Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick,
Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Liegt beim Appell bleich, blutig und tot.

Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verweist auf der Walstatt umher.
Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal.

Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.
Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih'.

Selber der blutige Schimmel, so müd',
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.
Truppweis, in Rotten, zu dreien und zwei'n,
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter verstehn den Appell;
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.
Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

Über dreihundert, o blutige Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!
Über dreihundert, o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein gefallener war!

Über dreihundert, o ritterlich Tier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!
Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Am Abend des 18. August 1870. Dem heißen Tage ist ein kühler Abend gefolgt; dem Lärm der blutigen Schlacht wird die Ruhe der Nacht folgen. Am Waldessaum auf einer Anhöhe hält der Oberst der Garde-Dragoner, neben ihm der Trompeter. Letzterer läßt die bekannten Signale (Zeichen) zum Sammeln von der Höhe ins Thal schallen. Von allen Seiten der weiten Walstatt (d. h. Kampfplatz mit den Gefallenen, welche von Walküren nach

Walhalla getragen wurden) sammeln sich die müden, bestäubten und blutigen Reiter einzeln und in kleinen Trupps (Rotten). Aber wie viele bleiben mit gebrochenen Augen auf dem Schlachtfelde liegen! Auch reiterlose Rosse irren wiehernd, suchend, hinkend auf der Walstatt umher. Da sich beim dritten Signal noch kein Reiter in den ledigen Sattel geschwungen hat, so folgen sie dem bekannten Signal und stellen sich in Reih und Glied mit den übrigen auf. Über dreihundert Rosse ohne Reiter! Entsetzliche Schlacht, die so viel Tapfere eines Regiments tot aus den Sätteln geworfen hat!

2. Gedankengang. Dem heißen Tage von Gravelotte folgt die kühle, ruhige Nacht. Die Trompete ruft zum Appell. In Rotten kommen die lebenden, mit gebrochenem Blick liegen die toten Reiter auf der Walstatt. Ledige Rosse irren zwischen den Toten umher und suchen ihre Reiter. Auch sie folgen dem Trompetensignal, erst der Rappe (schwarze), dann der Braune, dann der hinkende, blutige Schimmel. So stellen sich über 300 Pferde ohne Reiter ein — ein grausiger Verlust, wenn von vier Mann immer einer tot auf der Walstatt liegt! Den treuen Rossen gebührt ein Andenken an den blutigen Sieg von Gravelotte.

Grundgedanke. Die Menschen schweigen in Jammer und Thränen; die stummen Rosse reden eine laute Sprache. Welch' ritterliche Treue für das Panier! Welch' sichere Ordnungsgewöhnung, und welch' straffe Disziplin! Welch erschütternder Nachweis des erlittenen Verlustes!

3. Eigentümliches. Der Dichter hat eine ergreifende Wirkung dadurch erzielt, daß er die stummen Rosse zu Todesboten ihrer Herren und zu Vertretern der militärischen Disziplin machte.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Vergiß nie, welche Opfer die Freiheit und Einheit des Vaterlandes gekostet hat! — Die Rosse folgen dem Ordnungsrufe, dem Zwange der Disziplin und der Fahnenpflicht, und du? — Vergiß der treuen Toten nicht! — Sei barmherzig gegen die Tiere, die ihr Leben in deinen Dienst gestellt haben! —

2. Verwandtes. Die zerschossene Trompete von Vionville, die nur noch klanglos wimmert. Vergl. das Gedicht von Freiligrath: Sie haben Tod und Verderben gespie'n —. Das treue Roß (I, 367) —. Der Mollwitzer Schimmel, der Friedrich den Großen rettete. — Das Amen der Steine von Kosegarten. — Das blinde Roß, das in der Hungerqual den Strick der Klageglocke zog und seinen unbarmherzigen Herrn verklagte.

3. Aufgaben. a) Wo und wie wird in der Geschichte von Rossen erzählt? b) Warum folgten die Rosse dem Signal zum Appell? — c) Erzähle, was du von der Schlacht bei Gravelotte weißt!

P.

3. Balladen, Romanzen und poetische Erzählungen.

104ª. Der weiße Hirsch.

Ludwig Uhland. Gedichte. 3. Aufl. Stuttgart und Tübingen. S. 324.

I. **Vorbereitung.** Ein weißer Hirsch ist eine Seltenheit unter dem Hochwild. Als nun einstmals ein solcher von den Forstleuten in einem Walde gespürt wurde, da nahmen sich drei Jäger — es waren Sonntagsjäger, d. h. unerfahrene, schlechte Jäger — vor, den weißen Hirsch zu erlegen. An einem sonnigwarmen Tage machten sie sich früh auf zur Jagd. Stundenlang durchstreiften sie den Wald nach allen Richtungen hin, den weißen Hirsch aber fanden sie nicht. Nach vorheriger Verabredung trafen sie unter der großen Tanne, die auf einem freien Platze mitten im Walde stand, wieder zusammen. Ermüdet ließen sie sich hier nieder und schliefen gar bald ein. Lebhafte Träume vom weißen Hirsche und vom Jagdglück zogen dabei durch ihre Seele. Stundenlang mochten sie hier geschlummert haben, denn bereits ging die Sonne zur Rüste; da erwachten sie. Sofort fingen sie an, sich ihre seltsamen Träume zu erzählen.

II. **Unmittelbare Darbietung.** Vorlesen zuerst durch den Lehrer, sodann durch vier Knaben. Der erste liest Str. 1 und 2 und 6 und 7. Der zweite liest Str. 3. Der dritte Str. 4 und der vierte Str. 5. Dabei bleiben die Anfangsworte: „Der erste, zweite, dritte" weg, und jeder beginnt mit den Worten: Mir hat geträumt:

1. Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch[1]), sie wollten erjagen den weißen[2]) Hirsch.[3])

2. Sie legten sich unter den Tannenbaum[4]), da hatten die drei einen seltsamen Traum.[5])

3. Der erste: „Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch[6]), da rauschte[7]) der Hirsch heraus, husch, husch!"

4. Der zweite: „Und als er sprang mit der Hunde Geklaff[8]), da brannt' ich ihn auf das Fell[9]) piff, paff!"

5. Der dritte: „Und als ich den Hirsch an der Erde sah[10]), da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

6. So lagen sie da und sprachen, die drei, da rannte[11]) der weiße Hirsch vorbei.

7. Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn, so war er davon über Tiefen und Höhn.[12]). Husch, husch! piff, paff! trara!

III. **Erläuterungen:** 1. Birsch = Jagd, Waldjagd mit Spürhunden, wobei das Wild mit Pfeil, Bolzen oder Speer erlegt ward. 2. Eine Seltenheit und daher für die Jäger von höchster Bedeutung. 3. Den Hirsch, welchen schon so viele Jäger gesehen, aber noch keiner hatte erlegen können. 4. Hiermit ist ein bestimmter, den Jägern wohlbekannter Tannenbaum auf einer Waldblöße gemeint. Den verabredeten Ort ihres Zusammentreffens nennen die Jäger Rendezvous (sp. Rangdewuh) oder Stelldichein. 5. Seltsamen — sonderbaren Traum. 6. Auf den Busch oder das Gebüsch klopft der Jäger, um das etwa in demselben sich verborgen haltende Wild heraus zu treiben. (Was bedeutet die Redensart:

„Auf den Busch klopfen“?) 7. Das Geräusch des sich gewaltsam und schnell teilenden Buschwerks wird auf den Hirsch, der es verursacht hat, übertragen, weil dadurch die Lebendigkeit der Dichtung erhöht wird. 8. Geklaff = Gebell, wie vorher rauscht statt sprang, rannte, setzte ꝛc. 9. Aufs Fell brennen, will sagen: das Tier schwer durch Pulver und Blei verwunden, töten mit Speer, Pfeil, Bolzen oder Kugel. 10. An der Erde sah, entweder nach der Jägersprache in seinem Lager liegen sah, da stieß oder blies ich lustig ins Jagdhorn (Hifthorn, Waldhorn), um ihn aufzuscheuchen, indem es unter richtigen Jägern für die größte Schande gilt, das Wild im Lager zu schießen. Oder es ist so zu verstehen: Als ich den Hirsch totgeschossen an der Erde liegen sah, da blies ich vor Freuden ins Horn: Trara = „Jagd ist aus!“ jetzt: „Hahn in Ruh!“ 11. Bei ihrer Erzählung der Träume hatten die Jäger nicht, wie sich's schickt, die Hände am Gewehr, sondern im Schoß liegen; da auf einmal, nur wenige Schritte von ihnen entfernt, rannte der weiße Hirsch vorüber. 12. Und ehe sie das seltene Tier recht betrachten konnten, war es schon wieder in den Wald hinein, schnell über Berg und Thal dahineilend.

IV. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1. Absicht der Jäger. Str. 2. Ihr Schlaf und Traum während der Jagd. Str. 3 bis 5. Die Erzählung des Traumes von jedem einzelnen Jäger. Str. 6 und 7. Das unerwartete Erscheinen und Verschwinden des weißen Hirsches.

2. Thätigkeiten und Eigenschaften der drei Jäger. (Aus dem Texte nachzuweisen.)

3. Lesen zwischen den Zeilen. a) Zwischen der ersten und zweiten Str.: Sie hatten schon viele Stunden vergeblich gejagt, waren ermüdet und — b) Str. 2 nach Tannenbaum: Hier waren sie alle drei gar bald fest eingeschlafen. c) nach drei: ein jeglicher. d) Str. 3 nach der erste: erzählte noch schlaftrunken, desgl. hinter: der zweite und der dritte in Str. 4 und 5, e) zwischen Str. 2 und 3 nach Traum: Nachdem sie mehrere Stunden sanft geschlafen hatten und der Abend herannahte, erwachten sie wieder, und der erste ꝛc.

4. Entwicklung des Hauptgedankens. a) Die Menschen sollen bei ihrem Streben nach dem vorgesteckten Ziele nicht schlafen, nicht träumen, nicht müßige Pläne machen und Luftschlösser bauen, auch nicht die Hände in den Schoß sinken lassen, sondern stets schnell, klug und entschlossen handeln und bis ans Ende ausharren. b) Einmal im Leben lächelt jedem Menschen das Glück. Nur wer es zu ergreifen weiß, der hat es. c) Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn.

5. Schönheiten. a) Der dichterische Ausdruck giebt dem weniger gebräuchlichen Worte den Vorzug, z. B. Birsch statt Jagd; rauschte statt kam; Geklaff statt Gebell; stieß statt blies ich ins Horn; rannte statt sprang, wie anderswo: Zähre statt Thräne, Wange statt Backe, Haupt statt Kopf ꝛc.

b) Die drei Interjektionen (Naturnachahmungslaute): „Husch, husch!“ für schnellen, sprungartigen Lauf, „piff, paff!“ für Schuß oder Flinten-

knall, und „trara!“ für Hörnerklang geben der Erzählung mehr Anschaulichkeit, Leben und Frische; die Wiederholung der Ausrufelaute am Schlusse hingegen drückt gutmütigen Hohn und neckischen Spott gegen die Jäger aus, welche durch Schlafen und gegenseitiges Erzählen ihrer Träume die Hauptsache, die Jagd des weißen Hirsches, verabsäumt hatten.

V. **Verwertung.** 1. Mahnung. Ermüde nicht beim Streben, so schwer es dir auch wird; durch anhaltenden Fleiß erreicht man das gesteckte Ziel! 2. Rede- und Stilübungen: a) Wiedererzählung in Prosa mit Hinzufügung dessen, was wir zwischen den Zeilen gelesen. b) Die drei Glücksjäger. Eine Parallele. Drei Brüder (Freunde) gingen in die Fremde (weite Welt), um ihr Glück zu machen. Anfangs Anstrengung, Fleiß und Mühe, dann Erschlaffung. Vergnügen und Genuß sinnlicher Freuden, ihr Schaffenstrieb erlahmte, sie verarmten. An ihrem Lebensabende trafen sie wieder daheim zusammen. Erzählung jedes einzelnen, wie das Glück ihm gelächelt, aber zu schnell vorüber gegangen sei. Schluß: Das Glück lächelt noch einmal. Es aber zu ergreifen, sind sie zu alt, zu stumpf und müde geworden. Vorbei! R. D.

104b. Das Singenthal.

Ludwig Uhland. Gedichte und Dramen. Stuttgart, Cotta. 1885. Teil II. S. 208.

I. **Vorbereitung.** Wo einst vor Jahrtausenden wilder Urwald war, da dehnen sich jetzt wohlgepflegte Wälder, sorgsam bestellte Felder und blühende Gärten aus. Wo einst grundlose Sümpfe und Moräste waren, da sehen wir jetzt grüne Wiesen. Wo einst Bären und Wölfe, Auerochsen und Elentiere hausten, da weiden jetzt friedliche Schaf-, Ziegen- und Rinderherden. Wo einst nur zerstreute Hütten lagen, da finden wir jetzt freundliche Dörfer und Städte. Wo einst nur schmale Pfade durch das Dickicht und holprige Wege durch die Ebenen führten, da sehen wir jetzt feste Steinstraßen und eherne Schienenwege. Wo einst nur wilde Jäger durch die Wälder streiften oder auf der Bärenhaut lagen, tranken und spielten, da regen jetzt Millionen Menschen im Wetteifer der mannigfaltigsten Arbeiten die fleißigen Hände. Wie ist das alles so geworden? Wie haben Land und Leute so ihr Aussehen verändern können? Auf diese Frage — nach der Entstehung unserer Kulturzustände — giebt Uhlands Romanze „Das Singenthal“ eine sinnige Antwort. Hört sie!

II. **Stoffdarbietung durch Vorlesen.**

1. Der Herzog tief im Walde
Am Fuß der Eiche saß,
Als singend an der Halde
Ein Mägdlein Beeren las;
Erdbeeren kühl und duftig
Bot sie dem greisen Mann,
Doch ihn umschwebte luftig
Noch stets der Töne Bann.

2. „Mit deinem hellen Liede,“
So sprach er, „feine Magd,
Kam über mich der Friede
Nach mancher stürm'schen Jagd.
Die Beeren, die du bringest,
Erfrischen wohl den Gaum,
Doch singe mehr! du singest
Die Seel' in heitern Traum.

3. „Ertönt an dieser Eiche
Mein Horn von Elfenbein,
In seines Schalls Bereiche
Ist all das Waldthal mein.
So weit von jener Birke
Dein Lied erklingt rundum,
Geb ich im Thalbezirke
Dir Erb' und Eigentum."

4. Noch einmal blies der Alte
Sein Horn ins Thal hinaus,
In ferner Felsenspalte
Verklang's wie Sturmgebraus;
Dann sang vom Birkenhügel
Des Mägdleins süßer Mund,
Als rauschten Engelflügel
Ob all dem stillen Grund.

5. Er legt in ihre Hände
Den Siegelring als Pfand:
„Mein Weidwerk hat ein Ende,
Vergabt ist dir das Land."
Da nickt ihm Dank die Holde
Und eilet froh waldaus.
Sie trägt im Ring von Golde
Den frischen Erdbeerstrauß.

6. Als noch des Hornes Brausen
Gebot mit finstrer Macht,
Da sah man Eber hausen
In tiefer Waldesnacht;
Laut bellte dort die Meute,
Vor der die Hindin floh,
Und fiel die blut'ge Beute,
Erscholl ein wild Hallo.

7. Doch seit des Mägdleins Singen
Ist ringsum Wiesengrün,
Die muntern Lämmer springen,
Die Kirschenhaine blühn,
Festreigen wird geschlungen
Im goldnen Frühlingsstrahl;
Und weil das Thal ersungen,
So heißt es Singenthal.

Erläuterungs- und Sinnfragen. Wie unterscheiden sich die beiden Hauptpersonen nach Alter, Geschlecht, Aussehen, Aufenthaltsort und Beschäftigung? — Wie schlugen die Töne des Liedes den greisen Herzog in ihren Bann und sangen seine Seele in heitern Traum? Welches war des Schalls Bereich und welcher des Liedes? Warum wird der Hornschall mit Sturmgebraus und des Mädchens Lied mit Engelsflügeln verglichen? Wie wird der Siegelring zum Pfande? Wie wurde der Erdbeerstrauß im Ring von Golde getragen? Welche Laute hörte man im Waldthale zur Zeit der Jagd? Was ist Meute, Hindin, Beute, Hallo? Was sah und hörte man im Waldthale, seitdem es von dem Mägdlein ersungen war?

III. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Tiefes Waldthal. Eine gewaltige knorrige Eiche im Grunde. Daran gelehnt der greise Herzog im Jagdgewande. In der Hand ein elfenbeinern Horn, an einem Finger ein goldener Siegelring. Sonnige Abhänge mit Erdbeeren. Oben im Thal Felsspalten. Eine Birke, die weiße Braut des Waldes, auf einem Hügel. Vor dem Herzog ein liebliches Mädchen, das ihm Erdbeeren reicht.

2. Charakterzeichnung. Der Herzog ist alt, jagdlustig, ein Freund des Gesanges, freigebig, treu und zuverlässig. Das Mädchen ist geschäftig, freundlich und hilfreich, sangeskundig und sangesfroh, reichbeschenkt, eine Wohlthäterin des Thales. Diese Charakterzüge sind aus dem Gedichte nachzuweisen!

3. Gliederung und Gedankengang. I. Der fürstliche Jäger und die singende Beerenleserin: Str. 1. Den jagenden Herzog erfreut das Mägdlein durch Erdbeeren und durch Gesang. Str. 2.

Die Erdbeeren laben den Gaumen, aber das Lied beglückt sein Herz. II. Der Wettkampf zwischen Hornschall und Liederklang. Str. 3. Das Lied vom Birkenhügel macht dem Hornschall die Herrschaft im Thale streitig. Str. 4: Der Hornschall erbraust in Felsklüften, der Liederklang schwebt engelgleich über dem still gewordenen Grunde. III. Der Besitzwechsel. Str. 5: Mit dem Siegelringe übergiebt der Herzog dem Mägdlein den Jagdgrund als Eigentum. IV. Das verwandelte Thal. Str. 6: Im Thale verstummt der bisherige Jagdlärm. Str. 7: Das ersungene Thal wird eine Stätte der Kultur und Freude.

Grundgedanke: Kunst, Gesittung, fleißiges wirtschaftliches Walten verwandeln die wilden, einsamen Jagdgründe in Stätten der Kultur, des Friedens und der Freude.

4. Poetische Schönheiten sind besonders die Gegensätze: der greise Herzog und die jugendliche Maid; der Jäger und die Beerenleserin; die Erdbeeren und das Lied als Labemittel für Leib und Seele; der Hornschall und der Liederklang; die knorrige Eiche im Grunde, die milde und weiche Birke auf dem Hügel; der Erdbeerstrauß und der Siegelring; der Jagdgrund und das angebaute Thal; Wild und Herden; Waldnacht und Frühlingsschein; die flüchtige Hindin und die muntern Lämmer; das Jagdhallo und der Festreigen. —

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes und Bekanntes. Chidher v. Rückert (Bd. III, 584). (Wie sich die Stätten der Erde wandeln). David bannt durch Gesang und Harfenspiel den bösen Geist in Saul. Bertran de Born (Bd. III, S. 27). Die Macht des Gesanges, Bd. III, S. 5—79. Ein schauriges Gegenstück: Die Tochter der Herodias ertanzt sich das Haupt Johannes des Täufers.

2. Rede- und Stilübungen. Das Thal als Jagdgrund und als Kulturstätte (Vergleichung). — Das Thun des Mägdleins als Vorbild für Mädchen. — Wo und wie hat sich die Macht des Gesanges (in der Bibel, in der Sage, in der Geschichte und in Gedichten) erwiesen? Es ist zu beweisen, wie kleine Bedingungen große Folgen haben können! —

P.

105. Johann der Seifensieder.

Friedrich von Hagedorn. Bibliothek deutscher Klassiker. Hildburghausen 1863. Bd. III, S. 513. (Etwas gekürzt.)

I. **Einführung.** Der griechische Fabeldichter Äsopus wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Burkard Waldis (geb. vor 1500 zu Allendorf an der Werra, gest. 1586 als Pfarrer zu Abterode in Hessen) mit vielem Geschick nachgeahmt. Ihn haben Hagedorn und Gellert benutzt. Wie ersterer selbst angiebt, hat er aus der 87. Fabel des vierten Buches des „Esopus“ von B. Waldis, in welcher ein Schuhflicker die Hauptperson ist, den Stoff zu seinem Gedichte entlehnt: „Johann der Seifensieder.“

Johann, der muntre [1]) Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk [2]) konnt' ihm Nahrung bringen [3]),
Und wenn er aß [4]), so mußt' er singen.
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust. [5])
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller [6]) unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft. [7])
Man horcht, man fragt: „Wer singt schon wieder?
Wer ist's?" [8]) — Der muntre Seifensieder! [9])

Es wohnte diesem in der Nähe [10])
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe [11]),
Der, stolz und steif und bürgerlich [12]),
Im Schmausen keinem Fürsten wich [13]);
Der stets zu halben Nächten saß [14]) (Orig. fraß)
Und seinen Wechsel oft vergaß. [15])
Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
„Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder? [16])
Ach, wäre doch zu unserm Heil,
Der Schlaf hier wie die Austern feil!" [17])

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen [18])
Und spricht: „Mein lustiger Johann [19]),
Wie geht es euch? [20]) Wie fangt ihr's an? [21])
Es rühmt ein jeder eure Ware [22]);
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?" [23]) —
„Im Jahre, Herr? [24]) Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vorteil sei. [25])
So rechn' ich nicht! [26]) Ein Tag bescheret [27]),
Was der, so auf ihn kommt, verzehret;
Das folgt [28]) im Jahr, ich weiß die Zahl,
Dreihundertfünfundsechzig mal." —
„Ganz recht! [29]) Doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?" [30])
„Mein Herr, ihr forschet allzu sehr!
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie's denn fällt! jedoch zur Klage
Bringt mich nicht mancher [31]) meiner Tage."

Dies schien den Reichen zu erfreun. [32])
„Hans," spricht er, „du sollst glücklich sein. [33])
Jetzt bist du nur ein schlechter [34]) Prahler;
Da hast du bare fünfzig Thaler,
Nur unterlasse den Gesang!
Das Geld hat einen bessern Klang."
Er dankt und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke. [35])
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt und wägt und schwenkt das Geld [36]),
Das Geld, den Ursprung seiner Freude [37])
Und seiner Augen neue Weide. [38])
Es wird mit stummer Lust beschaut [39])
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht. [40])
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget [41]),
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart [42]),
Wie oft sich Sorg' und Reichtum paart [43]),
Und manches Zärtlings dunkle Freuden [44])
Ihn ewig von der Freiheit scheiden [45]),
Die nur in reine Seelen strahlt [46]),
Und deren Glück kein Gold bezahlt. [47])
Dem Nachbar, den er stets gewecket [48]),
Bis er das Geld ihm zugestecket [49]),
Dem stellt er bald aus Lust zur Ruh [50])
Den vollen Beutel wieder zu;
Und spricht: „Herr, lehrt mich bessre Sachen [51]),
Als statt des Singens Geld bewachen!
Nehmt immer euren Beutel hin
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden [52]),
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt. [53])
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

II. **Zum Verständnis des Einzelnen.** 1) Munter heißt zunächst so viel als „nicht schläfrig, wach", dann „nicht träge, lebhaft", ferner „frisch und gesund", endlich auch „heiter, fröhlich" (ja selbst „Frohes

verkündend", Schiller im Ring des Polykrates: Und mit des Lorbeers muntern Zweigen). Welche Bedeutung hat nun hier munter? Beachte V. 3: „mit unbesorgtem Sinn" und die Anrede des Reichen V. 31: „mein lustiger Johann". Johann hatte sich seinen Beinamen erworben, weil er sang: vom Morgen bis zum Abend hin — den ganzen Tag. — 2) Die tägliche Beschäftigung, die sein Handwerk mit sich brachte, — 3) brachte ihm so viel ein, daß er auskam und ohne Kummer und Sorge leben konnte, daher er auch sang „mit unbesorgtem Sinn". — 4) Selbst noch beim Essen. — 5) Kräftig und ohne alles gezwungene Wesen, ohne jedwede Befangenheit, ohne nach dem Urteil jemandes zu fragen. — 6) Die mehrmalige geschwinde Abwechselung zweier Töne. Von welchem Vogel pflegt man zumeist zu sagen: er trillert in den Lüften? — 7) Die meisten seiner Nachbarn hörten ihn. — 8) So hatte man längst in der Nachbarschaft sich gefragt, und da immer dieselbe Antwort erfolgte, so hatte ihm diese endlich den Beinamen eingebracht. — 9) Hier folgen im Original die folgenden Verse, die einen Blick auf die Sitten und Bestrebungen der Zeit werfen: „Im Lesen war er anfangs schwach; er las nichts als den Almanach; doch lernt' er auch nach Jahren beten, die Ordnung nicht zu übertreten. Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein, oft singend, öfter lesend ein. Er schien fast glücklicher zu preisen als die berufnen sieben Weisen, als manches Haupt gelehrter Welt, das sich schon für den achten hält." — 10) Also auch einer seiner Nachbarn. — 11) Reicher Eltern Kind. „Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe", d. h. der Sohn von Eltern, die sich aus Eigennutz, um des Geldes willen, geheiratet hatten. — 12) Geldstolz, gezwungen (in Stellung und Gebärde), um vornehm zu erscheinen, um für was Rechtes gehalten zu werden, keineswegs adlig, sondern wie der Seifensieder dem Bürgerstande angehörig. — 13) Ihm nichts im Essen und Trinken nachgab, nicht weniger leistete. — 14) Bis spät in die Nacht hinein. Es war ein sogenannter Gutschmecker, der so feine Speisen kannte und verzehrte, wie solche sonst nur Fürsten zukommen. Sein Wunsch V. 28 zeigt, daß ihm z. B. Austern nicht unbekannt waren, sondern daß er sich diesen Genuß wohl öfters gönnte. — 15) Im Original stehen statt der letzten 2 die folgenden 4 Zeilen: „Ein Garkoch richtender Verwandten, der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten, der stets zu halben Nächten fraß und seiner Wechsel oft vergaß." Er lud — gleichsam als Garkoch — zu seinen üppigen Gastmählern seine Verwandten ein, die mit ihren bösen Zungen alles bekrittelten. Er schwelgte halbe Nächte hindurch und machte leichtsinnig Schulden. — 16) Er ist über Johann so ärgerlich, daß er ihn verflucht (vermaledeit) und zum Henker (an den Galgen) wünscht, seinen Gesang aber nur Lärm und Geschrei nennt. 17) Wäre der Schlaf wenn immerhin auch teuer, so doch wenigstens für Geld zu haben, zu erkaufen möglich! — 18) Schon längst hatte er darüber nachgedacht, wie er den Sänger, der sich immer so früh hören ließ, zur Ruhe bringen könnte; jetzt hatte er endlich das rechte Mittel gefunden. — 19) Der Zweck, den er verfolgt, liegt ihm so sehr am

Herzen und so stark im Sinne, daß er durch seine Anrede doch bald zu erkennen giebt, weshalb er den Johann habe zu sich kommen lassen. — 20) Ist seine Freundlichkeit und Teilnahme eine offene und ehrliche, wohlmeinende? — 21) So sorgenfrei und lustig leben zu können. — 22) Selbst zur Schmeichelei nimmt der reiche Mann seine Zuflucht, um Johann für sich zu gewinnen. — 23) Welche jährliche Einnahme erzielt ihr? — 24) Die Frage überrascht den Seifensieder, weil er bisher ganz zufrieden war, daß ihm sein Handwerk den nötigen Unterhalt gab und daher keine ängstliche Sorge für die Zukunft aufkommen ließ. — 25) Wie die Jahreseinnahme ausfällt, welches Ergebnis in Bezug auf meine Einnahme sich jährlich herausstellt. — 26) Er hat noch nie sich veranlaßt gesehen, sich eine derartige Frage vorzulegen. — 27) Ich bin zufrieden, wenn ich einen jeden Tag so viel einnehme, als ich am folgenden Tage auszugeben nötig habe; ich will nichts zurücklegen, sondern nur mein Auskommen haben. — 28) Da dies 365 mal erfolgt — geschieht, so komme ich eben das ganze Jahr aus, habe jeden Tag im Jahre mein Auskommen. — 29) Nun ja, dies ist mir begreiflich, das sehe ich ein. — 30) Wie groß ist die Tageseinnahme? Der Reiche hat nicht jeden Tag eine besondere Einnahme, sondern kann sich seine Tageseinnahme nur nach der Höhe der jährlich einzunehmenden Zinsen seines Kapitals berechnen. Anders rechnet also Johann, anders der Reiche. — 31) Selten, ja nie veranlaßt mich ein Tag zur Klage, denn ich bin zufrieden, wenn ein Tag bescheret, was der folgende verzehret. Im Originale stehen statt der letzten 2 Zeilen die folgenden 6: „So wie's denn fällt: Mich zwingt zur Klage nichts als die vielen Feiertage, und wer sie alle rot gefärbt, der hatte wohl wie ihr geerbt; dem war die Arbeit sehr zuwider, der war gewiß kein Seifensieder." — 32) Er stellte sich so, als ob er über Johanns Anspruchslosigkeit erfreut sei, thatsächlich aber war es ihm angenehm, zu hören, daß die Einnahme Johanns keine bedeutende war, denn er konnte nun um so eher hoffen, seinen Zweck zu erreichen. — 33) Bisher hat er Johann mit „ihr" angeredet, jetzt plötzlich mit „du"; er will einerseits dadurch größeres Vertrauen erwecken, andererseits zeigt er, wie er bereits von dem stolzen Siegesbewußtsein erfüllt ist, sein Plan könne nicht mehr fehlschlagen. Nach des Reichen Ansicht macht nur der Besitz des Geldes glücklich; er hält daher den Johann für einen Prahler, der mit seiner Zufriedenheit sich nur brüste, sich selbst und andere nur täusche. — 34) Schlichter — das Eigenschaftswort statt des Umstandswortes: lediglich, schlechterdings, du prahlst ja doch nur. — 35) Es überkommt ihn ein so drückendes Gefühl, daß er sich schlimmer vorkommt als ein Dieb, daß er alle sichere Haltung verliert und unbemerkt nach Hause zu kommen sucht. — 36) Zu Hause angekommen, giebt er sich übergroßer, ungemessener, kindischer Freude hin, die der Dichter durch das Polysyndeton (Häufung von Bindewörtern) trefflich malt (Vergl. Schillers: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt), zumal in unmittelbarer Verbindung mit der Epanalepsis (Wiederholung

von Wörtern oder Satzteilen innerhalb eines Satzes oder Verses): schwenkt das Geld, das Geld. — 37) Das Geld macht ihm nicht nur an und für sich große Freude, sondern er denkt auch daran, wie es das Mittel sei, sich Freuden zu verschaffen. — 38) Nach dieser Überlegung giebt er sich immer aufs neue dem bisher ungewohnten, freudigen Anblick der Geldstücke hin. — 39) Er ist in den Anblick so vertieft und versunken, daß er keinen Laut von sich giebt. — 40) Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz; das Herz des plötzlich zum kargen (geizigen) Thoren gewordenen Mannes ist von Besorgnis erfüllt, sein Schatz könne ihm entwendet werden. — 41) Beim geringsten Geräusch meint er, dieses werde durch den Einbruch der Diebe verursacht. Im Originale folgt hier: „Bis oft gestoßen, oft geschmissen, sich endlich beide packen müssen: Sein Mops, der seine Kunst vergaß und wedelnd bei dem Kessel saß! sein Hinz, der Liebling junger Katzen, so glatt von Fell, so weich von Tatzen!" — 42) Je länger er das Geld in Verwahrung hält; er hatte ja sein Auskommen, brauchte das Geld also nicht anzugreifen, sondern nur wie Erspartes hinzulegen. — 43) Mit dem Reichwerden stellen sich auch sofort die Sorgen ein. — 44) Der Geizige hat seine größte Freude nur hinter verschlossenen Thüren und Fenstern; nur da kann er sich ungestört seiner Augenweide hingeben, die er auch im dunklen Kasten ruhen läßt, weil er bei jeder Berührung des Geldes schon eine Verringerung desselben ängstlich befürchtet. Außerdem sind die Freuden des Geizhalses und Wucherers durch den Gedanken getrübt (verdunkelt), wie viele Thränen der Armut wohl an jedem seiner Goldstücke hängen. Ein Zärtling oder Weichling ist jeder, der seine Begierden nicht zähmen kann, sondern ihr willenloser Sklave wird. — 45) Das fortwährende Bewachen, die stete Angst vor Verlust irgend welcher Art, die nie ruhende Sorge um Vergrößerung des Schatzes rauben jede Spur von Freiheit und machen den Menschen zum Sklaven seiner selbst. — 46) Die von Geiz, Habsucht und andern Lastern frei sind. — 47) Frieden in sich und um sich. — 48) Durch seinen Gesang. — 49) Bis dahin, als dieser ihm das Schweigegeld aufgedrungen. — 50) Zu der Ruhe, die aus der Zufriedenheit entspringt. — 51) Ein Vorwurf. — 52) Johann sah jetzt ein, daß der reiche Nachbar nicht von Wohlwollen, sondern nur von Neid und Mißgunst gegen ihn erfüllt gewesen war. — 53) Ich danke Gott, daß er mich zu der rechten Erkenntnis hat kommen lassen, und daß ich meine Stimme, d. h. den unbeschränkten Gebrauch derselben, zu frohem Gesange wieder habe.

III. **Gliederung und Grundgedanke.**

Das Gedicht läßt sich in vier Teile zerlegen:

1. Die beiden Personen der Erzählung: a) der sorgenlose, fröhliche Johann V. 1—14, b) der geldstolze, schwelgerische Bürger in der Nachbarschaft V. 15—28.

2. Die Unterredung beider und das Ergebnis derselben V. 29—52.

3. Johann, der Hüter des Geldes, und die bei der Verwahrung desselben gewonnene Erkenntnis V. 53—73.

4. Johann giebt das Geld zurück V. 76—89.

Grundgedanke: Reichtum ist nicht das größte Glück auf Erden; höheren Wert haben Zufriedenheit und Frohsinn.

IV. **Zum Vergleich.** Welches Lied aus dem Lesebuche würdest du dem munteren Seifensieder vor allem empfehlen? „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!"

Der Seifensieder spricht: „Herr, lehrt mich beßre Sachen!"

Der lockige Knab' im Holzhacker von Chr. Schmid: „Ich wollte, du hättest was Beßres begehrt."

Der Seifensieder will nicht noch länger „Gold bewachen".

Der Schatzgräber (in Goethes Gedicht) erhält die Weisung:

„Grabe hier nicht mehr vergebens! Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! frohe Feste! sei dein künftig Zauberwort."

Dies heißt nämlich: Arbeit und Erholung in richtigem Wechsel sei die Grundlage deiner Zufriedenheit, das „künftige Zauberwort" deines Glückes.

V. **Aufgaben.** a) (für die Unterstufe): Umwandlung des Gedichts „Der Seifensieder" in Prosa. — b) (für die Oberstufe): Weise die Verwandtschaft des Grundgedankens nach in: „Der Seifensieder" von Hagedorn, „Der Schatzgräber" von Goethe (Reichtum ist nicht das größte Glück auf Erden)! — c) Charakteristik Johanns des Seifensieders. — d) Charakteristik des reichen Nachbars. Dr. Regent.

106a. I. Maley und Malone.

August Kopisch. Gesammelte Werke, Bd. I. Berlin 1865. S. 257.

1. Auf einer Insel im Meere[1])
Da lebten der Hirten zwei,
Der eine hieß Malone,
Der andre hieß Maley.

2. Sie hatten eine Herde
Von Schafen beid' ererbt[2]),
Die Erbschaft hat Malonen
So wie Maleyn verderbt.[3])

3. Erst trieben sie zusammen[4]),
Doch wie im Kriege ging's[5]),
Der wollte rechtshin treiben,
Der trieb dann wieder links.

4. Und endlich kam's zum Teilen,
Da blieb zuletzt ein Schaf;
Der Zank um dieses brachte
Sie erst um Ruh' und Schlaf.[6])

5. Malone wollt' es schlachten:
„Wir haun es dann entzwei!"
„„Erst soll es Wolle geben!""
Behauptete Maley.

6. Maley bedurfte Strümpfe:
„„Komm, scheren wir es heut!""
Malone meint', es wäre
Zum Scheren nicht die Zeit.

7. „„So scher' ich meine Seite,
Scher du die andre dann!""
Malone wollt's nicht leiden,
Doch hat's Maley gethan.

8. Nun fiel das Schaf vom Winde
In einen Felsenspalt,
Man zog es vor am Morgen,
Da war es tot und kalt.

9. „Maley, das Schaf erfror da,
Weil du's geschoren hast!"
„„Nein,"" sprach Maley, „„es stürzte,
Weil es der Sturm gefaßt.

10. Hätt'st du es auch geschoren,
So faßte Sturm es nicht.
Und, faßt' er's auch, es hielt sich
Doch mehr im Gleichgewicht.""[7])

11. Sie gehen vor die Richter
Und klagen mit großem Schall.[8]) —
„Ei," sagten da die Herren,
„Welch int'ressanter Fall!"[9])

12. Sie schlugen nach die Bücher,[10])
Man zankte manch ein Jahr,
Bis Maley wie Malone
Ohne Schafe und Wolle war.[11])

1) Iniskea bei Irland. 2) Von einem gemeinsamen Verwandten. 3) Die Erbschaft hat sie um Besitz, Frieden, Glück und Freundschaft gebracht. 4) Sie hüteten gemeinsam die vereinigte Herde. 5) Im Kriege sucht ein Gegner die Pläne des andern zu durchkreuzen und zu vereiteln. 6) Bei innerer Entzweiung giebt die geringste Sache Gelegenheit zu Streit. 7) Einer macht dem andern Vorwürfe und schiebt ihm die Schuld an den Unfällen zu, will aber selbst keinen Anteil an der Schuld haben. Das ist die beste Weise, nie aus Zank und Streit herauszukommen. 8) Sie bringen ihre Klagen mit lauten und vielen Worten an. 9) Die Richter sind erstaunt und erfreut über den verwickelten Rechtsfall, fragen aber nichts nach dem Seelenzustande der beiden Kläger. 10) Sie suchten in allen möglichen alten und neuen Rechtsbüchern, ob ein ähnlicher Fall schon vorgekommen und wie er entschieden worden sei. 11) Der Prozeß dauerte so lange und kostete so viel, daß die beiden Gegner zuletzt um Hab und Gut kamen.

II. Der kluge Richter.

Joh. Peter Hebel. Werke. Berlin 1869. G. Grote. Bd. I, S. 207.

Daß nicht alles so uneben sei, was im Morgenlande geschieht, das haben wir schon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben 2c. (Da die Erzählung fast in allen Lesebüchern steht, so möge hier eine Inhaltsangabe genügen!)

Ein Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme verloren, die in ein Tuch eingenäht war. Er versprach dem Finder, der sie wiederbringen würde, eine Belohnung von 100 Thalern. Ein ehrlicher Mann brachte das gefundene Päckchen. Der schelmische Verlierer wollte den Finder um die verheißene Belohnung bringen; er öffnete darum das Päckchen, zählte das Geld und sprach: „Es waren 800 Thaler eingenäht, ich finde aber nur 700; ihr werdet also eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thaler gleich herausgenommen haben; das ist recht; ich danke!“ Dem Finder lag weniger an dem Gelde als an seinem guten Rufe; er sprach deshalb: „Nein, das habe ich nicht gethan. Ich bringe das Päckchen genau so, wie ich's gefunden habe!“ Zuletzt brachten sie ihren Streit vor den Richter. Dieser erkannte die ehrliche Gesinnung des Finders und die spitzbübische des Verlierers und entschied kurz und gut: „Da jener 800 Thaler verloren, dieser nur 700 Thaler gefunden hat, so kann das Päcklein nicht das nämliche sein. Warte du, Verlierer, also geduldig, bis sich der Finder von deinen 800 Thalern meldet; du aber, ehrlicher Finder, behältst das Geld, bis der Verlierer der 700 Thaler kommt.“ Bei diesem Urteilspruche blieb es.

I. **Vertiefung**. 1. Hauptinhalt und Ähnlichkeiten. Zwei Männer geraten in Streit, suchen ihre Zuflucht vor Gericht und werden durch einen unerwarteten Ausgang überrascht.

2. Schauplatz. Das erste Ereignis soll sich auf einer kleinen Insel bei Irland, das andere im Morgenlande zugetragen haben.

3. Personen und Gedankengang: In I sind die Personen zwei Hirten und ein Richterkollegium, in II ein Verlierer, ein Finder und ein Richter. In I sind die Hauptpersonen gute Bekannte, die sich über eine Erbschaft entzweien, in II ein paar Fremde, die durch einen Fund in Berührung kommen. In I besteht der streitige Gegenstand aus einem

Schafe von einer ganzen Herde, in II aus 100 Thalern aus einem Päckchen von 800 Thalern. In I wird das Schaf geschoren, vom Sturm in den Abgrund geworfen und vom Frost getötet, in II das Geld eingenäht, verloren, gefunden und wiedergebracht. In I giebt einer dem andern den Tod des Schafes Schuld; in II beschuldigt der Eigentümer den Finder, eine Naht aufgetrennt und 100 Thaler herausgenommen zu haben, der Finder aber bestreitet dies und beteuert seine Ehrlichkeit. In I haben die Richter nur Interesse für den Rechtsfall; in II hat der Richter Interesse für die Gesinnung der beiden Kläger. In I werden die Rechtsbücher aufgeschlagen und der Prozeß in die Länge gezogen; in II entscheidet der Richter kurz und rasch nach seinem Rechtsgefühle. In I verlieren die beiden streitsüchtigen Kläger Hab und Gut; in II wird der unehrliche Verlierer durch den Verlust seines Geldes bestraft, der ehrliche Finder durch die gefundene Geldsumme belohnt.

4. Nutzanwendung. In I: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. Jeder Prozeß ist zu teuer; wenigstens raubt er uns Frieden und Glück. Friede ernährt und Unfriede verzehrt. In II: Ehrlich währt am längsten, und Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Wer zu viel gewinnen will, verliert oft alles. Geiz ist eine Wurzel alles Übels.

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Suche aus der biblischen Geschichte und dem Lesebuche Beispiele von Friedfertigkeit und Streitsucht, von Uneigennützigkeit und Eigennutz, von ehrlicher und betrügerischer Gesinnung, von Prozessen und Vergleichen! 2. Vergleiche den

„Prozeß um des Esels Schatten.“

Nach: Wieland in den „Abderiten“.

Die Stadt Abdera in Thracien war im Altertume durch ihre einfältigen und lustigen Streiche bekannt wie in Deutschland Schöppenstedt und Schilda. Zu den lustigsten Geschichten gehört der Prozeß um den Schatten des Esels. Ein Zahnarzt, der auf alle Märkte zog, mietete eines Tages für ein bestimmtes Geld einen Esel als Reittier. Der Besitzer begleitete ihn, um das Tier abends heimzubringen. Der Weg ging in der Sonnenglut über eine dürre Heide. Der Reiter lechzte nach Erquickung, aber kein Baum noch Strauch spendete Schatten. Da hielt er den Esel an, stieg ab und setzte sich in den Schatten des Esels. „Was macht ihr da?“ fragte der Eseltreiber. „Ich ruhe ein wenig im Schatten des Esels, denn die Hitze will mir den Schädel sprengen!“ antwortete der Zahnarzt. „Ja, dann müßt ihr dafür apart bezahlen! Ich habe euch zwar den Esel, nicht aber seinen Schatten vermietet!“ rief jener. „Was?“ schrie der Zahnarzt, „ich habe den Esel und damit auch seinen Schatten bezahlt, denn der Schatten gehört zum Esel, und ich werde mich sein erfreuen, solange es mir gefällt!“ „So?“ rief der Eseltreiber, „das wollen wir doch sehen! da müßte ja keine Gerechtigkeit in der Welt sein! Kommt vor die Obrigkeit von Abdera, da werden wir sehen, wer recht hat!“ Damit riß der starke Mann den Esel herum, und wohl oder übel folgte ihm der schwächere Zahnarzt vor den Richter von Abdera. Und nun hob ein langwieriger, bitterböser Prozeß an, in dem die Advokaten und Richter alle Kunst und Gelehrsamkeit aufboten, die ganze Stadt aber sich in zwei Parteien, die „Esel“ und die „Schatten“, spaltete. Der Frieden unter den Bürgern war zerstört und aller Verkehr gelähmt. Endlich nahte der Tag der letzten Entscheidung. Alles versammelte sich in höchster Aufregung im Gerichts-

saale. Der verhängnisvolle Esel wurde hereingeführt. „Da ist der unglückselige Esel, der uns alle zu Grunde richtet! Auf ihn! Er soll die Zeche bezahlen!“ schrie ein Kesselflicker. Alles stürzte auf den Esel und zerriß ihn in tausend Stücke. Schaden und Kosten wurden aus dem Stadtsäckel bestritten, und der böse Prozeß hatte ein Ende. Allmählich beruhigten sich die empörten und entzweiten Gemüter. — P.

106b. Das Pferd als Kläger. (Um 1370 n. Chr.).

Karl Joseph Simrock. Gedichte. Leipzig, 1844.

I. **Vorbereitung.** „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig.“ Der Mensch darf die Tiere in seinem Dienste gebrauchen, aber er darf sie nicht quälen. Treue Dienste darf er nicht vergessen, sondern er muß sie lohnen. Undankbarkeit, auch gegen Tiere, schändet jeden Menschen. In unserer Zeit haben sich überall Vereine gegen die Tierquälerei und für den Schutz und die Pflege der Tiere gebildet. Ja, das Gesetz nimmt die Tiere in seinen Schutz und bestraft die Tierquäler. Ein Beispiel von Undank gegen Tiere und von gerechter Bestrafung desselben erzählt eine Sage aus der Zeit Karls des Weisen von Frankreich (1356—1388). Sie warnt noch heute vor dem Undank gegen Tiere und bedroht den Tierquäler mit der verdienten Strafe. Der Dichter Simrock hat die Sage poetisch behandelt und sie in die Form einer Gerichtsverhandlung eingekleidet. Der Kläger ist ein lahmes und blindes Roß, der Verklagte ein vornehmer Ritter.

II. **Stoffdarbietung durch guten Vortrag.**

1. In jenen Zeiten, die wir preisen,
Davon noch gern die Sage spricht,
Da hielt mit König Karl, dem Weisen,
Als Schöffe mancher Held Gericht.

2. Ein Glöckchen hing im Waldesschatten,
Man hört' im Schlosse, wenn es klang;
Da kamen, die zu klagen hatten,
Und zogen an der Glocke Strang.

3. „Wohlauf, das Glöckchen hör' ich schallen;
Laßt schauen, wer Gerichts begehrt!“
Sie traten aus des Schlosses Hallen,
Da zog den Strick ein lahmes Pferd.

4. „Das ist ein wunderlicher Kläger;
Wer will dem Stummen Stimme leihn?
Der Armen und der Waisen Pfleger,
Du, Eckart, sollst sein Anwalt sein!“ —

5. „Der besten Redner bin ich keiner,
Eckart ist allem Hader feind.
Hier, Eurer Ritter ist es einer,
Den dieses Tieres Klage meint.

6. Es hat ihn feurig einst getragen
Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg;
Man sah es stolz die Schwelle schlagen,
Wenn er's im Waffenschmuck bestieg.

7. Die Ehre dankt er hohem Streben,
Er dankt den Ruhm dem tapfern Arm;
Dem Rosse schuldet er das Leben:
Es trug ihn aus der Feinde Schwarm.

8. Da gab er ihm viel Schmeichelnamen
Und Leckerbissen mannigfalt;
Doch Jahre gingen, Jahre kamen,
Auch dieses edle Roß ward alt.

9. Nun lahmt sein Fuß zu raschem Laufe,
Blind schwankt es an der Grube Rand;
Da gönnt er ihm vor seiner Raufe,
Vor seiner Krippe keinen Stand.

10. Es irrt, aus seinem Stall verwiesen,
Umher und sucht ein Hälmchen Stroh,
Und niemand ist auf Feld und Wiesen
Des ungebetnen Gastes froh.

11. Gescheucht, geworfen u. geschlagen,
Lief es hierher und fand den Strang;
Der Hunger trieb's, ihn zu benagen,
Bis diese Glocke sich erschwang.

12. Die Glocke fühlte mit dem Armen,
Ihr war der schnöde Undank leid,
Zum Himmel rief sie um Erbarmen,
Zum König um Gerechtigkeit.

13. Ihr weisen Richter mögt erkennen,
Was diesem edlen Tier gebührt;
Den Ritter will ich nicht benennen,
Ich warn' ihn nur, daß er's vollführt."

14. Da rief der letzte wie der erste,
Da rief der schuld'ge Ritter auch:
„Bis an den Bauch in goldne Gerste,
In goldnes Korn bis an den Bauch!"

Erläuterungsfragen: Warum preisen wir die sagenhaften Zeiten des Mittelalters? Wie war es damals jedem möglich, sich Gerechtigkeit zu verschaffen? Was hat der König Karl, was der Anwalt Eckart, was der Gerichtshof gesagt? Was hat ein Anwalt zu thun? Warum nennt sich Eckart keinen guten Redner? (Er liebt den Frieden, will niemand kränken und scheut deshalb die Anklage.) Woher wußte er die Geschichte des Pferdes? Wie schlug das Roß stolz die Schwelle? Wie dankte der Ritter die Ehre seinem Streben, den Ruhm seinem Arm und sein Leben dem Rosse? Nenne einige Schmeichelnamen und einige der mannigfaltigen Leckerbissen! Warum verlor das Roß des Ritters Gunst? Wie zeigte er seine Härte und Undankbarkeit? Warum war niemand des ungebetenen Gastes froh? Welche Steigerung liegt in scheuchen, werfen und schlagen? Wie wird die Glocke als Person behandelt? Um was rief sie Gott, um was den König an? Worin sollte das Erbarmen des Himmels und die Gerechtigkeit des Königs bestehen? „Wie „erkennen" die Richter? (Sie erkennen Recht und Unrecht und fällen ein Erkenntnis oder Urteil.) Wozu mahnt der Anwalt den ungenannten, aber bekannten Ritter? („daß er's vollführt", d. h. daß er den Richterspruch ausführt, widrigenfalls das Auge der Gerechtigkeit ihn finden und der Arm der Gerechtigkeit ihn treffen wird.) Wer ist der erste, wer der letzte der Richter? (der jüngste wie der älteste, der geringste wie der vornehmste.) „Was muß man sich zu dem Richterspruche hinzu denken, anknüpfend an „gebührt"?

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Ein Wald in der Nähe des königlichen Schlosses. Ein offenes Glockenhaus. Oben die schwingende Glocke, unten der herabhängende Strang. Ein lahmes, blindes und abgemagertes Roß hält den Strick im Maule und zerrt daran. Umher stehen der König als Richter, die Ritter als Schöffen und Eckart als Anwalt in der Nähe des blinden Rosses. Er hat die Hand erhoben und die Augen nach oben gerichtet.

2. Gliederung und Gedankengang. I. Der Gerichtshof Str. 1 und 2. II. Der Kläger und sein Anwalt Str. 3 und 4. III. Der Verklagte Str. 5—8. IV. Die Klage Str. 9—12. V. Der Strafantrag Str. 12 und 13. VI. Der Richterspruch Str. 14.

Kurzer Inhalt: Str. 1: König Karl der Weise hielt selbst Gericht mit seinen ritterlichen Schöffen.

Str. 2: Jeder Kläger durfte die Klageglocke im Walde beim Schlosse ziehen und so die Richter zusammen rufen.

Str. 3: Einst tönte die Klageglocke; die Richter kamen und sahen ein lahmes und blindes Roß den Strick ziehen.

Str. 4: Eckart, der Waisenpfleger, wurde als Anwalt des stummen Klägers bestellt.

Str. 5: Er wollte als friedlicher Mann den Verklagten nicht nennen, kannte ihn aber.

Str. 6: Das stolze Roß hatte ihn oft in die Schlacht und zum Siege getragen.

Str. 7: Einmal rettete es ihm durch Schnelligkeit das Leben.

Str. 8: Der anfängliche Dank wurde endlich vergessen.

Str. 9: Das erblindete und gelähmte Pferd jagte man aus dem Stalle.

Str. 10: Hungrig und mißhandelt irrte es umher.

Str. 11: So kam es ins offene Glockenhaus und benagte den Strick.

Str. 12: Die Glocke ertönte, rief die Richter und bat um Erbarmen und Gerechtigkeit für das blinde Roß.

Str. 13: Der Anwalt bat die Richter um günstigen Spruch, mahnte den Verklagten, ihn auszuführen, und warnte vor Unterlassung.

Str. 14: Einstimmig wurde dem blinden Kläger die sorgfältigste Pflege durch den Verklagten zugesprochen.

3. Charakterzeichnung. Wie zeigt sich der Gerichtshof allen zugänglich, der König gerecht, der Kläger bejammernswert, der Anwalt mutig, warmherzig und rücksichtsvoll, die Klage wohlbegründet, der Verklagte beschämt und reuevoll, das Schöffengericht einsichtig, wohlwollend und gerecht?

IV. **Verwertung in Aufgaben:** Erzähle die Sage in Prosa und setze statt Wald eine Stadt, statt des Ritters einen Kaufmann, statt des Kriegsrittes einen Ritt durch den Wald und eine Rettung aus Räuberhänden, statt des Alters eine Erhitzung und Erkältung als Ursache der Erblindung! Suche verwandte Beispiele von Undank und seiner Strafe! — Gieb Beispiele von Diensten und von der Dankbarkeit der Tiere an, so vom Löwen des Androklus! — Vergleiche die Femgerichte mit der Klageglocke! — Wie zeigt sich das gottlose und wie das barmherzige Gemüt gegen Tiere? P.

107. A. Lied eines Armen.

L. Uhland, Werke. Berlin 1863. I. 15.

1. Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes sein.

2. In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

3. Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
Ich seh' die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

4. Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

5. O reicher Gott, du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer!
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

6. Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

7. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

8. Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

I. **Vermittlung und Vertiefung.** 1. Erläuterung des Inhalts. Dieses Lied führt uns die Klage und den Trost eines Armen vor.

Die Klage (Str. 1—4) beginnt der Arme damit, daß er uns mitteilt, wie sehr es ihn schmerzt, allein auf der Welt zu stehen. Vater, Mutter, Geschwister und sonstige nahe, liebe Verwandte, die er sein nennen und denen er seinen Schmerz und seinen Kummer klagen könnte, sind nicht mehr auf der Welt:

„Ich gehe ganz allein".

Ich habe niemand, der mir meine Not tragen hilft. Auch er kennt das Wort: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz." Wie rührend zeigt sich aber in seiner Klage die Bescheidenheit; er wünscht:

„Ich möchte wohl nur einmal noch recht frohen Mutes sein."

Diese Bescheidenheit ist um so anerkennenswerter, als er doch in seiner Jugend schönere und bessere Tage erlebt hat:

Str. 2: „In meiner lieben Eltern Haus war ich ein frohes Kind."

Sofort aber beginnt nach diesem wehmütigen Rückblicke die Klage von neuem:

„Der bittre Kummer ist mein Teil, seit sie begraben sind."

Die Gegensätze des Sonst und Jetzt sind für ihn gar zu groß. Einst war er fröhlich, jetzt ist er traurig; einst hatte er liebende Eltern, jetzt steht er allein. „Fürwahr, ein trauriges Los! Wenn unter solchen traurigen Verhältnissen das Gemüt manches Armen verbittert und verhärtet wird, so ist es um so erfreulicher, daß der Arme, von dessen Klage uns das Lied berichtet, von jener Gemütsverbitterung, die das schlimme Los armer Leute nur noch verschlimmert, gänzlich fern geblieben ist. Seine Klage ist keine Anklage, seine Bekümmernis kein Grollen."

Zwar vergleicht er auch in der 3. Strophe seinen Kummer, seine Not und seine Sorge wieder mit dem Glücke der Reichen; er sieht ihre Gärten blühen und ihre goldenen Saaten, während sein Eigentum nur besteht in unfruchtbarem Wege:

„Den Sorg' und Mühe trat."

Der arme Mann vergleicht sein Leben, das gewiß an Enttäuschungen ebenso reich war wie an „Sorg' und Mühe", mit einem „unfruchtbaren Wege"; denn die prangenden Gärten und die goldenen Saaten der Reichen sind nicht für ihn da; an seinem Lebenswege stehen höchstens Dornen, die keine labende Frucht bringen.

Und dennoch hat er nicht vergessen, was er Gutes unter den Menschen genossen hat, und sein Gemüt ist für die edlen Freuden der Menschen nicht abgestorben, denn er sagt (Str. 4):

„Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm."

Die Freuden anderer sind also unserm Armen nicht ein Grund zu Neid und Mißgunst, sondern eine Quelle der schönsten eignen Freude. Das „stille Weh", welches sein Herz beschleicht, ist die Folge der Erinnerung an seine frohe Kindheit und an seine lieben Eltern. „Dies warme Gefühl für anderer Freuden ist um so erhabener, da es in einer Lage errungen ist, in welcher es sich so schwer erringt, in einer Lage, die so leicht das Herz verbittert und verwildert." (Gude.)

So besitzt der Arme eine Anzahl herrlicher Charaktereigenschaften, die ihm gerade in seiner Lage vortrefflich zu statten kommen. Sein neidloses Wesen, seine Ergebung, seine Liebe zu seinen Mitmenschen, die glücklicher sind als er, sind herrliche Perlen, die diesen Menschen zieren.

Haben wir schon den Armen in seiner Klage lieb gewonnen, so ist das noch viel mehr der Fall in seinem Troste, wovon der zweite Teil unseres Liedes handelt. Denn hier zählt er die Freuden auf, die ihn trotz seiner Armut ebenso beglücken wie jeden anderen Menschen. Er sucht und findet seinen Trost da, wo niemand leer ausgeht, bei Gott:

„O reicher Gott, du ließest doch nicht ganz mich freudenleer."

Reich nennt der Arme seinen Gott; denn aus der Fülle dieses Reichtums schöpft ja jeder Mensch und auch unser Armer. Aus diesem Füllhorne des himmlischen Reichtums ergießt sich nicht tropfenweise, sondern in Strömen süßer Trost für ihn. Und wo findet er den süßen Trost? Zunächst (Str. 6) im Gotteshause beim Orgelklange und Chorgesange. Dort empfängt er das Wort des Lebens: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken"; dort empfängt er, der Niedergebeugte, Kraft und Mut, sein irdisches Schicksal zu tragen. Besonders erfreut es aber unsern Armen, daß diesen Trost jeder Mensch an jedem Orte haben kann, denn in jedem Dörflein steigt

„Dein heilig Haus empor",

und

Str. 7. „Die Orgel und der Chorgesang ertönet jedem Ohr."
„Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern" rc

Einen weiteren Trost findet der Arme in der Natur. Der Sternenhimmel und die goldene Sonne, die allen Menschen leuchten, sind ihm Zeichen der göttlichen Liebe, die sich eines jeden annimmt und erbarmt. Bei einem Menschen, der solch' ein Gemüt hat, ist es ganz natürlich, daß er beim Klange der Abendglocke anbetend niederfällt und sein frommes Herz zu dem Herrn der Welt erhebt. Und je wärmer sein Gebet von der Erde zum Himmel emporsteigt, desto reicher fließt der Trost vom Himmel herab und träufelt Balsam in die Wunden, die Not und Kummer geschlagen haben.

Dieser Klang der Abendglocke erinnert aber unsern frommen Armen an den Abend des Lebens, an den Tod:

„Einst öffnet jedem Guten sich dein hoher Freudensaal."

Wie der Trost im Gotteshause und in der Natur, so werden auch die Freuden des Himmels jedem Guten zu teil. Da giebt es keinen Unterschied zwischen arm und reich, da kann der Arme mit Recht singen:

„Dann komm' auch ich im Feierkleid und setze mich ans Mahl."

Mit dieser Zuversicht nimmt der Arme von uns Abschied; er fühlt sich im Vorgeschmacke der hohen Genüsse, die ihn im hohen Freudensaale erwarten, glücklich und selig.

2. Gliederung des Inhalts. I. Teil. Die Klage des Armen. (Str. 1—4.) Str. 1. Verlassensein und Freudlosigkeit. Str. 2. Sein jetziges und sein früheres Los. Str. 3. Seine Armut und andrer Reichtum. Str. 4. Seine neidlose Stimmung.

II. Teil. (Str. 5—8.) Der Trost des Armen. Str. 5. Der Gedanke an Gott. Str. 6. Die Teilnahme am Gottesdienst. Str. 7. Der Blick auf das Himmelszelt. Str. 8. Die Hoffnung auf ein schöneres Leben nach dem Tode.

3. Rede- und Stilübungen. 1. Die Lebensgeschichte des Armen (eine Erzählung). 2. Die Klage des Armen. 3. Der Trost des Armen. 4. Charakteristik des Armen. 5. Vergleichung mit:

B. Der Bettler und sein Hund.

A. v. Chamisso, Werke. Berlin 1879. S. 209.

1. „Drei Thaler erlegen für meinen Hund?
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

2. Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Not.

3. Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat sich, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir gesellt?

4. Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig, gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

5. Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Tier, geschieden sein;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank.

6. Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! Ich war bei mancher Schlacht.
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

7. Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser — es muß ja sein!
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an!
Nur noch ein Fußstoß, so ist's gethan."

8. Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick,

9. Und that einen Fluch gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

10. Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her,
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

11. Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund;
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

1. Wovon erzählen uns beide Gedichte? Von armen Männern, die über ihr Unglück klagen.

2. Wodurch unterscheiden sich die Klagen der beiden Männer? Die Klagen des Bettlers in Uhlands Liede sind ohne Erbitterung ausgesprochen; denn er denkt noch dankbar an das Gute, das er unter den Menschen genossen hat, und erinnert sich mit gewisser Freude an seine glückliche Jugendzeit. Auch die Gegenwart hat für ihn noch einige Freuden, die er besonders in der Natur und in der Religion findet. Ganz anders sind die Klagen des Bettlers in Chamissos Liede. Der Schmerz desselben ist ein bitterer Groll, seine Klagen sind Anklagen gegen das Schicksal. Aus seiner Vergangenheit tauchen ihm nur trübe Bilder auf, und auch in der Gegenwart findet er nichts, was ihn beglückt.

3. Wodurch unterscheiden sich die beiden Bettler in Bezug auf den Trost, welchen sie suchen?

a) Der Bettler Chamissos findet einen Trost in der Gesellschaft seines Hundes, wie der Arme Uhlands ihn findet in der Natur und in der Religion. Aber wie verschieden ist doch dieser Trost! Dort, bei Uhland, Erhebung des Gemüts und Ergebung in das Schicksal, und hier Grimm und Haß gegen die Welt, Verfluchung seines Lebens und seines Schicksals und grauenvolle Verzweiflung, die mit dem Selbstmorde endet.

b) Während der Arme Uhlands als größtes und schmerzvollstes Weh sein Alleinstehen in der Welt ansieht, hat der Bettler Chamissos noch Trost in der Treue, welche ihm sein Hund bis in den Tod bewahrt; aber dennoch fühlt er sich unglücklicher als jener. Ihm fehlt das Gottvertrauen, welches uns an dem Armen Uhlands so wohl gefällt.

4. Welchen Eindruck macht der Inhalt der beiden Gedichte auf den Leser? Das Uhlandsche Gedicht bewirkt bei dem Leser ein wohlthuendes und beruhigendes Gefühl, das Chamissosche dagegen läßt von Anfang bis zu Ende einen schrillen Mißklang hören, dem jede Versöhnung fehlt.

5. Wodurch unterscheiden sich die Charaktere der Bettler? Während Uhlands Armer ein edler Mensch ist, der sich so weit überwunden hat, daß ihm die Freuden anderer, glücklicherer Menschen wiederum selbst Freude machen, erblicken wir in dem Bettler Chamissos einen Unglücklichen, dem alle Bedingungen fehlen, die dem menschlichen Willen die Kraft verleihen, sich über das Geschick zu erheben.

6. Welche Unterschiede finden wir hinsichtlich der äußeren Form der Gedichte? Zwar bestehen sie beide aus vierzeiligen Strophen mit männlichen Reimen, allein die ruhig schreitenden Jamben in Uhlands Liede geben den milden Frieden, die zarte Innigkeit der Gefühle, welche das Gemüt des Armen bewegen, so schön wieder, wie die unruhig fortstrebenden Anapäste in Chamissos Gedichte den grollenden Schmerz und die grimme Verzweiflung des Selbstmörders abspiegeln. W. D.

108. Die Kuh.

G. A. Bürger, Sämtl. Gedichte. Herausgegeb. von Jul. Tittmann. Leipzig 1869. S. 169.

1. Frau Magdalis weint auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Witwen bekümmert oft größere Not,
Als glückliche Menschen ermessen!

2. „Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?“
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

3. Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle;
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

4. Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

5. Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

6. Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh;
Schwer abgemüdet im Schwalle
Von ängstlichen Träumen erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

7. Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!“ —
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

8. Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Witwen und Waisen.

9. Und horch! Auf Ohr und auf Herz wie ein Stein
Fiel's ihr mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt ihr wie Brüllen im Stalle!

10. „O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld
Und ahnde nicht mein Verbrechen!“
Sie wähnt, es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

11. Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

12. „Barmherziger Himmel, erbarme dich mein
Und halte den Bösen in Banden!“
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

13. Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes, noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

14. Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus,
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

15. Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!"
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn
In Gottes allmächtigem Namen.

16. O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu;
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

17. Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

18. Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden". —

19. Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Not
Der Armen so wohl zu ermessen.
Gott hat ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er allein nicht essen. —

20. Mir deucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen.
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht-einfältigen Weisen.

21. „So," schwur mir ein Maurer, „so ist es geschehn!"
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edlen doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

I. **Vorbereitung**. Frau Magdalis, eine arme Witwe, stand ohne jegliche Stütze in der Welt. Durch harte Arbeit und tägliche Entsagung hatte sie ihr Leben gefristet. Doch immer trüber wurde ihre Lage. Schulden, welche während der langen Krankheit ihres Mannes erwachsen waren, konnte sie nicht bezahlen, und so ließen hartherzige Gläubiger ihre Habe Stück um Stück verkaufen. Aber noch war ihr Mut nicht ganz gebrochen, war ihr doch die Kuh geblieben als letzte Hilfe in der Not! Wie der nie versiegende Ölkrug die Witwe von Zarpath in der Teuerung erhielt, so fristete das unerschöpfliche Euter der Kuh das anspruchslose Leben der Frau Magdalis. Aber auch das Bitterste sollte ihr nicht erspart bleiben! Wieder erschien der gefürchtete Diener der Obrigkeit, um auch ihr Letztes zu pfänden. Die Kuh, „ihr Eins und Alles", wurde verkauft wie alles übrige. Ihr blieb als einziges Besitztum nur — ein Stück trockenes Brot! —

II. **Erläuterungsfragen**. Warum weint Frau Magdalis? Warum aß sie das letzte Stück Brot nicht? Warum sind Kummer und Not der Witwen oft größer, als glückliche Menschen denken? Mit wem spricht Frau Magdalis in der zweiten Strophe? Warum glaubt sie sich auf immer geschlagen (vernichtet)? Woher kommen die Kühe? Warum tragen sie Schellen (Kupfer- und Messingglocken)? (Damit sich keine im Walde von der Herde verirrt.) Wie erinnert das heimkehrende Vieh die Witwe von neuem an ihre Not? Worin gleichen ihre Klagen denen eines Kindes, das von der Mutterbrust entwöhnt ist? (Sie hat mit der Kuh wie das Kind mit der Mutterbrust die einzige Ernährungsquelle verloren. Sie weiß sich so wenig wie ein Kind zu beherrschen, klagt und weint wie ein Kind Tag und Nacht.) Worin besteht das hoffnungslose Verzagen? (Sie kann das Ende ihrer Not nicht absehen und verliert darum allen Mut und alle Hoffnung.) Wie wurde sie verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn? (Das viele Weinen, Grübeln und Sorgen hat ihre Augen getrübt, das Gehör betäubt, den Kopf eingenommen und alle Kräfte geschwächt. Nun thut ihr alles weh, und die Glieder sind wie zerschlagen.) Welche weiteren Umstände verschlimmern ihre Lage? (Das ärmliche Lager, — der unruhige Schlaf mit seinen beängstigenden Träumen, die gleich einer Flut, einem Wasserschwalle sie überfallen, — das Getön des Hirtenhornes am Morgen.) Beschreibe den Abend und die Nacht der Frau Magdalis und weise nach, daß sich ihr Zustand bis zur Verzweiflung steigert! Wie zeigte sie sich früher nach ihrem Erwachen im Vergleich zu jetzt? Welches Gebot übertritt sie? Weise es nach! Welcher Umstand verwandelt plötzlich ihren maßlosen Kummer in Furcht und Entsetzen? Wozu treibt sie die Angst? (Zur Buße und zum Gebet.) Wem schreibt sie das Brüllen im nahen Stalle zu? (Strafenden Geistern.) Wie steigert das dreimalige Brüllen die krankhafte Erregung der Frau Magdalis? Auf welche Weise wird ihr Irrtum zugleich die Strafe (Ahndung) für ihre genannte Sünde? (Die eingebildete Nähe der Geister und des Bösen [Teufels] treibt sie zum Entsetzen.) Wie ist es erklärlich, daß sie trotzdem den Gang zum Stalle wagt? (Der hereinbrechende Morgen mäßigt ihre Angst, und das Vertrauen auf Gottes Schutz, in den sie sich durch das Kreuzzeichen und ein Stoßgebet befiehlt, giebt ihr den nötigen Mut.) Berichtige den Irrtum der Frau Magdalis! Wie war der gute Geber? Wer redet in der vorletzten Strophe? Was teilt uns der Dichter noch mit? Was wünscht er dem wohlthätigen Menschenfreunde?

III. **Vertiefung**. 1. Situationszeichnung. Unser Gedicht entrollt uns zwei Bilder. a) Die armselige, kleine Stube der Witwe, welche zugleich Schlafkammer ist. Es ist Nacht. Die Fensterläden sind geschlossen. Auf dem alten wurmstichigen Tische brennt ein düsteres Öllämpchen. Vor dem Tische sitzt auf einem zerbrechlichen Schemel eine blasse Frau in ärmlichem Anzuge, ein Bild des Jammers. In der mageren Hand hält sie ein Stücklein Brot. Tief bekümmert schaut sie es

unverwandt an, ohne einen Bissen davon zu nehmen, und schwere Thränen rollen über die Wangen auf dasselbe herab. Im Zwielicht der Ecke, dem baufälligen Kachelofen gegenüber, gewahren wir mit Mühe das armselige Nachtlager der einsamen Witwe. Sonst ist alles kahl und leer, und die beängstigende Stille wird nur durch das einförmige Geräusch einer verräucherten hölzernen Wanduhr unterbrochen. Gern möchten wir der Unglücklichen und Verlassenen Trost zusprechen; aber auf ihrem Gesicht lagert ein Ausdruck der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, gegen den alle Trostworte ohnmächtig erscheinen. Die Unterschrift des traurigen Bildes könnte das Goethische Wort sein:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

b) Der Stall der Witwe. Es ist ein kleiner, aber sauber gehaltener Raum. Vor der Krippe steht eine spiegelglatte Kuh mit strotzendem Euter. Sie ist braungefärbt und hat auf der Stirn einen weißen (silberfarbigen) Stern. Sie scheint fremd zu sein, denn sie blickt sich ängstlich und brüllend um. Der Raum hinter ihr ist mit Heu angefüllt. Das schneeweiße Milcheimerchen an ihrer Seite läßt uns nach der Melkerin umschauen. Im Rahmen der Stallthür erblicken wir eine Frau, beschienen von dem frühen Morgenstrahl, der seinen Weg durch die Luke gefunden hat. Es ist die bekümmerte Witwe des vorigen Bildes. Der kummervolle Ausdruck ihres Gesichts ist einem freudigen Erstaunen gewichen. Verwundert ruht ihr Blick auf der schönen Kuh, während ihrer Hand der Riegel der Stallthür entfällt.

Die Unterschrift dieses Bildes könnte heißen:

„Er wird dein Herze lösen von der so schweren Last."

2. Charakteristik der Personen. a) Die Witwe. Zeige, daß sie einsam, arm, verlassen, krank und schwach, arbeitsam, dankbar im Glück, zürnend und hadernd mit Gott in der Not, furchtsam und abergläubisch, zwar reumütig, aber doch noch schwankend im Gottvertrauen war!

b) Beweise, daß der Wohlthäter reich, teilnehmend, edel und zartsinnig war!

3. Gliederung des Gedichts. A. Die äußerste Not treibt die Witwe zur Verzweiflung (1—8). a) Worin besteht die Not (1—6)? b) Wie äußert sich die Verzweiflung? (7 und 8). B. Die vermeintliche Strafe führt sie zur Reue (9—15). a) Das erste Gebrüll führt sie zur Erkenntnis ihrer Sünde; b) das zweite zur Bitte um Erbarmen; c) das dritte zum Gottvertrauen und zur mutigen That. C. Die Errettung aus ihrer Not (15—19). a) Die Gabe (15—17), b) der unbekannte Geber (18 und 19). D. Die Aufgabe des Dichters und sein Wunsch für den ungenannten Wohlthäter (20—21).

Grundgedanke. Während sich der Dichter bemüht, unsere Teilnahme für die Witwe voll und ganz zu erregen, tritt der edle Menschenfreund in den Hintergrund, gleich der göttlichen Vorsehung, die uns mit Wohlthaten überhäuft und unser Lebensgeschick leitet, ohne daß wir sie sehen und verstehen. Die Idee des Gedichtes ist: „Denk nicht in deiner Drangsalshitze, daß du von Gott verlassen seist.“ — Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten! Ps. 127, 2. Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brot mit Sorgen; denn seinen Freunden giebt er es schlafend.

IV. **Verwertung** in Rede- und Stilübungen. 1. Umwandlung des Gedichts in Prosa. (Tiefer Seelenkummer erpreßt einer Witwe heiße Thränen, die auf ihr letztes Stück Brot fallen. Die größte Not hat sie getroffen, denn ihre letzte Ernährerin, die Kuh, ist ihr genommen. Zwar kehrt die Herde allabendlich wie früher zurück, aber an ihrem Stall gehen alle Kühe vorüber. Früher eilte sie auf den Ruf der Kuh in den Stall. Jetzt muß sie — ohne Arbeit, weinend und klagend — ihr ärmliches Lager aufsuchen. Doch erquickenden Schlaf findet der matte Körper nicht, und das geringste Geräusch schreckt sie aus ihren beängstigenden Träumen. Wohl weckte früher der Ton des Hirtenhornes ihr Herz zum Loben und Danken, doch jetzt erinnert er die verlassene Witwe nur jeden Morgen von neuem an ihre traurige Lage. Der Verzweiflung nahe, zürnt und hadert sie mit Gott. Da ist ihr plötzlich, als höre sie Brüllen im nahen Stalle. Schauder durchrieselt ihren Körper. Sie ist sich ihrer Sünde bewußt und bittet Gott um Vergebung; aus dem Brüllen glaubt sie strafende Geister zu hören. Doch das Gebet scheint keine Erhörung gefunden zu haben; denn lauteres Brüllen vernimmt sie. Da glaubt sie den Teufel selbst zu vernehmen und vergräbt sich tief in die Kissen, um den schrecklichen Ton nicht wieder zu hören. Aber auch jetzt noch weiß das Brüllen den Weg zu ihren Ohren zu finden. Aufs äußerste entsetzt, springt sie auf und öffnet die Fensterladen. Der hereinbrechende Morgen beruhigt sie etwas. Versehen mit dem heiligen Kreuz und gestärkt durch ein letztes Gebet, geht sie zitternd zum Stall. Wie groß ist aber ihr Erstaunen, als sie eine wunderschöne Kuh erblickt! Die Krippe ist mit Klee gefüllt, und der Stall enthält genug Heu, die Kuh den Winter hindurch zu füttern. Selbst das weiße Milcheimerchen steht bereit, den Inhalt des vollen Euters aufzunehmen. An der Stirn trägt die Kuh ein Blatt mit der Inschrift: „N. N. hat mich zum Troste der guten Frau Magdalis hierher gebunden.“ Gott hat diesem unbekannten Wohlthäter nicht nur Reichtum, sondern auch ein mitleidiges Herz geschenkt. Der Dichter erkennt seine Lebensaufgabe darin, das Gute und Schöne zu preisen. Er besingt deshalb auch diese edle That. Den Namen des Wohlthäters zu nennen, ist ihm verboten, doch erfleht er Gottes Segen für ihn.)

2. Kürzere Inhaltsangabe! —

3. Wie hat der Wohlthäter das Bibelwort erfüllt: „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut“?

4. Vergleiche Frau Magdalis und die Witwe von Zarpath! (1. Kön. 17, 10—24.)

(Beide Witwen leben in größter Armut. Sie sind beim letzten Mahl und dann dem Hungertode preisgegeben. Sie sehen hoffnungslos in die Zukunft. Da greift Gott helfend ein, dort durch den Propheten, hier durch den stillen Geber. — Erstere hat noch ein Kind, diese ist allein. Erstere kommt durch Teurung, letztere durch unglückliche Familienverhältnisse in Not. Die Witwe von Zarpath trägt ihr Los ruhig und ergeben; Magdalis läßt sich von Verzweiflung dahinreißen. Erstere rettet ein Wunder, letztere eine gute That.)

5. Suche Sprüche, Sprichwörter, Liederstrophen und Geschichten, die von großer Not und wunderbarer Errettung handeln!

6. Vergleiche den unbekannten Wohlthäter mit dem „braven Mann"!

K. O. Beetz.

109. Rübezahl.

Ferd. Freiligrath. Ein Glaubensbekenntnis. Mainz 1844. S. 227.

1. „Nun werden grün die Brombeerhecken.
Hier schon ein Veilchen — welch' ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

2. Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen;
Er ist nicht bös. Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen;
Es ist ein richt'ges, volles Schock;
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bessres wird gewebt im Thal. —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

3. Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not.
O! meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen. —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

4. Er half so vielen schon vorzeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt.
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält.
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl;
Ich will nicht betteln, will verkaufen.
O, daß er käme! Rübezahl! Rübezahl!

5. Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus.
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele,
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten;
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

6. Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: Vater! Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder.
O käm', o käm' er! Rübezahl! Rübezahl!"

7. So rief der dreizehnjähr'ge Knabe,
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst, nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf
Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch einmal:
Rübezahl!

8. Dann ließ er still das busch'ge
Fleckchen
Und zitterte und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichen-
tuch. Rübezahl!

I. **Vorbereitung.** Unsere deutschen Sagen und Märchen schließen sich vielfach an gewisse Örtlichkeiten an, deren eigentümliche Erscheinungen zu Personifikationen und Handlungen Veranlassung gegeben haben. Im alten Griechenland hatte jeder Ort, jeder Hain, jeder Fluß, ja jedes Haus seine besonderen Götter, die der Eigentümlichkeit jeder Örtlichkeit entsprachen: Nymphen (Flußgöttinnen), Penaten (Hausgötter), Dryaden (Waldgöttinnen) u. s. w. Auch der Himmel hatte seinen Gott, Zeus, das Meer seinen Nereus, die Unterwelt ihren Pluto. So finden wir auch in der heiligen Schrift etwas Ähnliches. Rahel nahm die Hausgötter ihres Vaters mit in ihre neue Heimat. Auch die alten Deutschen hatten ihre Götter, welche meistens Personifikationen der Naturgewalten waren, und aus dieser Götterlehre (Mythologie) stammen viele unserer Sagen und Märchen, die sich im Laufe der Zeit freilich wesentlich geändert haben. Die altdeutsche Götterwelt stellt sich später dar als Sagen und Märchen, welche wunderbare Helden, Könige, Prinzessinnen, Riesen, Zwerge u. s. w. vorführen. Besonders reich an solchen Sagen sind die Gebirgsgegenden, weil da die Kraft der Natur dem schwachen Menschen eindringlich predigt, daß höhere Gewalten wirken und walten. So hat denn auch das Riesengebirge, das in seinem Namen schon auf außergewöhnliche Wesen, „Riesen“, hinweist, Veranlassung zu solchen Märchen gegeben; der Naturdienst hat sich hier mit dem alten Wotandienste vereinigt in der Schaffung jenes gewaltigen Berggeistes, der in ganz Deutschland unter dem Namen „Rübezahl“ bekannt ist, und von dem viele Streiche, ernste und lose, erzählt werden. Namentlich nahm er sich armer, rechtlicher Leute an, welche über das Gebirge kamen oder Kräuter und Holz im Gebirge sammelten und dergleichen mehr. Einst ging ein armer Familienvater über das Gebirge, um bei seinen Verwandten für seine hungernde und darbende Familie eine Unterstützung zu erbitten. Aber er wurde von den reichen Leuten barsch abgewiesen und ging nun in tiefem Kummer übers Gebirge zurück. Da begegnet ihm Rübezahl, und der arme Mann klagt ihm seine Not. Rübezahl entläßt ihn reich beschenkt, so daß in der armen Familie Wohlstand einkehrt, der durch Fleiß und Sparsamkeit sich immer vergrößert. Solcher Geschichten erzählt man sich viele. Kein Wunder, daß die armen Leute des Gebirges in Rübezahl ihren Freund und Helfer sahen. Wie ein armer Weberknabe in der äußersten Not bei dem Berggeiste Hilfe sucht und ihn immer und immer wieder rief, das schildert Freiligraths ergreifendes Gedicht „Rübezahl“.

II. **Erklärung.** Da das Gedicht Freiligraths die Kenntnis der Sagen von Rübezahl voraussetzt, so wird der Lehrer die Kinder mit einigen derselben bekannt machen müssen. Es ist aber auch nötig, auf die Armut hinzuweisen, die vielfach im Gebirge herrscht, wo der Boden wenig Frucht bringt und wo auch sonst nicht viel Verdienst ist, weil weite Strecken unfruchtbar da liegen. Da müssen sich denn die Leute durch andere Beschäftigungen ihren Lebensunterhalt erwerben, namentlich durch Weberei. Aber der Verdienst ist gering, und die schlesischen Weber sind wegen ihrer Armut bekannt, wie die schlesische Leinwand wegen ihrer Güte und Weiße, die durch die reine Gebirgsluft und das klare Wasser hervorgebracht wird, berühmt ist. Wenn die Leinwand guten Absatz findet, dann hat eine solche arme Weberfamilie wohl notdürftig zu leben, aber es kommen auch böse Zeiten, wo Gewerbe und Handel stocken, und dann kehrt die bitterste Not in die Hütten der armen Weberfamilien ein, und kommen dann noch Krankheiten dazu, dann ist das Elend unbeschreiblich. Im Jahre 1846 sind viele solche arme Familien am Hungertyphus untergegangen; reihenweise lagen manchmal die Sterbenden und die Toten an den Straßen. In eine solche trübe Zeit führt uns das Gedicht ein. Eine arme Weberfamilie ist in die bitterste Not geraten. Trotz alles Fleißes ist es dem Vater nicht möglich gewesen, auch nur das Nötigste für seine Familie, seine Frau und seine Kinder, anzuschaffen. Sie leiden bittern Mangel; nicht ein Stückchen Brot ist mehr im Hause, und die fertig gewebte Leinwand will niemand kaufen. Und so geht es schon längere Zeit; die Mutter härmt sich und vergießt bittere Thränen; der Vater ist stets trostlos vom Markte heimgekehrt und flucht und sagt zu den Kindern: „Ich webe euch das Hungertuch!“ Da hat der älteste Knabe sich aufgemacht mit einem Stück Leinwand; er hat die Erzählungen von Rübezahl gehört, wie der so manchmal armen Leuten geholfen hat; er denkt und hofft, — denn in der Not hofft man oft das Unmögliche — Rübezahl könne und werde auch ihm helfen, und da läßt er im Gebirgswalde laut seinen Ruf nach Rübezahl erschallen, aber kein Rübezahl erscheint, wie oft und wie laut er auch ruft. Zitternd und verzagt nimmt er endlich bei einbrechender Nacht sein Päckchen und wandert wieder nach Hause; er muß oft ausruhen, so matt ist er, und was ihn erwartet und all seine Lieben, das ist der Hungertod!

Der Dichter stellt uns also nicht eine Sage von Rübezahl dar, sondern die Not des Lebens in einem ergreifenden Bilde. Darin liegt auch die Idee des Gedichtes. Gerade die Naivität des dreizehnjährigen Knaben, mit der er an eine Hilfe Rübezahls glaubt, wirkt hier erschütternd. Das Gemüt will der Dichter erwärmen für alle Notleidenden, und das erreicht er in hohem Maße. So hat das Gedicht eine ethische Wirkung, und diese kommt wohl am besten zur Geltung, wenn dasselbe gut vorgetragen wird.

Um den Eindruck nicht zu stören, würde ich sprachliche Erörterungen gar nicht an dieses Gedicht anknüpfen, sie sind auch nicht nötig, denn die Sprache ist einfach, die Gliederung des Gedichts ist klar und durchsichtig.

Nur ein Wort dürfte vielleicht zu erklären sein: Gnom, d. i. Berggeist. In den ersten sechs Strophen spricht der Knabe und stellt uns die traurige Lage dar, in der Eltern und Geschwister sich befinden, sowie seine Absicht, Hilfe bei Rübezahl zu suchen; die beiden letzten Strophen erzählen uns die Erfolglosigkeit seiner Bemühung.

III. **Vortrag.** Da bei diesem Gedichte alles auf den guten Vortrag ankommt, so haben wir durch gesperrten Druck diejenigen Wörter bezeichnet, auf denen der Satzton ruht. Die Modulation der Stimme läßt sich leider nicht darstellen. Was aber den Satzton betrifft, so ist derselbe nach zwei Grundprinzipien festgesetzt: 1. In jedem Satze ist nur ein Hauptton. Die einzelnen Satztöne stufen sich natürlich wieder gegen einander ab (man achte hier namentlich auf das Schlußwort der Strophe „Rübezahl!", das eine ganz verschiedene Betonung verlangt); mancher Satz ist mehr, mancher weniger hervorzuheben, mancher tritt ganz zurück, und in solchen habe ich auch den Satzton gar nicht bezeichnet. In dieser Beziehung wird noch sehr viel in Schulen gefehlt; man betont vielfach noch falsch, man betont oft zu viel. Übrigens tritt dieser Fehler auch in vielen gedruckten Werken zutage; es wird da oft so viel betont, daß man fragen möchte, welches Wort denn den eigentlichen Ton hat. 2. Der zweite Hauptgrundsatz zur Betonung lautet: Den Hauptton erhält die letzte wesentliche Bestimmung, also das Wort, welches zuletzt hinzu gekommen ist, mag es nun in der Mitte oder am Ende stehen. Was die letzte wesentliche Bestimmung ist, muß allerdings der Leser selbst entscheiden, und es ist da seiner Auffassung freier Spielraum gelassen, woher denn auch eine verschiedene Betonung sich ergeben kann. Ob ich sagen will: „Die Rose riecht sehr schön" oder „Die Rose riecht sehr schön" ist ganz meiner Auffassung überlassen, je nachdem ich das „sehr" als eine wesentliche oder als eine unwesentliche Bestimmung auffasse. Die letztere Regel leidet vielfach Ausnahmen, namentlich bei Gegensätzen, die sehr oft vorkommen. Da lautet die Regel: 3. Bei Gegensätzen erhält das im Gegensatz stehende Wort den Hauptton. Ich kann den obigen Satz auch betonen: „Die Rose riecht sehr schön", wenn ich die Rose in Gegensatz zu andern Blumen setzen will. Durch eine richtige Betonung beim Vorlesen wird oft mehr erklärt als durch lange wörtliche Auseinandersetzungen. Dies ist in hervorragender Weise bei diesem Gedichte der Fall, das den Pulsschlag eines der Verzweiflung nahe gebrachten Herzens hören und fühlen läßt; darum kommt hier alles auf den guten Vortrag an. Nur hüte man sich vor theatralischem Pathos, das in keinem Falle für die Schule paßt.

IV. **Verwertung.** Bei diesem Gedichte würden wir jede weitere Auseinandersetzung vermeiden, weil dadurch die Wirkung des Gedichtes nur gestört werden kann. Wollte man z. B. eine Moral daraus ziehen, so ginge der poetische Hauch verloren; wollte man irgend welche andere Betrachtung daran knüpfen, so könnte man das Gefühl verletzen und den Zweck des Gedichts zerstören. Darum halten wir für die einzig richtige

Verwertung dieses Gedichtes die, welche dasselbe tiefer in das Gemüt pflanzt, und das geschieht dadurch, daß dasselbe öfter mit zartem und richtigem Ausdruck gelesen wird, teilweise von einzelnen, teilweise im Chor, vielleicht auch, daß es frei aus dem Gedächtnisse vorgetragen wird. Auf diese Weise wirkt das Gedicht am besten, ethisch läuternd und erhebend. Weitere Manipulationen mit dem Gedichte wären vom Übel.

L. W. Seyffarth.

110a. Die Gottesmauer.

Fr. Rückert, Gedichte. Frankfurt 1884. S. 218.

1. „O Mutter, wie stürmen die Flocken
vom Himmel!
Es wird uns der Schnee noch begraben.
Und mehr noch als Flocken im Dorf
ein Gewimmel
Von Reitern, die reiten und traben.
Hätten wir nur Brot im Haus,
Macht' ich mir so viel nicht draus,
Im Quartier ein paar Reiter zu haben."

2. „Es nachtet, o Kind, und die Winde
sie wüten,
Geh, schließe die Thür und den Laden!
Gott wird vor dem Sturme der Nacht
uns behüten
Und auch vor den Feinden in Gnaden.
Kind, ich bete, bete mit:
Wenn uns Gott der Herr vertritt,
So vermag uns der Feind nicht zu
schaden."

3. „O Mutter, was soll nun das
Beten und Bitten?
Es kann vor den Reitern nicht helfen.
Horcht, Mutter, die Reiter, sie kommen
geritten,
O hört, wie die Hündelein belfen.[1])
Geht zur Küch' und rüstet ihr,
Wenn sie kommen ins Quartier,
Euch, so gut es will gehn, zu behelfen."

4. Die Mutter sitzet und geht nicht
vom Orte,
Der Keller ist leer und die Küche;
Sie hält sich am letzten, am einzigen
Horte[2]),
Sie betet beim Lämplein im Buche:
„Eine Mauer um uns bau,
Daß davor den Feinden grau'!"
Sie erlabt sich am tröstlichen Spruche.

5. „O Mutter, den Reitern zu Rosse
zu wehren,
Wer wird da die Mauer uns bauen?
Sich lassen die Reiter, wohin sie begehren,
Vor Wällen und Mauern nicht grauen."
„Kind, bedenk als guter Christ:
Gott kein Ding unmöglich ist,
Wenn der Mensch nicht verliert das
Vertrauen."

6. Es betet die Mutter, es lachet der
Knabe,
Er horcht an verschlossener Pforte,
Er höret die Reiter, sie reiten im Trabe,
Es rennen die Bauern im Orte.
Thüren krachen dort und hie;
„Jetzt gewiß, jetzt kommen sie
Auch an unsre, der Mutter zum
Torte."[3])

7. Nichts kommt an die Thür als des
Windes Gebrause,
Ein Wehen und Weben und Wogen.
Die Reiter, verteilet von Hause zu
Hause,
Vor diesem vorüber gezogen.
Stiller wird es dort und hier:
„Alle, scheint's, sind im Quartier,
Und wir sind um die Gäste betrogen."

8. „Kind, möge dich Gott für den
Frevel nicht strafen,
Daß Glaube dein Herz nicht bewohnet!
Mit Reue bitt ab ihm und lege dich
schlafen;
Er hat mein Vertrauen belohnet."
„Ei, der Vetter Schultheiß[4]) hat
Wohl, wie er schon manchmal that,
Aus besonderer Gunst uns verschonet."

9. Einschlummert der Knabe mit
weniger Ruhe,
Die Mutter mit vollem Vertrauen.
Drauf ist er schon wiederum auf in
der Fruhe[5]),
Den Abzug der Reiter zu schauen.
Wie er auf das Thürlein zieht,
Sieht er, staunt und staunt und sieht,
Daß der Himmel doch Mauern kann
bauen.

10. Das hat nicht der Vetter, der Schultheiß, gerichtet,
Die Diener des Himmels, die Winde,
Sie haben im stillen die Mauern geschichtet,
Statt Steinen aus Flocken gelinde.
Eine Mau'r ums Häuslein ganz
Steht gebaut aus schnee'gem Glanz,
Zum Beweis dem ungläubigen Kinde.

11. Da muß es der Mutter nun sagen der Knabe,
Er weckt sie von Schlaf mit der Kunde;
Da hört er die Reiter, sie ziehen im Trabe,
Und möchte sie sehen zur Stunde.
Doch zur Straf' es ihm geschieht,
Daß er nicht die Reiter sieht,
Denn die Mauer sie steht in die Runde.[6])

12. Da macht es die Mutter zur Strafe dem Knaben,
Den Weg durch die Mauer zu brechen.
Da muß er nun schaufeln, da muß er nun graben;
Und als er mit Hauen und Stechen
Durch ist, sind die Reiter fort,
Und die Nachbarn stehn am Ort,
Die sich über das Wunder besprechen.

I. **Vermittlung.** 1. Quelle. Dem Gedichte liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde, die sich am 5. Januar 1814 ereignete. Die Einzelheiten der Erzählung giebt das unten beigefügte Gedicht von Cl. Brentano so genau an, daß hier nur noch folgende geschichtliche Notiz zum Verständnis genügen wird. Im Jahre 1814 war Dänemark mit Frankreich im Bunde gegen Schweden, Deutschland und Rußland. Im Januar des genannten Jahres standen die Schweden und Russen in der nächsten Umgebung von Schleswig, und täglich fürchteten die Bewohner der Stadt, daß die räuberischen Kosaken in dieselbe einrücken würden. Am 5. Januar besetzten sie auch wirklich die Stadt und die Umgebung derselben, aber das Häuschen der alten Frau verschonten sie.

2. Erklärung einiger ungewöhnlicher Ausdrücke: 1) Belfen oder belfern drückt eine Wiederholung aus und bedeutet demnach so viel als viel und oft bellen. 2) Hort ist eigentlich ein Ort, der etwas sicher bewahrt, oft auch der Schatz, welcher verborgen ist, z. B. der Nibelungen Hort. Hier bedeutet Hort soviel als etwas Festes, zuverlässige Sicherheit und Schutz Gewährendes, in bibl. Sinne also der letzte und sicherste Hort, d. i. Gott. 3) Zum Torte = zum Trotze, zum Nachteile. 4) Schulze, Ortsvorsteher. 5) Frühe. 6) Versperrt rundum dem Neugierigen die Aussicht.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung. Das Gedicht besteht hauptsächlich aus einem Gespräche zwischen der frommen Mutter und dem ungläubig zweifelnden Knaben; nur an einigen Stellen tritt verbindend die Erzählung ein.

Wir können das Gedicht in drei Abschnitte zerlegen. Abschn. I: Das Gespräch zwischen der frommen, gottvertrauenden Mutter und ihrem ungläubigen Sohne bei der Ankunft der Reiter, welche die Hütte der armen Frau verschonen, und das Gebet. (Str. 1—8.) Abschn. II: Die Erhörung des Gebetes: die Mauer ist gebaut (Str. 9 und 10). Abschn. III: Die doppelte Strafe des ungläubigen Knaben (Str. 11 und 12).

2. Grundgedanke. Ein vertrauensvolles, gläubiges Gebet wird von Gott erhört. Oder: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten ꝛc. Oder: Bittet, so wird euch gegeben ꝛc.

3. Charakteristik. Unser Augenmerk wird vom Dichter hauptsächlich auf die beiden Personen der Erzählung gerichtet.

Die Mutter, ein armes Weib, hat keinen anderen Anker in ihrer Not als Gott, auf den sie auch fest vertraut:

„Wenn uns Gott der Herr vertritt, so vermag uns der Feind nicht zu schaden."

Ihr Vertrauen äußert sich in andächtigem Gebet:

„Eine Mauer um uns bau, daß davor den Feinden grau'."

Aber es genügt ihr noch nicht, selbst fromm zu sein, sondern sie ermahnt auch den Knaben zum Gebet und warnt ihn vor Frevel gegen Gott, der ihn für seinen Unglauben leicht strafen könne. Sie ist überzeugt, daß ihr Gebet erhört wird, und verteidigt deshalb ihr Gottvertrauen auch gegen den ungläubigen Sohn. So ist das Weib ein Bild echter Frömmigkeit.

Der Sohn, den der Dichter noch ein Kind nennt, ist das entschiedene Gegenteil der Mutter. Ihm fehlt nicht nur das Gottvertrauen, sondern auch die Gotteserkenntnis, denn er hält den Herrn für viel zu schwach, als daß er helfen könne (Str. 3 und 4). Geradezu gottlos zeigt er sich, als er über das Gebet der Mutter lacht:

„Es betet die Mutter, es lacht der Knabe."

Und als die Mutter ihr Vertrauen schön belohnt sieht, da meint er, die Hilfe käme nicht von Gott, sondern von Menschen. So sehen wir in dem Knaben das Bild eines ungläubigen Zweiflers, der mit seinem blöden Auge alles zu ermessen und zu durchschauen vermeint. Ihm ist mit dem Vertrauen auch die Hoffnung und der wahre Wert des Lebens geraubt.

4. Poetische Darstellung. Rückert zeigt sich in diesem Gedichte als ein Meister in der äußeren Form und Sprache.

Das rege Leben in der Erzählung ist nicht nur durch die vorherrschende angewandte Gesprächsform, sondern auch durch den eigentlichen Wechsel im Metrum hervorgebracht. Während nämlich die vier ersten Zeilen meist in Jamben und Anapästen mit weiblichen Reimen leicht dahin fließen, haben die trochäischen Verse (4 und 5) mit männlichen Reimen etwas Kräftiges und dabei Ruhiges, was besonders in der vierten Strophe bei den Hauptworten:

„Eine Mauer um uns bau, daß davor den Feinden grau'"

trefflich zum Ausdruck kommt.

Wie in noch höherem Maße in vielen anderen seiner Dichtungen hat Rückert auch hier einige schöne Gleichklänge, besonders die Alliteration, gebraucht:

Z. B. Str. 1, 4: Von **R**eitern, die **r**eiten und traben.
Str. 2, 1: Es nachtet, o Kind, die **W**inde sie **w**üten.

Str. 3, 1: O Mutter, was soll nun das Beten und Bitten.
Str. 3, 3: Die Reiter, sie kommen geritten.
Str. 5, 1: O Mutter, den Reitern zu Rosse zu wehren.
Str. 7, 2: Ein Wehen und Weben und Wogen ꝛc.*)

III. **Aufgaben.** 1. Charakterschilderung der Mutter und des Sohnes. 2. Vergleichung des Gedichts mit dem folgenden: „Die Gottesmauer!"

In a) ist Zeit und Ort vollständig unbestimmt gelassen, in b) dagegen genau angegeben. a) spricht von Mutter und Sohn, b) von Enkel und Großmutter. In a) wird der Sohn ein Knabe genannt, in b) ist er ein zwanzigjähriger Jüngling. In a) singt das Mütterlein nur am Abend, bis die Krieger im Quartiere sind, in b) singt es die ganze Nacht hindurch. In a) meint der Knabe, daß „der Vetter Schultheiß" das Haus vor Einquartierung geschützt habe, in b) behauptet der Enkel, daß Gott nicht so geschwinde eine Mauer bauen könne. In b) bekehrt sich der Enkel, in a) muß er zur Strafe den Schnee schaufeln. In a) spricht am Morgen der Sohn, in b) die Mutter zuerst. W. D.

110b. Die Gottesmauer.

Cl. Brentano, Gesammelte Schriften. Herausgegeben v. Christian Brentano. Frankfurt a. M. 1852. S. 238.

I. **Vorbereitung** und **Vortrag.** Im Anfang der Befreiungskriege stand Dänemark auf der Seite Frankreichs. Im Januar 1814 rückten die Russen und Schweden in Schleswig ein und standen in der Nähe der Stadt. Mit Angst und Bangen erwarteten die Bewohner stündlich den Einmarsch der raublustigen Kosaken. Am 5. Januar marschierten sie wirklich bei Frost und Schneetreiben ein und besetzten die Stadt. Wie dabei das Häuschen einer frommen, alten Witwe wunderbar verschont wurde, erzählt das folgende Gedicht.

---

*) Ein Meisterstück in der Allitteration ist das kleine Gedicht Rückerts „Roland zu Bremen" (vergl. Gödicke. Elf Bücher deutscher Dichtung, Leipzig 1849. III. S. 399). —

Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Steht er im Standbild standhaft und wacht.
Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaiser Karls in der Schlacht.
Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Männlich die Mark einst hütend mit Macht.
Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Wollten ihm Welsche nehmen die Wacht;
Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Wollten ihn Welsche werfen in Nacht;
Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Lehnet an langer Lanz' er und lacht.
Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Ende ward welschem Wesen gemacht.
Roland der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Wieder wie weiland wacht er und wacht!

1. Drauß[1]) bei Schleswig vor der Pforte wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde[2]) werden sie das erste Ziel![3])
Waffenstillstand ist gekündet; Dänen ziehen ab zur Nacht[4]):
Russen, Schweden sind verbündet, brechen her mit wilder Macht.
Drauß' bei Schleswig weit vor allen steht ein Hüttlein ausgesetzt.[5])

2. Drauß bei Schleswig in der Hütte singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß[6]) ich schütte alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen, zwanzigjährig, neuster Zeit[7]),
Will nicht auf den Herren bauen, meint, der liebe Gott wohnt weit.
Drauß bei Schleswig in der Hütte singt das fromme Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!" singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue, hüll in deine Burg uns ein!"[8]) —
„„Mutter, — spricht der Weltgesinnte — eine Mauer uns ums Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde euer lieber Gott heraus!""
„Eine Mauer um uns baue!" singt das fromme Mütterlein.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen! Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen; was er will, ist wohl bestellt!" —
Trommeln rondidom rings prasseln; die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln; ach, nun bricht der Feind herein:
„Eine Mauer um uns baue!" singt das fromme Mütterlein.

5. Rings in alle Hütten brechen Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, drängen, zechen; doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen: „Mutter, uns verrät das Lied!"
Aber sieh, das Heer vom Morgen bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!" singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter, an das Fenster stürmt der Nord.
„Schließt den Laden, liebe Kinder!" — spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen vier Kosakenpulke[9]) an;
Rings in allen Hütten liegen sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!" singt das fromme Mütterlein.

7. „Eine Mauer um uns baue!" singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue, Enkel, was der Nachbar macht!" —
Auf nach innen geht die Thüre, nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre, liegt der Schnee wohl mannshoch drauß.
„Eine Mauer um uns baue!" sang das fromme Mütterlein.

8. „„Ja, der Herr kann Mauern bauen, liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Mauer anzuschauen!"" rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es, als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres. Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue!" sang das fromme Mütterlein.

II. **Erläuterungen.** [1]) Draußen vor dem Thore, in der nächsten Umgebung der Stadt. [2]) Die wilde Horde sind die raublustigen, umherschweifenden Kriegerschwärme, Russen und Schweden. [3]) Ihre Häuser werden beim Einmarsch der Feinde zuerst besetzt und geplündert. [4]) Der Waffenstillstand ist aufgekündigt, abgelaufen. Die Dänen, welche bisher die Stadt beschützten, sind dem Feinde nicht gewachsen und ziehen ab. [5]) Das Hüttlein ist zuerst der Plünderungsgefahr ausgesetzt. [6]) Schoß ist bildlich der Ort des Schutzes und der Liebe. „Laß uns, wenn Not und Trübsal blitzen, in deinem Schoße sitzen!" [7]) Es war die Zeit der Aufklärung und Glaubenslosigkeit. [8]) „Ein' feste Burg ist unser Gott."

[9]) Heeresabteilungen von **Kosaken**, die wegen ihrer Unsauberkeit und Raubluſt im ſchlechteſten Rufe ſtanden.

III. **Vertiefung**. 1. Geſamtbild: Die Gottesmauer um das Haus der Witwe. Weites Schneegefilde. Wildes Schneetreiben. Häuſer und Türme der Stadt Schleswig. Durch die Thore ziehen Soldaten ein. Weitab von der Stadt an der Straße ein hoher Schneewall (Schneewehe), der ein Haus völlig einſchließt und den Blicken der Wanderer auf der Straße entzieht. Drinnen die Laden der Fenſter geſchloſſen. In der nach innen geöffneten Thür ein Jüngling mit erſtauntem Antlitz. Hinter ihm eine alte Frau mit dem Geſangbuch in der Hand.

2. Charakter der Perſonen. Die Großmutter iſt alt, arm, gefährdet, fromm, gläubig, ausdauernd im Gebete, belohnt für ihr Gottvertrauen. Der Enkel iſt glaubenslos, ſpöttiſch, beſorgt, zuletzt bekehrt und fromm. Beweiſe die einzelnen Eigenſchaften aus dem Gedichte und gieb an, was die Großmutter, der Enkel und die Soldaten gethan haben!

3. Gedankengang. St. 1: Ruſſiſche und ſchwediſche Soldatenhorden nähern ſich als Feinde der Stadt Schleswig. Str. 2: Ein frommes Mütterchen in einer Hütte vor dem Thore der Stadt fleht Gott um Schutz an, ihr aufgeklärter Enkel aber hält das Gebet für wirkungslos. Str. 3: Ja er ſpottet darüber, daß die Großmutter vom lieben Gott eine Mauer um ihr Haus erbittet. Str. 4: Sie läßt ſich nicht irre machen, ja betet brünſtiger, als die Gefahr näher rückt. Str. 5: Singend und betend verbringt ſie den Tag, ohne daß einer der vorbeiziehenden Feinde in ihr Haus kommt. Str. 6: Ein furchtbares Schneewetter tobt am Abend, und alle Nachbarhäuſer liegen voll Koſaken. Str. 7: Betend und ſingend durchwacht das Mütterlein die Nacht, der Enkel aber entdeckt am Morgen eine hohe Schneemauer um das Haus. Str. 8: Überwältigt von der ſichtbaren Gebetserhörung, bekehrt er ſich und vertraut fortan Gott.

Grundgedanken: „Bittet, ſo wird euch gegeben!“ „Du erhöreſt Gebet, darum kommt alles Fleiſch zu dir.“ „Je größer die Not, je näher Gott!“ „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut.“

4. Eigentümlichkeiten. Gleichſam als Grundton klingt das Lied der Großmutter: „Eine Mauer um uns baue, daß dem Feinde davor graue!“ durch das ganze Gedicht und durch den Wechſel der Ereigniſſe fort. Es iſt ihr Troſt-, Schutz- und Jubellied. Schöne Gegenſätze ſind: Die Unruhe draußen und der Friede drinnen, der Glaube der Großmutter und der Unglaube des Enkels, das gläubige Gebet und die wunderbare Erhörung.

IV. **Verwertung** in Aufgaben. 1. Vergleiche Großmutter und Enkel! 2. Schildere das Soldatentreiben! 3. Suche in Sprüchen, Liederſtrophen und Sprichwörtern Nutzanwendungen für Herz und Leben! 4. Gieb aus der bibliſchen Geſchichte oder dem Leſebuche Beiſpiele wunderbarer Errettung und Gebetserhörungen an! P.

111ª. Das Erkennen.

J. N. Vogl, Balladen ꝛc. Wien 1846. S. 303.

1. Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt:
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

2. So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor;
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hat der Becher die beiden vereint.

3. Doch siehe, Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

4. Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"
Doch sieh! — auch das Mädglein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

5. Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.
Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.
„Gott grüß' euch!" — so spricht er und sonst nichts mehr.

6. Doch sieh! — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" — und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

I. **Vermittlung.** 1. Erläuterung des Inhalts. Str. 1. Ein Wanderbursch ist's, den uns der Dichter vorführt, nicht einer, der, wie es heute vielfach geschieht, im bequemen Eisenbahnwagen von einer großen Stadt zur andern fährt, um sich Arbeit zu suchen, sondern ein echter Wanderbursch, dessen einzige Reisebequemlichkeit der stützende Wanderstab ist. Er „kommt wieder heim aus dem fremden Land". Lange Jahre war er fort gewesen, um die Kunst seines Handwerkes bei andern Meistern kennen zu lernen. Endlich treibt ihn die Sehnsucht nach Haus, zum Freunde, zur Braut, zur Mutter. „Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt", das sind die Zeichen der langen Wanderschaft. Am letzten Tag ist er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gewandert, um noch vor Nacht das mütterliche Haus betreten zu können. Der lange Weg war staubig, und dieser Staub lag nicht nur anf seinen Kleidern, sondern auch auf seinem Bart- und Haupthaar. Doch unser Wanderbursch war das Wandern mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem festen Stocke in der Hand gewohnt, das erkennen wir an dem von der Sonne verbrannten Antlitz. — Endlich ist er dem heimatlichen Städtchen nahe; da denkt er bei sich: Wer wird dir wohl zuerst begegnen, und wer wird dich wohl zuerst erkennen? Was werden deine Freunde und deine Braut bei deiner Rückkehr sagen? Wie wird's deinem Mütterlein gehen? In den langen Jahren seiner Abwesenheit

[9]) Heeresabteilungen von Kosaken, die wegen ihrer Unsauberkeit und Raublust im schlechtesten Rufe standen.

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild: Die Gottesmauer um das Haus der Witwe. Weites Schneegefilde. Wildes Schneetreiben. Häuser und Türme der Stadt Schleswig. Durch die Thore ziehen Soldaten ein. Weitab von der Stadt an der Straße ein hoher Schneewall (Schneewehe), der ein Haus völlig einschließt und den Blicken der Wanderer auf der Straße entzieht. Drinnen die Laden der Fenster geschlossen. In der nach innen geöffneten Thür ein Jüngling mit erstauntem Antlitz. Hinter ihm eine alte Frau mit dem Gesangbuch in der Hand.

2. Charakter der Personen. Die Großmutter ist alt, arm, gefährdet, fromm, gläubig, ausdauernd im Gebete, belohnt für ihr Gottvertrauen. Der Enkel ist glaubenslos, spöttisch, besorgt, zuletzt bekehrt und fromm. Beweise die einzelnen Eigenschaften aus dem Gedichte und gieb an, was die Großmutter, der Enkel und die Soldaten gethan haben!

3. Gedankengang. St. 1: Russische und schwedische Soldatenhorden nähern sich als Feinde der Stadt Schleswig. Str. 2: Ein frommes Mütterchen in einer Hütte vor dem Thore der Stadt fleht Gott um Schutz an, ihr aufgeklärter Enkel aber hält das Gebet für wirkungslos. Str. 3: Ja er spottet darüber, daß die Großmutter vom lieben Gott eine Mauer um ihr Haus erbittet. Str. 4: Sie läßt sich nicht irre machen, ja betet brünstiger, als die Gefahr näher rückt. Str. 5: Singend und betend verbringt sie den Tag, ohne daß einer der vorbeiziehenden Feinde in ihr Haus kommt. Str. 6: Ein furchtbares Schneewetter tobt am Abend, und alle Nachbarhäuser liegen voll Kosaken. Str. 7: Betend und singend durchwacht das Mütterlein die Nacht, der Enkel aber entdeckt am Morgen eine hohe Schneemauer um das Haus. Str. 8: Überwältigt von der sichtbaren Gebetserhörung, bekehrt er sich und vertraut fortan Gott.

Grundgedanken: „Bittet, so wird euch gegeben!“ „Du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir.“ „Je größer die Not, je näher Gott!“ „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut.“

4. Eigentümlichkeiten. Gleichsam als Grundton klingt das Lied der Großmutter: „Eine Mauer um uns baue, daß dem Feinde davor graue!“ durch das ganze Gedicht und durch den Wechsel der Ereignisse fort. Es ist ihr Trost-, Schutz- und Jubellied. Schöne Gegensätze sind: Die Unruhe draußen und der Friede drinnen, der Glaube der Großmutter und der Unglaube des Enkels, das gläubige Gebet und die wunderbare Erhörung.

IV. **Verwertung** in Aufgaben. 1. Vergleiche Großmutter und Enkel! 2. Schildere das Soldatentreiben! 3. Suche in Sprüchen, Liederstrophen und Sprichwörtern Nutzanwendungen für Herz und Leben! 4. Gieb aus der biblischen Geschichte oder dem Lesebuche Beispiele wunderbarer Errettung und Gebetserhörungen an! P.

111a. Das Erkennen.

J. N. Vogl, Balladen ꝛc. Wien 1846. S. 303.

1. Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt:
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

2. So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor;
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hat der Becher die beiden vereint.

3. Doch siehe, Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

4. Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"
Doch sieh! — auch das Mädglein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

5. Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.
Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.
„Gott grüß' euch!" — so spricht er und sonst nichts mehr.

6. Doch sieh! — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" — und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

I. **Vermittlung.** 1. Erläuterung des Inhalts. Str. 1. Ein Wanderbursch ist's, den uns der Dichter vorführt, nicht einer, der, wie es heute vielfach geschieht, im bequemen Eisenbahnwagen von einer großen Stadt zur andern fährt, um sich Arbeit zu suchen, sondern ein echter Wanderbursch, dessen einzige Reisebequemlichkeit der stützende Wanderstab ist. Er „kommt wieder heim aus dem fremden Land". Lange Jahre war er fort gewesen, um die Kunst seines Handwerkes bei andern Meistern kennen zu lernen. Endlich treibt ihn die Sehnsucht nach Haus, zum Freunde, zur Braut, zur Mutter. „Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt", das sind die Zeichen der langen Wanderschaft. Am letzten Tag ist er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gewandert, um noch vor Nacht das mütterliche Haus betreten zu können. Der lange Weg war staubig, und dieser Staub lag nicht nur anf seinen Kleidern, sondern auch auf seinem Bart- und Haupthaar. Doch unser Wanderbursch war das Wandern mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem festen Stocke in der Hand gewohnt, das erkennen wir an dem von der Sonne verbrannten Antlitz. — Endlich ist er dem heimatlichen Städtchen nahe; da denkt er bei sich: Wer wird dir wohl zuerst begegnen, und wer wird dich wohl zuerst erkennen? Was werden deine Freunde und deine Braut bei deiner Rückkehr sagen? Wie wird's deinem Mütterlein gehen? In den langen Jahren seiner Abwesenheit

hatte er sich ja körperlich ganz bedeutend verändert; denn als unbärtiger Jüngling war er ausgezogen, und als Mann kam er wieder.

Str. 2: „So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor;
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.“

„So“ d. h. in der eben beschriebenen Weise und mit den oben angedeuteten Gedanken und Gefühlen, „tritt er ins Städtchen durchs alte Thor“, wo er sonst als Kind auch oft aus- und eingegangen ist. Da saß früher immer der Zolleinnehmer, der jedem Aus- und Eingehenden den Schlagbaum öffnete. Gerade so (just) war es auch heute! Das alte Thor war noch da, auch der Schlagbaum fehlte nicht; ja sogar den Zöllner sahe er noch. Aber es war nicht mehr der alte, sondern ein jüngerer Mann, in dem Alter des Wanderburschen. Und siehe! als er genau hinsieht, bemerkt er, daß es sein Jugendfreund ist, mit dem er oft genug am Feierabend beim Glase Bier oder Wein sich vergnügt hat.

Str. 3. Der Wanderbursche grüßt den Freund; aber dieser erkennt den von der Sonne gebräunten Burschen nicht; sein Gegengruß klingt kalt, so wie man ihn zu einem Unbekannten spricht. Das befremdet den Wanderburschen, und er geht deshalb nach kurzem Gruß weiter, ohne sich zu erkennen zu geben, „und schüttelt den Staub vom Fuß“, d. h. hier nicht, wie in der Bibel, zum Zeichen, daß er keine Gemeinschaft mehr mit dem alten Freunde haben wollte, sondern er reinigt die Füße vom Reisestaube, weil er in die Stadt eintritt und durch die Straßen nicht mit gar so unsauberen Schuhen wandern will.

Str. 4. Sein Gang geht nun gewiß absichtlich an dem Hause seiner Braut („Schätzel“ süddeutscher Ausdruck für Schatz, Schätzchen) vorüber. Schon aus der Ferne sieht er, wie das „fromme“ Mädchen, nach vollendeter Arbeit, aus dem Fenster schaut. Mit kräftiger Stimme ruft er ihr entgegen: „Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!“ Aber das Mädchen kennt ihn nicht und ruft ihm deshalb auch kein Willkommen! zu. Ja, sie tritt wohl gar zurück vom Fenster und wundert sich, wie der fremde Mann sie in einem so vertraulichen Tone grüßen kann. —

Str. 5. Betrübt geht der Wanderbursch weiter. Weder Freund noch Braut haben ihn erkannt. Hat er sich denn gar so sehr verändert, daß ihn seine Jugendbekannten nicht mehr kennen, oder wollte ihn vielleicht das Mädchen, dem er in der Fremde in Treue und Liebe zugethan blieb, nicht erkennen? „Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'“, als sich die Jungfrau von ihm abwendet. Aber nicht lange soll er betrübt sein. Vom Kirchsteig wankt ein altes Mütterchen her. Sein Blick erkennt die Frau sofort. „Gott grüß euch!“ ruft er ihr entgegen, und dann schweigt er. Wollte er vielleicht abwarten, ob auch sie ihm als Fremdem mit gleichgültigem Worte danken würde? Oder fürchtete er, daß, wenn sie, die alte Frau, den süßen Ruf „Mutter“ hörte, sie vielleicht gar vor Freude erschrecken würde? Wir wissen's nicht.

Str. 6. Aber beide Bedenken waren unnötig. Denn kaum hört die Mutter die alte, bekannte Stimme, da sinkt sie schon mit dem Freudenrufe: „Mein Sohn!“ und mit Freudenthränen dem Langersehnten an die Brust. Ihr Mutterauge ließ sich durch das sonnenverbrannte Antlitz des Sohnes und die bestäubten Kleider nicht irre führen. Sie, die so oft in das liebe Auge geschauet hatte, erkannte es trotz ihrer durch das Alter schwach gewordenen eigenen Augen sofort wieder. Der Ton der Stimme war ihr noch so bekannt, als ob sie den Ruf auch während der langen Abwesenheit des Sohnes immer gehört hätte.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung. Das Gedicht beginnt mit einer Einleitung, die uns den Burschen zeigt, wie er nach dem Städtchen wandert; sie geht bis „verbrannt“ (Str. 1, V. 1—3).

Hierauf kommt die Vorbereitung auf den Hauptsatz in einer Frage: „Von wem wird der Bursch' wohl zuerst erkannt?“ Der Hauptsatz wird also nicht vorausgestellt, sondern der Hörer soll durch den Beweis ihn selbst finden. Der Dichter hat sich selbst drei Fragen vorgelegt: 1. Ist die Freundschaft dauernder? (Str. 2 und 3, V. 2.) 2. Ist es die Liebe zwischen Mann und Weib? (Str. 3 und 4.) 3. Oder ist es die Mutterliebe? (Str. 5 und 6, V. 2.) Jeder dieser Fragen widmet er einen Teil des Gedichts. Der 1. Teil: „So tritt er ins Städtchen“ bis „verbrannt das Gesicht“ weist nach, daß es die Freundschaft nicht ist. Der 2. Teil: „Und weiter“ bis „verbrannt das Gesicht“ zeigt, daß es auch die Liebe der Braut nicht ist. Der 3. Teil: „Und weiter“ bis „an die Brust“ zeigt, wo sich die dauernde Liebe findet — im Mutterherzen. Nach dieser Durchführung faßt der Dichter den Hauptgedanken zusammen und antwortet auf die nach der Einleitung gestellte Frage mit dem Schlusse, den danach wohl jeder Leser sich selbst sagen könnte: „Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.“ (Nach Ad. Mitzenius.)

2. Hauptgedanke. Keine Liebe auf Erden kommt der Mutterliebe gleich; sie sieht am schärfsten, verändert sich am wenigsten und liebt am treuesten.

3. Charakteristik. Die Hauptperson ist der Wanderbursch. Er steht in dem kräftigen Alter von ungefähr 30 Jahren, denn sein Freund, der Zöllner, wird ein Mann, seine Braut eine blühende Jungfrau, seine Mutter ein wankendes Mütterchen genannt. Er hat Liebe zu seiner Heimat, denn er kehrt zurück und freuet sich, seine Freunde und seine Mutter wiederzusehen. Er ist ein treuer Mensch, der weder den Freund noch die Braut vergessen hat. Ja, er weint sogar, als ihm die gehoffte Gegenliebe nicht dargebracht wird. Er war in der Welt viel herumgekommen und ein bescheidener, echter Wanderbursch, der es verschmähet, anders als zu Fuße seine Reisen zu unternehmen. Er mußte auch ein guter, folgsamer Sohn gewesen sein, da seine Mutter über seine Rückkehr so unaussprechliche Freude hat. Einen Vater hatte er wohl nicht mehr, denn seine Mutter kommt vom Kirchhof her; wahrscheinlich hat sie dort das Grab ihres Gatten besucht.

4. Poetische Darstellung. Das Gedicht ist in Anapästen mit Jamben vermischt geschrieben. Dieses Versmaß giebt dem Gedichte etwas Belebendes und Vorwärtsstrebendes. Die Sprache ist durchaus präzis und einfach, ohne jeden Schmuck, ohne schöne Bilder und Vergleichungen und eignet sich zu dem Inhalte, der ja auch einfache Menschen- und Lebensverhältnisse schildert, vortrefflich.

III. **Aufgaben.** 1. Charakteristik des Wanderburschen. (Abschn. II, 1.) 2. Der Wanderbursch erzählt seinem Freunde die Wiederkehr. 3. Vergleichung dieses Gedichts mit dem folgenden:

A. Ähnlichkeiten: a) Beide Gedichte preisen die Mutterliebe. Inwiefern? b) In beiden Gedichten ist es der Sohn, an dem sich die Liebe äußert. c) Beide Söhne sind verändert in ihrem Äußern, aber nicht im Herzen. Inwiefern? d) Beide Mütter waren gute, fromme Frauen. Inwiefern?

B. Verschiedenheiten: a) Nach Zeit und Ort. b) Nach den Personen. c) Nach dem Charakter der Mütter und der Söhne. d) Nach dem Gedankengange. e) Nach dem Grundgedanken. f) Nach dem Charakter der Dichtung! W. D.

111b. Ein Friedhofsbesuch.

J. N. Vogl, Balladen 2c. Wien 1846. S. 313.

1. Beim Totengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!

2. Thu auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab!“

3. Ein Fremder spricht's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh, nach Kriegerart.

4. „Wie heißt der Teure, der euch starb
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?“

5. „Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
Der Marthe Sohn mehr am Gesicht?“

6. „Hilf, Gott, wie groß! wie braungebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.

7. Doch kommt und seht! hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.

8. Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer totes Mütterlein.“

9. Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

10. Er steht und starrt zum teuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

11. Dann schüttelt er das Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht;

12. Wie schlöss' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein!“

I. **Vorbereitung.** Wohin werden unsere Toten begraben? Was ist das Grab für sie? (Die letzte Ruhestätte, das letzte Schlafkämmerlein, das letzte Bett, oder der letzte Pfühl, d. h. Kopfkissen). Womit werden sie zugedeckt oder verhüllt? (Mit Erde und Stein.) Warum heißt die Begräbnisstätte Kirchhof, Friedhof und Gottesacker? Welche Pflichten hat der Totengräber? (Er macht und füllt die Gräber, hütet sie vor Frevel, zeigt sie den Besuchern und sorgt für Schmuck und Ordnung auf dem Friedhofe.) Woran erkennt man schon äußerlich, ob die Hinterbliebenen den Dahingeschiedenen ein treues Andenken bewahren? (Sie

schmücken die Gräber mit Denksteinen oder Kreuzen und Blumen, besuchen sie häufig und beten dort.) Einen Friedhofsbesuch erzählt das folgende Gedicht.

II. **Unmittelbare Darbietung.** a) Durch guten Vortrag. b) Durch Kernfragen. Woraus geht hervor, daß der Besucher ein Kriegsmann war? Warum pocht er beim Totengräber an? Welche Thür soll der letztere aufthun und wozu den Stab nehmen? Warum will er sich das Grab „zeigen" lassen? Warum fragt der Totengräber nach dem Namen der Gestorbenen? Warum hat ihn der Fremde nicht gleich genannt? Worüber wundert sich der Totengräber? Wie erfüllt er den Wunsch des Kriegers? Was spricht er dabei? Wie äußert sich Schmerz und Liebe des Kriegers am Grabe der Mutter? Was können die Thränen bedeuten? (Liebe, Dank; Reue, daß er die einsame Mutter wider ihren Willen verlassen hat und unter die Soldaten gegangen ist.) Welche Gewißheit empfindet er im Herzen? (Sie hat ihm vergeben; sie hat ihm die alte Liebe über Tod und Grab hinaus bewahrt.) In der Erinnerung an all das Gute, das sie ihm lebenslang erwiesen, erscheint ihm ihre Liebe unendlich groß und noch immer lebendig; was kann er darum nicht glauben? (Daß sie in dem engen Grabe eingeschlossen liegt.)

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Die Schatten der Nacht senken sich hernieder. Die Sonne ist untergegangen und vergoldet nur noch schwach die Säume der höchsten Wolken. Still wird's im Städtchen. Noch stiller ist's auf dem Friedhofe, der an die Stadtmauer stößt. Die weißen Grabsteine schimmern im Dämmerlicht; auf manchem Grabe stehen Kreuze mit Goldschrift. Wohin man blickt, beraste Grabhügel oder Blumenschmuck. An einem Ende sind die frischen Gräber; das letzte ist noch offen. An einem ungepflegten Grabe steht ein kräftiger, rauher Kriegsmann, sonnverbrannt, mit struppigem Bart, den Schlapphut in der Hand. Sein Kopf ist auf die Brust geneigt; schweigend starrt er nieder; thränenfeucht ist sein Blick. Hinter ihm steht der greise Totengräber, auf seinen Spaten gestützt und blickt nicht ohne Teilnahme auf den schmerzversunkenen Krieger.

2. Charakter der Personen. Beweise, daß der Kriegsmann groß, wetterhart, rauh, von Herzen gefühlvoll, dankbar, edel ist! Wie zeigt sich seine Reue, sein Glaube und seine Liebe? Woraus sieht man des Totengräbers Alter, Treue im Beruf, Bereitwilligkeit, Erstaunen und Teilnahme?

3. Gliederung. I. Am Hause des Totengräbers. Str. 1. Ein Fremdling pocht an die Thür des Totengräbers. Str. 2. Derselbe soll ihm ein Grab zeigen. Str. 3. Der Fremde hat das Aussehen eines Kriegsknechtes. Str. 4. Der Totengräber fragt nach dem Namen des Toten. Str. 5. Der Krieger nennt sich als der alten Marthe Sohn. Str. 6. Der Totengräber verwundert sich über sein verändertes Aussehen. II. Am Grabe der Mutter. Str. 7. Der Totengräber heißt den

Krieger folgen. Str. 8. Er führt ihn zum Grabe seiner Mutter. Str. 9. Der Krieger neigt schweigend sein Haupt. Str. 10. Mit feuchten Augen starrt er auf das Grab. Str. 11. Endlich erwacht er aus seinem Sinnen. Str. 12. Er hält es für unmöglich, daß die größte Mutterliebe in diesem engen Grabe eingeschlossen sei. —

4. Grundgedanke. Die rechte Mutterliebe ist so groß und unvergänglich, daß sie ein Grab nicht einschließen, Erde und Stein nicht verschütten kann. Sie ist ein himmlisches Gut, muß zum Himmel führen und im Himmel ewig dauern. Sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern und überdauert Tod und Grab.

IV. **Verwertung.** a) Nutzanwendung für Herz und Leben. Tausend Wasser mögen die (Mutter-) Liebe nicht auslöschen. Vergleiche „Erkennen“!

b) Rede- und Stilübungen. 1. Verwandle das Gedicht in Prosa! 2. Beschreibe den Schauplatz in dem Augenblicke, als der Krieger an die Thür des Totengräbers pochte! 3. Beschreibe einen Gottesacker! 4. Laß den Totengräber das Erlebnis einem Freunde mitteilen! 5. Vergleiche unser Gedicht und „das Erkennen“ nach Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten! G. Schm.

112. Das Schloß am Meer.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. II, 19.

I. **Vorbereitung.** Ein Wanderer kehrte von seiner Reise zurück, besuchte einen Freund und erzählte ihm von den Ländern, die er durchzogen, und von den Menschen, die er getroffen hatte. Als er eine Gegend erwähnte, die der Gastfreund etwa vor Jahresfrist auch besucht hatte, da fiel ihm dieser in die Rede mit der hastigen Frage: „Hast du dort auch das herrliche Königsschloß, hoch am Meere, gesehn?“ Die Erinnerung an dies herrlich gelegene Schloß, an die Pracht, die er darin geschaut, an den Jubel, der damals dort (über die Verlobung der Königstochter) geherrscht, und an die Freude, die er über das alles empfunden hatte, beglückte ihn noch heute und riß ihn zu einer begeisterten Schilderung der Lage und Schönheit des Schlosses hin. Der eben heimgekehrte Freund antwortete, daß er das Schloß wohl gesehen, aber nicht in dem geschilderten Glanze, sondern im Nebel und von falbem Mondenschein eigentümlich beleuchtet. Begeistert fährt der erste fort: Den frischen, melodischen Wellenschlag des Meeres an den Grundmauern und den Jubelschall (der Hochzeit) in den Hallen des Schlosses wirst du aber gehört haben?

„Nein!“ antwortet der zweite. „Auf dem Meere herrschte Stille, und aus den Hallen des Schlosses drang ein erschütterndes Klagelied!“

Da ruft der erste: „Aber den König und seine Gemahlin wirst du doch im königlichen Schmuck und voll Freude, die strahlend schöne Tochter an ihrer Hand (im Brautkleide) gesehen haben?“

„Ja!“ erwidert der zweite. „Die Eltern sah ich beide — aber in schwarzen Trauerkleidern. — Die Jungfrau sah ich nicht!“

II. **Vortrag.** Die herrliche Ballade, zu welcher Uhland diesen Stoff in Form eines Zwiegesprächs gestaltet hat, ist von zwei Schülern zu lesen und vorzutragen. Der erste spricht frisch und feurig, der zweite langsam, gemessen und mit gehaltenem Ton.

1. Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

2. Es möchte sich nieder neigen
In die spiegelklare Flut,
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut.

3. „Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen
Und Nebel weit umher."

4. Der Wind und des Meeres Wellen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

5. „Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh;
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

6. Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl,
Der roten Mäntel Wehen,
Der goldnen Kronen Strahl?

7. Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

8. „Wohl sah ich die Eltern beide —
Ohne der Kronen Licht
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Die beiden Freunde haben dasselbe Schloß zu verschiedenen Zeiten und unter ganz verschiedenen Umständen gesehen, der erste an einem Freuden-, der andere an einem Trauertage; deshalb weicht die Beschreibung so von einander ab. a) Das Schloß am Freuden- (Verlobungs-) Tage: Am Ufer des weiten Meeres erhebt sich auf Felsgrund hoch und stattlich ein prächtiges Schloß. Darüber hin ziehen in leisem Luftzuge leichte Wolken, die von der Abendsonne rosig und golden angehaucht sind. In die tiefe, klare Meeresflut neigt es sich, spiegelt sich da ab und badet sich gleichsam darin; in die Glut des Abendhimmels steigt es hinauf, und weit in die Lande leuchten seine Fenster und Zinnen. Ein frischer Wind kräuselt die Wellen des Meeres, daß sie heranwallen und melodisch klingend gegen das Fundament des Schlosses schlagen und plätschern. In den hohen Hallen und geschmückten Sälen herrscht frohes Leben und Treiben. Saitenspiel und Festgesang dringt heraus zu den Lauschern in den Gärten und auf den Stufen. Der König und die Königin haben ihren besten Schmuck angelegt, den Purpurmantel und die Krone. Aber heller als das Gold und edle Gestein in der Krone glänzen die Augen vor Freude. An den Händen führen sie ihre herrliche Tochter im goldnen Haar und köstlichen Brautschmuck dem erwählten Bräutigam entgegen. — b) Das Schloß am Trauer- (Begräbnis-) Tage: Dasselbe Schloß hoch am Meer, aber Nebel, mit dem falbes, ungewisses Mondlicht ringt, verhüllt es. — Auf dem Meere Windstille; in den Hallen Klagegesang; König und Königin in schwarzen Trauergewändern, ohne fürstlichen Schmuck; die Königstochter nirgends zu sehen!

2. Gedankengang. Die Ballade ist ein Zwiegespräch zwischen zwei Reisenden, die das Königsschloß zu verschiedenen Zeiten gesehen

haben. Der erste schildert begeistert in Str. 1 und 2 die herrliche Lage und große Pracht des Schlosses, in Str. 4 das fröhliche Festgelag in seinen Hallen und in Str. 6 und 7 das Glück der Bewohner. Der zweite berichtet kühl, ja mit verhaltenem Schmerz in Str. 3: Nebel und fahler Mondenschein verhüllen das Schloß. Str. 5: Windstille auf dem Meere, erschütternde Klagen im Schlosse. Str. 8: Das Elternpaar in Trauer, die Tochter — verschwunden!

3. Grundgedanke: Die Königstochter war die Sonne des Königsschlosses. Ihre Schönheit verklärte, ihre Güte belebte und beglückte das Schloß und seine Bewohner. Nun ist die Sonne untergegangen; die herrliche Jungfrau liegt im Sarge. Der Sonnenschein ist verblichen; die Freude verstummt. — Den erschütternden Gegensatz: „Leben und Glück, — Tod und Jammer im Schlosse!" hat Uhland meisterhaft gezeichnet.

4. Eigentümliches. Der Dichter führt uns nicht mitten in die Handlung, läßt uns nicht unmittelbar den schroffen Wechsel des Geschicks mit erleben, sondern zeigt ihn nur in den Gemütern der beiden Erzähler abgespiegelt. Zwischen dem erschütternden Ereignis und der Erzählung läßt er den Schleier der Ferne niedersinken. Dadurch wird das grelle Licht gemildert, aber die geheimnisvolle Wirkung erhöht. Was der Dichter sagt, ist schön und bedeutend, was er aber verschweigt, und was man zwischen den Zeilen lesen muß, ist noch ergreifender. Den ganzen Jammer der Krankheit, den Schmerz des Todes, vielleicht an gebrochenem Herzen, das Begräbnis, den jähen Wechsel des Glücks, die Vernichtung aller Wünsche und Hoffnungen faßt er in die paar Worte: Die Jungfrau sah ich nicht!

Die poetische Form der Ballade ist die neue Nibelungenstrophe. Dieselbe besteht aus vier paarweise gereimten Verszeilen, von denen jede in zwei Hälften mit je drei Tonhebungen zerfällt. Diese schmiegsame Strophe ist für den Ausdruck wechselnder Empfindungen besonders geeignet. Uhland hat sie in freier Weise so umgebildet, daß er je zwei Zeilen zu vier Versen mit gekreuzten Reimen gemacht hat. Auch diese Form der Ballade paßt vortrefflich zu dem Inhalte und verrät den Meister.

P.

113. Der blinde König.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. T. II, S. 13.

I. **Vorbereitung und dann Vortrag.** Nördlich von Schottland liegen die 67 felsigen Orkney-Inseln, in denen manche das Thule der Alten sehen wollen. (Goethe: Es war ein König in Thule —.) Die Inseln waren früher dichter als heute bevölkert und standen unter eigenen Fürsten. Die Bewohner waren kühne Schiffer und tapfere Fechter (Kämpfer). Raub- und Fehdezüge waren ihre Lust. Auf einzelnen sonst unbewohnten Inselchen hausten trotzige und sehr starke Riesen, die von Raub lebten und sich um den König nicht kümmerten. Viele der

Inseln waren nur durch schmale Meeresarme getrennt, so daß bei Windstille der Ruf der menschlichen Stimme von der einen auf die andere drang.

Auf eine dieser Inseln führt uns wohl Uhland in seiner Ballade „Der blinde König“. Auf dem steilen Rande oder Borde steht ein blinder König. Er stützt sich auf einen Stab; das Haupt ist weit vorgeneigt, und das lange graue Haar hängt um sein Gesicht. Um ihn steht eine ganze Schar von Rittern und Knappen (Fechtern) und schaut mit äußerster Spannung hinaus ins Meer. Unweit der Insel, nur durch einen schmalen Meeressaum getrennt, liegt ein kleines Eiland, auf dem ein ungeschlachter Riese in unterirdischen Felsenkammern (Schluchten oder Klüften) haust. Er hat die liebliche Tochter des blinden Königs bei einem Tanze am grünen Strande überfallen, in einem Boote auf seine Insel geschleppt und dort in ein Felsverlies (d. h. unterirdisches Gefängnis, das sich in dunkler Tiefe dem Auge verliert oder verliest) gesperrt. Dort soll sie so lange schmachten, bis sie einwilligt, sein Weib zu werden.

Drüben steht nun der Riese und schwingt unter Schreien und Toben sein Hünen-(d. h. Riesen-)Schwert gegen einen schönen, gewandten Jüngling, den Sohn des blinden Königs. Derselbe hält in der linken Hand den blanken Schild zum Schutze gegen des Riesen wilde Streiche, in der Rechten aber blitzt die Klinge seines früher so tapferen Vaters, die von den Skalden oder nordischen Sängern so oft gepriesen worden und unter allen Schwertern den Preis davon getragen hatte. Am Strande der Rieseninsel schaukelt auf den stillen Fluten ein Kahn, der den Königssohn hinüber getragen hat.

1. Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

2. „Gieb, Räuber, aus dem Felsverlies
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt.“

3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?“

4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reih'n.
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.“

5. „O Sohn, der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch, in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!“

6. Und horch! es schäumet, und es rauscht
Der Nachen übers Meer;
Der blinde König steht und lauscht,
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Wiederhall.

7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn;
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht."
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild."

9. „Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab,
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du befreite,
Singst mir den Grabgesang."

II. **Vertiefung.** 1. Charakterzeichnung. Der König ist alt, erblindet, hilflos, kunst- und gesangliebend, tief gebeugt über den Verlust der Tochter, entrüstet über die Frechheit des Riesen, unwillig über die Feigheit der Ritter, besorgt um den einzigen Sohn, vertrauend auf des Sohnes edles Mark und die Güte des Schwertes, gefaßt zu sterben, gespannt auf den Ausgang des Kampfes, freudig-bange beim Erklingen seines Schwertes, beglückwünscht durch die Fechter, beglückt durch die Rettung von Sohn und Tochter, sterbensfreudig. Weise diese Eigenschaften aus dem Gedichte nach!

Der Sohn ist jung, von edler Art, liebevoll gegen Vater und Schwester, ehrliebend, mutig, zum Kampf entschlossen, geschickt im Rudern, gewandt und siegreich im Kampfe. Weise dies nach!

Die Tochter ist jung, blond und schön, leutselig gegen die Altersgenossen, keusch und züchtig, entschlossen, geschickt in Saitenspiel und Gesang, erst gefangen, dann befreit, und die Wonne des Vaters. (Nachweis!)

Der Riese ist groß von Gestalt, stark an Kraft, gut bewaffnet, in einer Kluft einsam hausend, raub- und kampflustig, höhnisch gegen den Greis, wild und laut im Kampfe, gefällt wie ein Eichbaum, bestraft nach Verdienst. (Nachweis!)

Die Fechter zeigen sich als Wächter unachtsam, in der Gefahr mutlos und unentschlossen, gespannt und aufmerksam während des Kampfes und erfreut über den Sieg des Königssohnes. (Beweis!)

2. Gedankengang. Str. 1. Der blinde König steht unter seinen Fechtern auf einem Felsvorsprunge der Insel. Str. 2. Er fordert von dem räuberischen Riesen seine geraubte Tochter zurück. Str. 3. Der Riese verhöhnt ihn und seine Ritter. Str. 4. Der Sohn der Königs erbietet sich zum Kampfe. Str. 5. Er setzt über und kämpft mit dem Riesen. Str. 6. Der König ahnt und die Ritter verkünden den Fall des Riesen. Str. 7. Der Sieger kehrt mit seiner befreiten Schwester zurück. Str. 8. Der Vater hofft von seinen Kindern ein wonniges Alter und ein ehrenvolles Grab.

3. Grundgedanke. Liebe macht stark, und Treue siegt! Unrecht und Gewalt finden stets ein Halt! — Gute, liebevolle Kinder sind für ihre Eltern ein Stab im Leben, ein Schirm im Unglück, der Augen Licht, des Herzens Freude und des Grabes schönstes Denkmal.

4. Besondere Schönheiten. Die ganze Handlung entwickelt sich vor unsern Augen und Ohren wie eine Scene auf der Bühne. Wir sehen als Zuschauer von erhöhtem Standpunkte alle Personen, jede in ihrer eigentümlichen Rolle, von Anfang bis zu Ende handeln und reden, hören mit unsern Ohren, was sie reden, und sehen mit unsern Augen, was geschieht. Es ist ein herrliches Bild von eigenartigster Färbung, voll Leben, Handlung und Wechsel, das die Seele erst tief aufregt und dann hoch befriedigt. Welch ein Konflikt: Auf die Schwertspitze gestellt das Leben des Königs und seines Sohnes, das Geschick der Tochter und des Reiches, die Ehre der Krone und des königlichen Stammes!

Welch ein Kontrast: Der König blind, hilflos, allein, von den Rittern im Stich gelassen, der Tochter beraubt, von dem Räuber verhöhnt, der Sohn im Zweikampfe mit einem übermächtigen Unholde, Ehre, Krone und Leben aufs äußerste gefährdet — und dann: der Sohn im Glanze der Ehre, die Tochter im Glanze der Treue und Lieblichkeit, das Alter und das Grab im Glanze der Hoffnung, Krone und Thron auf neubefestigtem Fundament!

Und wie schön und zahlreich sind die Gegensätze in der dichterischen Sprache: Der greise, gebrochene König ruft, von Schmerz bewegt, so laut und kraftvoll, daß das Eiland wiederhallt. — Dir Schande, mir Gram! — Der ruhmreiche, jetzt hilflose König und die feige Fechterschar. — Die achtlosen Wächter und der schlaue, wachsame Räuber. — Der Tanz am niedrigen grünen Strande und der unglückliche König auf hohem Felsufer. — Hier eine feige Fechterschar, dort ein übermütiger, einsamer Riese. — Der greise König und der junge Sohn. — Des Königs Frage: Bin ich denn allein? und die zahlreichen Ritter um ihn. — Seine toten Augen, aus denen Unwille flammt, und die niedergeschlagenen Blicke der Ritter. — Die Riesenstärke des Räubers und das edle Mark im Königssohn. — Die edle Art und das gute Schwert. — Des Sohnes möglicher Fall und des Vaters freiwilliger Tod. — Das plätschernde Meer und die lauschenden Ritter hüben, Kampfgeschrei, Toben und dumpfer Wiederhall drüben. — Des Schwertes hoffnungsreiches Klingen und des Riesen Fall. — Der Sohn im Waffenschmuck und die Tochter im Schmuck der Schönheit. — Droben auf dem Stein der wartende König, drunten der landende Kahn. — Das Alter wonnig und das Grab ehrenvoll durch die Tapferkeit des Sohnes und die Lieblichkeit der Tochter. —

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes: Ps. 112, 4: Den Frommen gehet das Licht auf in der Finsternis von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten. — 1. Petr. 5, 5: Gott widerstehet den Hoffärtigen. — 2. Kor. 12, 9: Laß dir an meiner Gnade genügen —.

Wie die Aussaat, so die Ernte; wie die Thaten, so der Lohn! — Hochmut kommt vor dem Fall. Wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten.

Uhlands „Schwert": „Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt, das Schwert er hoch in Lüften schwingt. — „Sängers Fluch": Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis —."

Goliath und David.

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzählung in Prosa. — b) Beschreibe den Schauplatz! (Siehe I.) c) Schildere den Charakter des Königs! — d) Suche Gegensätze im Gedicht! — e) Vergleiche die Geschichte „David und Goliath" und „Der blinde König"! P.

114. A. Der Löwe in Florenz.

Heinrich Bernhardi. Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1819. Leipzig. S. 233.

„Der Löw' ist los, der Löw' ist frei,
Die ehernen Bande riß er entzwei! —
Zurück! — daß ihr den vergeblichen Mut
Nicht schrecklich büßet im eigenen Blut!"
Und jeder suchte mit scheuer Eil'
In des Hauses Innerm Schutz und Heil;
Auf Markt und Straßen all umher
Ward's plötzlich still und menschenleer.
Ein Kindlein nur, das unbewußt,
Verloren in des Spieles Lust,
Fern von der sorglichen Mutter Hand,
Saß auf dem Markt am Brunnenrand.
Wohl viele schauten von oben herab,
Sie schauten geöffnet des Kindleins Grab.
Sie rangen die Hände und weinten sehr
Und blickten nach Hilfe zag umher,
Doch keiner wagte, das eigene Leben
Um des fremden willen dahin zu geben;
Denn schon verkündet nahes Gebrüll
Das Verderben, das jegliches meiden will.
Und schon mit der rollenden Augen Glut
Erlechzt der Löwe des Kindleins Blut,
Ja, schon erhebt er die grimmige Klau —
O qualvoll herzzerreißende Schau!
So rettet nichts das zarte Leben,
Dem gräßlichsten Tode dahingegeben?
Da plötzlich stürzet aus jenem Haus
Mit fliegenden Haaren ein Weib heraus —
„Um Gottes willen, o Weib, halt ein!
Willst du dich selbst dem Verderben weihn?
Unglückliche Mutter! Zurück den Schritt!
Du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!"
Doch furchtlos fällt sie den Löwen an,
Und aus dem Rachen mit scharfem Zahn
Nimmt sie das unversehrte Kind
In ihren rettenden Arm geschwind.
Der Löwe stutzt, und unverweilt
Mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt.

Da erkannte gerührt so jung wie alt
Des Mutterherzens Allgewalt
Und des Leuen großmütigen Sinn zugleich.
Doch manche Mutter, von Schrecken bleich,
Sprach still: Um des eigenen Kindes Leben
Hätt' ich mich auch dahingegeben!

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. In der schönen Stadt Florenz am Arno in Mittelitalien war eine Menagerie (Tierbude), in der allerlei wilde Tiere gezeigt wurden. Besonders erregte ein stattlicher Löwe oder Leu durch seine Schönheit und Wildheit die Neugier und das Erstaunen. Ruhelos wanderte das königliche Tier hinter den Eisenstäben seines Käfigs, den Fesseln seiner Freiheit, hin und her. Aus den rollenden Augen warf er glühende Blicke durch das Gitter auf den Schwarm der Gaffer. Grimmig suchte er die ehernen Stäbe seiner Gefängniszelle zu brechen, indem er seine Klauen (Tatzen) hineinschlug, daran wild in die Höhe sprang oder sich brüllend dagegen legte, daß sie knackten und loszubrechen drohten; alles wich dann scheu zurück. Der „Löwe" war das Stadtgespräch. Da läuft eines Tages die Schreckenskunde durch die Stadt: „Der Löwe ist ausgebrochen! Er rast durch die Stadt! Rette sich, wer kann! Widerstand ist unmöglich und vergeblich!" Alles flüchtet in die Häuser, verschließt die Thüren und sieht zagend (zag) aus den Fenstern in die still gewordenen Straßen und auf den menschenleeren Markt. Näher kommt das Gebrüll des Löwen; Furcht und Entsetzen malt sich auf allen Gesichtern. Da fesselt ein entsetzliches Schauspiel den Blick und macht die Wangen bleich vor Schrecken: Am Brunnen auf dem Markte spielt sorglos ein Kind. Es weiß nichts von der Gefahr. Es ist so in sein Spiel vertieft, daß es die Warnrufe nicht gehört oder nicht verstanden hat. Der Löwe naht; er ist hungrig und lechzt nach Blut; das Kind muß seine sichere Beute werden. Welch ein herzzerreißendes Schauspiel wird die nächste Minute bringen? Da fliegt die Mutter des Kindes herbei, und ihre Liebe wagt, dem Löwen seine sichere Beute streitig zu machen. Den Heldenmut der Mutterliebe besingt das nachfolgende Gedicht. Höret es!

II. **Vertiefung**. 1. Gesamtbild. Ein weiter, menschenleerer Marktplatz, von Palästen und hohen Häusern umgeben. Aus allen Fenstern schauen angstvolle, schreckensbleiche Gesichter. In der Mitte ein schön eingefaßter Brunnen, der aus mehreren Röhren frisches Wasser in ein Becken (Bassin) sprudelt. Einige Stufen ringsum führen empor zu dem Wasserbehälter. Auf einer Stufe sitzt ein Kind und ist so in sein Spiel vertieft, daß es nicht merkt, was umher vorgeht. Ein stattlicher, fahlgelber Löwe mit flatternder Mähne, rollenden Augen und geöffnetem Rachen stürzt heran und wird in wenigen Augenblicken das Kind mit seinen Tatzen fassen und mit seinen scharfen Zähnen zerfleischen. Von der andern Seite ist aus einer geöffneten Thür ein Weib gestürzt und fliegt mit aufgelösten Haaren und ausgebreiteten Armen über den Marktplatz dem Kinde zu, um es aus dem Rachen des Löwen zu reißen oder das eigene Leben zu opfern.

2. Charakterzeichnung. Weise nach, daß der **Löwe** hungrig, blutdürstig, stark, grimmig, erschreckt, verblüfft und großmütig; die **Menge** entsetzt, mutlos, flüchtig, mitleidig, gerührt; das **Kind** achtlos, in das Spiel vertieft, aufs höchste gefährdet, wunderbar gerettet; die **Mutter** entschlossen, gewandt, furchtlos, tapfer und sieggekrönt war!

3. Gedankengang. I. Die Flucht vor dem entfesselten Löwen (V. 1—8). a) Der Löwe befreit sich (1—2). b) Alles flüchtet vor ihm in die Häuser (3—8). II. Die Lebensgefahr des Kindes (V. 9—26): a) Ein Kind spielt sorglos am Marktbrunnen (9—12). b) Mitleidig, aber unthätig bejammert man sein Schicksal (13—18). c) Der Löwe stürzt blutlechzend auf das Kind los (19—26). III. Die mutige Rettung durch die Mutter (V. 27—44): a) Die Mutter fliegt dem Löwen entgegen (27—28). b) Sie achtet auf keine Warnung (29—32). c) Sie nimmt das Kind dem Löwen aus dem Rachen (33—36). d) Der Löwe stutzt, und die Rettung gelingt (37—38). e) Alles preist den Heldenmut der Mutterliebe und die Großmut des Löwen (39—41). f) Manche Mutter beteuert, daß sie für ihr eigenes Kind ebenso gehandelt hätte (42—44).

4. Grundgedanke. Die Liebe einer Mutter ist stärker als der Grimm eines Löwen. Oder: Wenn in der Gefahr die Feigheit zagt und das Mitleid klagt, dann handelt die Mutterliebe furchtlos für ihr Kind.

III. **Verwertung**. 1. Winke für Herz und Leben. Nicht zagen und klagen, sondern mutig handeln soll man in der Gefahr. In dem mutigen Entschluß liegt halbe Rettung. Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Mehr als sich selbst liebt eine Mutter ihre Kinder. Um ihres Kindes Leben zu retten, schlägt sie das eigene in die Schanze.

2. Verwandtes. Suche Sprüche, Sprichwörter, biblische Beispiele und Erzählungen aus dem Lesebuche, die von der aufopfernden Liebe einer Mutter handeln!

3. Aufgaben. Vergleiche die nachstehenden Gedichte mit dem vorstehenden!

B. Die Macht der Thränen.

Volkslied. Georg Scherer. „Jungbrunnen". 3. Aufl. Berlin 1875. S. 135.

1. Es kam von einer Neustadt[1]) her
Eine Witfrau[2]) sehr betrübet;
Es war gestorben ihr liebes Kind,
Das sie von Herzen geliebet.

2. Sie ging einmal ins Feld hinaus,
Ihre Traurigkeit zu lindern[3]);
Da kam das liebe Jesulein
Mit so viel weißen Kindern.[4])

3. Mit weißen Kleidern angethan,
Mit Himmelsglanz verkläret,
Mit einer schönen Ehrenkron'
War'n diese Kinder gezieret.

4. Und als die Mutter ihr Kind erblickt,
Schnell thät sie zu ihm laufen:
„Was machst du hier, mein liebes Kind,
Daß du nicht bist beim Haufen?"[5])

5. „Ach, Mutter, liebste Mutter mein,
Der Freud' muß ich entbehren[6]);
Hier hab' ich einen großen Krug,
Muß sammeln eure Zähren.

6. Habt ihr zu weinen aufgehört,
Vergessen eure Schmerzen,
So find' ich Ruh' in dieser Erd'[7]),
Das freute mich von Herzen."

1) Neustadt ist der gewöhnlichste Städtename; also aus irgend einer Stadt, die nicht näher bezeichnet werden soll. 2) Eine Witwe, d. h. eine Frau, deren Mann gestorben ist. Die Mutter des Jünglings zu Nain. 3) Sie will sich zerstreuen, ihre Gedanken von ihrem Verluste ablenken. 4) Weißgekleidet Off. 4, 4. 5) Das Kind hält sich getrennt von der Schar der seligen Kinder. 6) Die Freude mit den Seligen kann ich nicht teilen, weil euer Schmerz, liebe Mutter, mich nicht froh werden läßt. 7) In meinem Grabe.

C. Heimweh.[1]

Paul Heyse. Deutscher Musen-Almanach für das Jahr 1851. Herausgegeben von Gruppe. Berlin. S. 113.

1. So weich und warm
Hegt[2]) dich kein Arm,
Als wenn die Mutter dich umfängt.
Kein Trost so traut
Dich übertaut[3]),
Als wenn ihr Aug' an deinem hängt.

2. Und wenn ergreist[4])
In treuem Geist
Du manch ein Jugendbild[5]) bewahrst,
Vor allem hoch
Beglückt dich doch,
Daß deiner Mutter Kind du warst.[6])

3. Drum sei gesinnt
Als wie ein Kind[7]),
Daß sie dich sterbend segnet ein![8])
Sonst, ob auch Lieb'
Und Freundschaft blieb, —
Bist dennoch mutterseelenallein.[9])

1) Schmerzliches Sehnen und Verlangen nach der Heimat; hier nach dem Mutterarm und Mutterherzen, der schönsten Heimat jedes Menschen. 2) Hegen bedeutet schützen und pflegen. 3) Wie die welke Pflanze vom Tau erfrischt, so wird das Herz im Leide von den Mutterblicken und Mutterthränen getröstet und erhoben. 4) Wenn du zum Greise geworden bist. 5) Erinnerungen an die Jugend, ihre Freuden und Freunde. 6) Daß du eine solche Mutter gehabt hast, die dich so erzogen hat. 7) Bewahre dir den Kindessinn dein Lebenlang. 8) „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder." Ohne den Segen der Mutter würde dein Leben arm sein. Eine Mutter, die nicht mit dem Segen, sondern mit Klagen über ihr Kind auf den Lippen starb, bleibt ein lebenslanger Vorwurf für das Kind und ein Stachel im Gewissen. 9) Selbst ein liebes Weib und ein treuer Freund kann die Mutterliebe nicht ersetzen. Ohne sie, ohne die Erinnerung an ihre Liebe und ihren Segen wirst du mutterseelenallein, d. h. völlig allein, von allen Menschen, sogar von der Seele der Mutter verlassen sein.

1. Ähnlichkeiten zwischen den drei Gedichten. Sie zeigen die Innigkeit, Macht und Ausdauer der Mutterliebe in Not und Tod, das Kind hilfsbedürftig, die Mutter hilfsbereit.

2. Verschiedenheiten. A preist den Heldenmut der Mutterliebe in Gefahr, B die Tiefe des Mutterschmerzes beim Verluste des Kindes, C die Innigkeit und Unentbehrlichkeit der Mutterliebe in

allen Lagen des Lebens. — A versetzt uns auf den Markt in Florenz, B auf das Feld bei einer Neustadt, C an keinen bestimmten Ort. — In A sehen wir außer Mutter und Kind die Zuschauer an den Fenstern, in B den Heiland mit der seligen Kinderschar, in C die Geliebte und den Freund. — A zeigt das Kind bedroht, B gestorben und ohne selige Ruhe, C bereits gealtert. — In A droht das Unglück von dem grimmigen Löwen, in B kam es von dem bittern Tode, in C von der Not des Lebens. — In A hat das Kind seine Mutter wirklich noch, in B zählt es in Schmerz und Unruhe die Thränen der Mutter, in C erinnert es sich der Mutterliebe und des Muttersegens. In A beglückt die Mutter das Kind durch die Rettung seines Lebens, in B durch die Beherrschung von Schmerz und Thränen, in C durch ihren Segen. P.

115. Das Kind am Brunnen.

Friedr. Hebbel, Gedichte. Hamburg 1875. T. I, S 71.

1. Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht! Doch die liegt ruhig im Schlafe. Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht, am Hügel weiden die Schafe.

2. Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf, es wagt sich weiter und weiter! Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf, da stehen Blumen und Kräuter.

3. Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief! Sie schläft, als läge sie drinnen. Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief, die Blumen locken's von hinnen.

4. Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel, nun pflückt es die Blumen sich munter; doch bald ermüdet das reizende Spiel, da schaut's in die Tiefe hinunter.

5. Und unten erblickt es ein holdes Gesicht, mit Augen so hell und so süße. Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht. Viel stumme, freundliche Grüße.

6. Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind winkt aus der Tiefe ihm wieder. „Herauf! Herauf!" so meint's das Kind, der Schatten: „Hernieder! hernieder!"

7. Schon beugt es sich über den Brunnenrand. Frau Amme, du schläfst noch immer? Da fallen die Blumen ihm aus der Hand und trüben den lockenden Schimmer.

8. Verschwunden ist sie, die süße Gestalt, verschluckt von der hüpfenden Welle. Das Kind durchschauert's fremd und kalt, und schnell enteilt es der Stelle.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Im Sonnenschein liegt ein stattliches Haus und ein schöner Garten. Im Schatten einer Laube steht ein geflochtenes Korbwägelein, in dem auf weichen Betten ein liebliches Kind von etwa zwei Jahren liegt und schläft. Daneben auf einer Bank sitzt die Amme, die das Kind anstatt der Mutter gesäugt und gepflegt hat, und es nun hüten soll. Die Hitze des Sommers und die Stille des Gartens haben sie eingeschläfert. In den Büschen und Bäumen zwitschern die Vögel. An einem Hügel hinter dem Garten weidet ein Schäfer seine Herde. In der Mitte des Gartens ist ein Brunnen mit niedriger Einfassung, um den allerlei schöne Blumen stehen.

Inzwischen erwacht das Kind, steigt aus seinem Bettchen, spielt umher, sieht die Blumen am Brunnen und läuft dahin.

Viermal ertönt der Warnruf: „Frau Amme, Frau Amme! das Kind ist erwacht! — Es steht auf! — Der Brunnen ist tief! — Es beugt sich über den Brunnen!“ — Wer rief die Warnung? War es ein Engel? Der Dichter? Oder nur der Schäfer am Hügel? Man weiß es nicht! Aber ruhig schläft die Wärterin weiter, so tief und fest, als läge sie tot und begraben im Brunnen und keine Stimme dränge zu ihr. Wer soll nun das Kind warnen und es vor dem drohenden Unglück behüten? Wo Menschenrat und Menschenhilfe endet, da fängt die Hilfe des Herrn an. „Er macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen.“ Das zeigt das Hebbelsche Gedicht in ergreifender Weise.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit nach der Vorbereitung und dem Gedichte festzustellen.

2. Charakterzüge des Kindes. Zeige, daß es noch jung, unwissend, spiellustig, munter, neugierig, kühn, freundlich, erschreckt, aus Todesgefahr gerettet war!

3. Gedankengang. Str. 1. Der Tag ist schön; die Amme schläft; das Kind erwacht. Str. 2. Das Kind eilt zum Brunnen. Str. 3. Die Blumen dort locken es. Str. 4. Es pflückt sie und schaut in den Brunnen. Str. 5. Da erblickt es unten sein Spiegelbild und grüßt es freundlich. Str. 6. Es winkt demselben, herauf zu kommen; das Spiegelbild winkt hinab. Str. 7. Die Blumen fallen aus der Hand ins Wasser und zerstören das lockende Bild. Str. 8. Das Kind erschrickt und eilt gerettet hinweg.

Grundgedanke: Ps. 91, 11. 12. Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.

4. Schönheiten des Gedichts. Der sorglose, feste Schlaf der Amme, das fröhliche Spiel des glücklichen Kindes, die unbekannte drohende Gefahr und die wunderbare Rettung durch ein paar fallende Blumen, ohne daß Kind und Amme von Gefahr und Rettung etwas wissen: das sind die Thatsachen, welche der Dichter äußerst glücklich zu einem ergreifenden Gedichte zu verknüpfen gewußt hat. Der heitere Vorder- und der düstere Hintergrund, das fröhliche Kinderspiel mit Blumen und dahinter der lauernde Tod im Brunnen, die Sorglosigkeit der Amme und die behütende Sorgfalt des Vaters im Himmel: das sind Gegensätze von packender Wirkung. Viermal erschallt die Warnung: „Frau Amme, Frau Amme!“ jedesmal wenn die Gefahr sich steigert; aber sie schläft, schläft und schläft! Das Kind ist auf dem Gipfel seines Glückes, als es die freundliche Gespielin aus der Tiefe heraufziehen will und sich darum über den niedrigen Brunnenrand beugt und reckt. Aber auch die Gefahr ist auf dem Gipfel und kann jeden Augenblick in ein unsägliches Unglück umschlagen. Da spricht der himmlische Hüter und Wächter der Kinder sein Halt. Wie unbedeutend erscheint der rettende Umstand! Im Eifer, das freundliche Kind aus der Tiefe zu ziehen, läßt das Kind oben ein paar Blumen in den Brunnen fallen. Sie trüben den Spiegel des

Wassers, und im Nu ist das Kind unten wie verschluckt. Da durchschauert ein Schreck das Kind, und es eilt, aus drohender Lebensgefahr gerettet, hinweg. „Es ist dem Herrn gleich, durch viel oder wenig zu helfen.“

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Ps. 127, 1—2. Wo der Herr nicht —. Kindergebet: „Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir befohlen sein —.“ Liederstrophe: „Ach Hüter unsres Lebens, fürwahr es ist vergebens mit unsrem Thun und Machen, wo nicht dein' Augen wachen.“ Ps. 91: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet —.

2. Aufgaben. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts in Prosa! — b) Verwandle die Erzählung so, daß das Kind ertrinkt! c) Erzähle Beispiele, wie Gott durch kleine Umstände und Mittel aus großen Gefahren errettet hat! — P.

116. Hans Euler.

Joh. Gabriel Seidl, Ges. Schriften. Herausgeg. von Hans Max. Wien 1877. I, S. 117.

1. „Horch, Marthe, draußen pocht es! geh, laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein.“ —
„Grüß Gott, du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch!
Das Brot ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch.“

2. „„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es not mir thut;
Doch so ihr seid Hans Euler, so will ich euer Blut.
Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht;
Doch hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt ihr tot.

3. Und als er rang am Boden, da schwor ich ihm es gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät, an euch!““ —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt ihr, ihn zu rächen — wohlan! ich bin bereit.

4. Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand:
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand;
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug!
Und sollt' ich nimmer kommen, Tirol ist groß genug.“ —

5. Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan,
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan;
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

6. Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

7. Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und, sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

8. Das sehn die beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht;
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot!“ —

9. Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!““

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Als sich im Jahre 1809 das Tiroler Volk unter Andreas Hofer gegen die Fremdherrschaft erhob (vgl. Nr. 87 und 88), da geschah's auch, daß Tiroler (im bayerischen Heere) gegen Tiroler (in Hofers Heer) kämpften. In einem dieser Kämpfe erschlug der Tiroler Hans Euler (nach einer Mitteilung des Barons Hormayr) einen von zwei Tiroler Brüdern, die im bayerischen Heere standen. Monate später erschien der überlebende Bruder in Hans Eulers Hause, um den Tod seines Bruders zu rächen. Er wurde als verirrter Pilger mit dem schönen Gruß „Grüß Gott!“ und mit dem traulichen „Du“ gastlich aufgenommen. Der Gast aber lehnte jede Freundlichkeit ab und forderte nur Hans Eulers — Blut! Dieser erschrickt nicht, leugnet seine That nicht. Das traute „Du“ wandelt er jetzt in „Ihr“. Er läßt sich den Degen reichen, befiehlt sein treues Weib dem lieben, großen Vaterlande Tirol, das für die Witwe eines seiner Kämpfer gewiß ein Obdach, einen Tisch und Trost haben wird, und führt den Gast nun als Feind hinaus auf den Felsen (Schlernkofel bei Botzen), wo er den Bruder im ehrlichen Kampfe erschlug. Da, im Angesichte des Vaterlandes und nicht im gastlich geöffneten Hause, will er dem Feinde Genugthuung geben.

Es ist ein herrlicher Morgen, der sein Thor der aufgehenden Sonne öffnet, und im Glanze seiner eigentümlichen Schönheit zeigt sich das Tiroler Land seinen beiden Söhnen, die sich als Feinde gegenüberstehen. Die Berge mit ihren Wälderkronen stehen wie schützende Riesen umher, und die Thäler sind wie Mütter, die in ihren Armen die Hütten und an der Brust die Herden gleich geliebten Kindern halten. Der Rächer blickt schweigend auf das herrliche Land und dann auf den treuen, furchtlosen Mann, der sein Leben für die Unabhängigkeit dieses Vaterlandes in die Schanze geschlagen hat: und sein Haß schmilzt dahin wie das Eis im Sommer. Er reicht gerührt dem Feinde die Hand der Versöhnung und gewinnt in ihm einen Freund und Bruder. Hans Eulers Hand hat die Feinde geschlagen und das Vaterland befreit; Hans Eulers Blick und Wort hat den Rächer besiegt und sein Herz gewonnen. Das ist die Wunderkraft der rechten Vaterlandsliebe!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Entwirf nach dem Gedichte und der Vorbereitung eine Situationszeichnung: Die beiden Tiroler Gegner an einem Sommermorgen auf dem Schlernkofel bei Botzen!

2. Charakter Hans Eulers. Weise nach, daß er gastlich, mitleidig, patriotisch, tapfer, furchtlos, gottvertrauend, versöhnlich war!

3. Gedankengang. Str. 1. Der fremde Wandrer wird gastlich aufgenommen. Str. 2. Er verschmäht die Gastfreundschaft und fordert Genugthuung für den erschlagenen Bruder. Str. 3. Hans Euler rechtfertigt seine That und stellt sich dem Rächer. Str. 4. Doch nicht im Hause, sondern im Angesichte des Vaterlandes soll der Streit ausgekämpft werden. Sein liebes Weib verweist Hans Euler an die Treue und Liebe

seiner Landsleute. Str. 5. Die beiden Gegner steigen den Fels hinan. Str. 6 und 7. Die Höhen und die Tiefen des Tiroler Landes zeigen ihre Schönheit unverhüllt dem Auge; der Geist der alten Treue macht sich den Herzen fühlbar. Str. 8. Hans Euler zeigt auf das herrliche Land, für das er gekämpft und des Gegners Bruder erschlagen hat. Str. 9. Da schwindet der Groll im Angesicht des Vaterlandes und eines solchen Gegners, und die Feinde versöhnen sich.

Grundgedanke: Persönlicher Groll und Hader schwindet wie Nebel vor der Sonne im Angesichte des Vaterlandes und seiner Verteidigung.

4. Schönheiten. Der schlichte, treue Tiroler Charakter, die Schönheit des Tiroler Landes und der Umschwung im Gemüte des Rächers sind ergreifend schön dargestellt.

5. Aufgaben. a) Eine Charakteristik Hans Eulers! — b) Eine Schilderung des Tiroler Landes! — c) Verwandlung des Gedichts in eine Prosa-Erzählung! — d) Beispiele von Versöhnungen! P.

117. A. Das Gewitter.

G. Schwab, Gedichte. Stuttgart 1851. II, 370.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind.
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül! — u. s. w.

(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Geschichtliches**. Die Thatsache, welche dieser vortrefflichen Ballade zu Grunde liegt, hat der Dichter einer Notiz aus dem „Schwäbischen Merkur" vom Jahre 1828 entnommen. Sie lautet: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts: Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahre alt."

II. **Vermittlung des Verständnisses**. „Unstreitig," sagt Gude, „gehört die eben mitgeteilte Ballade zu den wirkungsreichsten Gedichten, die wir von Schwab besitzen. Schon die Thatsache, daß vier Menschen zugleich vom Blitz getroffen und mit einem Schlage getötet sind, hat etwas Erschütterndes. Erhöhet wird das Tragische dieses Ereignisses noch dadurch, daß alle vier Glieder einer Familie sind und dabei allen Altersstufen angehören, und daß ferner der Dichter diese verschiedenen Lebensalter nach ihren Freuden und Leiden, ihren Wünschen und Hoffnungen mit in das Ereignis verwoben hat, wodurch notwendig die Empfindung in eine größere Mitleidenschaft für die Betroffenen gezogen und die vernichtende Gewalt des Schreckens um so erschütternder wird. Das Thatsächliche, welches dem Gedichte zu Grunde liegt, findet sich in der ersten und letzten Strophe."

Str. 1. Vier Personen, die die vier verschiedenen Lebensstufen: das Greisenalter (die Urahne), das Mannesalter (die Großmutter), das Jünglingsalter (die Mutter), das Kindesalter (das Kind) repräsentieren, sind in dumpfer Stube beisammen. Warum aber ist die Stube dumpf? Das hören wir aus dem letzten Verse: „Wie wehen die Lüfte so schwül!“ Also die schwüle Luft und die drückende Hitze, welche einem Gewitter vorausgehen, machen auch das Zimmer dumpf. Aber der Dichter nennt uns nicht nur die Personen und ihren Aufenthaltsort, sondern er macht uns auch mit ihrem Thun bekannt: Das Kind spielt, die Mutter schmückt sich, die Großmutter arbeitet, und die Urgroßmutter ruhet im bequemen Stuhle von ihrer Lebensarbeit aus. In wenig Worten schildert hier der Dichter nicht nur diese vier Personen in entsprechender Weise, sondern auch das Thun jeder der Altersstufen im allgemeinen. Während so alle vier Personen beschäftigt sind und vielleicht die Vorgänge in der Natur nicht ahnen, deutet der Dichter uns schon in der letzten Zeile das Grauenhafte in dem aus gepreßter Brust hervorgestoßenen Seufzer an: „Wie wehen die Lüfte so schwül!“

Str. 2. Zuerst wird das Kind redend eingeführt. Der Satz: „Es spielet das Kind“ wird vom Dichter in der zweiten Strophe weiter ausgeführt. Zwar spielt es fast immer, aber am Feiertag will es sich ganz dem Spiele hingeben. Es will im „Hag“ (im Haine) und auf dem Anger, im Thale und auf der Höhe umherspringen und hüpfen, Blumen pflücken und sich freuen, wie es seinem Alter entsprechend ist. Die mahnende Frage: „Hört ihr's, wie der Donner grollt?“ geht an des Kindes ahnungslosem Ohr und Herzen unbeachtet vorüber.

Str. 3. „Die Mutter sich schmückt“ heißt es in der ersten Strophe, und in der dritten wird auch dieser Satz weiter ausgeführt. Die junge Frau, welche noch Freude an geselligen Vergnügungen hat und noch „auf äußere Anmut und freundliche Zier hält“, rüstet ihren Sonntagsstaat, um unter fröhlichen Menschen am Sonntage selbst mit froh zu sein. Also auch ihr ist der kommende Sonntag ein freundlicher Tag, an dem ihr sogar die Sonne schöner scheint als an den Wochentagen, die ihr unter der Arbeit vergangen sind. Auch sie überhört das Grollen des Donners im Andenken an die Lust, die dem Leide folgt, was sie also auch schon erfahren hat.

Str. 4. Ganz anders spricht die Großmutter. Sie hat keinen Feiertag in dem Sinne, wie ihn die Mutter und das Kind sich denken. Sie ist dem Spiel, dem Schmuck und ähnlichen Freuden der Jugend nicht mehr zugänglich, sie hat den Ernst des Lebens empfunden, kennt die schweren Sorgen und sorgt auch am Sonntag für die notwendigen Bedürfnisse des Hauses. Aber auch auf das Himmlische ist ihr Sinn gerichtet, und wie eine Ahnung dessen, was da kommen wird, ruft sie aus: „Wohl dem, der that, was er sollt'!“

Str. 5. Je näher das Gewitter heranrückt, desto mehr richtet der Dichter unser Augenmerk auf den nahenden Tod. Die Urahne gebeugt,

gelähmt durch das Alter am ganzen Körper, krank und schwach, sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. Sie kann nicht mehr schaffen und arbeiten, noch weniger spielen und scherzen. Sie hält sich für unnütz auf der Welt und wünscht, daß der morgende Tag für sie ein ewiger Feiertag werde. Und kaum hat sie seufzend das Wort gesprochen: „Was thu' ich noch auf der Welt?“ und mit diesen Worten gleichsam den Blitz beschworen, da entladet sich die verhängnisvolle Wolke, die drohend am Himmel gestanden, und früher noch, als sie es selbst gewünscht, ereilt sie der Tod, ja das ganze Gebäude menschlicher Wünsche wird mit einem Schlage durch den zuckenden Strahl vernichtet“ (Gude). Mit diesem Ereignis ändert sich auch der bisherige Kehrreim: „Hört ihr's, wie der Donner grollt!“ in die Worte: „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?“

Str. 6. Doch keine der vier Personen kann diese letzte Frage beantworten, denn die ganze Stube ist ein Feuer, und alle vier liegen als Leichen da, getroffen vom Blitze. Noch einmal stellt uns der Dichter den schroffen Gegensatz dar, den er am Ende aller Strophen anbrachte, aber jetzt nicht mehr so furchtbar, sondern wie eine versöhnende Stimme von oben: „Vier Leben endet ein Schlag — Und morgen ist's Feiertag.“ Zwar ist's nicht der Feiertag, den die vier Menschen erwarteten, der irdische; aber es ist auch ein Feiertag, und zwar ein größerer, schönerer als alle Feiertage der Welt, es ist der große Feiertag, der alle Wünsche erfüllt, alle Seufzer stillt und Freuden bietet, wie wir sie hier auf Erden kaum ahnen.

So hat der Dichter aus einer dürren Zeitungsnotiz ein ergreifendes und vollendetes Gedicht geschaffen.

III. **Erklärung der ungewöhnlichen Ausdrücke.** 1. Urahne oder Urgroßmutter. Der Ahn oder Ahne ist der Großvater oder Stammvater. Die Ahnen nennt man die Vorfahren, Voreltern. Die Ahne ist also die Großmutter ꝛc. Die Vorsilbe „Ur“ deutet auf den ersten Anfang. Urahne ist also die Mutter der Großmutter, die Urgroßmutter.

2. Pfühl ein größeres schwellendes Kissen; Polster und so — als Teil das Ganze bezeichnend — auch Lager, Bett, Sitz. Hier bedeutet es soviel wie ein bequemer Polsterstuhl, der sich hinter dem Ofen befindet.

3. Hag (Gehege), Gebüsch, gras-, blumen- und pflanzenbewachsener Ort. Eigentliche Bedeutung: die Einfriedigung, Hecke, Zaun.

4. Anger ist ein unbebautes, grasbewachsenes Land, Viehweide, Rain, Brink.

5. Gelag, ein Mahl, wobei die Gäste lustig schmausen und zechen.

IV. **Gliederung des Gedichtes.** 1. Die Einleitung (Str. 1) macht uns mit den Personen und mit dem Orte der Handlung (die dumpfe Stube) bekannt.

2. Der Hauptteil. Das Gespräch der vier Personen (Str. 2—5). Str. 2 die Worte des Kindes. Str. 3 die Worte der Mutter. Str. 4 die Worte der Großmutter. Str. 5 die Worte der Urahne.

3. Der Schluß (Str. 6) erzählt das plötzliche Ende der vier Personen.

Grundgedanke. Das Gedicht veranschaulicht in erschütternder Weise die beiden Gedanken: „Der Mensch denkt, Gott lenkt", und: „Denk an den Tod, o Mensch, du seist alt oder jung."

V. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Zusammenhängende Inhaltsangabe. 2. Charakteristik der vier Personen. 3. Die Menschenalter. 4. Beschreibung eines Gewitters (Bd. II, Nr. 163!). 5. Vergleichung: „Das Gewitter" und „Der Schutzgeist".

B. Der Schutzgeist.

Th. Südow. Wackernagels Lesebuch. Güterslоh 1845. II, 134.

1. Noch spät in der herrlichen Sommernacht
Stund der Graf auf des Schlosses Altan
Und wies in der Kunde der Sternenpracht
Die staunenden Knaben herzlich an
Und lockte so aus der Kindheit Schranken
Der Gottheit ernsten, erhab'nen Gedanken.

2. „Hoch über des Himmels gestirntem Haus
Wohnt, der euch all' eure Freuden schenkt,
Und wer ihm vertraut, der hat's voraus,
Daß er im Unglück des Lieblings gedenkt."
Er sprach's — und schied. — „Schlaft wohl, ihr Lieben!
Schon ziehet der Nachthauch kalt von drüben."

3. Im öden Flügel der gotischen Burg,
Drei Zimmer weit von der Knaben Gemach,
Blieb der Graf die Nacht hindurch
Und sehnt und weint der Gattin nach:
„Ich gab sie, mein Gott, dir mit Schmerzen;
Nur meine Kinder laß meinem Herzen!"

4. Und horch! — da drüben im Kämmerlein
Ruft's laut den Ältern beim Namen — „Emil!"
Schnell rafft er sich auf: „Sollt's der Vater sein?
Oder täuscht mich des Traumes Spiel?"
Er macht indes sich aus dem Bette
Zum Vater, ob er gerufen hätte. —

5. „Ich rief dich nicht! Des Schläfers Sinn
Bethörte der lustigen Träume Spiel."
Doch kaum warf sich der Knabe wieder hin,
So rief's von neuem: „Emil! — Emil!" —
Und abermals lief er hin: „Ich wette,
Daß mich der Vater gerufen hätte."

6. „O, nicht doch! mein Lieber, dich äfft der Sturm,
Im Wipfel der alten Ulm' erwacht,
Und Wächterruf, der laut vom Turm
Verkündet soeben die Mitternacht. —
Der Donner rollt — wie das Wetter leuchtet!
Geh! hülle dich ein! die Nachtluft feuchtet."

7. Der Knabe gehorcht und schleicht zurück
Und weckt den Bruder und weint und spricht:
„Der Vater ruft mich im Augenblick,
Und da ich komme, weiß er's nicht.
Sei wach, Bruder Wilhelm, mir graut alleine!
Gieb acht! Bleib munter mit mir im Vereine!"

8. Und Stille herrscht durch den düstern Saal,
Und draußen der pfeifenden Winde Spiel.
Und horch — jetzt ruft es zum drittenmal
Und länger und lauter: „Emil! — Emil!" —
Da eilten zum Vater die beiden Brüder:
„Hier sind wir, riefst du nicht eben wieder?" —

9. Der Graf erschrickt und starret sie an,
Ihm schauert es kalt durchs Gebein:
„Nun wohl, meine Kinder, die Nacht fortan
Sollt ihr nicht mehr entfernt von mir sein!"
Er reißt sie herauf mit ahnenden Blicken,
Sie an sein klopfendes Herz zu drücken.

10. Und als er sie beide sanft umschloß,
Da stürzte die Deck' in der Knaben Gemach,
Und furchtbar bebte das alte Schloß.
Der Staub in Wolken wälzte sich nach.
Und tief in den Trümmern der wüsten Stätte
Lag zerschmetttert das kaum verlassne Bette.

1. Wovon erzählen beide Gedichte? a) Beide Gedichte erzählen von Unglücksfällen. b) In beiden Gedichten sind Menschenleben gefährdet; im „Gewitter" endet das Unglück mit dem Tode von vier Menschen; im „Schutzgeist" werden zwei Menschen auf wunderbare Weise vom sichern Tode errettet.

2. In welcher Zeit geschahen beide Ereignisse? a) Beide Begebenheiten geschahen im Sommer während eines Gewitters. b) Das eine Ereignis geschah am Tage, das andere während der Nacht.

3. Welcher allgemeine Gedanke liegt beiden Gedichten zu Grunde? Beide Gedichte geben uns die Lehre, daß der Tod ebensowenig die Jugend wie das Alter verschont.

4. Wie ist die Darstellung der beiden Gedichte? In beiden Gedichten findet anfangs eine mündliche Unterhaltung der Personen statt; während aber im „Gewitter" jede der Personen von ihren besonderen Interessen redet, enthält das Gespräch im „Schutzgeist" eine Belehrung, welche der Vater seinen Söhnen giebt.

5. Welcher Unterschied ist in Rücksicht auf den Ort der Handlung zu machen? Der Dichter im „Schutzgeist" führt uns in ein altes gräfliches Schloß, Schwab dagegen läßt uns in eine kleine, dumpfe Stube ärmerer Leute blicken. Schwabs Gedicht beruht auf einer wirklichen Begebenheit; Südow führt uns eine wunderbare Sage vor.

6. Welcher Unterschied ist in Bezug auf die Personen zu machen? Im „Gewitter" sind sämtliche Personen weiblichen und im „Schutzgeist" männlichen Geschlechts.

7. Welches ist die Ursache des Unglücks in jedem der beiden Gedichte? In Schwabs Gedicht wird das Unglück durch ein Gewitter herbeigeführt, in Südows Gedichte dagegen durch den Einsturz einer Zimmerdecke.

W. D.

C. Das Glück von Edenhall.

Ludwig Uhland.

I. **Vorbereitung.** Nach altgermanischem Volksglauben hatte alles, was das Auge des Menschen in der Natur sah, Berg, Wald, Wiese, Quelle, Fluß und See, ein geheimnisvolles Leben für sich; Nixen und Elfen, Riesen und Zwerge hausten neben den Menschen im Wasser, in und auf der Erde. Das Christentum scheuchte diese Geistergestalten in die Schatten der Dämmerung und das Dunkel der Nacht, aber sie verschwanden nie ganz aus dem Glauben und den Erzählungen des Volkes. Bald fügten sie den Menschen bitteres Leid zu, als Strafe für ihren Abfall vom alten Glauben, und trieben ihr Koboldspiel mit ihnen (vgl. „Die wilde Jagd" und „Der getreue Eckart", „Erlkönig", „Rübezahl");

bald standen sie ihnen hilfreich zur Seite, den einzelnen sowohl wie ganzen Geschlechtern. Die Gaben, die sie spenden, erhalten eine besondere Bedeutung durch die beigefügten Prophezeiungen. Davon wissen auch unsere deutschen Märchen und Sagen genug zu erzählen. So lesen wir z. B. in den deutschen Sagen von Gebrüder Grimm I, 39: „Dem Grafen von Hoia reicht ein Zwerg ein Schwert, ein Salamanderlaken und einen güldnen Ring . . . mit Anzeigung, diese drei Stücke sollte er und seine Nachkömmlinge wohl verwahren, und so lange sie dieselben bei einander hätten, würde es einig und wohl in der Grafschaft zustehen; sobald sie aber von einander kommen würden, sollte es ein Zeichen sein, daß der Grafschaft nichts Gutes vorhanden wäre . . .“ Ähnliches wird daselbst vom Geschlechte derer von Rantzau und von Alvensleben (S. 45 und 75) berichtet. Ein verwandter Stoff ist es auch, der dem Gedichte Uhlands „Das Glück von Edenhall“ zu Grunde liegt. Die Sage führt uns auf außerdeutschen Boden, nach Nordengland in das Gebiet von Cumberland; dort liegt an dem Flusse Eden der kleine Ort Edenhall. Vor Zeiten herrschte in dem Thale ein reiches, edles Geschlecht, die Lords oder Grafen von Edenhall. — Höret nun das Gedicht!

II. 1. **Darbietung** des Gedichtes durch Vorlesen (S. 162).

2. Erläuterungen. Str. 1. „Nun her mit dem Glücke von Edenhall.“ Trunken sind die Gäste von der Festfreude und dem Wein, trunken auch der Gastgeber, der junge Lord. So ist er denn in der rechten Stimmung, den Gästen das kostbarste, merkwürdigste Stück des Familienschatzes zu zeigen; er darf auf ihren Beifall rechnen. — Str. 2. Weshalb vernimmt der Schenk ungern den Spruch? (Er sieht, daß sein junger Gebieter trunken, in Weinlaune ist, und befürchtet Unheil für das kostbare Gefäß.) Was deutet die seidne Hülle an? (Die Kostbarkeit des Inhaltes.) — Das Zögern des treuergebenen Dieners könnte dem Lord eine Warnung sein; er übersieht sie. — Str. 3. Was heißt dem Glas zum Preis? (Zu der kostbaren Form gehört ein köstlicher Inhalt.) — Zitternd, nicht nur vor Alter, sondern auch vor innerer Angst, gießt der Greis Rotwein in das Glas. — Str. 4. Die Erzählung des Lords beweist, daß er mit den Sagen seines Geschlechtes und der Bedeutung des Krystallglases wohl vertraut ist. — Wie kommt das Glas zu dem Namen „Glück von Edenhall?“ (Das Glück des Geschlechtes ist nach dem Spruch der Fee an das Glas geknüpft, so wird es selbst zum „Glück“.) — Str. 5. Die Gabe ist dem Lord ein Sinnbild des Geschlechtes, das volle Becher und lauten Becherklang („wir läuten gern“) liebt. Er ist ein echter Sohn seiner Väter; das Fest, die Gäste, die Stimmung des Lords legen davon Zeugnis ab. — Str. 6. Der Klang des Glases, das wundersame Anschwellen vom milden Nachtigallentone bis zum Donnerhalle, könnte wiederum den Lord warnen. — Str. 7. Der Frevel erreicht hier seinen Höhepunkt, von den Worten geht der Lord zur That über. Im Gefühl seiner Kraft und Jugend mißachtet er das Geschenk der Fee und verachtet die daran geknüpfte Prophezeiung; er

will sein Glück nicht einem zerbrechlichen Glase, sondern seiner eignen Kraft zu danken haben. Auch dünkt er sich erhaben über den Aberglauben der Vorfahren. Und doch ist er nicht ganz frei davon; wäre er es, er würde das Glas ruhig zur Seite stellen und als ein uraltes, wertes Familienerbstück aufbewahren. So liegt aber doch noch ein Reiz in ihm, das Geheimnis, wenn ein solches vorhanden, zu ergründen. Daher sein Wort: versuch' ich! — Str. 8. Unaufhaltsam, rasend schnell bricht das Verhängnis, die Strafe, herein. — Mit dem gellenden, klagenden Tone des zerspringenden Glases zerspringt das Gewölbe. Der Dichter scheint — entsprechend dem sagenhaften Charakter seines Stoffes — das Springen des Gewölbes in wunderbaren ursächlichen Zusammenhang mit dem Springen des Glases zu bringen. — Str. 9. Mitten in dem Grause der Zerstörung steht der Lord allein, willenlos, wie betäubt. Den Fuß des zersprungenen Glases hält er fest umspannt; es ist, als ob er sich von den Trümmern seines „Glückes" nicht trennen könnte. So sieht er das Strafgericht hereinbrechen, so fällt er. — Str. 10. Das Gebein des Lords und die Scherben des Glücks gehören auch im Tode zu einander; der Greis will sie zusammenbetten. — Str. 11. Den Glanz des Geschlechtes hat der Greis gesehen; hier hat er den jähen Fall, die Vergänglichkeit alles Irdischen vor Augen, und das entlockt ihm die Klage Str. 11: Alles Feste, alles Hohe muß vergehen; was der Erde Stolz und Glück ist, gleicht ja doch nur dem zerbrechlichen Glase. — In dieser Klage ist das eine Moment nicht beachtet, das doch in dem Gedichte gerade die Hauptrolle spielt: der frevelhafte Übermut des Menschen, der das Geschick herausfordert und sein Glück selbst zertrümmert. —

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. a) Str. 1. Das Festmahl. b) Str. 2—4 das Glück von Edenhall, Str. 5—7 des Lords Frevelmut, Str. 8—10 seine Strafe. c) Str. 11 die Klage.

2. Einzelbilder: a) Nach Str. 1 (und 2); b) nach Str. 10 (Gegenstück zu a).

3. Charakterzeichnung: a) Des Geschlechtes. Es ist ein freudiger Stamm, der frohen Lebensgenuß (volle Becher und lauten Becherklang) im Kreise fröhlicher Menschen liebt; dazu ist es auch ein kühn Geschlecht. Sie haben es verstanden, des Hauses „Glück" zu hüten.

b) Des Schenken. Er ist des Hauses ältester Vasall, ein Greis, vertritt die Vergangenheit des Geschlechtes, ist von der geheimnisvollen Bedeutung des Bechers überzeugt. Er vernimmt ungern den Spruch, nimmt zögernd das Glas, schenkt mit Händezittern ein — das Bild des stummen, treuen Warners —, will seinem Herrn die letzte Ehre erweisen, klagt um das zersprungene Glück.

c) Des jungen Lords. Er ist der Sohn und Erbe seines Geschlechtes, dessen Gegenwart er darstellt: lebensfroh, gesellig, kühn. Eine Zukunft hat das Geschlecht in ihm nicht, da er von den Grund-

sätzen desselben andrerseits abweicht: er ist ohne Scheu vor der durch das Alter geheiligten Familienüberlieferung, voll trotzigen Vertrauens auf eigne Kraft, voll frevelhafter Selbstüberhebung. Er versucht das Glück, fordert damit die Rache des Schicksals heraus und zertrümmert so mit eigner Hand sein und seines Geschlechtes Glück. — In seiner Handlungsweise zeigt sich die Steigerung des Frevels: Er läßt das Glas seiner sichern Hülle zur Benutzung entnehmen, einschenken, stößt an und versucht endlich das Glück; dies der Höhepunkt seines Frevels und Übermutes! Um so jäher ist auch der Fall: Er steht plötzlich verlassen, sieht den Graus der Vernichtung, fällt wehrlos vom Schwerte des Feindes.

4. Grundgedanke. Das Glück einer Familie, eines Menschen ist ein heimliches, zerbrechliches Ding; es will wohl gehütet sein. Wehe dem, der ohne Scheu vor dem altehrwürdigen Vätererbe, voll Trotz auf seine eigene Kraft, voll frevelhaften Übermutes das Schicksal versucht! Mit eigener Hand zerstört er sein Glück.

5. Eigentümliches. Ganz allmählich werden wir im Beginn mit dem „Helden" des Gedichtes, dem „Glücke von Edenhall", bekannt gemacht. In Str. 1 hören wir den Namen; voll Spannung warten wir, was für ein „Glück" das ist, das man sichtbarlich darreichen kann; in Str. 2 erfahren wir, was das „Glück" eigentlich ist, kennen seine Bedeutung noch nicht, müssen aber einen geheimnisvollen Zusammenhang vermuten; Str. 3 läßt uns die Eigenschaften, Str. 4 endlich die Bedeutung des Glases kennen lernen. So wird noch einmal die Geschichte des Glases, seine Schönheit in Glanz und Klang vorgeführt; bald darauf liegt es in Scherben. — Ähnliche Steigerungen haben wir in der Handlungsweise des Lords, im Klange des Glases (Str. 6), im Springen desselben („mit dem brechenden Glücke" Str. 8, „das zersprungene Glück" Str. 9, „die Scherben des Glücks" Str. 10). — Str. 10 enthält eine Reihe der schroffsten Gegensätze zu Str. 1: Von der glänzenden, jugendlich frohen Festversammlung ist nur der Greis übrig, von dem herrlichen Schlosse nur grause Trümmer, von des Lords jugendfrischer Gestalt nur verbrannt Gebein, von des Glücks leuchtendem Glase nur Scherben.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Ehre das Erbe der Väter! Poche nicht auf eigne Kraft! Versuche das Schicksal nicht!

2. Rede- und Stilübungen. Schildere den Schauplatz und die handelnden Personen nach Str. 1 und 2, nach Str. 10! Vergleiche unser Gedicht mit „Der Taucher" von Schiller: Was hat der junge Lord gemein mit dem Knappen? worin unterscheiden sie sich? (Beide versuchen das Glück und stürzen dabei ins Verderben; der eine versucht das Schicksal aus frevelnder Überhebung, der andere, um ein unerreichbar hohes Glück zu gewinnen). — Vergleiche „Das Glück von Edenhall" mit „Belsazar" von H. Heine nach Schauplatz, handelnden Personen, Handlungen (Festmahl, Frevel in Wort und That, Strafe)!

Dr. P. Polack.

118. A. Der Wanderer in der Sägemühle.

Just. Kerner, Lyrische Gedichte. Stuttgart 1854. S. 456.

1. Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu. u. s. w.

(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1 ist gleichsam die Einleitung. Ein Wanderer befindet sich an einem Ort, von dem aus er alles, was in der Schneidemühle zu sehen ist, überschauen kann. Mit wenigen Worten ist dem Leser hier die ganze Situation geschildert. Die Mühle denken wir uns im Thale; ein lebendiger Bach treibt sie. Da saß der Wanderer in „süßer Ruh'", also nichts thuend, nichts sorgend und sich um nichts kümmernd. In solchen Stunden aber arbeitet der Geist, und sei's auch nur, daß er träume. Die Räder sind in Thätigkeit, sie spielen gleichsam mit einander, die großen und kleinen Räder, von denen eins schnell, das andere langsam läuft. Er sah den „Wassern" zu. Das „Wasser" erscheint dem Wanderer nicht als ein Ganzes, sondern durch die Räder getrennt zu sein, daher die ungewöhnliche Mehrheit „Wassern", welche das Getrenntsein angiebt.

Str. 2. Der Wanderer sah aber auch der blanken Säge zu, wie sie lange Wege in einen Tannenbaum bahnte. Diese Thätigkeit der Säge hat etwas so Einförmiges, sich stets in derselben Weise Wiederholendes und deshalb Ermüdendes, daß dadurch die Seele gleichsam in Träumereien versenkt wird. Im Traume aber arbeitet die Phantasie, und so bedient sich der Dichter hier dieser Vorstellung, um den Wanderer über seinen Seelenzustand sich aussprechen zu lassen. Nun sind die Säge und die Tanne für den Wanderer nicht leblose Dinge, sondern etwas Persönliches, die Säge bahnt lange Wege in den Tannenbaum, es wird ihr also gleichsam ein Wille, eine selbständige Thätigkeit zugeschrieben, wie sie nur ein lebendes Wesen, eine Person, hat.

Str. 3. Auch der Tannenbaum wird personifiziert, dem Wanderer erscheint er wie lebend, ja er singt sogar eine Trauermelodie. Der schneidende, schrillende, fortdauernde Schall, welcher vom Baume beim Durchschneiden erklingt, kommt ihm wie Wehklagen und Seufzen vor, daher der schöne Vergleich mit einer Trauermelodie. Diese ist auch andern Melodien gegenüber einförmig wie das Rauschen der Säge. Gar schön ist auch der Vers: „Durch alle Fasern bebend". Ist es doch, als fühlten wir mit, wie der scharfe Schnitt der Säge gleichsam durch das Herz der Tanne geht. Und warum klagt und trauert die Tanne? Das sagen die folgenden Strophen. So hat also der Dichter auch durch diese dritte Strophe einen schönen Übergang zu dem zweiten Teile des Liedes gefunden.

Str. 4. Um ihr Klagelied recht eindringlich zu machen, redet die Tanne den Wanderer direkt an. Sie sagt: Er kehre zur rechten Stunde bei ihr ein, um von ihr zu erfahren, daß die aus ihr entstandenen Bretter für ihn zum Sarge bestimmt sind. Die rechte Stunde aber, um an den

Tod zu denken, soll für uns Menschen jede Stunde sein, denn wir wissen ja nicht, in welcher Stunde der Tod an uns herantritt. Schillers Worte:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an",

will auch die Tanne predigen. Der Wanderer hier ist nicht ein einzelner, sondern jeder Mensch. Für uns alle dringt die Säge ins Herz der Tanne, denn jeder wird einst in den aus tannenen Brettern gezimmerten Sarg gelegt.

Str. 5. Noch weiß der Wanderer nicht, warum die Tanne sich in Bretter trennen läßt, erst in dieser Strophe erfährt er es bestimmt: Nach kurzer Wanderung wird das Holz für dich ein Schrein zur langen Ruh' im Grabe. Diese Gegensätze, kurze Wanderung und lange Ruh', geben dem ernsten Wanderer viel zu denken. Wie alt wir auch werden, so ist unsere Erdenwanderung doch immerhin nur von kurzer Dauer im Verhältnis zur ewigen Ruhe im Schoße der Erden. (Erden ist die alte Form des Genitivs und wird von Dichtern noch öfters gebraucht.)

Str. 6. Kaum hatte die Tanne es ausgesprochen, da sieht auch der Wanderer die vier Bretter seines Sarges fallen. Wie sollte es ihm nun nicht „schwer ums Herz" werden? denn auch der frömmste und gläubigste Mensch bangt vor der Todesstunde. Ja, das Herz ward dem Wanderer so schwer, daß er nicht einmal, wie er wollte, ein Wörtlein mehr lallen konnte. War's vielleicht eine Frage oder ein Dankeswort, welches er der Tanne auszusprechen wünschte? Wir wissen's nicht; denn in dem Augenblicke, wo der Wanderer das Wort sprechen wollte,

„Da ging das Rad nicht mehr".

Auch das Rad unseres Lebens wird bald nicht mehr gehen, d. h. auch unsere Wanderung auf dieser Welt wird bald genug vollendet sein. Wohl uns, wenn wir die Predigt der Tanne, ihr memento mori! zu Herzen nehmen.

II. **Grundgedanke.** Das kleine Volkslied ist bereits durch die liebliche Melodie des schönen Liedes: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad", in die Schulen und in das Volk eingedrungen. Und das ist recht! Denn das Sittlich-Veredelnde, was in diesem Liede liegt, kann nicht genug im Volke verbreitet werden. Das Lied stellt uns hier die Tanne als Predigerin vor, welche jedem zuruft: Memento mori! d. i. Denk an den Tod!

III. **Gliederung des Gedichtes.** Das ganze Gedicht zerfällt naturgemäß in zwei Teile. Der erste Teil (Str. 1—3) sagt, was der Wanderer sieht — die Räder, das Wasser, die Säge, den Tannenbaum und die Thätigkeit in der Mühle — und der zweite Teil (Str. 4—6) enthält die Predigt des Tannenbaumes.

IV. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Die Predigt der Tanne in der Sägemühle.

2. Vergleiche damit:

B. Der Fichtenbaum. (Siehe Nr. 119!)

1. In beiden Gedichten sind Tanne*) und Fichtenbaum Prediger des Todes.

2. Der Baum in der Sägemühle ist zum Zerschneiden schon vorbereitet, der Fichtenbaum dagegen ist noch auf der Höhe einsam schwankend und lebend.

3. Die verschiedenen Bäume predigen verschiedenen Personen. Die Tanne, welche bald ihren Zweck, als Material zum Sarge zu dienen, erreicht hat, spricht zu einem erwachsenen, dem Tode nahen Menschen; die noch lebendig grünende Fichte auf der Höhe predigt einem noch lebensfrischen Knaben.

4. Wanderer und Knabe sind in ernster Stimmung.

5. Bei dem Wanderer ist sie hervorgehoben durch das eintönige Rauschen des Wassers, das Klappern der Räder und das Knirschen der Säge, bei dem Knaben dagegen durch das einförmige Plätschern des Wassers, welches er durch die taktmäßigen Bewegungen des Ruders erregt, und die Stille, welche ihn auf dem blauen See umgiebt.

6. In A wie B sind die Bäume personifiziert, d. h. sie werden lebend und redend eingeführt, der Baum in der Sägemühle sang, er bebte, der Baum auf der Höhe träumte, sprach leise, bewegte trauernd die Zweige und sann tief in Träumen versunken.

7. Die Predigt der beiden Bäume unterscheidet sich etwas: In A verkündigt die Tanne dem Wanderer einen baldigen Tod, indem sie sagt, daß die Bretter zu seinem Sarge schon zugeschnitten sind. In B giebt die Fichte auf der Höh' dem Knaben noch eine kurze Frist. In A spricht zuerst die Tanne und dann der Wanderer, in B fordert der Knabe den Baum zum Sprechen auf.

8. Der Erfolg der Predigt ist in A und B ziemlich gleich. Weder der Wanderer noch der Knabe haben eine Antwort darauf; der Wanderer versucht es zwar, allein es will ihm infolge der eben gehörten traurigen Worte nicht gelingen.

9. Die Sprache ist in beiden Liedern schlicht und einfach, entbehrt aber nicht ganz des Schmuckes; besonders schön sind die Gegensätze: In A: „Wenn kurz gewandert du“ und „ein Schrein zu langer Ruh“. In B bildet sogar jede der ersten drei Strophen einen Gegensatz, z. B. Str. 1: Die alte Fichte auf der Höh', der Knabe unten auf dem Wasser. Str. 2: Die Fichte oben träumend, der See unten schäumend und bewegt. Str. 3. Nochmals die Fichte oben, der Knabe unten. W. D.

---

*) Der Unterschied, welchen die Botanik zwischen Tanne und Fichte macht, hat hier selbstverständlich keine Bedeutung.

119. A. Der Fichtenbaum.

Georg Scheurlin, Gedichte. Ansbach 1852. S. 117.

1. Die alte Fichte schwanket
Einsam auf grauer Höh';
Der Knabe zieht im Nachen
Entlang den blauen See.

2. Die Fichte, tief versunken
In dunklen Träumen, sinnt;
Der Knabe kost der Welle,
Die schäumend niederrinnt.

3. „O Fichtenbaum, dort oben,
Du finsterer Gesell,
Was schaust du stets so trübe
Auf mich zu dieser Stell'?"

4. Da rühret er mit Trauern
Der Zweige kühlen Saum
Und spricht mit leisen Schauern —
Der alte Fichtenbaum:

5. „Daß bald die Axt mich suchet
Zu deinem Totenschrein,
Das macht mich stets so trübe,
Gedenk' ich, Knabe, dein."

I. **Erläuterung des Inhalts.** Str. 1. „Die alte Fichte schwanket einsam auf grauer (nicht grüner, wie in mehreren Lesebüchern steht) Höh'!" Der Dichter bezeichnet hier durch das „die" einen bestimmten Baum und beschreibt ihn uns mit wenigen Worten sehr genau. Die Fichte ist alt, giebt also breite Bretter, die zu den Särgen benutzt werden. Sie schwanket, teils weil sie schon so alt ist, teils weil sie einsam auf grauer Höh' steht, und die Winde sie von allen Seiten fassen können. Sonst stehen die Fichten vereinigt in großen Waldungen. Unsere Fichte befindet sich auf einem Felsen (grauer Höh'), auf welchem der Pflanzenwuchs nur sparsam ist. Neben das ernste Bild der alten Fichte stellt uns nun der Dichter sofort das heitere des Knaben.

Kaum können in wenig Worten so entschiedene Gegensätze uns vorgeführt werden, wie es hier geschieht. Die alte Fichte, der frische Knabe, die graue Höh', der blaue See. Hinfälligkeit und aufstrebende Lebendigkeit, wie nahe bei einander!

Str. 2. Der Dichter, welcher die Fichte hier als ein geistbegabtes Wesen hinstellt, läßt sie „träumen" und „sinnen". Und gewiß passen diese Thätigkeiten recht schön zu der äußeren Erscheinung des Waldbaumes; sein stattlicher, majestätischer Wuchs, die dunkelgrüne Färbung seines Laubes, geben diesem Baume etwas Ernstes und Männliches.

Im Gegensatz zu der sinnenden Fichte sehen wir auch in dieser Strophe den Knaben; er „kost der Welle", d. h. hier soviel als ihr schmeicheln, mit ihr tändeln. Es ist also keine ernste, sondern nur eine unterhaltende und vergnügliche Beschäftigung, der sich der Knabe hingiebt. Er macht sich gewissermassen nur einen Zeitvertreib, ohne sich dabei etwas zu denken, noch viel weniger zu sinnen. Auch die Welle, die schäumend niederrinnt, zeigt keinen besonderen Ernst. Wie sie kommt, so vergeht sie. Aber eins bemerkt der Knabe doch bei seiner unterhaltenden Beschäftigung, den Ernst, mit welchem der alte Fichtenbaum ihn anschaut.

Str. 3. Es bemächtigt sich beim Anblicke der Fichte des Knaben ein eigentümliches, ja fast banges Gefühl; denn er nennt sie einen „finstern Gesellen" (der Ausdruck „Gesell" ist hier ohne hervortretenden Bezug auf

das Verbundensein mit Genossen, d. i. Gleiche gebraucht), der „trübe“ auf ihn niederschaut.

Str. 4. Der Fichtenbaum bereitet sich zur Antwort vor, indem er mit Trauern der Zweige kühlen Saum (die Nadeln) rührt. In „leisen Schauern“, d. h. hier soviel als mit ahnungsvollem Bangen, beginnt er zu sprechen. Dieses Bangen ist, wie wir aus dem Inhalte der folgenden Strophe erkennen können, vollständig gerechtfertigt.

Str. 5. Traurig genug ist es für den Knaben, der in jugendlicher Frische erst sein Leben beginnen will, daß er schon so früh an seinen Tod erinnert wird. Der Fichtenbaum zeigt sich hier als ein Prediger, der dem Knaben die bekannte gute Lehre giebt: „Auch die Jugend ist vor dem Tode nicht sicher.“ Wenn die Fichte sagt: „Daß bald die Axt mich suchet zu deinem Totenschrein“, so meint sie damit, daß zwar der Tod bei dem Knaben nicht plötzlich eintritt, aber er kommt doch; darum denke daran, mein Kind, daß er dich nicht unverhofft und unvorbereitet trifft. „Das macht mich stets so trübe, gedenk' ich, Knabe dein.“ Mit Recht kann das die Tanne sagen; denn wieviel Hoffnungen, wieviel Glück gehen bei dem Tode des Knaben mit ins Grab!

II. **Gliederung des Inhalts.** Das Gedicht zerfällt in 4 Abschnitte. Im ersten Teile (Str. 1 und 2) schildert der Dichter den Knaben und die Tanne in ihren Gegensätzen. Der zweite Teil (Str. 3) enthält die Frage des Knaben. Der dritte Teil (Str. 4) sagt, wie sich die Tanne zur Antwort vorbereitet, und der vierte Teil (Str. 5) bringt die Antwort der Tanne.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Charakteristik der Fichte und des Knaben. (Die Fichte wird personifiziert, und es werden ihr deshalb menschliche Eigenschaften [die aber ihrer Natur nicht zuwider sind] beigelegt: alt, schwankend, einsamstehend, sinnend, in Träumen, finster, trübe, traurig, verständig ꝛc. Der Knabe: vergnügt, beobachtend, spielend, heiter ꝛc.)

2. Vergleichung des Gedichts mit „Preis der Tanne“.

B. Preis der Tanne.

J. Kerner, Lyrische Gedichte. Stuttgart 1854. S. 6.

1. Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt.

2. „Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.

3. „Und im Herbste — welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus.“

4. So sich brüstend, sprach die Rebe,
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

5. Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!“

6. Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

A. Ähnlichkeiten: In beiden Gedichten treten die Bäume sprechend auf; beide enthalten ein Zwiegespräch; beide rühmen ihr Holz als zu Särgen brauchbar; beide Gedichte versetzen uns in eine ernste Stimmung; denn beide erinnern an den Tod; in beiden Gedichten wird die Fichte (oder Tanne) zum Sprechen aufgefordert ꝛc. B. Verschiedenheiten: In Bezug auf die beiden Sprechenden: hier die Rebe, dort der Knabe; in Bezug auf den Inhalt des Gesprächs: die Ruhmredigkeit der scheltenden Rebe, die bange Frage des Knaben; in Bezug auf den Zweck des Baumes: hier für Lebensmüde, dort für den lebensfrischen Knaben; in Bezug auf die Charakteristik des Baumes: hier stolz, himmelwärts strebend, Schatten gebend, labend, friedengebend, dort alt, schwankend ꝛc. W. D.

120. A. Die Kapelle.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. I. 15.

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

I. **Vorbemerkung.** Anton Schurz erzählt in der Biographie seines Schwagers Nikolaus Lenau, daß dieser und sein Freund, der Oberjustizrat Mayer aus Waiblingen, im Jahre 1831 Ludwig Uhland in Tübingen besucht und mit ihm einen gemeinsamen Lustgang nach der „Wurmlinger Bergkapelle" unternommen hätten. Durch die herrliche Lage der Kapelle und den schönen Umblick wären sie so entzückt worden, daß jeder die Kapelle zu besingen sich vorgenommen hätte. Das Gedicht „Die Wurmlinger Kapelle" wurde im Januar 1832 von Lenau an Mayer geschickt und war wohl infolge jener Anregung entstanden. Die Uhlandsche „Kapelle" wurde aber schon im Jahre 1805 gedichtet.

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Als Zeit muß — besonders auch im Hinblick auf das Lenausche Gedicht — ein Abend im Herbst angenommen werden. Gegen Abend finden meist die Begräbnisse statt. Im Herbst weiden die Schafe auf den Wiesen, und der Herbst stimmt die Seele besonders ernst. Auf einem Hügel erhebt sich eine altersgraue Kapelle. Sie liegt mitten auf dem Gottesacker und ist von Grabhügeln, Leichensteinen und Kreuzen umgeben. Auf dem Dache hängt frei ein Glöcklein und läßt seine Klänge weithin erschallen. Ein Leichenzug bewegt sich den Berg hinan und betritt durch das geöffnete Thor den Friedhof. Ein Kruzifix wird vorangetragen. Dahinter geht der Geistliche, ihm folgt der Leichenchor, der ernste Grablieder singt. Dann folgen die Träger mit dem Sarge, und dahinter gehen die Leidtragenden. — Am Fuße des Berges liegt ein grünes Thal, das ein Bächlein durchrinnt und

auf dem ein Hirtenknabe seine kleine Herde weidet und zu der Kapelle emporschaut.

2. Charakterzeichnung. Der noch jugendliche Hirt weilt einsam bei seiner Herde, singt fröhlich helle Lieder, richtet aufmerksam den Blick zu der Höhe, lauscht teilnehmend dem Grabgesange, hält ergriffen mit seinen frohen Liedern ein, gedenkt ernst und fromm des eigenen Todes.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Kapelle steht still auf dem Berge, der Knabe singt laut im Thale. Str. 2. Droben erschallt Grabgesang, und drunten verstummen die frohen Lieder. Str. 3. Das Leichenbegängnis droben mahnt den Knaben drunten an seinen Tod.

Grundgedanke: Leid und Freude, Leben und Tod grenzen hienieden dicht aneinander. Gedenke des Todes! (Memento mori!)

4. Eigentümliche Schönheiten. Das schlichte Lied ist von ergreifender Wirkung, besonders durch die Gegensätze: Droben die Kapelle, drunten der Knabe; droben kahle Hänge, drunten frische Wiesen; droben verfallene Grabhügel, drunten lustige Schäflein; droben Stille, drunten laute, frohe Lieder; droben Glockenklang, drunten das Murmeln der Quelle; droben düsterer Gesang des Leichenchors, drunten Verstummen der frohen Lieder; droben Worte ernster Mahnung am Grabe, drunten ein lauschendes Ohr und ein empfängliches Herz. Ergreifend wirkt auch der Wechsel der Scene: Erst droben Stille des Todes und drunten laute Freunde des Lebens, dann droben die Laute des Schmerzes und drunten das Schweigen der Wehmut und der Teilnahme. Und wie schön sind die Gegensätze ausgeglichen! Der Friedhofsweg verbindet und vereinigt das Thal und den Kapellenhügel, der Tod das Kind und den Greis, das Grab den Armen und den Reichen, die Teilnahme den Glücklichen und den Unglücklichen, der Glaube und die Hoffnung — den Himmel und die Erde.

Die Kapelle ist personifiziert als stiller Wächter und Mahner auf dem Berge. Zu ihr schaut die Gleichgültigkeit, die Neugier, der Schmerz, die Teilnahme und die Andacht, jedes auf seine Weise, empor.

Statt „der Knabe verstummt" heißt es „die Lieder sind stille".

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes.

Ps. 90, 5. 6: Du lässest sie dahin fahren —. Ps. 103, 15. 16: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras —. Pred. Sal. 12, 8: Es ist alles ganz eitel.

Lied von Ämilie Juliane, Gräfin v. Schwarzburg-Rudolstadt: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Hin geht die Zeit, her kommt der Tod. Ach, wie geschwinde und behende kann kommen meine Todesnot! Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut!

Lied von Johann Heermann (So wahr ich lebe, spricht dein Gott, Str. 6): Heut' lebst du, heut' bekehre dich! eh' morgen kommt, kann's ändern sich. Wer heut' ist frisch, gesund und rot, ist morgen krank, ja wohl gar tot.

2. Vergleiche:

B. Die Wurmlinger Kapelle.

Nikolaus Lenau, Gedichte. Stuttgart 1871. S. 56.

1. Luftig wie ein leichter Kahn
Auf des Hügels grüner Welle[1])
Schwebt sie lächelnd himmelan,
Dort die friedliche Kapelle.

2. Einst bei Sonnenuntergang
Schritt ich durch die öden Räume,
Priesterwort und Festgesang
Säuselten um mich wie Träume.[2])

3. Und Marias schönes Bild
Schien vom Altar sich zu senken,
Schien in Trauer, heilig mild,
Alter Tage zu gedenken.

4. Rötlich kommt der Morgenschein,
Und es kehrt der Abendschimmer
Treulich bei dem Bilde ein,
Doch die Menschen kommen nimmer.[3])

5. Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hätt' ein fromm' Gebet
Sich verspätet in den Mauern.[4])

6. Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schar
Liegt so traulich vor der Schwelle.[5])

7. Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh'
Sich an die verlassnen Grüfte;
Dort dem fernen Süden zu
Wandern Vögel durch die Lüfte.[6])

8. Alles schlummert, alles schweigt;
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

9. Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen.[7])

10. Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.[8])

I. **Erläuterungen.** 1) Der Hügel erscheint als Welle des Bodens, die Kapelle als ein darauf schwimmender Kahn. 2) Die Gottesdienste in der Kapelle haben aufgehört, aber die Vorstellung davon umschwebt den Dichter undeutlich, jedoch schön wie ein Traum. 3) Die Verehrung der Heiligen hat aufgehört; von Morgen- und Abendsonne wird das Bild beglänzt, von andächtigen Menschen aber nicht mehr besucht. 4) Das Gebet ist personifiziert und mit einem Vogel verglichen, der sich abends in die Kapelle verirrt hat und nun mit leisem Flügelschlag hindurchschwebt. 5) Die Kapelle ist gleichsam Hüterin und Hirtin der Gräber. 6) Wie die Vögel im Herbst dem Süden zustreben, so sind die Seelen der Schläfer zu Gott geflogen. 7) Wundervolles Bild: Von dem herbstlichen Baume rieselt still das rötliche Laub, wie das bunte Spielzeug aus der kraftlosen Hand eines Kindes fällt, das mitten im Spiele vom Schlafe übermannt wird. Ebenso treffend ist die Vergleichung der geneigten Kreuze mit einem schlaftrunkenen Menschen, der unwillkürlich mit dem Kopfe niederwärts nickt. 8) Der Friede des Gottesackers stimmt die Seele friedlich und weckt in dem Besucher die Sehnsucht nach dem ewigen Frieden.

Als der Dichter Lenau geisteskrank in der Irrenanstalt Winnenthal bei Stuttgart war, da schrieb ihm Uhland am 16. November 1844: „Die Anwesenheit Deines Schwagers (Schurz) benutzten wir, ihn mit der hiesigen Gegend bekannt zu machen, an der uns manches liebe Andenken Deiner früheren Besuche haftet. Wir zeigten ihm, wenn auch nur aus der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest, dessen Worte sich auch jetzt an Dir erfüllen mögen: Hier ist all mein Erdenleid wie ein trüber Duft zerflossen."

II. **Rede- und Stilübungen.** a) Verwandle das Lied in eine kleine Erzählung! b) Suche Gedichte und Geschichten, in denen eine Kirche, eine Kapelle, ein Grab, ein Kreuz, ein Stein, ein Baum rc. eine ernste Mahnung ins Herz rufen! c) Schildere die Wurmlinger Kapelle nach den beiden Gedichten! d) Was enthält das Lenausche Gedicht Eigentümliches über die Zeit, den Berg, die Umgebung, das Äußere und Innere der Kapelle, die Personen, den Gedankengang und den Grundgedanken? e) Vergleiche Kerners „Wanderer in der Sägemühle"! P.

121. Siegfrieds Schwert.

L. Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. IV. 163.

1. Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab, u. s. w.
(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Geschichtliches.** Uhland behandelt in seinen Balladen und Rhapsodien mit Vorliebe mittelalterliche Stoffe; so hat er auch zu obigem Gedichte eine Sage aus dem Leben des Helden Siegfried, welcher eine der Hauptpersonen des Nibelungenliedes ist, bearbeitet. „Das Gedicht," sagt Kehr mit vollem Rechte, „ist mit seiner kurz angebundenen Ausdrucksweise und seinem kecken, trotzigen Tone ein Lieblingsgedicht unserer Schuljugend und eine Herzenserquickung für gesunde, naturgemäß erzogene Knaben."

Als Grundlage zum Gedichte diente dem Dichter folgender Abschnitt aus der Jugendgeschichte unseres Helden: „Im Niederlande wohnte in uralter Zeit ein König, Namens Siegmund, der weithin berühmt war durch seine große Macht. Dessen Sohn hieß Siegfried; der Knabe aber war von unbändiger Kraft, und all sein Trachten ging dahin, daß er in die Fremde zöge, um Abenteuer zu bestehen. Endlich gab der König dem Wunsche seines Sohnes nach und ließ ihn ziehen.

Siegfried kam bald in ein Dorf, das vor einem Walde lag. Dort verdang er sich bei einem Schmiede, um Waffen schmieden zu lernen. Aber er schlug so gewaltig auf das Eisen, daß dieses zersprang und der Amboß in die Erde getrieben ward. Der Meister fürchtete sich deshalb vor ihm und suchte des wilden Gesellen sich wieder zu entledigen. Er schickte ihn deshalb in den nahen Wald zu einem Köhler; aber unterwegs mußte Siegfried an der Höhle eines greulichen Drachen oder Lindwurms vorüber und dieser, dachte der Meister, würde den jungen Helden töten. Wirklich fuhr der Drache auf den nichts ahnenden Wanderer los, aber Siegfried wehrte sich und erschlug ihn. Darauf ging er weiter und geriet bald in eine Wildnis, in welcher es von Drachen, Kröten und anderem giftigen Gewürm wimmelte. Ohne sich zu besinnen, riß er eine Menge der stärksten Bäume aus der Erde, warf sie auf die Untiere und zündete dann den Holzstoß an. Aber von der Glut begann die Hornhaut der Untiere zu schmelzen und floß in einem Strome daher. Darin badete

sich Siegfried und bekam dadurch eine Haut hart wie Horn (daher: der gehörnte oder hürnene Siegfried), also daß kein Schwert ihn verwunden konnte. Nur zwischen den Schultern war eine Stelle geblieben, welche, zur Zeit des Bades mit einem Lindenblatte bedeckt, verwundbar war. Diese Stelle sollte später die Ursache seines frühen Todes sein."

II. **Gedankengang.** Str. 1. Siegfrieds Ausgang aus dem Vaterhause. Str. 2. Siegfried sehnt sich in die weite Welt. Str. 3. Siegfried begegnet gerüsteten Rittern. Str. 4. Er ist betrübt, daß er nur einen Stecken trägt. Str. 5. Siegfried geht deshalb in eine Schmiede im Walde. Str. 6. Dort sieht er Material und Feuer zur Anfertigung der Waffen. Str. 7. Er bietet sich zum Gesellen bei dem Meister an. Str. 8. Er will lernen, wie Schwerter angefertigt werden. Str. 9. Er beweist seine Geschicklichkeit und große Kraft. Str. 10. Er schlägt mit lautem Schalle alles Eisen in Stücke. Str. 11. Nur die letzte Stange verarbeitet er zu einem großen Schwerte. Str. 12. Siegfried hat nun ein gutes Schwert und hält sich für einen tüchtigen Ritter. Str. 13. Nun kann er die größten Heldenthaten verrichten.

III. **Gliederung.** 1. Abschnitt Str. 1—6. Siegfrieds Sehnsucht und Wanderlust.

2. Abschnitt Str. 7 und 8. Siegfrieds Bitte an den Meister.

3. Abschnitt Str. 9—11. Siegfried beweist in der Schmiede seine Kraft und Geschicklichkeit.

Schluß Str. 12 und 13. Siegfried hält sich mit seinem guten Schwerte für einen tüchtigen Ritter.

IV. **Siegfrieds Charakter.** Er war ein stolzer, d. h. prächtiger, stattlicher, tüchtiger Knabe; er war ehrgeizig, stark, lernbegierig, geschickt, furchtlos. (Inwiefern?)

V. **Poetische Form.** Daß in diesem Gedichte die Form dem Inhalte so trefflich angepaßt ist, können auch schwächere Schüler erkennen. Es können z. B. die Kinder aufmerksam gemacht werden auf die kurzen Strophen (je zwei Verse), auf die kräftigen, männlichen Reime jeder Strophe, auf die kurze Ausdrucksweise (Hinweglassung aller unwichtigen Wörter, z. B. der Pronomen und Artikel), auf die eigentümlichen Ausdrücke und Wortstellungen (jung Siegfried, stolzer Knab', wollt' rasten nicht, manch Ritter wert, liebster Meister mein, schwingen kunnt [alte Form], Schwert, so breit und lang, mit festem Schild, lustig Feuer 2c.). Dann dürften die Schüler auch auf die knappe Darstellung aufmerksam zu machen sein. In Str. 2 z. B. ist bloß die Absicht Siegfrieds zur Wanderung ausgesprochen, und in Str. 3 befindet er sich schon auf der Wanderung. Ebenso ist in Str. 6 und 7 die Ankunft und das Gespräch mit dem Meister ohne Verbindung, so daß auch hier des Lesers Phantasie noch beschäftigt wird. Nicht minder ist es dem Leser überlassen, es sich zwischen Str. 8 und 9 auszumalen, wie Siegfried das Schmieden so schnell lernte, und zwischen Str. 11 und 12 ist ebenfalls ein Zeitraum auszufüllen.

Gerade die kurze, die Phantasie des Lesers stets in Beschäftigung erhaltende Darstellung trägt, ohne daß die Kinder sich dessen bewußt sind, viel zu dem Interesse bei, welches das Gedicht bei ihnen findet.

G. H. Hiecke sagt in seinen „gesammelten Aufsätzen“ über die Form des Gedichtes: „Der Ton ist vortrefflich, ganz den unbändigen Herrentrotz malend, in Sprache und Versmaß knapp, kurz angebunden, schroff, in allem ein kecker und sicherer Dichtergriff. Wie schön ist das vorangestellte Verbum: „Begegnet ihm manch Ritter wert!“ Und wie prächtig steht dem Gedichte die trutzige Form: „Siegfried den Hammer schwingen kunnt,“ gleichsam wie einem alten Schwerte ein ehrwürdiger Rostflecken!“

VI. **Aufgaben.** 1. Der Charakter Siegfrieds. 2. Ausführliche Darstellung des Inhalts. 3. Erzähle die Geschichte, als hättest du sie erlebt! 4. Vergleiche das Gedicht mit der prosaischen Erzählung!

W. D.

122. Das Schwert.

L. Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. T. II, S. 162.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** In alten Zeiten erhoben sich auf vielen Anhöhen feste Burgen, die heute von der Erde verschwunden oder zu Ruinen verfallen sind. Darin hausten tapfere Ritter, die sich fleißig in den Waffen übten und Jagd und Krieg besonders liebten. Wer Mut im Herzen, Kraft im Arm und Geschick im Gebrauch der Waffen hatte, der galt als ein rechter Ritter und Held. Weil der Erfolg in den ritterlichen Kämpfen nicht wenig von der Güte der Waffen abhing, so standen die Ritter in freundlichem Verkehr mit den Waffenschmieden, die meist auch im Waffenhandwerk wohl erfahren waren. Die Söhne der Ritter, Junker (von Jungherr) genannt, wurden schon früh in den Waffen geübt. Erst wenn sie kräftig und geschickt den Speer schleudern, das Schwert schwingen und das Roß regieren konnten, waren sie der Väter wert.

In jene Zeit des Mittelalters versetzt uns Uhlands Gedicht „Das Schwert“.

1. Zur Schmiede ging ein junger Held;
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt;
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erfand.

2. Der alte Schmied den Bart sich streicht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht;
Zu schwach ist euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein.“

3. „Nein, heut', bei aller Ritterschaft,
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft!“
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

II. **Erläuterungsfragen.** Warum heißt der Jüngling Held? Woher kam er wohl? Was für eine Schmiede war es? Worin besteht die Güte eines Schwertes? (Blank und scharf, fest und wuchtig,

nicht zu schwer und nicht zu leicht.) Wie wog der Jüngling das Schwert in der freien Hand? (Er faßte es mit der Hand, die gleichsam seine Wage war, hob und senkte es und versuchte es zu schwingen.) Wie fand er es? Was konnte er nicht damit? (Es im Kreise um den Kopf schwingen.) Warum streicht der Schmied den Bart? (Um mit der müßigen Hand etwas zu thun, oder aus Gewohnheit, oder aus Behagen, oder um das spöttische Zucken in den Mundwinkeln zu verdecken.) Wie hieße es deutlicher statt nicht zu schwer noch leicht? (Weder zu schwer noch zu leicht.) Wie also? (Gerade recht.) Was meint der Schmied bei dem Vorwurfe des Jünglings? (Der Arm des Jünglings sei noch zu schwach.) Worüber habe er sich getäuscht? (Über die Kraft und Stärke des Jünglings.) Was tadelte der Jüngling? (Die Schwere und Plumpheit des Schwertes.) Was der Schmied? (Die Schwäche des Jünglings.) Wie will der Schmied bis morgen dem Fehler abhelfen? (Er will das Schwert mit Hilfe des Feuers leichter machen, indem er etwas Stahl abnimmt und es kürzer, dünner und schmaler macht.) Was empfindet der Jüngling bei dem Tadel des Schmieds? (Scham.) Was erwachte in seinem Herzen? (Mut und Ehrgefühl.) Wie ist sein Ausruf: Nein, heut'! zu ergänzen? (Nein, eure Meinung ist falsch; noch heute will ich dem Mangel abhelfen.) Was bedeutet die Beteuerung bei aller Ritterschaft? (So wahr ich ein Ritter bin und Rittertum und ritterliche Gesinnungen und Thaten aufs höchste schätze.) Welche andere Beteuerungen hört man? (Bei Gott, bei meiner Ehr' und Seligkeit, bei meiner Treue &c.) Wie und wann will der junge Held das Schwert passend machen? (Sogleich und durch eigene Kraft.) Woher hat er plötzlich die Kraft? (Er schämte sich über den Tadel des Schmieds; sein Ehrgefühl erwachte, und er faßte einen begeisterten Entschluß.)

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. In einer Waffenschmiede sehen wir einen hochgewachsenen Jüngling und einen greisen Schmied. Der Jüngling prüft ein Schwert, indem er es in der Hand wiegt und um den Kopf zu schwingen versucht; sein Gesicht verrät Unmut über das Gewicht desselben. Der Schmied schaut ruhig zu, streicht seinen langen Bart, und es geht etwas wie gutmütiger Spott über sein Gesicht. In der Mitte der Schmiede steht der Amboß und an der Seite der Blasebalg, der das Feuer schürt. An den Wänden hängen allerlei Waffen, und umher liegen allerlei Werkzeuge. Durch ein Fenster sieht man auf dem Berge eine stattliche Burg.

2. Charakteristik der Personen. Weise nach, daß der Schmied alt, geschickt, erfahren, bedächtig, humoristisch; der Held jung, vorschnell im Urteil, beschämt, feurig im Entschluß und willensstark war!

3. Gedankengang: Str. 1. Der junge Held prüft das jüngst bestellte Schwert und findet es zu schwer. Str. 2. Der alte Schmied sucht die Ursache davon in dem schwachen Arme des Jünglings und verspricht Abhilfe. Str. 3. Der Jüngling ist beschämt und gelangt durch

seinen festen Willen zum Vollbesitz der Kraft. (Andere Gliederung: I. Der vorschnelle Tadel des Jünglings. II. Der begründete Tadel des Meisters. III. Die Kraftprobe des Helden.)

Grundgedanke: Entschlossener Mut im Herzen gießt Kraft in die Arme.

4. Eigentümlichkeiten. Wie fast in allen Uhlandschen Dichtungen finden sich auch in diesem kleinen, markigen Gedichte allerlei Auslassungen, die dem Geiste des Lesers freien Spielraum lassen, und schöne Gegensätze, welche die Klarheit der Vorstellungen erhöhen. — Auslassungen: Woher kam der Jüngling? Warum heißt er Held, da er doch noch jung und sein Arm noch schwach ist? Was liegt in dem Bartstreichen des Schmieds? Worin lag der Irrtum des Schmieds? Was will er von heut auf morgen thun? Was ist hinter nein, heute! Ritterschaft, meine! zu setzen? Wie verhalten sich sprechen, durchdringen und schwingen zu einander? — Gegensätze: Burg und Schmiede, junger Held und alter Schmied, schweres Schwert und schwacher Arm, der Unmut des Jünglings und der gutmütige Spott des Alten, weder zu schwer noch zu leicht, die Hilfe durch Feuerskraft bis morgen und durch eigene Kraft schon heute, das mutige Wort und die kraftvolle That.

IV. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Urteile nicht vorschnell! — Unterschätze deine Kraft nicht! — Wolle nur ernstlich, und du wirst können! — Suche den Grund von Mißerfolgen nicht in anderen, sondern zuerst in dir! —

2. Verwandtes. Siegfrieds Schwert (S. 352). — Selber ist der Mann. Wollen ist Können. Wo ein Wille, da ist ein Weg. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Frische Fische, gute Fische. „In diesem Acker liegt ein Schatz — grabt nur! —“ David im Kampfe gegen Goliath. Friedrich der Große im Kampfe gegen eine Welt in Waffen.

3. Aufgaben. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts in Prosa! — b) Schildere den Schauplatz! — c) Woran konnte es liegen, daß der Jüngling das Schwert nicht schwingen konnte, und auf welche Weise war dem Fehler abzuhelfen? (Der Junker konnte schwächer sein, als der Schmied gedacht hatte; dann war das Schwert wirklich für ihn zu schwer und mußte mit Hilfe des Feuers umgeschmiedet und leichter gemacht werden. Oder der Junker kannte die eigene Kraft noch nicht hinlänglich und hatte sie noch nie mit eisenfestem Willen eingesetzt; dann mußte sie geweckt, geübt und unter die Macht eines festen Willens gestellt werden. Der leichte Tadel und Spott des Schmieds weckte das Scham- und Ehrgefühl des Jünglings und brachte seine Kraft zur höchsten Entfaltung.)

P.

123. Lied eines deutschen Knaben.

F. L. v. Stolberg, Werke. Hamburg 1827. I. 42.

1. Mein Arm wird stark und groß mein Mut,
Gieb, Vater, mir ein Schwert;
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter wert.

2. Ich finde fürder keine Ruh'
Im weichen Knabenstand;
Ich stürb', o Vater, stolz wie du,
Den Tod fürs Vaterland!

3. Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg;
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

4. Mein Feldgeschrei erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht.

5. Da neulich unsrer Krieger Schar
Auf dieser Straße zog,
Und, wie ein Vogel, der Husar
Das Haus vorüber flog:

6. Da gaffte starr und freute sich
Der Knaben froher Schwarm;
Ich aber, Vater, härmte mich
Und prüfte meinen Arm.

7. Mein Arm ist stark und groß mein Mut;
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut!
Ich bin der Väter wert.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Ein deutscher Knabe fordert von seinem Vater ein Schwert, weil er Kraft, Mut und Ehrgefühl besitzt. Unser deutscher Heldenknabe ist der Sohn eines Helden, deshalb fordert er von dem Vater ein Schwert. Daß er das Schwert führen kann, giebt er mit den Worten kund: „Mein Arm wird stark", und daß er's nicht etwa zum Vergnügen tragen will, sagt er in dem Satze: „Und groß mein Mut." Er verfügt also nicht bloß über körperliche Mittel (die Kraft), sondern auch über geistige (den Mut).

Allein unser Held ist noch im Knabenalter, und deshalb fürchtet er, sein Vater möchte ihm aus diesem Grunde die Bitte versagen. Daher läßt er noch einen ferneren Grund zu seiner Bitte folgen:

„Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter wert."

Damit will der Knabe sagen, daß er außer Kraft und Mut auch die hohen Eigenschaften seiner Vorfahren, z. B. Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Ehrgefühl 2c. besitzt; diese Eigenschaften geben ihm auch einen inneren Wert, das Schwert zu empfangen.

Str. 2. In dem Gefühle der Kraft, des Mutes und der Ehre findet der Knabe keine Ruhe mehr und versichert, daß er fürs Vaterland zu sterben bereit ist.

Der „weiche" Knabenstand ist des jungen Helden nicht mehr würdig; er fühlt sich schon als Jüngling und sagt deshalb zu seinem Vater: Ich würde ebenso gern, wie du, mein Leben fürs Vaterland wagen und würde, wie du, meinen Stolz darin finden.

Str. 3 und 4. Des Heldenknaben Dichten und Trachten ist von Kindheit an nur auf den Krieg gerichtet gewesen.

Für mutige Knaben ist das Kriegsspiel stets ein Lieblingsspiel, also auch für unseren Heldenknaben; dieser trieb es aber „täglich", also öfter als alle andern. Solche Spiele, wie sie jetzt wieder von den Turnern getrieben werden, kräftigen und stählen den Körper. Aber nicht bloß am Tage beschäftigte sich der Knabe mit dem Kampfe, sondern auch des Nachts im Traume; ein Zeichen, daß der Krieg sein ganzes Sinnen und Denken eingenommen hatte, und zwar nicht nur das Angenehme des Krieges ging ihm durch den Sinn, sondern er träumte auch von Gefahr und Wunden. Daß er von Türkenkriegen träumte, hatte wohl darin

seinen Grund, weil diese zu den blutigsten gehörten, welche die Deutschen zu führen hatten. Und nicht gering dachte der junge Held von sich, denn er hatte einem Bassa (d. i. einem Oberbefehlshaber) einen Faustschlag zugedacht.

Str. 5 und 6. Als eine Kriegerschar auf der Straße zog, wurde der Heldenknabe, der sich seiner Stärke bewußt war, betrübt, während die anderen Knaben die Schar angafften und sich nur über den Anblick freuten. Der Heldenknabe kommt hier zum Jünglingsbewußtsein; denn während die andern Knaben sich nur über den Anblick der vorüberziehenden Kriegerschar nach Kinderart freuen und sie voll Bewunderung und Neugierde „starr angaffen", d. h. mit aufgesperrtem Munde ansehen, da regen sich in der Seele des jungen Helden ganz andere Gefühle. Er härmte sich, d. h. seine Seele empfand einen andauernden, tiefkränkenden Schmerz, und er prüfte seinen Arm, ob derselbe wohl stark genug sei, das Schwert zu führen und das Roß zu lenken, und daß diese letzte Prüfung zu seinem Vorteile ausschlug, beweist eben die Bitte an den Vater.

Str. 7. Wiederholung der Bitte um das Schwert. Nachdem der Knabe dem Vater alle Gründe angeführt hat, weshalb er ein Schwert haben müsse, kommt er in der Schlußstrophe nochmals auf die Bitte zurück, die nun zum zweitenmale ausgesprochen, um so dringlicher wird. Das „mein Arm ist stark", anstatt „wird stark" (Str. 1) läßt ihn hoffen, daß der Vater die Bitte nicht versagen wird.

II. **Hauptgedanke.** Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten, oder spezieller ausgedrückt: Ein echter Held zeigt schon in seiner Jugend, daß er Mut und Kraft hat.

III. **Der Gedankengang** des Gedichtes ist folgender: 1. Ein deutscher Knabe bittet seinen Vater um ein Schwert (Str. 1). 2. Er führt dazu seine Gründe an (Str. 1—6). 3. Schließlich wiederholt er die Bitte noch einmal (Str. 7).

IV. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Welche Gründe bewegen den deutschen Knaben zu der Bitte um ein Schwert? 2. Erfinde eine Antwort des Vaters auf die Bitte (z. B. Der Vater giebt ihm das Schwert und erteilt ihm dabei Mahnungen)! 3. Vergleichung: „Lied eines deutschen Knaben" und „Siegfrieds Schwert" von Uhland. (B siehe Nr. 121!)

1. Welche Ähnlichkeiten haben beide Gedichte miteinander hinsichtlich des Inhalts?

a) In beiden Gedichten ist von Heldenknaben die Rede.
b) Beide Gedichte geben der Idee Ausdruck: Ein echter Held zeigt schon von Jugend an das Streben nach Heldenthaten.
c) Beider Knaben höchster Wunsch ist der, ein Schwert zu besitzen.
d) Beide Knaben fühlen sich stark genug, das Schwert zu tragen.
e) Beide Knaben finden im Vaterhause keine Ruhe mehr.

2. Welche Unterschiede finden sich in der Darstellung des Inhalts?

a) Im ersten Gedichte ist uns nicht wie im zweiten der Name des Knaben genannt.

b) Der deutsche Knabe erbittet sich ein Schwert von seinem Vater, Siegfried dagegen will es sich selbst anfertigen.

c) Der deutsche Knabe will nur fürs Vaterland kämpfen, Siegfried dagegen will das Land von Riesen und Drachen befreien.

d) Siegfried ist eine sagenhafte Person aus der Zeit des Mittelalters; den deutschen Knaben müssen wir frühestens in die Zeit nach den Türkenkriegen, also in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts, versetzen.

e) Siegfried hat sich sein Schwert selbst geschmiedet; vom deutschen Knaben vermuten wir nur, daß es ihm sein Vater gegeben hat.

3. Welche Ähnlichkeiten und Unterschiede finden wir im äußeren Bau und in der Form beider Gedichte?

a) Beide haben kräftige, männliche Reime und sind in Jamben geschrieben.

b) Hinsichtlich der Sprache zeichnen sich beide Gedichte durch Einfachheit aus.

c) Uhlands Gedicht hat nur zweizeilige Strophen, während in Stolbergs Gedichte jede Strophe aus vier Versen besteht.

d) Stolbergs Gedicht ist liederartig, Uhlands „Siegfried" dagegen ist eine balladenartige Erzählung. W. D.

124. A. Des Knaben Berglied.

L. Uhland, Werke. Stuttgart 1863. I. S. 33.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus;
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels im wilden Lauf;
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

5. Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

I. **Grundlage des Liedes.** „Auf den Bergen ist Freiheit! Wer nur auf einige Tage in der Alpenregion gewandert und die reine, frische, scharfe Luft des Hochgebirges geatmet hat, der weiß auch, wie diese Bergluft auf sein ganzes Wesen befreiend wirkt, den Schritt leichter und elastischer, den Blick heller, den Sinn geweckter macht. Unser Mut hebt sich, wie wir uns räumlich erheben; mit freierem, stolzerem Sinn blicken wir von oben herab auf die Welt zu unseren Füßen, auf die Bewohner des flachen Landes" (Grube). So fühlte sich auch unser Hirtenknabe,

welchen uns Uhland in diesem frischen Liede voll Wahrheit und Leben vorführt. „Wenn man das Gedicht liest," sagt Hiecke, „gleich wird einem zu Mute, als würde man aus der Leib und Seele erdrückenden Stubenluft mit einem Schlage hinaus entrückt auf die kühle, alle Sinne und Kräfte neu belebende Bergeshöhe. So frisch und leicht, so hoch ist der Ton, so klar und sicher ausgeprägt die Gestalt des Burschen da droben, daß wir auf einmal dicht bei ihm stehen und dem unbefangenen Übermut seines Liedes lauschen."

II. **Vermittlung des Inhalts.** (Nach Kehr.) In der ersten Strophe erzählt uns der Knabe zuerst, wer er ist und wo er ist. Man merkt es den Worten dieser Strophe an, wie sehr der Knabe sich über die köstliche Aussicht und über den Auf- und Untergang der Sonne freut. Man kann deshalb sagen, daß uns Str. 1 den zufriedenen und fröhlichen Hirtenknaben darstellt. Er ist zufrieden, denn er schaut neidlos auf die prächtigen Schlösser herab, die unter ihm glänzen, und er verrät dabei keine Spur von Sehnen und Verlangen nach den Freuden und Lustbarkeiten der vornehmen Bewohner jener Burgen. Ihm ist die schöne, frische Natur mit all ihren Gaben mehr wert als alle Pracht menschlicher Gebäude und aller Luxus verwöhnter Menschen. Aber der Knabe ist nicht allein mit der Einsamkeit seines Berg- und Hirtenlebens zufrieden, sondern er betrachtet sich auch als ein vor vielen andern Bevorzugter. In diesem Bewußtsein wurzelt die Freude, in der er das liebliche Los besingt, das ihm die Gottheit bescheret. In diesem Gefühle der Freude erzählt er uns, daß er viel höher wohne als all die vornehmen Herren in ihren Schlössern da drunten, daß er weiter in das Land und in Gottes schöne Welt hinausschauen könne als jene vornehmen Menschen, daß ihm am frühen Morgen die Sonne früher und am späten Abend später scheine als jenen. All' diese Vorzüge stimmen den Hirtenknaben so freudig, fröhlich und heiter, daß er mit Stolz in den Ruf ausbricht: „Ich bin der Knab' vom Berge!" Mit diesem kecken Rufe schließt er die erste Strophe. Und so keck wie er das erste Mal ausruft, ebenso kühn und frei fügt sich dieser Refrain an alle anderen Strophen.

Auch Str. 2 giebt uns von diesem Stolze des Knaben Kunde. Hoch oben auf dem Berge, den der Knabe bewohnt, haben die Ströme ihre Quellen. („Hier ist des Stromes Mutterhaus" — das ist ein schönes Bild für den Ursprung des Flusses.) Aus der frischen Bergesquelle, aus dem klaren Brunnen stillt er seinen Durst. Wieviel besser daran ist er also gegenüber den Bewohnern des flachen Landes, denen es nicht vergönnt ist, den Labetrunk aus der Quelle („vom Stein heraus") zu genießen! Sein Selbstbewußtsein wird aber noch um ein Bedeutendes erhöht, wenn er bedenkt, daß er es ist, der den Strom in seiner Gewalt hat; denn er ist es ja, der die Felsenquelle, die als flinkes Wässerchen den Berg hinabeilt, mit seinen Armen aufhalten kann. Unten muß man große Dämme bauen, um die Ströme in ihren Ufern zu halten,

und hier oben genügt sein Arm, den Lauf des Wassers zu hemmen. Das ist sein Stolz!

Str. 3. Dazu kommt sein starkes Freiheitsgefühl und das Bewußtsein seiner Kraft. Er lebt auf seinem Berge wie ein Herrscher, und kein Mensch in der Welt macht ihm den Besitz des Berges, „sein Eigentum", streitig. Nur die Stürme sind neidisch auf ihn und suchen ihn zu vertreiben; die kalten Nordstürme wie die heißen Südstürme ziehen darum rings um den Berg herum, aber vor ihrem Heulen fürchtet sich der mutige Knabe nicht, und ihr Toben ist nicht imstande, ihn zu schrecken. Sein sonnengebräuntes Gesicht und sein stahlharter Arm sind gleich seiner kräftigen Brust abgehärtet gegen die Einflüsse der Witterung und gegen der Stürme Gewalt. Sein Lied: „Ich bin der Knab' vom Berge!" schallt hell und froh durch die Bergesluft und übertönt der Stürme Toben.

Str. 4. Die Kraft und das Selbstbewußtsein seines Wesens sind in Str. 4 noch gesteigert. Während andere Menschenkinder Blitz und Donner über sich sehen, sieht der Hirtenknabe diese Gewalten unter sich. Darum betrachtet er sich auch gleichsam als den Herrscher der unter seinen Füßen hin und her wogenden Gewitterwolken. Er kennt die furchtbar zerstörende Gewalt des Blitzes und das erschütternde Rollen des Donners, aber er sieht den Berg an als das Haus seines himmlischen Vaters und fordert darum von den Gewalten der Natur Achtung und Liebe gegen dieses Haus. Von den prächtigsten Schlössern der Vorberge hat er mit stolzer Verachtung gesprochen, aber von dem Vaterhause seines Gottes redet er in sorgender Liebe. Sein stolzes, keckes Selbstgefühl weicht beim Gedanken an die Allmacht und Liebe Gottes dem Zuge einer natürlichen Frömmigkeit und erhält dadurch eine echt sittliche Grundlage, die dem Gemüte des furchtlosen und frommen Hirtenknaben einen ebenso hohen Adel verleiht wie der reine Natursinn seines frohen Gemütes.

Str. 5. Diese letztere Behauptung bestätigt auch die Schlußstrophe, welche den nachdrücklichen Beweis dafür liefert, daß dies stolze Selbstbewußtsein des Knaben nicht im schnöden Egoismus wurzelt, und daß er, der sonst zu jeder Gemeinschaft zu stolz ist, dem Vaterlande seine liebsten Neigungen zum Opfer zu bringen gesonnen ist; denn wie er das Vaterhaus lieb hat, so trägt er auch das Vaterland in treuem Herzen. Wenn die Sturmglocken erschallen und das Feuer auf den Bergen wallt, so ist dies ein Zeichen, daß der Feind in das Land eingebrochen ist, und daß die Bewohner der Berge zum Kampfe gegen ihre Unterdrücker aufgefordert werden. Sobald dann dieser Ruf ertönt, will der Hirtenknabe seine Einsamkeit verlassen, von seinen Bergen herniedersteigen, sich in das Heer der Vaterlandsverteidiger und Vaterlandsbefreier einordnen lassen, als ein tapferer Soldat sein Schwert schwingen und seine Waffe gebrauchen, dem Feinde zum Verderben und dem Vaterlande zum Segen. Dann aber sollen es auch die Feinde an der Kraft seines

Armes erfahren, daß er ein Recht hatte, mit stolzem Mute und heiliger Begeisterung zu singen:

„Ich bin der Knab' vom Berge!"

So ist denn also der Uhlandsche Knabe vom Berge in seiner Munterkeit und seinem Frohsinn, seiner Sangeslust und Bescheidenheit, seiner Kraft und Frömmigkeit, seiner Vaterlandsliebe und seinem Selbstbewußtsein ein schönes Vorbild für jeden deutschen Knaben.

Eine schöne Schilderung von einem solchen Hirtenknaben giebt A. W. Grube in seinen ästhetischen Vorträgen, Band II, welche hier anzufügen ich nicht unterlassen kann: „Man vergegenwärtige sich einen Geißbuben in der Schweiz. Mit seiner Herde, von der jedes Stück ein lustiger Springinsfeld ist, zieht er in die mit Grasstreifen wie mit grünen Bändern durchzogenen Steingefilde des Hochgebirges; ärmlich gekleidet, ohne Strümpfe und Schuh und barhaupt bietet er der Hitze und Kälte, dem Wind und Wetter Trotz und kehrt, wenn er Milchziegen zu hüten hat und sein Dorf den Alpentriften nahe liegt, vergnügt des Abends heim. Besteht seine Herde aus jungen Ziegen und Böcklein, so gilt es, diese zu übersommern, und er nimmt dann von seinem Dorfe auf ganze vier Monate Abschied, um noch weit über die grünen Rinderalpen in jene unwirtliche Region emporzusteigen, wo nur zwischen Felstrümmern ein Kräutlein sproßt. In seinem Schnappsacke trägt er einen kleinen Vorrat von Salz für seine Ziegen, trocknes Brod und trocknen Käse für sich selber. Von Zeit zu Zeit bringt ihm dann ein Altersgenosse davon frischen Vorrat aus dem Thale auf seine Bergresidenz hinauf. Der kalte, reine Bergquell ist sein Trank. Aber Wind und Wetter bräunen nicht bloß seine Haut, sie halten auch seinen Magen bei guter Eßlust, und er hat von seinem kärglichen Mahle wohl noch mehr Genuß als ein verwöhntes Stadtkind von der überreich besetzten Tafel. An Bewegung fehlt's ihm nicht, besonders wenn eine allzuwaghalsige Geiß sich versprungen hat auf einem jäh abfallenden Felsabhange und weder aufwärts noch vorwärts kann. Der junge Hirt, der den Schwindel nicht kennt, klettert seinem Tiere nach, rutscht auf dem Bauche in seine Nähe und rettet es aus der Gefahr. Wenn langes Regenwetter oder gar Schneegestöber eintritt, dann ist allerdings auch für den Buben keine lustige Zeit. Er zieht sich in seine Felshöhle zurück und kauert sich zusammen und zittert vor Frost; doch das verleidet ihm sein einsames, rauhes und dürftiges Leben keineswegs. Gesund und frohen Mutes rückt er mit anbrechendem Herbste von Stufe zu Stufe wieder seinem Thale zu und nimmt fröhlich seinen höchst geringen Hüterlohn in Empfang. Nicht wenige dieser Geißbuben, obwohl sie auf andere Art sich mehr verdienen könnten, ziehen dennoch ihr armseliges Hirtenleben jedem anderen vor und sehnen sich nach der schönen Jahreszeit, wo es wieder bergan geht. Wie das Alpenvieh, wenn es aus den dumpfen Winterställen entlassen wird und merkt, daß es wieder auf die Alpen geht, seine freudige Er-

regung brüllend und springend zu erkennen giebt, so freut sich der Hirtenknabe auf das Leben im wilden Hochgebirge, denn er fühlt, was ihn der Dichter aussprechen läßt; was das Lied auf poetische Weise in Worte faßt, das hat er und genießt es, wenn auch unbewußt. Es zieht ihn auf die Berge, wie nach einer schöneren Heimat, denn dort oben ist er Freiherr; da hat er sein Reich, in welchem er unumschränkt gebietet, darum darf er sich, wie ein König nach seinem Lande, kühn den „Knaben vom Berge" nennen, darum ist der Refrain so treffend, weil darin das ganze stolze, freudige Bewußtsein seines Hirtenlebens zusammengefaßt ist."

III. **Anwendung für Herz und Leben.** Der Zufriedene ist glücklich. — Zum Glück gehört kein Reichtum. — Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten.

Schriftliche Aufgaben. 1. Der Geißbub nach obiger Schilderung. 2. Das Leben des Hirtenknaben nach dem Gedankengange des Gedichtes. 3. Charakter des Hirtenknaben (Eigenschaften und Begründung derselben).

IV. **Vergleichung.** „Des Knaben Berglied" und „Der Knabe auf dem Berge".

B. Der Knabe auf dem Berge.

Ferdinand Gustav Kühne, Gedichte. Leipzig 1862.

1. Hoch auf des Berges Rücken,
Da hat er sich hingestellt,
Um fröhlich hinab zu blicken
In die bunte, lichte Welt.

2. Da hat er lange gestanden,
Mit reichem, schwellendem Sinn,
Bis die Fernen all' entschwanden
In die wallenden Nebel hin.

3. Und als er nun geblicket
In die Länder allzumal,
Hat er manchen Gruß geschicket
Still in das weite Thal;

4. Und alle die Berge gegrüßet
In der Nebel Riesentanz,
Und die Engel all' geküsset
Im wogenden Wolkenkranz;

5. Und alles, alles gedrücket
Ans Herze rings umher,
Und endlich aufgeblicket
Zum lichten Sternenmeer.

6. Ihm war, als thäten sie neigen
Ihr Aug' ins Herze sein;
Ihm war, als müßt' er steigen
In den blauen Himmel hinein.

1. Worin sind beide Gedichte sich ähnlich?

a) Beide Gedichte führen uns einen Knaben vor, der von einem hohen Berge hinab in das Thal schauet.

b) Beide Knaben sind fröhlichen Mutes.

c) Beide zeichnen sich aus durch einen frommen Sinn.

2. Wodurch unterscheiden sich beide Gedichte?

a) „Des Knaben Berglied" besteht aus fünf fünfzeiligen, „Der Knabe auf dem Berge" aus sechs vierzeiligen Strophen.
Das Uhlandsche Lied ist in regelmäßigen Jamben geschrieben, die, mit Ausnahme des Refrains, stets mit männlichen Reimen endigen; Kühnes Lied hat dreifüßige Verse, in denen die Jamben mit Anapästen und männliche und weibliche Reime miteinander abwechseln.

c) Während der Knabe in Uhlands Gedichte sich durch Frohsinn, Sangeslust, Bescheidenheit, Kraft, Selbstbewußtsein, Vaterlandsliebe

und Frömmigkeit auszeichnet, erblicken wir in Kühnes Liede einen fröhlichen und sinnigen Knaben, der in seinem Herzen wahre Gottes- und Menschenliebe empfindet. W. D.

125. Der kleine Hydriot.

Wilhelm Müller, Gedichte, II. T. Leipzig 1868. S. 106.

I. **Vorbereitung.** In dem griechischen Inselmeere liegt die kleine Felseninsel Hydra. Die Bewohner heißen Hydrioten und sind als tüchtige Seeleute und mutige Krieger bekannt. Das Meer ist ihre Wiege, Schule, Werkstätte und oft auch ihr Grab. Jahrhundertelang hatten die Türken alle Griechen unterjocht, ihr Vaterland verwüstet und ihren christlichen Glauben verhöhnt. Da empörten sich endlich die Unterdrückten und führten gegen ihre Dränger von 1821 bis 1827 einen blutigen Krieg, der mit der Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche endigte. In diesem Befreiungskampfe zeichneten sich die Hydrioten durch Tapferkeit und Opferwilligkeit aus. Sie allein rüsteten 100 Schiffe mit 2000 Kanonen aus und ließen sie gegen den Erbfeind auslaufen. Knaben und Greise wetteiferten in dem heiligen Kampfe mit den Männern um den Preis der Tapferkeit.

Der Dichter der schönen „Griechenlieder", Wilhelm Müller in Dessau, läßt in dem Gedichte „Der kleine Hydriot" einen Knaben von Hydra erzählen, wie ihn sein Vater zu einem Kämpfer für Gott und Vaterland erzogen und endlich durch Überreichung des Schwertes wehrhaft gemacht habe.

II. **Vortrag des Gedichts.** 1. Vorlesen, Nachlesen, Einzellesen, Chorlesen, Einlesen.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs in's große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut:
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.

Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n:
Mir war's als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und deuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

2. Erläuterungsfragen. Wie unterscheidet sich das Boot von dem Schiffe? Wie wird das Boot durch die schaufelförmigen Ruder bewegt und gelenkt? Was sind Wirbel im Wasser? (Kreisförmige Bewegungen, die alles in die Tiefe ziehen.) Wie entsteht die Brandung? (Wenn die Wogen schäumend an Felsenufer klatschen und emporsteigen.) Was sind Riffe? (Felsenbänke, meist an den Küsten, die wenig oder gar nicht aus dem Wasser ragen.) Was ist der Mastkorb? (Eine Plattform oben am Mastbaume aus Planken und Brettern.) Worin unterrichtete der Vater den Sohn? Was geschieht beim Sturm? Warum wurde der Vater zweimal „rot wie Blut"? (Vor Freude über das Geschick und den Mut des Knaben.)

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Das Gedicht führt uns im Geiste auf das griechische Inselmeer. Wir sehen dasselbe bald in sanften Wellen dahingleiten, bald im Sturm haushohe Wogen aufwerfen. Kähne und Schiffe beleben es. In den Booten oder Kähnen handhaben die Schiffer ihre Ruder. An den Masten der Schiffe blähen sich die weißen Segel (d. h. an Tauen befestigte Leinwandstücke, in denen sich der Wind fängt und so das Schiff treibt). Auf einem Mast in einer Art Verschlag aus Brettern schaut ein Schiffsjunge nach Meer und Land aus. In dem Tauwerk an den Masten klettern die Matrosen auf und ab. Über das Wasser streichen kreischend die Möven. Fern zeigt sich die Felsenküste der Insel Hydra, auf der sich Berge und Türme, aber keine Bäume erheben. An der Felsenküste schäumt die weiße Brandung. Zwischen den Riffen sind Wirbel oder Strudel.

2. Charakter der Personen. Beweise, daß der Vater fromm, vaterlandsliebend, aufopfernd, ausdauernd, stolz und glücklich über seinen Sohn, der Sohn folgsam, ausdauernd, geschickt, furchtlos, umsichtig, kühn und tapfer war! Der Sohn lernt wie eine Ente schwimmen, wie ein Wasserhuhn tauchen, mit dem Ruder den Kahn lenken, die Woge brechen, den Wirbel meiden, gegen die Brandung fechten, auf dem Maste sitzen, Land und Meer scharf überschauen, den Flug der Vögel, das Wehen der Winde und den Zug der Wolken verstehen, im Sturme unerschütterlich bleiben, das Schwert schwingen, den scharfen Blick des Vaters fest erwidern und sich als Mann fühlen. Der Vater nahm den Knaben mit aufs Meer, lehrte ihn an seiner Hand und dann allein schwimmen und tauchen, warf dreimal ein Geldstück ins Meer und gab es dann dem glücklichen Finder als Lohn. Er hieß den Knaben ins Boot gehen, reichte ihm das Ruder, stand unverdrossen an seiner Seite, lehrte die Wogen brechen, die Wirbel meiden und die Brandung bekämpfen. Er führte den Sohn

ins große Schiff, lehrte ihn die Zeichen des Meeres bemerken und benutzen, sah in Gefahr den Knaben prüfend an, ward rot vor Freude über des Sohnes Mut und wünschte ihm Glück als Seemann. Dann gab er ihm ein Schwert, weihete ihn für den heiligen Kampf, maß ihn von Kopf bis Fuß, ja schaute ihm ins Herz, las darin Mut und Begeisterung, errötete abermals und wünschte dem Sohne Glück als Krieger.

3. Gedankengang. Der Vater erzieht seinen Sohn zum Seemann und Soldaten und damit zum Kämpfer für Gott und Vaterland. Seine Schule ist das Meer. Die einzelnen Klassen sind Schwimmen und Tauchen im flacheren Wasser der Küste, Rudern im Kahne, Ausschauen und Segeln im Schiffe, Fechten mit dem Schwerte. (Schwimm-, Tauch-, Ruder-, Segel-, Fechtklasse!) Mit dem Gruße: Glück zu auf deinem Maste! ist der Seemann, mit dem Gruße: Glück zu mit deinem Schwerte! ist der Krieger fertig. Jenes ist gleichsam der Meisterbrief, dieses der Ritterschlag.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Jung gewohnt, alt gethan. Im Frieden rüste dich für den Krieg! Gott und dem Vaterlande gehört unser Herz und unser Arm. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!

2. Verwandtes. Der Hirtenknabe David tötete den Riesen Goliath und rettete sein Volk vor der Knechtschaft der Philister. In den Befreiungskriegen 1813—15 traten Jünglinge und sogar Jungfrauen in die Reihen der Kämpfer. Die Jungfrau von Orleans befreite Frankreich von den Engländern.

3. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts! b) Vergleiche Vater und Sohn! c) Suche Gegensätze in dem Gedichte! d) Beweise die angegebenen Charaktereigenschaften von Vater und Sohn aus dem Gedichte! e) Gieb Beispiele von Volkserhebungen aus der Geschichte an! (Die Makkabäer, die Engländer unter Alfred d. Gr., die Sicilianer, die Schweden unter Gustav Wasa, die Niederländer unter Wilhelm von Oranien, die Amerikaner unter Washington und Franklin, die Deutschen 1813, die Belgier 1831, die Schleswig-Holsteiner rc.) P.

126. Wie schön leuchtet der Morgenstern!

Des alten Schulmeisters liebstes Lied.

Julius Sturm, Gedichte. Leipzig 1873. S. 211.

Wie schön leuchtet der Morgenstern!
Hab' doch kein andres Lied so gern!
Mit Thränen füllt sich jedesmal
Mein Auge, spiel' ich den Choral. —
's war damals, als der alte Fritz
Noch stritt um Schlesiens Besitz;
Hier in den Schluchten lag sein Heer,
Der Feind dort auf den Höhn umher.
Da sah's im Dorf gar übel aus,
Die Scheuern leer, kein Brot im Haus,
Im Stalle weder Pferd noch Kuh,
Und vor dem Feind die Furcht dazu.
So hatt' ich eben eine Nacht
Mit Seufzen und Gebet durchwacht
Und stieg beim ersten Morgengraun
Den Turm hinauf, um auszuschaun,

Wie's draußen stünd'; 's war still umher,
Und ich sah keine Feinde mehr.
Da zog ich still mein Käpplein ab,
Dem lieben Gott die Ehre gab.
Horch! plötzlich trabt's ins Dorf herein,
Der Himmel woll' uns gnädig sein!
Ein alter Schnauzbart jagt im Trab
Nach meinem Haus, dort steigt er ab;
Kaum bin ich unten, schreit er: „Lauf,
Schließ mir geschwind die Kirche auf!"
Ich bat: „Bedenkt, 's ist Gottes Gut,
Was man vertraut hat meiner Hut,
Und Kirchenraub bestraft sich schwer."
Doch er schrie wild: „Was schwafelt Er?
Flink aufgeschlossen, sonst soll Ihn —"!
Schon wollt' er seinen Säbel ziehn,
Da dacht' ich bang an Weib und Kind
Und öffnete die Kirch' geschwind
Und trat dann zagend mit ihm ein,
Mein Weib schlich weinend hinterdrein.
Er ging vorüber am Altar,
Hinauf dann, wo die Orgel war;
Dann stand er still: „Gesangbuch her!
Hier den Choral da spielet Er,
Und daß Sie brav die Bälge tritt!
Marsch! vorwärts jetzt und zögert nit!"
Ich fing mit einem Vorspiel an,
Wie ich's mein Lebetag gethan.
Da fiel der Alte grimmig ein:
„Was soll mir das Geklimper sein?
Hab' ich's denn nicht gesagt dem Herrn:
‚Wie schön leuchtet der Morgenstern'!"
„'s ist nur das Vorspiel!" — „Dummes Zeug!
Was spielt Er den Choral nicht gleich!"
So spielt ich denn, weil er's befahl,
Ganz ohne Vorspiel den Choral:
Der alte Schnauzbart sang das Lied,
Ich und mein Weib wir sangen mit.
Das Lied war aus, still saß der Mann,
Ein heißer Strom von Thränen rann
Ihm übers braune Angesicht,
Die funkelten wie Demantlicht.
Dann stand er auf und drückte mir
Die Hand und sprach: „Da, nehmt das hier!"
Es war ein großes Thalerstück,
Ich wies das Geld beschämt zurück,
Er aber rief: „Was soll das, Mann?
Bei Gott, es klebt kein Blut daran!
Gebt's an die Armen in dem Ort!"
Drauf gingen wir zusammen fort.
Und noch im Gehen sprach er weich:
„Kein Lied kommt diesem Liede gleich;
Es hat mich in vergangner Nacht
Zum lieben Gott zurückgebracht.
's rief gestern Abend der Major
Vor unsrer Front: ‚Freiwill'ge vor!
's soll ein verlorner Posten stehn
Dem Feinde nah, dort auf den Höhn;
Hat keiner Lust, hat keiner Mut?'
Das trieb mir ins Gesicht das Blut:
‚Da müßten wir nicht Preußen sein!'
Ich rief's und trat rasch aus den Reihn;
Drei meiner Söhne folgten mir:
‚Gehst du, so gehen wir mit dir!'
So zogen wir nach jenen Höhn,
Um dort die ganze Nacht zu stehn.
Es blitzte hier, es krachte da,
Es war der Feind uns oft so nah',
Daß er uns sicherlich entdeckt,
Wenn uns nicht droben der versteckt.
Ja, Mann, ich hab' so manche Nacht
Im Feld gestanden auf der Wacht,
Doch war mir nie das Herz so schwer,
's kam nur von meinen Jungens her; —
Ihr habt ja Kinder, — nun da wißt
Ihr selbst, was Vaterliebe ist.
Drum hab' ich auch emporgeblickt
Und ein Gebet zu Gott geschickt;
Und wie ich noch so still gefleht,
Da ward erhört schon mein Gebet,
Denn leuchtend ging im Osten fern
Auf einmal auf — der Morgenstern,
Und mächtig mir im Herzen klang
Der längst vergessne fromme Sang;
Hätt' gern gesungen gleich das Lied,
Doch schwieg ich, weil's uns sonst verriet.
Zugleich fiel mir auch manches ein,
Was anders hätte sollen sein;
Vor allem, daß ich dieses Jahr
Noch nicht im Gotteshause war.
Das machte mir das Herz so schwer,
Das war's, das trieb mich zu euch her."

Der Alte sprach's, bestieg sein Pferd
Und machte munter Rechtsumkehrt. —
Seht! drum hab' ich das Lied so gern:
„Wie schön leuchtet der Morgenstern!" —
Und spiel' noch heute jedesmal
Ganz ohne Vorspiel den Choral,
Und wenn ich spiel', sitzt immerdar
Mir dicht zur Seite der Husar;
Ich höre seinen kräft'gen Baß,
Und da — wird mir das Auge naß.

I. **Vorbereitung.** Um in den Besitz Schlesiens zu gelangen, mußte Friedrich der Große zu den Waffen greifen und schwere Kriege — die beiden schlesischen (1740—1742, 1744—1745) und den siebenjährigen (1756—1763) — führen. Viele deutsche Länder und besonders auch die Provinz Schlesien selbst hatten zur Zeit jener Kriege viel zu leiden. Wo die feindlichen Heere miteinander gerungen, lagen Städte und Dörfer in Trümmern; die Bewohner waren entweder umgekommen oder geflohen, und die Äcker blieben unbebaut. Heereszüge, welche die Provinz nach allen Himmelsgegenden durchkreuzten, trugen auch in die entlegensten Teile derselben Not und Elend. Mancher wußte aus jenen Tagen der Not zu erzählen, so auch ein Lehrer in einem schlesischen Dorfe, der alle Kriegsleiden und Gefahren mit durchlebt hatte. Eine Geschichte aus jenen Tagen konnte er nicht vergessen, und wenn er den Choral: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" in der Kirche zu spielen hatte, trat sie ihm immer wieder von neuem lebendig vor die Seele. Höret diese Geschichte!

II. **Vermittlung.** 1. Vorlesen des Gedichtes. 2. Erklärendes Abfragen. V. 5, 6: Zur Zeit des schlesischen (1740—1742, 1744 bis 1745) und des siebenjährigen Krieges (1756—1763). V. 17. 20: verrichtete ein Dankgebet. V. 23: Ein alter Soldat mit starkem Schnurrbart. V. 27: Kirchengut. V. 3: Was für thörichtes Zeug spricht Er. V. 33: Ich dachte daran, daß ich Weib und Kind zu ernähren habe. V. 41: Die Blasebälge in Bewegung setzen, welche den Orgelpfeifen den nötigen Wind zuführen. V. 43: Ein Spiel auf der Orgel, das auf den folgenden Choral vorbereiten, denselben einleiten soll. V. 58: Die Augen glänzten von Thränen. V. 64: Ich habe es nicht durch Gewalt an mich gebracht, nicht geraubt. V. 68: Es ist mein Lieblingslied. V. 70: An Gott und seine Allmacht erinnert. V. 72: Front = Vorderseite der aufgestellten Soldaten. V. 73: Ein Posten, eine Schildwache, welche in gefahrvoller Nähe des Feindes Stellung zu nehmen und diesen in seinen Bewegungen zu beobachten hat. V. 85: Wenn Gott nicht die Finsternis der Nacht heraufgeführt und uns geschützt hätte. V. 97, 98: Der im Osten aufgehende Morgenstern verkündet den nahenden Morgen. V. 102: Dem Feinde unsere Stellung verraten, wenn wir gesungen hätten. V. 115, 116: Wenn ich heute den Choral spiele, sehe ich im Geiste noch immer den Soldaten mir zur Seite sitzen und höre ihn mit tiefer, bewegter Stimme mitsingen. V. 118: Es treten mir vor Rührung Thränen in die Augen.

III. **Vertiefung.** 1. Schilderung eines Dorfes zur Zeit des Krieges (5—14): a) Wann das Dorf von Kriegsnot heimgesucht wurde (5 und 6); b) wo Friedrichs Heer stand (7); c) wo die feindlichen

Heere lagen (8); d) wie es in den Straßen aussah (9); e) wie in Scheuern und Ställen (10 und 11); f) was die Menschen zu dulden hatten (10 und 12).

2. Charakteristik des Soldaten. Weise aus dem Gedichte nach, daß der Soldat war: a) alt, aber rüstig, b) in seinen Worten kurz und bestimmt, c) mutig und entschlossen, d) rauh in Wesen und Sitten, aber dennoch weichen Gemüts, e) ein guter Vater seiner Kinder, f) ein ehrlicher Soldat, g) erfüllt von Frömmigkeit und Gottvertrauen, h) eingedenk des Schicksals der Krieger: „Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab!“

3. Gliederung des Inhalts. A. Einleitung: Die Gefühle, welche der Choral: „Wie schön leuchtet ꝛc.“ in dem Lehrer erweckt (1—4). B. Die Geschichte selbst. a) Schilderung der Kriegsgefahr und Hoffnung auf Befreiung aus derselben (5—20). b) Das Zusammentreffen des Lehrers mit dem Soldaten: aa) Ankunft des Soldaten (21—24), bb) dessen Forderung und Weigerung des Lehres, sie zu erfüllen (25—29), cc) Drohung des Soldaten und Nachgiebigkeit des Lehrers (30—34), dd) Eintritt ins Gotteshaus (35—38), ee) Aufforderung an den Lehrer, den Choral ohne Vorspiel zu spielen (39—50), ff) der Gesang des Liedes (51—54), gg) Rührung des Soldaten (55—59), hh) Aufforderung zur Annahme einer Belohnung und Verwendung derselben (60—66), ii) Angabe, was den Soldaten zur Abhaltung des Gottesdienstes bestimmte (67—108), kk) Abschied des Soldaten (109—110). C. Schluß: Nochmaliges Hervorheben der Gefühle und Vorstellungen, die der Choral immer von neuem in dem Lehrer erweckt.

IV. **Verwertung.** 1. Vergleichung des Gedichts mit der Erzählung:

Wie schön leuchtet der Morgenstern.

„Wir waren wohl oft in großer Not“ ꝛc.

(Preuß und Vetter, Pr. Kinderfreund. 96. Aufl. S. 76.)

Das Gedicht und die Erzählung stimmen in den Hauptmomenten überein, weichen aber in der Ausführung und Anführung der Einzelzüge von einander ab. Weise letzteres nach in Bezug a) auf den Eingang und Schluß beider; b) auf den Aufenthalt des Lehrers auf dem Kirchturme; c) auf die Angabe über die Persönlichkeit des Soldaten; d) auf die näheren Angaben über die Kirchengüter; e) auf die Frau des Lehrers; f) auf das Eintreten des Soldaten in die Kirche und dessen Gang zum Chore; g) auf das Vorspiel; h) auf die Zahl der Singenden; i) auf das Geld, welches der Soldat zurückläßt; k) auf die Ausführung der Gründe, welche den Soldaten zur Abhaltung seines Gottesdienstes bestimmen; l) auf die Erzählung des Erlebnisses auf der Wacht!

2. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Sei eingedenk des Spruches: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst

du mich preisen (Ps. 50, 15)! b) Nenne Helden, die nach überstandener Gefahr Gott auch die Ehre gaben!

3. Rede- und Stilübungen. a) Ein Dorf zur Zeit der schlesischen Kriege (III, 1); b) Charakterzeichnung des Soldaten (III, 2). c) Der Soldat schreibt seiner Frau, was er auf der Wacht erlebt hat. (Liebe Frau! Durch Gottes Hilfe bin ich mit unseren beiden Jungen wieder einmal aus großer Not und Gefahr errettet worden. Gestern ließ unser Major die Kompanie in Reih und Glied treten und fragte, wer freiwillig einen verlornen Posten beziehen wolle. Keiner rührte sich im Gliede; denn jeder kannte die Gefahr, die damit verbunden war. Da trat ich vor und meldete mich, und unsere braven Söhne folgten meinem Beispiele ꝛc. Auf der Wacht; Gebet zu Gott; Aufgang des Morgensterns; Gedenken des Liedes; Gelöbnis; Erfüllung desselben; Schluß.) d) Das Gedicht und die Erzählung. Eine Vergleichung.

A. Hentschel.

127a. A. Das Lied vom braven Mann.

Von G. A. Bürger. Gedichte. Leipzig 1869. S. 94.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

(Da das Lied sich in allen Lesebüchern findet, ist sein Abdruck hier nicht nötig.)

I. **Geschichtliches.** Die Thatsache, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, ist nach Zöllner folgende: „Durch eine heftige Ergießung der Etsch wurde zu Verona eine von den prächtigsten Brücken, die dort über den Fluß gehen, hinweggerissen. Nur der mittlere Bogen stand noch und auf demselben ein Haus mit einer zahlreichen Familie. Diese Unglücklichen, die ihren jammervollen Untergang vor Augen sahen, streckten ihre Hände gen Himmel und flehten die Zuschauer am Ufer um Rettung und Hilfe an. Die Wellen tobten mit schrecklicher Gewalt, und der Bogen, auf dem das Haus stand, fing an zu wanken. Unter den Zuschauern war keiner, der nicht für die Unglücklichen gezittert hätte, aber auch keiner, der sein Leben für dieselben wagen wollte. Als mit jedem Augenblick die Gefahr größer ward, hielt der Graf von Spolverini einen Beutel empor und rief: „Zweihundert Pistolen für den, der die Unglücklichen rettet!“ Während er dieses Versprechen immer lauter wiederholte, strömten neue Zuschauer herbei, unter ihnen auch ein geringer Arbeitsmann. Kaum sah dieser die Gefahr, als er sich in ein Fahrzeug warf, mit dem Strom und den Wellen aus allen Kräften kämpfte und, durch das Gefühl der Würde seiner That gestärkt, den Bogen erreichte. Die unglückliche Familie ließ sich an Stricken zu ihm hinab, und kaum hatten sie ihre Wohnung verlassen, als diese samt dem Bogen, worauf sie stand, in den Abgrund

stürzte. Das dadurch verursachte neue Toben und Schäumen der Wellen war ein neuer Schrecken für die Geretteten, aber ihr Erretter sprach ihnen Mut ein und arbeitete mit verdoppelten Kräften, bis er sie alle glücklich ans Ufer brachte. Freudenvoll lief ihm der Graf entgegen und reichte ihm die verheißene Belohnung. „Nein," sprach der Edle, „für Geld werde ich mein Leben nie verkaufen. Gott hat mir gesunde Hände gegeben; ich verdiene mit meiner Arbeit so viel, als ich zu meinem und der Meinigen Unterhalt brauche. Geben Sie das Geld an die Armen hier, die es jetzt nötiger haben als ich."

II. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. „Das Gedicht beginnt mit einer hochgehenden Ankündigung der Geschichte" und mit der Freude des Dichters, den hohen Mut (Sinn, Gesinnung) des Braven rühmen und preisen zu können.

Str. 2 schildert den Tauwind. „Er kam vom Mittagsmeer", das ist vom Mittelländischen Meer im Süden, das die warmen Lüfte den nördlichen Ländern zuführt. Er „schnob durch Welschland", d. h. hier durch Italien. Im allgemeinen nennt man „Welsch" alles Fremdländische, besonders aber auch das Französische. „Schnob" kommt her von „schnieben", d. h. hier heftig blasen. „Wie wann der Wolf die Herde scheucht" ist eine Verkürzung statt: „Wie die Herde flieht, wenn der Wolf sie scheucht."

Str. 3 schildert in trefflicher Weise den Eisgang: Zunächst das Schmelzen des Schnees in den Alpen (Hochgebirgen), dann das Zusammenströmen von „tausend Wassern", die mit Gewalt und mit Schwall herabstürzen, dann das Anwachsen des Flusses zu einem See, indem er das ganze Thal erfüllt, endlich die Mächtigkeit der Etsch, die wegen ihrer Größe, und weil ihr von allen Seiten Bäche und Flüsse zueilen, des Landes Heerstrom (Hauptstrom) genannt wird; ferner das Rollen der großen Wogen, die gewaltige „Felsen von Eis", d. h. die größten Eisschollen, mit sich führen.

Die Str. 4 beginnt mit der Beschreibung der Brücke und des Häuschens, welches auf der festen Brücke stand und vom Zöllner, der das Brückengeld (den Zoll) einnimmt, bewohnt war. Diese Beschreibung der Brücke, die so stark „aus Quaderstein von unten auf" gebaut war, veranschaulicht uns ganz besonders auch die Gewalt des Stromes, der imstande war, einen solchen Bau zu zertrümmern. In der letzten Zeile deutet der Dichter durch seinen Ausruf: „O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind" ganz im allgemeinen die Gefahr an, in welcher sich der Mann befindet, und leitet so auf das Kommende über.

Str. 5. Der Sturm und die Wogen, welche das Haus umbrausen, dröhnen dumpf, d. h. sie lassen dasselbe erzittern, so daß der Zöllner in seiner Angst während des Tumults (Aufruhrs) auf das Dach steigt und bei seiner Umschau ausruft: „Barmherziger Himmel, erbarme dich! Verloren! verloren! Wer rettet mich?" Auch hier deutet uns der Dichter nur unbestimmt die Gefahr an, in welcher sich der Zöllner be-

findet; aber das „Verloren! verloren!" beweist uns, wie groß die Not des Mannes ist. Diese unbestimmten Andeutungen sind echt poetisch, denn durch sie wird die Phantasie des Lesers und Hörers im hohen Grade erregt und beschäftigt.

Str. 6 und 7 schildern in wenigen, aber treffenden Worten den nach und nach stattfindenden Einsturz der Brücke. Die Eisschollen kommen rasch und gewaltig („Schuß auf Schuß") heran, prallen „Stoß auf Stoß" wider Bogen und Pfeiler, zerbrechen die letzteren und reißen die Trümmer mit sich fort. „Im Gegensatz zu dem kalten, tosenden, einen sichern Bogen und Pfeiler nach dem andern wegreißenden, alles herzlos vernichtenden Elemente bildet das Ende jeder Strophe die Erwähnung des unglücklichen Zöllners, der aus angsterfüllter Brust umsonst seine Jammer- und Hilferufe in den Donner des Sturmes und Stromes hinaus erschallen läßt." (Kriebitsch.)

Str. 8. Mit dieser Strophe beginnt der 2. Teil des Gedichtes. — Zwar steht ein „Schwarm von Gaffern" an dem Ufer; diese bewiesen auch durch Händeringen und Schreien ihre Teilnahme an dem schrecklichen Lose des Zöllners und seiner Familie, aber Rettung zu bringen und das Leben um ihretwillen daran zu setzen, dazu hat keiner Mut: „Doch mochte niemand Retter sein."

Str. 9. Hier unterbricht der Dichter die Schilderung und sucht durch seine Fragen des Lesers Theilnahme an der Angst des Zöllners zu erhöhen. Durch die Schlußworte: „Bald nahet der Mitte der Umsturz sich: O braver Mann, braver Mann, zeige dich!" wird das Folgende vorbereitet.

Str. 10. Der Graf Spolverini kommt rasch herangeritten und bietet dem Retter des Zöllners 200 Pistolen (Goldstücke), das sind ungefähr 3000 Mark.

Str. 11. Der Dichter hält den Grafen für einen braven Mann, aber er weiß noch einen braveren, den er mit steigender Angst herbeiwünscht, was besonders durch den wiederholten Ausruf: „o braver Mann, braver Mann, zeige dich" veranschaulicht wird.

Str. 12 und 13. Die Gefahr wird immer größer; der Dichter wünscht sehnlichst den Retter herbei, und der Graf bietet wiederholt sein Geld, aber: „Vergebens durchheulte mit Weib und Kind der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind."

Str. 14 und 15. Endlich kommt der Retter in der Person eines einfachen und schlichten Bauern, dem man aber in seiner Haltung („An Wuchs und Antlitz hoch und hehr") den hohen Sinn und Adel der Seele ansieht. Er hat kaum die Worte des Grafen gehört, so springt er auch in den nächsten Kahn, der leider zu klein ist, um alle Personen auf einmal zu retten.

Str. 16. Drum muß er dreimal hin- und herfahren, ehe er die ganze Familie des Zöllners an sichern Port (eigentlich Hafen, hier soviel als sicherer Zufluchtsort) bringt.

Str. 17. Der Dichter unterbricht hier, wie in der 9. Strophe, die Handlung, indem er uns die Größe der That und die Ursache, aus welcher sie der Bauer vollbringt, recht anschaulich zu machen sucht.*)

Str. 18. Der Graf bietet dem Bauer das versprochene Geld an.

Str. 19. Der Bauer schlägt die Belohnung zu gunsten des Zöllners aus und geht so schlicht und einfach, wie er gekommen, wieder davon.

Str. 20. Zum Schluß spricht der Dichter nochmals seine Freude aus, daß es ihm vergönnt ist, die schöne That des braven Mannes durch sein Gedicht unsterblich zu machen. Und das ist Bürger gelungen, denn sein Gedicht ist wirklich ein Lieblingsgedicht der deutschen Nation geworden und wird es bleiben, solange die Poesie im deutschen Volke hoch gehalten wird.

III. **Gliederung des Inhalts.** Das Gedicht zerfällt in eine Einleitung, drei Hauptabschnitte und einen Schluß.

I. Einleitung (Str. 1). Ankündigung der Heldenthat.

II. Erster Abschnitt (Str. 2—7). Der Eisgang und der rasch erfolgende Einsturz der Brücke.

III. Zweiter Abschnitt (Str. 8—13). Die rat- und thatlosen Gaffer und der edle, zur That schreitende Graf.

IV. Dritter Abschnitt (Str. 14—19). Der brave Mann und seine That.

V. Schluß (Str. 20). Preis der Heldenthat.

IV. **Charakteristik der Personen.** In seiner „Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke" charakterisiert Kehr die Personen in folgender Weise:

1. Die Gaffer am Ufer. Die Gaffer (von gaffen, den Mund aufsperren) sind vorsichtige Leute; sie stehen hoch am fernen Ufer. Ihre Zahl ist bedeutend (es ist ein Schwarm von Gaffern). Alle Lebensalter sind vertreten („groß und klein"). Wohl fehlt es ihnen nicht an Mitleid („und jeder schrie und rang die Hände"), aber ebensowenig fehlt es ihnen an mancherlei Entschuldigungen. Welcher Art mögen dieselben wohl gewesen sein? Was ihnen aber fehlt, das ist vor allem die Thatkraft der barmherzigen Liebe, die Aufopferungsfähigkeit und der heilige Mut zur Rettung einer schwerbedrängten Familie. Es sind eben nur Gaffer. Wie unendlich mehr wert als dieses thatenlose Händeringen ist doch die Opferwilligkeit des Grafen Spolverini!

2. Der Graf. Der Graf Spolverini ist bereit, für die Rettung der bedrängten Zöllnerfamilie eine große Summe zu opfern; denn er ist nicht nur ein reicher Mann, sondern er hat auch ein Herz für die Not der Unglücklichen. Er bietet darum dem Retter der Zöllnerfamilie 200 Pistolen. Der Dichter nennt den Grafen einen braven Mann, einen

*) Diese Strophe kann, wie Götzinger bemerkt, ohne Schaden wegbleiben, denn sie wirkt nur störend in die Begeisterung, die wir für den braven Mann gewonnen haben. Ebenso auch die letzten Worte der 18. Strophe, welche dem Grafen so starkes Lob spenden.

edlen Grafen. Und in der That, sein rasches Herbeieilen, sein opferwilliges Anerbieten zeugt von der aufrichtigen, herzlichen Teilnahme, welche sein Gemüt bewegt. Allein mit totem Gelde ist hier nicht zu helfen, „denn setzest du nicht selber das Leben ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein". Leider hat der Graf zur Aufopferung seines Lebens entweder nicht die Lust oder nicht den Mut. Das Leben für arme Mitmenschen einzusetzen, wie der bei Frankfurt a. O. verunglückte Herzog von Braunschweig es gethan hat, dazu war der Graf nicht fähig. Vielleicht fehlte es ihm, wie gesagt, an Mut, vielleicht an Geschicklichkeit, vielleicht stellte er auch sein eigenes Wohl höher als das des Nächsten. Während aber der Graf sein Geld ausbot, wurde die Gefahr größer, und das Verderben kam mit jedem Augenblick näher. Recht anschaulich zeigt uns dies der Dichter in der Darstellung der sich steigernden Angst und Gefahr, welcher er in einfachen, kurzen Sätzen Ausdruck giebt: „Und immer höher schwoll die Flut, und immer lauter schnob der Wind, und immer tiefer sank der Mut." Der Untergang der Zöllnerfamilie schien unvermeidlich. Da erscheint im Augenblicke der höchsten Not der Retter.

3. Der Bauersmann. Im Gegensatz zu dem wilden, tobenden Elemente, zu der gaffenden, zaghaften Menge am Ufer, zu dem auf hohem Rosse daherspregenden und doch nichts weiter als Geld und gute Worte bereit habenden Grafen tritt das Bild des schlichten Landmannes außerordentlich vorteilhaft in die Erzählung ein. Er kommt nicht auf hohem Rosse (wie der edle Graf), er schreitet an seinem Wanderstabe daher. Er hat nicht prächtige Kleider, nicht Orden und Uniform, sondern er ist angethan mit einem groben Kittel. Er braucht nicht viel Worte, sondern er ist schlicht und einfach. Nur eins hat er mit dem Grafen gemein, den hohen Wuchs und das edle Antlitz. Als der einfach schlichte Bauersmann erfährt, um was es sich hier handelt, und als er das nahe Verderben mit raschem Auge überblickt, da ist er auch sofort zur That bereit. Diese That gründet sich nicht auf Übermut oder Leichtsinn; nein, auf Gottes Beistand vertrauend und „kühn in Gottes Namen" springt er in den nächsten Fischerkahn. Mit starker Hand überwindet er die drei Hindernisse, die ihn nicht zum Ziele kommen lassen wollen und welche in den Zuschauern für das glückliche Gelingen der That wohl gerechte Besorgnis wachgerufen haben mögen: 1. Wirbel, 2. Sturm, 3. Wogendrang. Noch schlimmer als diese Hindernisse aber mag der Umstand gewesen sein, daß sein Nachen zur Aufnahme der Zöllnerfamilie zu klein war, und daß der brave Mann deshalb dreimal die kühne Fahrt (gegen Wirbel, Sturm und Wogendrang) wagen mußte. Indes, die edle That gelang. Der brave Mann rettete die gesamte Zöllnerfamilie. Kaum war ihm sein Werk gelungen, und kaum hatte er die letzten Glieder der Familie am sichern Port, so stürzte der letzte Pfeiler krachend zusammen. Es war die höchste Zeit zur Rettung gewesen. Der Graf nannte den Bauer nun nicht allein seinen wackern „Freund", sondern bot ihm auch den Beutel mit Gold gefüllt als Lohn seiner eben so kühnen als

christlich-schönen That dar. Allein der Bauer hatte die That weder um der Ehre noch um des Geldes willen vollbracht. Unter seinem groben Kittel schlug ein edleres Herz. In schmuckloser Rede, im Tone eines echten Biedermannes wies er darum das Anerbieten des Grafen zurück. „Ich bin zwar arm," — sagt er — „aber ich habe satt zu essen. Der aller seiner Habe und seines Gutes beraubte Zöllner braucht das Geld notwendiger als ich, — gieb ihm das Geld!" In dieser Antwort zeigt der Biedermann den hohen und „hehren" Sinn. Auch giebt er in der Antwort zu verstehen, daß ihm sein Leben ebenso lieb war wie dem Grafen das seine, denn für Geld hätte er es auch nicht hingegeben. Der Lohn der That war für ihn nur die Überzeugung, daß er seine Schuldigkeit gethan und eine ganze Familie vom Verderben gerettet habe. Darum ging er still und bescheiden fort, wie er gekommen war. Niemand hat seinen Namen erfahren. Ein Höherer aber weiß ihn und hat ihn in das Buch des Lebens eingeschrieben."

V. **Poetische und sprachliche Darstellung.** An dem vorstehenden Gedichte läßt sich vortrefflich der Unterschied zwischen Prosa und Poesie den Schülern deutlich machen. Es wird zu diesem Zwecke die Quelle des Gedichtes mit dem Gedichte selbst verglichen. Folgende Sätze dürften das Ergebnis der Besprechung resp. Vergleichung sein:

a) Die Quelle ist uns in der Sprache des Lebens gegeben. Diese Sprache unterliegt hauptsächlich den Gesetzen des Verstandes und hat den Zweck, Wahrheiten sprachlich richtig darzustellen.

b) Die poetische Darstellung wendet sich mehr an das Gefühl und die Phantasie des Lesers; daher benutzt der Dichter schöne Wortverbindungen (Str. 1, V. 1 und 2, Str. 2, Vers. 5 und 6 rc.), wählt schön klingende Worte (Orgelton, Glockenklang, Heerstrom rc.), besonders auch treffende und bedeutsame Attribute, Beiwörter und Zeitwörter (z. B. dumpf dröhnen, gewaltige Felsen, laut heulte der Sturm, barmherziger Himmel rc. rc.) und schöne Vergleiche (z. B. das Lied klingt wie Orgelton und Glockenklang; die Wolken fliegen wie die vom Wolf gescheuchte Herde rc.).

Auch die Schilderung der Personen und Vorgänge beschäftigt die Phantasie des Lesers mehr als die Darstellung der prosaischen Erzählung (z. B. die Schilderung der Not des Zöllners in den letzten Versen der 4. bis 13. Str., die Beschreibung der festen Brücke Str. 4 rc.). Ebenso wirksam sind die Personifikationen, welche darin bestehen, daß leblose Gegenstände als lebend und handelnd vorgeführt werden, wie z. B. in Str. 2 der Tauwind, in Str. 9 das Lied rc. Eine nicht geringere Schönheit der poetischen Sprache ist die wiederholte Anwendung des Bindewortes „und" in der 12. Strophe. „Und immer höher schwoll die Flut, und immer lauter schnob der Wind, und immer tiefer sank der Mut." Durch die Häufung der Bindewörter werden die einzelnen Vorstellungen noch besonders hervorgehoben und geben der Phantasie des Hörers reiche Beschäftigung. Endlich dürften auch noch die schönen

Gegensätze erwähnt werden, welche Begriffe verbinden, die sich logisch gegenüber stehen, z. B. der in der höchsten Angst befindliche Zöllner und der ruhig daherschreitende Bauer, die gaffende Menge und der rührige Graf, der reiche Graf und der arme Bauer rc.

c) Zu diesen Eigentümlichkeiten der Poesie in Sprache und Darstellung kommt nun noch der Rhythmus, d. h. der wohlklingende Wechsel von schweren und leichten Silben (Tonhebungen und Tonsenkungen). Dichtungen, in denen der Rhythmus fehlt, nennt man poetische Prosa oder ungebundene Rede. (Die Krummacherschen Parabeln, „Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen“ von J. Paul.) Ist aber der Rhythmus vorhanden, so nennt man die Sprache gebundene Rede. Zum Rhythmus kommt im vorliegenden Gedichte auch noch der Reim; derselbe ist jedoch nicht bei jedem Gedichte notwendig. Herders und Klopstocks Dichtungen sind meist reimlos.

VI. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Erzähle die Geschichte, als ob du Zuschauer gewesen wärest! 2. Laß den Zöllner die Geschichte erzählen! 3. Charakteristik des Grafen und des Bauern! 4. Vergleiche: „Der brave Mann“ und „der Lotse“!

B. Der Lotse.[1])

H. L. Giesebrecht, Gedichte (6. Buch des Meeres). Leipzig 1836. S. 112.

1. „Siehst du die Brigg[2]) dort auf den Wellen?[3])
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg' zerschellen,
Lenkt sie nicht augenblicklich ein.

2. Ich muß hinaus, daß ich sie leite!“
„Gehst du ins offne Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor.“[4])

3. „Allein ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt!
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben wert.[5])

4. Gieb mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not!“
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
Hin durch die Scheren[6]) eilt das Boot.

5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande,
„Links müßt ihr steuern!“ hallt ein Schrei. —
Kiel[7]) oben treibt das Boot zu Lande,
Und sicher fährt die Brigg vorbei.[8])

1) Schiffsführer, der den Meeresgrund genau kennt. 2) Kriegs- oder Lastschiff mit zwei Masten. 3) Zwischen zwei Lotsen entspinnt sich ein Zwiegespräch. 4) Die brandenden Wogen an jener Stelle würden das leichte Boot umstürzen. 5) Er will sein Leben opfern, indem er mittelst des Sprachrohrs dem gefährdeten Schiffe eine Warnung und den richtigen Kurs zuruft. 6) Klippeninseln an der Küste. 7) Der lange Grundbalken unten an den Schiffen. 8) Das Boot ist umgeschlagen, der edle Lotse versunken, aber sein letzter Ruf hat das Schiff von der gefährlichen auf die rechte Bahn gelenkt. Es ist samt den Menschenleben darin gerettet.

1. Wovon berichten beide Gedichte? (Von einer durch Männer verrichteten edlen That.) 2. Was haben beide Männer gethan? (Menschenleben gerettet.) 3. Wem vertrauen sich beide Männer an, um die That auszuführen? 4. Wozu setzen beide Männer ihr Leben auf das Spiel?

Was ist uns von beiden Männern nicht genannt? 6. Wem von beiden gelingt das Unternehmen? 7. Welches Opfer aber bringt der Lotse? 8. Wie unterscheidet sich in beiden Gedichten die Art und Weise der Erzählung? (Das eine ist ausführlich, das andere sehr kurz.) 9. Was ist davon die Folge hinsichtlich der Darstellung? (Giesebrecht zeigt uns sofort die Gefahr, während Bürger uns erst die Entstehung und das Wachsen der Gefahr vergegenwärtigt.) 10. Welcher Unterschied ist in der Handlungsweise beider Männer? (Bürgers braver Mann handelt ohne weitere Angabe des Grundes, der Lotse dagegen will sein altes Leben opfern, um ein Schiff voll jungen Lebens zu retten.) 11. Welcher von beiden Männern verrichtet seine Heldenthat in seinem Berufe? 12. Welches ist bei beiden der Hauptbeweggrund zur edlen That? (Die Liebe zu ihren Mitmenschen.) 13. In welchem der beiden Gedichte herrscht die erzählende, in welchem die dramatische Form vor? (Beweis dafür!) 14) Wodurch zeichnet sich Bürgers Gedicht aus? (Durch Reichtum und Schönheit an Satz- und Wortbildungen, durch schöne Schilderungen und Vergleiche. Beweise dafür!) 15. Wie ist dagegen die Sprache Giesebrechts? (Knapp, einfach, ohne Schmuck in Wörtern und Sätzen und ohne Bilder). 16. Was haben die beiden Gedichte hinsichtlich des Versbaues, des Rhythmus und des Reimes für Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten? W. D.

127b. Stavoren.

Ad. Böttger, Poetische Werke. Leipzig 1864.

I. **Vorbereitung.** In die Niederlande dringt von N. W. her ein Meerbusen tief ein; er heißt holländisch Zuider-Zee (spr. Seudersee), d. h. die oder auch der Südersee. Diesen Namen erhielt er im Gegensatz zur Nordsee von den Bewohnern Frieslands, von denen aus er südlich liegt. An der nördlichen Küste der schmaleren Einfahrt in die Südersee erhebt sich die Stadt Stavoren. Sie war früher blühend und reich wie keine Stadt ringsum. Heute ist sie ein Ort von noch nicht 1000 Einwohnern. Eine Volkssage, die von Ad. Böttger dichterisch bearbeitet ist, erzählt, wie sie durch eigne Schuld ärmlich und klein geworden ist. Gottes Hand hat sie für ihre Sünden so furchtbar gestraft.

II. 1. Vorlesen des Gedichtes.

Im Südersee gen Westen lag mitten auf dem Meer
Ein Eiland, grün und blühend, wie keines rund umher.
Drauf ragt' die Stadt Stavoren, an Gold und Silber reich;
Die größten aller Städte, sie kamen ihr nicht gleich.

(Das Gedicht findet sich in den meisten Lesebüchern.)

2. Erläuterungen. Was schildert Str. 1? Was ist ein Eiland? (mhd. einlant, d. i. alleinliegendes Land, Insel.) Von wem berichtet Str. 2 und 3? Was nannte sie eigen? Jugend, Schönheit, Reichtum an Land, Schlössern und Geld sowie Treue ihrer Leute. Was war die Folge des Reichtums? Arger Übermut. Wie äußerte er sich? Str. 3. In Str. 4 ergänze: Auf einem dieser Gänge am Strande erteilte sie ihrem Schiffer

oder Kapitän folgenden Auftrag. Wie zeigte sich auch hierin ihr Übermut? Vom Edelsten wollte sie gleich eine ganze Schiffsladung haben. Weshalb hielt der Kapitän Weizen (Korn, Mais) für das Edelste? Er ist eine Gottesgabe und dem Menschen am unentbehrlichsten. Weshalb fuhr er nach Danzig? Diese Stadt war und ist noch heute Ausfuhrhafen der reichen Getreideschätze der Weichselniederung. — Wo spielt Str. 6 ff.? Am Hafen. Auf einem Spaziergange daselbst trifft sie unerwartet ihren Kapitän, der eben mit seinem Schiffe eingelaufen ist. Sie hat gar nicht gedacht, daß er schon wieder eintreffen könnte; weshalb? Was ist nach ihrem Sinne das Edelste? Warum? Weil es nur die Reichsten besitzen können. Weshalb erteilt sie den Befehl? Um ihm ihren Unwillen und ihre völlige Verachtung dessen, was er für das Edelste gehalten hat, zu zeigen. Str. 8—10: Steigerung! Dem ersten Gebote des Fräuleins entspricht die Bitte des Kapitäns, dem zweiten das kniefällige Flehn der Armen, dem dritten und letzten die weissagende Ankündigung ihrer Strafe: Sie lädt auf sich den Fluch der Armen und die Sünde der Unbarmherzigkeit und Gottlosigkeit; Folge der Sünde wird Verzweiflung und Entbehrung des jetzt frevelnd Vergeudeten sein. Str. 9: Allen Einwirkungen bleibt sie unzugänglich, ja sie erhebt sich jetzt zum Gipfel des frevelnden Übermutes: „Mein Reichtum ist so fest gegründet, daß ihn nichts, also auch Gottes Macht nicht, erschüttern kann; das wäre ebenso unmöglich, wie es unmöglich ist, daß ich den Ring wiedererhalte." Damit lästert und versucht sie Gott. Str. 12: Am reichbesetzten Tische, wo sie schwelgen (Str. 2) wollte, traf sie der erste Schlag. Was sagte ihr „das erste Zeichen"? Str. 13: Was für „Schläge" denkst du dir? Wie kam es, daß sie Hungers starb? Die Stavorener waren gegen Arme gesinnt wie früher sie. Str. 14: Der fruchtlose, taube Weizen — die Volkssage meint damit den Strandhafer — mußte den Bewohnern als Wunder, als Mahnung erscheinen; sie machten es aber wie die Bewohner der galiläischen Städte, von denen Jesus Matth. 11, 21 sagt: Wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida! Wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei euch geschehen sind, sie hätten vor Zeiten in Sack und in der Asche Buße gethan. — Wie von Kapernaum heute nicht einmal die Stätte mehr feststeht, so kam über Stavoren Gottes Gericht. Str. 15: Der Meeresboden öffnet sich wie ein Schacht, in ihm versinkt ein Teil der Stadt; aber = wieder, abermals. Str. 16: An den Nachkommen erfüllt sich Gottes Wort weiter: Ich, der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott. Str. 17: Ried, eig. Schilfrohr. Das Zeichen des Fluchweizens ist geblieben, und noch heute heißt die Sandbank, auf der er sprosset, Vrouwe Sand. Das Meer ist dort nur 1—3 m tief.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. a) Str. 1—3: Die reiche Stadt Stavoren und das reiche Fräulein zu Stavoren. b) Str. 4—13: Des Fräuleins Frevel und Strafe (ihr Auftrag an den Kapitän und dessen Ausführung Str. 4—7; ihr gottloses Gebot, des Kapitäns Bitte, der Armen Flehn, des Kapitäns Warnung Str. 8—10; des Fräuleins

frevelndes Wort, die Erfüllung des Fluches.) c) Str. 14—16: Das mahnende Wunderzeichen, der Stavorener Sünden und fortwirkende Strafe.

2. Charakterzeichnung: Das Fräulein a) im Glück: jung, schön, reich, schwelgerisch, habsüchtig, lieblos, gottlos, gegen Gott frevelnd; b) im Unglück: arm, verlassen, elend, hungernd, fluchend, verzweifelnd, Hungers sterbend. Gieb a) die Stufen des steigenden Übermutes, b) die Stufen des steigenden Elends an! — Der Kapitän: treu, eifrig sinnend, schnell ausführend, gottesfürchtig, bittend, warnend — der treue Eckart.

3. Grundgedanken. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen und ist dem Höchsten alles gleich, den Reichen arm und klein zu machen. Sei barmherzig! Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. S. III, 3!

2. Rede- und Stilübungen. Suche Beispiele von ähnlichen Gottesgerichten! (Sodom und Gomorrha, Tyrus und Sidon, Kapernaum, Jerusalem, Vineta.) — Welche biblische Überschrift kann man dem Gedichte geben? (Irret euch nicht u. s. w.) Beweis! — Gieb die Reise des Kapitäns an! — Zeichne das Gegenstück des Fräuleins! (Vornehm, jung, schön, reich, barmherzig, liebesthätig, gottesfürchtig — die heilige Elisabeth.) — Welche Ähnlichkeiten und welche Unterschiede finden sich zwischen dem Fräulein von Stavoren und dem verlorenen Sohne des Gleichnisses? Vergleiche das Ringwerfen und seine Bedeutung mit dem gleichen Thun in Schillers Ring des Polykrates! — Vergleiche das Fräulein mit Frau Hütt! — Vergleiche unser Gedicht mit Uhlands „Glück von Edenhall!“ (Frevelnder Übermut, Strafe, treuer Eckart.) —

Vergleiche unser Gedicht mit seiner Quelle in Gebrüder Grimm, Deutsche Sagen I 283! Zum Teil hat der Dichter die Sage wörtlich benutzt. Ich führe hier nur die Stellen an, die die wichtigsten Unterschiede zeigen. Betreffs Ort und Zeit: 1. Die Sage weiß von einem Eiland nichts; es heißt nur: Westlich im Südersee wachsen mitten aus dem Meere Gräser und Halme hervor an der Stelle, wo die Kirchtürme und stolzen Häuser der vormaligen Stadt Stavoren in tiefer Flut begraben liegen. ... Die Sandbank liegt entlang der Stadt Stavoren. 2. Eines Tages rief diese Jungfrau ihren Schiffmeister. ... Er kehrte wieder in seine Heimat zurück. „Wie, Schiffmeister“, rief ihm die Jungfrau entgegen, „du bist schon hier?“ ... „Ich komme selbst hin und sehe, ob meine Befehle erfüllt worden.“ ... Sie kam und frug. 3. Einige Tage darauf ging die Magd dieser Frauen zu Markte, kaufte einen Schellfisch und wollte ihn in der Küche zurichten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin einen kostbaren Ring und zeigte ihn ihrer Frauen. — Andere Verschiedenheiten: 1. Der Seemann ... berief in Eile alle armen und dürftigen Leute aus der Stadt an die Stelle, wo das Schiff lag, durch deren Anblick er seine Herrin zu bewegen hoffte. 2. Wie groß war ihr Schrecken, als in demselben Augenblick die Botschaft eintraf, ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre gestrandet. Wenige Tage darauf

kam die neue Zeitung von untergegangenen Schiffen, worauf sie noch reiche Ladungen hatte. Ein anderes Schiff raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuser, worin sie verwickelt war, vollendete bald ihr Unglück. 3. Auf eine Zeit schöpfte man Hering und Butt aus dem Ziehbrunnen. — Weshalb hat der Dichter an diesen Stellen Änderungen vorgenommen? Am wenigsten glücklich war er darin, daß er den Ring von dem Fräulein bei Tisch finden ließ; wo fand sie ihn? Höchstens doch im Maule des Fisches!

Vergleiche das Gedicht mit folgenden Gedichten, die denselben Stoff behandeln: Karl L. Leimbach, Die Jungfrau von Stavoren; Karl Simrock, Stavoren! Dr. P. Polack.

128. Johanna Sebus.

J. W. v. Goethe, Werke. Stuttgart 1874. I. 93.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut. —
(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Abschnitt I, V. 1—12. Furchtbar brausten am 13. Januar 1809 die Wogen des hochangeschwollenen Rheinstroms bei dem Dorfe Brienen an der holländischen Grenze. Die ganze, unabsehbar große Ebene, welche sich dort zwischen den Dämmen ausbreitet, bildet ein einziges Meer; die ungeheuren Eisschollen drängen in wildem Wogenschwall an die hohen Deiche und bringen schon hie und da kleine Risse und Löcher in die Erdmassen; da heißt es auf einmal: „Der Damm zerreißt", und mit ungeheurer Kraft stürzen die Wogen auf das hinter dem Damme gelegene Feld („das Feld erbraust"). Hier steht ein kleines Häuschen, an dem bereits „die Fluten spülen", welche die weite Fläche umher bedecken und ein eigentümliches Sausen verursachen. In dem Hause wohnt die alte Frau Sebus mit ihrer Tochter Johanna (welche der Dichter Suschen nennt) und noch eine andere Frau mit drei Kindern. „Schön Suschen" erkennt die große Gefahr, in welcher sie und die übrigen Bewohner des Hauses schweben; sofort ergreift sie die alte, schwache Mutter, hebt sie auf ihre Arme und trägt sie durch die Flut. Als das die Hausgenossin sieht, ruft sie dem mutigen Mädchen nach: „Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind!" Suschen antwortet, ihr Trost zusprechend: „Zum Bühle (= Hügel in der Nähe des Hauses) da rettet euch! — harret derweil" (= wartet, bis ich zurückkehre), „doch nehmt auch mir meine Ziege mit".

Abschn. II, V. 13—20. Die Gefahr wächst. Hatte vorher der Damm nur einen Riß, so heißt es jetzt schon: Der Damm „zerschmilzt" (= das Erdreich des Dammes wird vom Wasser so vollständig erweicht, daß es anfängt zu fließen). Johanna hat die Mutter gerettet („Sie setzt die Mutter auf sichres Land") und sieht sich nach den andern Hausgenossen um. Da ruft die alte Mutter, welche die wachsende Gefahr

erkennt, der geliebten Tochter zu: „Wohin, wohin?“ „Verwegen ins Tiefe willst du hinein?“ Aber Suschen, das kühne Mädchen, antwortet mit Opferfreudigkeit: „Sie sollen, sie müssen gerettet sein!“ Nicht aus Verwegenheit, sondern aus reiner Menschenliebe begiebt sie sich in Gefahr.

Abschn. III, V. 21—26. Immer mehr steigert sich die Gefahr, und immer schwieriger und lebensgefährlicher wird das Rettungswerk; denn: der Damm verschwindet, und die Wasserwellen brausen und werden wie eine einzige große Meereswoge. Doch „Schön Suschen schreitet gewohnten Steg“ (= den Steg, welcher schon vom Wasser bedeckt, aber Suschen genau bekannt ist) und „erreicht den Bühl und die Nachbarin. Doch der und den Kindern kein Gewinn!“ Hiermit deutet der Dichter an, daß das Rettungswerk leider nicht gelingen wird.

Abschn. IV, V. 27—40. Das Unglück tritt ein: „Der Damm verschwand.“ Nicht nur eine Woge bespült und umwühlt den kleinen Hügel, sondern wie „ein Meer erbraust's“ um denselben, bis die Flut auch die Frau und ihre Kinder wegspült und in die Tiefe hinabzieht. Eins der Kinder greift noch nach dem Horn der Ziege und findet mit dieser zugleich sein Grab in den Wogen. Noch steht das kühne Mädchen „strack (aufrecht und gerade) und gut“ mitten in den brausenden Wogen. Aber auch ihr ist der Weg zur Rettung abgeschnitten, drum rufen wir mit dem Dichter aus: „Wer rettet das junge, das edelste Blut?“

Noch steht sie da wie ein leuchtender Stern in der Finsternis, aber kein Retter naht. Alle, die ihr in Liebe zugethan waren und die um die Neigung und Gunst des edlen Mädchens sich bewarben, sind fern: keiner wagt mit schwankendem Schifflein auf der Wasserbahn zu ihr zu gelangen. Johanna erwartet aber auch die menschliche Hilfe nicht mehr; denn mit festem Vertrauen „noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf, da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf“.

Abschn. V, V. 41—48. Das furchtbare Unglück ist geschehen. Überall fluten die Wogen: Kein Damm, kein Feld ist mehr zu sehen; nur hier und da ragt die Spitze eines Baumes oder Turmes aus dem Wasserschwall hervor: „Doch Suschens Bild schwebt überall.“ „Und überall wird Suschen beweint.“ Die That hat das heldenmütige Mädchen unsterblich gemacht. Alle, die von dem frommen Suschen hören, werden sie im Tode noch preisen. Wer aber in diesen Preis nicht mit einstimmt, der hat kein Verständnis und kein Herz für Großes und Schönes, und dem sei, wie der Dichter spricht, „im Leben und Tod nicht nachgefragt“.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung. Abschn. I. Johanna rettet die Mutter aus der Todesgefahr und verspricht, auch die Hausgenossen zu retten.

Abschn. II. Johanna geht wieder ans Rettungswerk in die Flut trotz der Einrede der Mutter.

Abschn. III. Johanna schreitet durch das immer höher steigende Wasser und kommt glücklich bis zum Bühle, wo die Frau sich befindet.

Absch. IV schildert den Untergang der Frau mit den Kindern und das jähe Ende Suschens.

Abschn. V. Schluß. Der Tod Suschens wird betrauert; ihr Name lebt ewig im Liede fort.

2. Johannas Charakter. Johanna, die „siebzehnjährige Schöne, Gute“, besaß körperliche Kraft und Gewandtheit (V. 3), Überlegung und klaren Verstand (V. 9—11), Liebe, nicht nur zu den Menschen, sondern auch zu den Tieren (V. 12), Unermüdlichkeit in der Aufopferung für andere (V. 16), Kühnheit und Heldenmut (V. 16—18), Furchtlosigkeit und wahres Gottvertrauen in der Todesstunde (V. 38, 39 und 40).

3. Sprachliche und poetische Darstellung. „Jedem Abschnitte,“ sagt H. Hescamp, „hat der Dichter zwei Verse vorangestellt, in denen er mit wenigen Strichen ein so anschauliches Bild des Dammdurchbruches und der empörten Wasserflut zeichnet, daß wir mit der größten Spannung unser geistiges Auge dem Damm zuwenden und nun bei der stets wachsenden Gefahr auch mit stets wachsender Sorge dem Heldenmädchen folgen.

In unübertrefflicher Steigerung schildert er den Kampf der wilden Wasserflut an dem Damme. Anfangs ein Riß im Damm, und die Fluten „spülen“; darauf Zerschmelzen des Dammes, und die Fluten „wühlen“ in die Öffnung; dann das allmähliche Verschwinden des Dammes, und einzelne Wellen „brausen“ darüber hin; jetzt vollständiges Verschwinden des Dammes, und die Wasser erbrausen wie ein Meer. Und zum Schlusse weiter, wilder Wasserschwall, und Feld und Land von ihm bedeckt.“ (Auf diese Steigerung macht auch schon Götzinger aufmerksam: „Erst heißt es: der Damm zerreißt; dann: der Damm zerschmilzt; dann: der Damm verschwindet; endlich: der Damm verschwand. Nur sollte es zuletzt durchaus heißen: der Damm ist verschwunden. Nicht nur die Grammatik fordert dies, sondern auch die Poesie.“) —

III. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. a) Sprüche: Matth. 22, 40: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. 1. Joh. 3, 16: Daran haben wir erkannt die Liebe ꝛc. b) Hauptgedanke: Wahre Liebe steht dem Nächsten bis zur Aufopferung des eigenen Lebens bei.

2. Schriftliche und mündliche Übungen. a) Charakter von Schön Suschen (s. oben). b) Erzähle die Begebenheit, als ob du aus der Ferne zugeschaut hättest! c) Nachbildung: Errettung aus einer Feuersnot. d) Vergleichung des Gedichts mit Nr. 127: „Der brave Mann“ von Bürger.

I. Ähnlichkeiten. (Die Überschwemmung, die Not der von der Überschwemmung Betroffenen, die Retter, das Rettungswerk.) II. Verschiedenheiten a) hinsichtlich des Inhalts: Ort der Überschwemmung (Etsch — Rhein; Damm — Brücke). Aufenthalt der Bedrohten (Haus auf der Brücke — Haus hinter dem Damm). Die Retter (Mann — Jungfrau). Art der Rettung (Kahn — Schulter). Erfolg des Rettungswerkes (alle Personen werden gerettet — nur die Rettung der Mutter gelingt; der Retter lebt — die Retterin stirbt). b) Hinsichtlich der Form und Sprache (strophische Einteilung — ohne Strophen; umständliche Erzählung — einfache Darstellung ꝛc.).

3. Vergleichung des Gedichts mit „Der Lotse“ von Giesebrecht. (Disposition wie bei der vorhergehenden Vergleichung.) W. D.

129a. Der Reiter und der Bodensee.

Gustav Schwab, Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1851. S. 402.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Zwischen Deutschland und der Schweiz liegt der große und schöne Bodensee. Den Namen erhielt er von der Kaiserpfalz Bodman, die früher an seinem nordwestlichen Strande lag. Er wurde auch schwäbisches oder deutsches Meer genannt. Von dem Gebhardsberge bei Bregenz erscheint er in der That wie ein Meer; die Sonne taucht bei ihrem Untergange nicht hinter die Berge, sondern in die Fluten nieder. Der See hat einen Umfang von 196 km und bedeckt eine Fläche von 540 qkm. Seine größte Länge zwischen Bregenz und der Stockach-Mündung beträgt 62, seine größte Breite zwischen Friedrichshafen und Arbon 14 km und seine größte Tiefe zwischen Lindau und Rorschach 300 m. Seine Tiefe nimmt allmählich ab, weil der Rhein und andere Flüsse ihr Geröll hier absetzen und dadurch ihr schlammiges Wasser säubern. Der See erstreckt sich von SO. nach NW. und spaltet sich bei Meersburg in zwei flachere Arme, den Obersee, an dem Überlingen und in dem die liebliche Insel Mainau liegt, und in den Unter- oder Zellersee, an dem Radolfszell und in dem die schöne Insel Reichenau liegt. An den See stoßen fünf Staaten: Baden (Konstanz), Württemberg (Friedrichshafen), Bayern (Lindau), Österreich (Bregenz) und die Schweiz (Rorschach und Romanshorn). Die Ufer des Sees sind überaus liebliche Berg- und Hügellandschaften. Städte, Dörfer, Schlösser und Weinberge umwinden ihn wie ein schöner Kranz; Schiffe und Kähne beleben seinen dunkelgrünen Spiegel. Das Wasser des Sees plätschert und wiegt sich gewöhnlich in sanften Wellen. Wenn aber der Föhn von Süden braust, dann schwellen plötzlich die Fluten und toben die Wellen, so daß Schiffe und Menschen in die größte Gefahr kommen. Der fischreiche See friert nur bei der strengsten Kälte zu. Dies geschah z. B. 1277, 1695, 1870 und zum letztenmal 1880. Spaziergänger, Schlittschuhläufer, Schlitten und Wagen tummelten sich auf der weiten Eisfläche, ja Schützenfeste wurden darauf gefeiert. Der Dichter Gustav Schwab, der ein schönes Buch über den Bodensee und das Rheinthal geschrieben hat, weilte längere Zeit an den Ufern des Sees und erfuhr hier von den Anwohnern eine Sage, nach der im Jahre 1695, als der See am 5. Februar zufror, ein Reiter im Nebel und in der Abenddämmerung über den See geritten sei, ohne es zu wissen. Schwab hat die Sage zu einem ergreifenden Gedicht umgeschaffen.

1. Der Reiter reitet durchs helle Thal;
   Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.
2. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
   Er will noch heut an den Bodensee.

(Das Gedicht steht in den meisten Lesebüchern.)

II. **Erläuterungsfragen.** Warum war das Thal hell? Warum trabt der Reiter im Schweiß? (Die Sonne scheint; das eilende Roß teilt seine Wärme dem Reiter mit; die Hast und Unruhe machen ihm warm.) Wie braust er feldein? (Er reitet so rasch, daß es sauset wie der Wind; dabei achtet er nicht auf die gebahnten Wege.) Worin gleichet das Schneefeld der Sandwüste? (Beide sind eben, dehnen sich weit und gleichförmig ohne Abwechslung aus; die zahllosen gefrornen Schneeflöckchen ähneln den gelbweißen zahllosen Sandkörnchen.) Warum war der Weg schlimm, durch Dornhecken und Steinblöcke gehemmt? (Der Reiter war von der Landstraße abgekommen.) Wann geht eine Sache aus (hier Bäume und Felsen)? Was ist der Bühl? (Hügel.) Wo finden sich Schneegans und Wasserhuhn? An welchen Zeichen hätte der Reiter merken können, daß er nicht mehr auf dem Lande war? Warum merkte er es nicht? (Auge und Ohr achteten nicht mehr auf die Umgebung, weil sein Geist beschäftigt war und nur eilig vorwärts drängte.) Warum grüßt er das Mädchen mit „Willkommen"? (Sie ist ihm nach dem langen, öden Ritt eine willkommene Erscheinung, um endlich Auskunft zu erhalten.) Wie zeigt sich das Staunen des Mädchens? Warum heißt die Tiefe bodenlos, der Huf rasend, die Eisrinde dicht, der Fische Heer stumme Brut? Wie zeigt sich das Entsetzen des Reiters? Wie die Freude der Dorfbewohner? Warum nennen sie den Reiter glückselig? (Er kann sich glücklich, selig preisen.) Warum soll er sich segnen? (Glück wünschen.) Womit wird die grauenhafte Gefahr verglichen, weil sie grinst, d. h. zähnefletschend den Mund öffnet? (Der Tod wird als zähnefletschendes, fleischloses Geripp abgebildet.) Was ist der gräßliche Schlund? Warum versinkt sein Geist in den schwarzen Grund? (Er kann von dem Gedanken an die überstandene entsetzliche Gefahr nicht hinwegkommen und malt sie sich mit allen Schrecken aus.) Welche Bilder halten seinen Geist gefangen? (Str. 29 und 30.) Was wirkt so erschütternd bei dem Tode des Reiters? (Gerettet, um zu verderben, dem nassen Grabe entgangen, um ein trockenes zu finden.)

III. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Die Sage weist auf den Februar des Jahres 1695 zurück. Es ist gegen Abend, erst heller Sonnenschein, dann plötzlich hereinbrechende Nacht. Der Schauplatz ist der Bodensee mit seinen Ufern, ohne nähere Angabe des Ortes. Drei Bilder treten vor unsere Seele. a) Auf dem südlichen Ufer: Berglandschaft; tiefe Thäler dazwischen; Städte und Dörfer; alles mit Schnee bedeckt; heller Sonnenglanz auf der Schneedecke; ein Reiter auf rüstigem Roß im dicken Pelz braust auf unwegsamen Pfaden dahin. b) Auf dem See: Unabsehbare Ebene ohne Hügel, Bäume und Häuser; kein Laut weit und breit; ein Reiter fliegt über das Schneefeld; Schneegans in der Luft; Wasserhuhn flattert umher und sucht offene Stellen im Eise. c) Am nördlichen Ufer: Eingefrorener Kahn am Ufer; ein Dorf, Häuser und Bäume; durch den Nebel schimmern Lichter; ein Mädchen

an einem Fenster reckt vor Verwunderung und Entsetzen die Hände in die Höhe; froh erstaunte Menschen eilen herbei; der Reiter sinkt vom Pferde, Entsetzen im Blick.

2. Charakteristik des Reiters. Der Reiter erscheint in seinem Wesen einseitig und innerlich gebunden. Er hat immer nur einen Gedanken und ein Gefühl und wird dadurch so völlig beherrscht, daß er sich nicht darüber erheben kann. Ein Gedanke treibt ihn rasch vorwärts und läßt ihn auf nichts achten: „An den See, an den See!“ Er ist in Schweiß gebadet, achtet nicht auf den Weg, bemerkt nicht die endlose, glatte, leere Ebene, hört nicht den Schrei der Schneegans, sieht nicht das flatternde Wasserhuhn. „Nur noch heute, vor der Nacht an den See!“ weiter denkt, hört und sieht er nichts. — Und am andern Ufer ist's wieder ein Gedanke, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt packt, nicht wieder los läßt und endlich seinen Geist nieder in den Abgrund zieht: „Wenn das Eis brach! Wenn du in den Abgrund sankst!“ Nichts fühlt er von dem festen Boden unter den Füßen; nichts sieht er von der Freude der Dorfbewohner; nichts hört er von ihren Glückwünschen und freundlichen Einladungen. Nur dem einen Gedanken hängt er nach: „Wenn —!“ Die Stärke seines einseitigen Denkens und Empfindens ist sein Verderben. Sie trug ihn achtlos und arglos über den See, und sie zieht ihn rettungslos in den Wirbel entsetzter Vorstellungen und ins Grab.

3. Gedankengang. I. Der Ritt nach dem See. Str. 1—5. II. Der Ritt über den See. Str. 6—11. III. Die Ankunft am andern Ufer Str. 12—16. IV. Die Aufklärung durch das Mägdlein Str. 17—23. V. Die Freude der Dorfbewohner Str. 24—26. VI. Der Tod des Reiters Str. 26—31.

Grundgedanken. Der großen Gefahr entgeht der Reiter, der kleinen erliegt er! — Die Erinnerung an eine überstandene Gefahr wirkt zuweilen verderblicher als die Gefahr selbst! — Schwerer als das Roß läßt sich der Gedanke und das Gefühl zügeln. Der Reiter, der mit festem Zügel das Roß in rasendem Fluge über den Abgrund lenkte, der verliert den Zügel über die eigenen Gedanken und Empfindungen. Das nachträgliche Entsetzen zieht seinen Geist wie ein unwiderstehlicher Strudel in den Abgrund, dem der Leib entgangen ist. Die Wucht eines einseitigen Denkens und Empfindens kann den Menschen erdrücken, seinen Geist in die Nacht des Wahnsinns versenken oder sein Lebenslicht mit einem Schlage verlöschen.

4. Eigentümlichkeiten. Das Gedicht ist in volkstümlichen zweizeiligen Strophen geschrieben. Der Reim ist glatt (zwei neben einander) und männlich (einsilbig). Die Versfüße sind Jamben (mit einer) und Anapästen (mit zwei leichten Silben als Vorschlag und Auftakt).

Wunderschön sind die Kontraste und Steigerungen: heller Sonnenschein, allmählicher Abend, Lichter im Nebel, Nacht — des Todes! Die Hast ohne Rast nach — einem trockenen Grabe! Die Arg- und Ahnungslosigkeit in der wirklichen Gefahr und das betäubende Entsetzen bei der Erinnerung daran! Die geheimnisvolle Reise und das unerwartete Reiseziel!

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Bewahre dir die Klarheit des Blickes, die Freiheit des Geistes und die Herrschaft über das Gefühl, damit dich das Unerwartete nicht allzu sehr erschüttere, ja vernichte! —

2. Verwandtes. In der Parabel von Rückert „Das Kamel" haben wir ein Gegenstück. Bewußt von allerlei schrecklichen Gefahren umgeben, vergißt der leichtfertige Mensch alles und nascht Beeren.

3. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle den Inhalt des Gedichts! — b) Suche aus der Geschichte und dem Leben Beispiele, wo jemand einer großen Gefahr entgeht und einer geringen erliegt! — c) Behandle das Schicksal des Reiters als ein Sinnbild des menschlichen Lebens! d) Vergleiche die in vielen Lesebüchern befindliche Erzählung: Das brave Mütterchen von K. V. Müllenhoff: „Es war im Winter, und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer ein großes Fest zu feiern" rc. e) Vergleiche das Gedicht von Friedr. Rückert „Schiffahrt"!

1. Wie ein Schifflein auf dem Meer
Schwebt das Leben überm Tod,
Oben, unten, rings umher
Von Gefahren stets umdroht.

2. Eine schwache Bretterwand
Trennet dich von deinem Grab;
Eines Hauches Unbestand
Wiegt dich schaukelnd auf und ab.

3. Seien Lüfte noch so klar,
Sei die Tiefe noch so still:
In Gefahr ist immerdar,
Wer durchs Leben schiffen will.

(Allerlei Gefahren umdrohen uns, und wir wissen es meist nicht. Wie der Reiter über den See reitet, so fährt unser Schifflein über das Meer des Lebens. Wie unter dem Reiter der Tod droht, so sind wir rings von Gefahren umgeben. Wie den Reiter eine Eisrinde von der Tiefe, so trennt uns oft nur eine dünne Bretterwand vom Grabe. Wie ein unvorsichtiger Hufschlag das schwankende Eis zerbrechen kann, so wiegt der Hauch eines unbeständigen Schicksals uns auf und ab. Wie die Ebene glatt, die Seetiefe still, die Luft ruhig und klar, die Gefahr aber darunter verborgen ist, so hört auch unsere Gefahr nicht auf, wenngleich Windstille zu herrschen scheint.) P.

129b. Harras der kühne Springer.

Theodor Körner.

I. **Vorbereitung.** Die Zschopau, ein linker Nebenfluß der Freiberger Mulde, entspringt auf dem Erzgebirge am Nordfuße des Fichtelberges. Flach ist ihr Thal anfangs, immer tiefer aber schneidet der Fluß sein Bett in das Felsgestein ein, bis die Thalwände hoch und steil über dem Wasser aufsteigen. Nicht fern von der Stadt Chemnitz liegt nun ein durch die Sage berühmt gewordener Punkt des Flusses. Auf der linken Thalwand befindet sich das Rittergut Lichtenwalde mit Schloß und Park, der bis zur Zschopau hinabzieht; hier erhob sich einst die Burg Lichtenwalde, die einem Ritter Dietrich von Harrach gehörte. Am Flußufer selbst steht zwischen zwei Eichen ein eisernes Kreuz. Und über dem brausenden Flusse erhebt sich die rechte Thalwand als steil abfallender

Fels von 60 m Höhe, der Hauenstein. Fels und Fluß sind die Stätten einer Heldenthat, die im Jahre 1499 sich zugetragen haben soll; das Kreuz drunten im Thale aber ist errichtet zur Erinnerung an diese That und zu Ehren dessen, der sie im Liede gefeiert hat, zu Ehren des Dichters Theodor Körner, der uns das Gedicht „Harras der kühne Springer" geschenkt hat.

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichtes.

1. Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

(Das Gedicht steht in den meisten Lesebüchern.)

2. Erläuterungen. Str. 1: Heimlich wird das Dämmerlicht genannt, weil es Geschehnisse geheim hält, verbirgt. — Es klingt herauf: Ein Zuschauer wird auf der Höhe der Thalwand stehend gedacht; ebenso heißt es Str. 2 vorbei, nämlich am Zuschauer. — Gewappnete Knechte: Wappen und Waffe ist dasselbe Wort, jenes nur die niederdeutsche Form; das mittelhochdeutsche Wort das wâfen oder das wâpen ist soviel wie Waffe, Rüstung. Knecht bezeichnet in der Sprache des mitteralterlichen Rittertums den reisigen Knecht. Gewappnete Knechte sind also gerüstete Reiter. — Str. 2: Troß, eigentlich „Heergepäck", dann auch Leute, die beim Heergepäck sind, endlich eine Heeresabteilung. — Mit steigender Deutlichkeit ist in wenig Strichen die Reiterschar gezeichnet. Endlich tritt auch der Held des Gedichtes auf, Ritter Harras. Bezüglich des Namens sei darauf zurückverwiesen, daß der Besitzer der Burg Lichtenwalde Dietrich von Harrach, nicht Harras hieß. — Heimliche Wege sind verborgene, geheime Wege. — Str. 3: Der Reiterschar erscheint das Morgenrot fröhlich, glückverheißend; sie ahnen nicht, daß Tod und Verderben ihrer warten. (Vgl.: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod?") Auf irgend welche Weise ist der Anschlag auf die Burg verraten; die Feinde erwarten bereits mit Übermacht den Ritter Harras. Das Zeichen zum Kampfe geben die Anführer mit dem Hifthorn (ältere Form Hiefhorn, nicht aber Hüfthorn; Hief oder Hift ist „der Laut, den die Jäger auf ihren Jagdhörnern blasen"). — Str. 4: Dumpf dröhnen die Schläge auf Schild und Helm, hell klingen die Schwerter aneinander. Der Helmbusch winkt, bewegt sich bei den heftigen Bewegungen der Männer mit Nicken. Die Rosse steigen oder bäumen sich empor, von den Reitern angespornt. — Des Kampfes Glut ist ein stärkerer Ausdruck für Kampfeshitze. — Sie verlieren entweder Freiheit oder Leben, beides gleich schlimm. — Str. 6: Flüchtig, auf der Flucht achtet er nicht auf die kundigen (in passivischem Sinne), auf die ihm sonst wohlbekannten Wege. — Die lichtere Stelle sucht

er auf, weil er von da den rechten Weg zu finden hofft; welch furchtbare Enttäuschung! — Str. 7: Der Rand ist schwindelnd oder Schwindel erregend durch den Steilabfall. Als Gegensatz zu diesem grausigen Bilde zeigt sich das freundlich lockende Bild seiner sicheren Burg. „Wärest du drüben!" — bei dem Gedanken pocht das Herz ihm lauter. — Str. 8: Das Tier empfindet dasselbe Grausen wie der Mensch. — Er denkt es, er denkt den Gedanken eines Sprunges in die Tiefe durch. — Was sieht und hört der Ritter? a) Hinter sich hört er seine Todfeinde, ihres Sieges bewußt, heranreiten; b) unter sich sieht er den Abgrund und hört die Zschopau brausen; c) gegenüber sieht er die Bergeshöhe mit Waldschmuck, seine im Sonnenschein schimmernde Feste, ihr freundliches Winken. — Hier freundlicher Anblick, Heimatsgefühl, Leben — dort Schrecken, Grausen, Tod! — Str. 9: Welche Möglichkeiten giebt es für den Ritter? a) Gefangenschaft, d. h. Schande, die für den Ritter Harras schlimmer als der Tod ist; b) Kampf mit den übermächtigen Feinden, d. h. Tod durch die Hand der Feinde, denen auch die Ehre bleibt; c) Sprung in die Tiefe und in die Wogen, d. h. Tod. Eine Hoffnung giebt es für ihn nicht mehr. Nach kurzem inneren Kampfe entscheidet er sich für den Sprung: Lieber den Tod in den Wellen finden als den Feinden die Ehre lassen, Harras, den Unbezwinglichen, bezwungen zu haben. Da es in den Tod geht, befiehlt er Gott seine Seele („Gott, sei mir Sünder gnädig"; „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist"). Dann gilt es, den Widerstand des Pferdes mit Spornstößen zu überwinden, und eben, als die Feinde auf die Blöße herausreiten dem Ritter entgegen, dessen Tod oder Gefangennahme ihnen ja sicher ist, — da verschwinden Roß und Reiter vom Rande. — Str. 10: Die Seinen, vielleicht Leute, die in der Nähe der Zschopau gearbeitet haben, oder einige wenige Knechte, die der Niederlage entronnen sind, nehmen ihn, der sich und den sie verloren glaubten, freudig in Empfang.

III. **Vertiefung**. 1. Gliederung: Str. 1 und 2 der Ausritt des Ritters Harras und seiner Schar; Str. 3 und 4 der Kampf mit dem feindlichen Hinterhalte; Str. 5 und 6 Niederlage der Schar und Flucht des Ritters auf Irrwegen; Str. 7 und 8 furchtbare Lage des Ritters zwischen den Feinden und dem Abgrunde; Str. 9 und 10 des Ritters todesmutiger Entschluß, kühner Sprung und wunderbare Rettung.

2. Grundgedanke: Str. 10, Zeile 8 Gott verläßt den Mutigen nimmer.

3. Charakter des Ritters Harras: Der mutige Ritter auf feurigem Roß; der unbezwingliche Streiter; der irrende Flüchtling; der todesmutige, gottergebene Springer; der wunderbar gerettete Schwimmer. — Stimmungsfolge: Fröhliche Kampfeslust, Siegeshoffnung, Überraschung, Grausen, Verzweiflung, Todesmut, Gottergebenheit, Dankgefühl.

4. Zur Charakteristik des Dichters: In manchen Einzelheiten ist die Sprache der Schillers ähnlich, den Theodor Körner als Vorbild verehrte. Er setzt gern wie Schiller zu den Substantiven schmückende

Beiwörter, verwendet ziemlich häufig Participia Praesentis und läßt Hauptsätze, mit „und“ verbunden, auf einander folgen. Manche Ausdrücke erinnern an Schillers Balladen: Str. 2 auf heimlichen Wegen — „Kampf mit dem Drachen“ Str. 14: auf geheimen Wegen; Str. 8 es schäumt in den Zügel — „Kampf mit dem Drachen“ Str. 13: Ob auch das Roß sich grauend bäumt Und knirscht und in den Zügel schäumt; Str. 9 befiehlt dem Herrn seine Seele — „Der Taucher“ Str. 8: Der Jüngling sich Gott befiehlt; Str. 10 er teilt die Wogen mit kräftiger Hand — „Die Bürgschaft“ Str. 9: Und teilt mit gewaltigen Armen Den Strom — u. a. mehr. Auch im Versmaß hat sich Körner eng an Schillers „Bürgschaft“ angeschlossen: er stimmt mit diesem im Aufbau der einzelnen Versen überein und weicht von ihm nur in der Zahl der Verse und der Anordnung der Reimpaare ab.

Schiller:	Körner:
a ⏑— ⏑ —⏑⏑—⏑—	a ⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑—
b ⏑— ⏑ —⏑⏑—⏑	b ⏑— ⏑ —⏑⏑—⏑
b ⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑	a ⏑⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑—
a ⏑—⏑⏑— ⏑ —⏑—	b ⏑⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑
a ⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑—	d ⏑⏑— ⏑ — ⏑ —⏑⏑—
c ⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑	d ⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑⏑—
c ⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑	c ⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑
	c ⏑⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑

Dem Inhalte nach berührt sich unser Gedicht mit Schillers „Taucher“, es bildet ein freundliches Gegenstück zu dieser tragisch abschließenden Ballade.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes: Fortes fortuna adiuvat. Ps. 19, 11. Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie . . . dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. — Bildliche Verwendung von „Burg“ (Str. 5): Ajas wird in der Ilias „Turm der Achäer“ genannt. In Psalm und Lied heißt Gott eine feste Burg. — Ludwigs des Springers Sprung vom Giebichenstein in die Saale. Des schwedischen Trompeters Sprung in die Saale bei Rotenstein.

2. Stilübungen. Beschreibe den Schauplatz der Heldenthat! Schildere des Ritters verzweifelte Lage! Vergleiche die That des Ritters mit der des Tauchers (Schiller)! Zeichne ein Bild des Kampfes (nach Str. 3 und 4)! Vergleiche den Grundgedanken „Gott verläßt den Mutigen nimmer“ mit dem lateinischen Spruche „Fortes fortuna adiuvat“!

Dr. P. Polack.

130. Die Sonne bringt es an den Tag.

Adelbert von Chamisso, Werke. 4. Aufl. Leipzig 1857.

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Beim Frühtrunk Meister Nikolas;
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag.“

(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Vermittlung.** 1. Quelle. Dem balladenartigen Gedichte hat der Dichter wahrscheinlich die Sage: „Die klare Sonne bringt's an den

Tag" zu Grunde gelegt, welche Grimm (Kinder- und Hausmärchen. Berlin 1876. S. 453) also erzählt:

„Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum, und konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Wege ein Jude; und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: „Gieb mir dein Geld, oder ich schlag' dich tot!" Da sagte der Jude: „Schenkt mir doch das Leben; Geld hab' ich keins und nicht mehr als acht Heller." Der Schneider aber sprach: „Du hast doch Geld, und das soll auch heraus!" brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nahe am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „Die klare Sonne wird es an den Tag bringen", und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich und heiratete sie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe.

Überlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starb Schwiegervater und Schwiegermutter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann an dem Tische vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: „Ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!" Die Frau sprach: „Ei lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit?" Er antwortete: „Das darf ich dir nicht sagen." Sie aber sprach: „Wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen," — und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er: Vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der Todesangst die Worte gesprochen: „Die klare Sonne wird's an den Tag bringen." Nun hätt's die Sonne eben an den Tag bringen wollen, und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt."

Danach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm' er um seiu Leben. Das versprach sie auch. Als er sich aber zur Arbeit gesetzt hatte, ging sie zur Gevatterin und vertraute ihr die Geschichte, sie dürfte es aber keinem Menschen wieder sagen. Ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht und ward gerichtet. Da brachte es die klare Sonne an den Tag."

2. Erklärung der schwierigsten Ausdrücke. Str. 1. Gemächlich = bequem, in behaglicher Ruhe. Str. 2. Schale = ein halbkugeliges Gefäß, Tasse (Provinzialismus: eine Schale Kaffee). Kringel

= Kreis. Mehrheit: Kringel und Kringeln. Ins Auge fassen = ansehen. Str. 4. Hadern = schelten, streiten, rechten, auch zürnen. Str. 11. Heimlichkeit = Geheimnis. Str. 14. Hochgericht = Galgen, auch der Ort, wo die Mörder die Todesstrafe erleiden.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Der Inhalt dieser poetischen Erzählung zerfällt in zwei Haupttheile: 1. Meister Nikolaus und seine Frau beim Frühtrunk (Str. 1—12). a) Der Meister gedenkt seines Verbrechens (Str. 1—2). b) Die Frau sucht ihrem Manne das Geheimnis zu entlocken (Str. 3—5). c) Der Meister erzählt den Vorgang des Verbrechens (Str. 6—12). 2. Das Bekanntwerden und die Bestrafung der Mordthat (Str. 13 und 14).

2. Hauptgedanke. Der Grundgedanke ist klar in dem Kehrreime ausgesprochen: Die Sonne bringt es an den Tag. Hierzu werden die Schüler leicht noch einige Bibelsprüche und Sprichwörter finden.

3. Charakteristik. Die beiden Personen des Gedichts, der Meister und seine Frau, sind von dem Dichter scharf gezeichnet. Der Meister steht im kräftigen Mannesalter und lebt äußerlich in guten Verhältnissen:

„Gemächlich in der Werkstatt saß beim Frühtrunk Meister Nikolas."

Aber bei allem Glücke schlägt ihm doch sein böses Gewissen über das schon vor 20 Jahren vollführte Verbrechen. Auch damals schien wie heute die Sonne so hell, und das Wort des unglücklichen Juden „die Sonne bringt es an den Tag" klingt ihm noch fort und fort ins Ohr. Die Erinnerung an seine Unthat ist so lebhaft, daß er beim Anblick der Sonne sichtlich erblaßt und an das letzte Wort des Gemordeten unwillkürlich denken muß. Dieser Gedanke ist so lebhaft, daß ihm sogar plötzlich das Wort entfährt:

„Du bringst es doch nicht an den Tag."

„Daß nicht Reue es ist, die sein Inneres bewegt, geht schon aus dieser Äußerung hervor, nicht minder aus seiner Erzählung des Verbrechens. In derselben giebt sich noch dieselbe Verwilderung des Gemütes wie vor zwanzig Jahren kund. Schon die Ausdrücke:

„Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um."

„Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit!"

zeugen von einer Roheit, die weit von aufrichtiger Reue entfernt ist." (Gude.) Aber neben dieser Roheit zeigt der Verbrecher, wie die meisten seinesgleichen, doch stete Furcht, wie aus den Worten hervorgeht:

„Ich's doch nicht sagen kann noch will." „Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

Wie sehr sich diese Furcht zur schrecklichsten Angst steigert, erkennen wir besonders aus der 12. Strophe:

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost,
Du, schau nicht hin, und sei getrost;
Sie bringt es doch nicht an den Tag."

Treffender konnte der verstockte Mörder kaum gezeichnet werden.

Ein ganz anderer Charakter ist das junge Weib. Neugier und Schwatzhaftigkeit sind bei ihr die hervorstechendsten Eigenschaften. Um die erstere zu befriedigen, läßt sie kein Mittel unversucht.

„Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort“ ꝛc.

Und kaum hat sie den Hergang der Mordthat vernommen, so trägt sie die Kunde weiter:

„Gevatterin, um Jesus Christ, laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt!“

Neben der Neugierde und Schwatzhaftigkeit bekundet sie aber auch zugleich große Unklugheit und den Mangel an jedem echten weiblichen Gefühl und Sinn. „Kein Wort des Grauens kommt über ihre Lippen, kein Wunsch noch Trost und Rat aus ihrem Munde.“

Die treue und wahre Charakteristik der beiden gemeinen Naturen ist die Ursache, daß sich bei dem Leser fast gänzlich das Mitleid mit dem Manne verliert, an dem das Verbrechen noch nach zwanzig Jahren gerächt worden ist.

4. Sprachliche und poetische Darstellung. Die Anwendung des Kehrreims (Refrains) ist dem Inhalte in hohem Maße angepaßt. Immer wieder tritt uns durch denselben der Hauptgedanke vor die Seele, und stets ist er dem Inhalte der einzelnen Strophe entsprechend. Während der Refrain in der ersten Strophe uns geheimnisvoll entgegentritt und nur die grause That ahnen läßt, schildert er in der 2. bis 12. Strophe (mit Ausnahme der 4.) die Angst und Furcht des Verbrechers. In der 4. aber ist durch den Kehrreim die Neugierde des Weibes trefflich dargestellt.

Die häufige Anwendung der Gesprächsform giebt der ganzen Handlung eine ungemeine Lebendigkeit, und die Kürze in der Erzählung, welche besonders im Verschweigen von Nebensachen (Str. 3, 13 u. 14 ꝛc.) sich äußert, giebt der Phantasie des Lesers den größten Spielraum zur Ergänzung.

5. Aufgaben. 1. Gedrängte Erzählung der Begebenheit in Prosa. (Mit Hinweglassung des ausführlichen Gesprächs.) 2. Vergleichung des Gedichts mit dem Grimmschen Märchen: Unterschiede und Ähnlichkeiten in Bezug auf die Thatsachen und die Darstellung. W. D.

131a. Die Rache.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. 1876. II. 161.

1. Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

2. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein,

3. Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

4. Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

5. Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt:
Der schwere Panzer ihn niederzwingt!

I. **Erläuterung des Inhalts.** Das kurze Gedicht führt eine grauenhafte Nachtscene vor, in welcher der Dichter mehr andeutet als ausführt, um durch das Geheimnisvolle des Lesers Phantasie umsomehr zu erregen. Wir wissen nichts vom Leben der beiden Personen, weder den Namen noch die Zeit, in der sie lebten.

Str. 1 führt uns sogleich die Mordthat vor. Ein edler Herr reitet mit seinem Knechte durch einen dunkeln Hain am Rheinstrome. Der Herr war gewiß schon manchmal mit seinem Mörder allein durch den Wald geritten. Da er aber ein edler Herr war, so vertraute er auch seinem Diener. Aber sein Vertrauen sollte ihm gefährlich werden. „Für den Knecht bedurfte es keines charakterisierenden Beiwortes, den charakterisiert seine That und ihr Motiv!"

Zunächst ist es der Hochmut, welcher den Knecht zu seiner heimtückischen That verleitet: denn „er wäre selber ein Ritter gern". Aber auch die Eitelkeit und die Habsucht haben ihren Anteil am Morde. Die Eitelkeit erkennen wir daraus, daß er sofort nach dem Morde die blanke Rüstung anlegt, und die Habsucht zeigt er darin, daß er sich Roß und Rüstung aneignet. Der Knecht ist also ein gemeiner Raubmörder. Aber noch andere häßliche Charaktereigenschaften entdecken wir in seiner That. Er ist feig; denn er ersticht ihn im dunkeln Hain; er ist heimtückisch, denn er hat nicht mit ihm gekämpft, sondern ihn meuchlings umgebracht, indem er ihn hinterrücks anfiel und den Leichnam in den Rheinstrom versenkte. — So endet der erste Teil der grauenvollen Erzählung.

Im zweiten Teile erzählt der Dichter nun in der Gegenwart. Es geht der Racheakt gleichsam vor seinen Augen vor sich. Der Verbrecher will über die Brücke sprengen, d. h. schnell fortkommen von dem Orte des Frevels; denn noch sind in dem nahen Haine die blutigen Spuren der Mordthat zu sehen. Auch könnte der Rhein den Leichnam in der Nähe des Schauplatzes seiner Übelthat wieder herausgeben, und der Mörder könnte entdeckt werden. Drum rasch fort, denkt er, weit ins Land hinein, wo er und sein Herr unbekannt sind.

Aber der Rächer ist schon da! Das edle Roß will dem Mörder seines Herrn nicht zur Flucht behilflich sein: „Es stutzet und bäumt sich zurück." Da wendet er aus Angst vor der Entdeckung Gewalt an; er giebt dem edeln Tiere die goldenen Sporen, die er kurz vorher dem Herrn geraubt hat. Das ist sein Verderben. Das Roß war von seinem Herrn an eine solche hartherzige Behandlung nicht gewöhnt: „Es schleudert ihn in den wilden Strom hinab." Vielleicht hätte er sich noch durch Schwimmen retten können; denn er ringt mit Arm und Fuß. Allein die blanke Rüstung (der schwere Panzer) zwingt ihn nieder und vollendet den Akt der grausigen Rache. Die Wogen des Rheins verschlingen den Mörder wie sein unschuldiges Opfer.

II. **Gliederung des Inhalts.** 1. Abschnitt. Str. 1—3. Das Verbrechen und der Verbrecher.

2. Abschnitt. Str. 4—6. Die Rache und der Rächer.

III. **Grundgedanke:** Jede Frevelthat, auch die verborgenste, wird gerächt, und worin der Mensch sündigt, darin wird er gestraft.

IV. **Sprachliche und poetische Darstellung.** Wie schon oben angedeutet wurde, zeichnet sich die Ballade dadurch aus, daß sie den Stoff mehr andeutet als ausführt. Worte und Sätze sind kurz und knapp. Die nur zweizeiligen Strophen bestehen meist aus selbständigen Sätzen, und die wenigen Beifügungen, so schön gewählt sie sind, sollen doch mehr das Verständnis vermitteln, als die Darstellung schmücken. Die poetischen Mittel, Verse mit vier Tonhebungen, wechselnden Tonsenkungen und männlichen Reimsilben, sind der unruhigen Erregtheit, die das ganze Gedicht charakterisiert, vortrefflich angepaßt.

V. **Aufgaben.** 1. Prosaische Wiedergabe des Inhalts mit andern Worten. 2. Vergleichung des nachstehenden Gedichts von A. Schnezler. A. Ähnlichkeiten, B. Verschiedenheiten in Rücksicht auf Personen, Thatsachen, Ort, Zeit, Ursache, Rache 2c.

Mummelsees Rache.

A. Schnezler. Echtermeyer. Auswahl deutscher Gedichte. Halle 1877. S. 340.

1. Glatt ist der See, stumm liegt die Flut,
So still, als ob sie schliefe.
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

2. „Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach, so mühsam und so schwer?"
— Das ist der rote Dieter, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er durchs Herz gebrannt.
Jetzt kommt er, in die Wogen den Leichnam zu versenken,
Doch unser alter Mummler läßt sich so was nicht schenken.

3. Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer mit blitzgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluten als Opfer untergehn,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehn.

4. Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da jage du nun Fische da drunten in dem See!
Jetzt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluten,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluten."

5. Er spricht's und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn.
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf;
Der See steigt übers Ufer, es glühn des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Flut zusammen.

6. Stumm liegt der See, als ob die Glut
Der Rache wieder schliefe.
Glatt ist die Flut, im Monde ruht
Die unermess'ne Tiefe, —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

W. D.

131b. Die drei Kreuze.

Gisbert Freiherr von Vincke, Sagen und Bilder aus Westfalen. Hamm 1856.

I. **Vorbereitung.** Menschliches Gericht straft zumeist in Gottes Auftrage Unrecht und Verbrechen, die begangen werden. Manchmal aber erfüllt sich das Bibelwort „Der Herr ist ein eifriger Gott und ein Rächer“ (Nahum 1, 2) in furchtbar-geheimnisvoller und doch wiederum deutlicher Weise; Gottes Hand greift selbst rächend und strafend ein und läßt den Menschen nichts zu thun übrig. Höret ein Gedicht, in dem in ebenso wunderbarer wie furchtbarer Weise eine Freventhat gerächt wird!

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichts:

1. Der Mond scheint helle, die Nacht ist kalt,
Drei Räuber lagern im tiefen Wald.
2. Ringsum geschichtet ist Geld und Gut,
Ein wüst Gewirr, besudelt mit Blut.
3. Sie teilen den Raub in Streit und Zank,
Sie tragen Begehr nach Speis und Trank.
4. Den Jüngsten drum entsenden sie bald,
Der holet Speis und Trank in den Wald.
5. Unheimlich flüsterten lang die zwei,
Da keuchet der dritte Mann herbei. —
6. Für sie beladen mit Wein und Speis;
Ihm rinnen vom Haupt die Tropfen heiß.
7. Und nieder setzt er die Last zur Erd,'
Als ihm ein Dolch in den Nacken fährt.
8. Im Dickicht liegt er erschlagen schon;
Sein Raubteil teilen die zwei voll Hohn.
9. Sie tafeln, indes sie sorglich schaun;
Wohl möchte keiner dem andern traun.
10. Zu spät! sie hielten ihr Totenmahl;
Mit Gift gewürzt ist der Weinpokal.
11. Der Mond scheint helle, die Nacht ist kalt,
Drei Kreuze stehen im tiefen Wald.

2. Erläuterungen. Von welchem Geschehnis berichten Str. 1 u. 2? Wie haben wir uns den Hergang der Freventhat zu denken? (Ein Kaufmann, der im Wagen allerlei Güter von Ort zu Ort führte, wurde auf der Landstraße in einem tiefen Walde von 3 Räubern überfallen, ermordet und ausgeplündert.) — Str. 3: In welcher Lage finden wir die Räuber? (Auf einem freien Platze abseits von der Landstraße sind die 3 Räuber, vor ihnen drei Haufen von Kaufmannsgütern, wirr durcheinander geworfen, mit Blut bespritzt; von der Mordthat, dem Streite, der sich bei der Teilung entspann, sind sie erregt, durstig, hungrig. — Str. 4: Woher holt er Speise und Trank? (Aus einem Waldwirtshause oder aus dem nächsten Dorfe.) — Str. 5—8: Welchen Gedanken hegen die Zurückbleibenden, welchen der Forteilende? (Wie könntet ihr auch noch den dritten Teil an euch bringen? — Wie könntest du Herr des ganzen Raubes werden?) Weshalb flüstern sie? Inwiefern unheimlich? — Trotz der kalten Nacht schwitzt er; wie kommt das? Was sollten sie

dabei empfinden? (Dank.) Womit aber danken sie? (Mit drei Zoll kalt Eisen.) Weshalb teilen sie voll Hohn? (Wie schlau haben sie das angefangen, wie leicht wurde es ihnen durch die Arglosigkeit des Dritten gemacht!) — Str. 9. 10: Sie tafeln in vornehmer Weise, aber ohne Genuß. Die Untreue, die sie an dem Dritten geübt, traut jeder dem andern zu. — Was ist zu spät? (Ihr sorgliches Schauen; die Gefahr kommt von einer Seite, von der sie sie nicht erwarten — von dem Toten.) — Für Totenmahl wäre wohl eher Todesmahl zu erwarten. — Der Wein im Pokal enthält als würzende Zuthat — Gift. — Str. 11 kehrt zur ersten Strophe zurück und bringt die Lage, wie sie ein oder mehrere Jahre später ist: Die Natur ist dieselbe; statt der 3 Räuber aber finden wir 3 Kreuze, warnend und mahnend aufgerichtet auf den 3 Gräbern der Räuber.

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung: Str. 1. 2. Die Räuber und der Raub; Str. 3. 4 Teilung des Raubes und Entsendung des Jüngsten nach Speise und Trank: Str. 5. 6 Mordplan der Zurückbleibenden, Rückkehr des dritten; Str. 7. 8 Ermordung des dritten, Teilung seines Raubanteiles; Str. 9. 10 Todesmahl der beiden; Str. 11 die 3 Kreuze im Walde. 2. Die Räuber sind raublustig, mordgierig, streitsüchtig, habgierig, untreu, betrogene Betrüger. — Die 3 sind einig beim Raubmorde, uneinig und mißtrauisch bei der Teilung des Raubes; die 2 sind einig im Mordplan gegen den dritten und in dessen Ausführung, mißtrauisch und argwöhnisch gegeneinander beim Mahle; der eine ist mit sich schnell einig im Mordplane gegen die 2.

3. Grundgedanke: Die Mörder vollziehen an sich selbst die Strafe für den Mord: „Der Herr ist ein eifriger Gott und ein Rächer! Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Du sollst nicht töten!“ — Untreue schlägt den eignen Herrn.

4. Bilder: a) Scene nach der Teilung des Raubes; b) Scene nach dem Tode der 3.

5. Eigentümliches. Schaurig ist der Inhalt des Gedichtes, furchtbar die That, furchtbar die Rache. Die Sprache ist knapp und nötigt, zwischen den Zeilen zu lesen: das, was vor dem Beginne der Handlung liegt, die Ermordung des Kaufmanns und den Raub, muß man ergänzen; die Gedanken, die der eine und die 2 hegen, muß man erraten; erraten auch die Art, wie das Verbrechen entdeckt wurde. — Die 3 haben Böses gegen einander geplant: So tötet denn der Jüngste, ohne es zu wissen, seine Mörder, und indem die beiden andern jenen ermorden, strafen sie ihren Mörder. Ihr Tod ist die Sühne für den Raubmord, sie vollziehen selbst ohne alles Zuthun menschlichen Gerichtes die Strafe aneinander — Mörder und Henker in einer Person.

IV. **Verwertung.** Stilübungen: Wie wurde die Frevelthat und ihre Sühne entdeckt? Führe die beiden Bilder unter III, 4 aus! Vergleiche unser Gedicht mit Uhlands „Rache“ (Mordthat, Mörder, Ermordeter, Schauplatz, Rache)! Beispiele von Untreue! Dr. P. Polack.

132. Die Feme.

Hermann Lingg, Gedichte. Stuttgart 1864. S. 49.

Zum drittenmal schnitt ich den Span
Aus deinem Thor; es kräht der Hahn
Bei meinem Werk zum drittenmal,
Und dreimal blinkt im Morgenstrahl
Des Rächers Stahl.
Steh auf, steh auf von Becher, Spiel und Tanz!
Wirf weg dein Schwert, nimm den Rosenkranz;
Wirf weg den Panzer! er schützt dich nicht:
Dich fordert vor Gericht
Die Feme, die Feme!

Und wärst du auch des Kaisers Sohn,
Nicht Fürstenhut, nicht Grafenkron',
Nicht Inful schützet dich, noch Stab,
Ich sag' dich ächtig und sag' dich ab,
Auf ist das Grab!
Mit gichtischem Mund, mit zuckendem Blick
Verfällt dein ächtig Haupt dem Strick;
Dem Feinde vergeb' ich dein Kind, dein Weib,
Den Vögeln deinen Leib —
Gott gnade deiner Seele!

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Die Feme war im Mittelalter ein Volksgericht, das besonders auf roter, d. h. westfälischer und sächsischer Erde „gehegt" wurde und in Zeiten der Rechtsunsicherheit eine große Macht entfaltete und sehr gefürchtet war. Ihr Ursprung wird auf Karl den Großen zurückgeführt. Das Wort Feme bedeutet Strafe, Strafgericht, verfemen = verurteilen. Die Ableitung des Wortes ist dunkel und zweifelhaft. Die Femgerichte hießen auch Frei-, Stuhl- und heimliche Gerichte: Freigerichte, weil sie viele Freiheiten besaßen und nur von Freigeborenen gehalten werden konnten, heimliche Gerichte, weil Nichteingeweihten der Zutritt bei Todesstrafe verboten war, Stuhlgerichte, weil die Stätten, wo das Gericht — meist bei Tage, selten bei Nacht — gehalten wurde, Freistühle hießen. Der berühmteste war in Dortmund „uf dem Markt neben dem Rathuse". Der Inhaber oder Patron des Freistuhls hieß Stuhlherr; er wählte aus den Schöffen die Freigrafen, welche die Sitzungen leiteten. Oberster Stuhlherr war der Kaiser. Die Beisitzer des Gerichts hießen Freischöffen oder Wissende. Jeder freie, ehelich geborene und unbescholtene Deutsche konnte Freischöffe werden. Sogar Fürsten, geistliche und weltliche Herren ließen sich in den Bund der Wissenden aufnehmen. Das gab höheres Ansehen und gewährte sicherern Schutz als ein kaiserlicher Schutzbrief. Der Bund war wie ein Netz über ganz Deutschland ausgebreitet. Die Schöffen erkannten einander an geheimen Zeichen und den Worten „Strick, Stein, Gras, Grein". Sie waren eidlich zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet. Die härteste Strafe traf den Verräter. Die Feme zog vor ihren Richterstuhl alle Verbrechen, auf welche die Todesstrafe gesetzt war. Ohne Ansehen der Person verurteilte sie die überführten Verbrecher. Weder der Hut eines Fürsten, noch die Krone eines Grafen, noch der Panzer eines Ritters, noch die Inful (Bischofsmütze) und der Hirtenstab eines Bischofs schützte vor ihrer Ladung und vor ihrem Spruche. So verurteilte sie 1434 einen Herzog von Bayern.

War jemand eines todeswürdigen Verbrechens durch einen Schöffen angeklagt, so erhielt er einen Ladebrief, den ein Schöffe bei Nacht an seinem Hause — am Thor, an einem Baume oder Heiligenbilde — anheftete. Daneben schnitt der Bote der Feme als Wahrzeichen der Feme mit einem Dolche, „des Rächers Stahl“, drei Späne aus. Wissende wurden dreimal vorgeladen. Fand der Angeklagte den Ladebrief und fühlte sich schuldig, dann packte ihn kaltes Entsetzen; denn vor der Feme gab es kein Entrinnen. Er sah das offene Grab vor sich; hinfort schmeckte ihm keine Freude mehr; meist griff er zum Rosenkranz, d. h. betete fleißig, um seine Seele zu retten. Die Frist bis zum Verhör betrug meist sechs Wochen und drei Tage. Am Tage des Gerichts war am „Stuhlsitz“ ein Tisch mit einem Schwerte und einem aus Weiden geflochtenen Stricke aufgestellt. Daneben stand die Bank, auf welcher die Schöffen und der Freigraf ohne Hut, Mantel, Handschuh und Waffen saßen. Der Gang des Gerichts erfolgte streng nach den althergebrachten Fragen, Satzungen und Formeln. Bekannte der Verklagte seine Schuld mit „gichtischem Mund“, so wurde er an dem nächsten Baume aufgeknüpft. Erschien er nach beglaubigter Ladung nicht, so wurde er viermal laut gerufen. Beschwor dann der Kläger knieend und mit der Hand auf dem Schwerte die Anklage, so wurde der Angeklagte verfemt mit den Worten: „Den Angeklagten nehme ich aus dem Frieden und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann (Acht-, Fried- und Rechtlosigkeit) und Wette (Strafe) und in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und unteilhaftig alles Rechts, und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Strick, seinen Leichnam den Tieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehen und Gut ledig (erledigt, herrenlos); sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein.“ Hierauf warf der Freigraf den Weidenstrick aus dem Gericht, und alle Freischöffen spieen aus. Der Spruch wurde von drei Schöffen vollstreckt, und selten entrann ein Verfemter seinem Schicksal, weil sich alle Schöffen Beistand leisteten. Mit dem Weidenstrick knüpften ihn die Schöffen an einem Baume auf und stießen dann ihre Dolche mit den Buchstaben S. S G. G. in das Holz des Baumes.

Die unheimliche, unwiderstehliche Macht der Feme hat H. Lingg in einem kurzen Gedichte treffend gezeichnet.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Der Morgen graut; Hahnenruf erschallt. Ein Schloß erhebt sich im Düstern. Seine Fenster sind erleuchtet; der Jubel eines Gelages und das Klirren von Waffen und Rüstungen erschallt. Vornehme Herren sitzen bei Becher und Spiel. Gewaffnete halten im Vorhofe Wacht. Am Thore steht ein einsamer, vermummter Mann und heftet einen Ladebrief an. In der Hand hält er einen blitzenden Dolch und bricht damit aus dem Holz des Hofthores eben den dritten Span.

2. Charakteristik der Feme. Sie war ein heimliches Volksgericht, wurde gehegt von den Schöffen, zog alle todeswürdigen Verbrechen ans Licht, rächte und strafte sie, verurteilte mutig und unparteiisch hoch und niedrig, befolgte dabei althergebrachte Formalitäten, war in ihren Urteilen vorsichtig und in der Strafvollstreckung unwiderstehlich.

3. Gedankengang. a) Der Fembote heftet den Ladebrief an und b) schreckt den vornehmen Missethäter aus seiner Sicherheit auf; c) die Feme richtet ohne Ansehen der Person; d) die Wirkung ihres Spruches ist vernichtend.

Grundgedanke. Die Feme ist wie ein Volksgewissen unbestechlich und unwiderstehlich. Für jedes Verbrechen giebt's einen Warner und einen Rächer.

4. Eigentümlichkeiten. Der Dichter hat Wesen und Wirkung der Feme historisch treu und künstlerisch ergreifend in wenigen Zeilen dargestellt. Er legt alles dem Boten des heimlichen Gerichtes in den Mund und erhöht die Wirkung durch Gegensätze wie: „schlichter Bote und große Herren; Festjubel und warnender Hahnenschrei; anbrechender Tag und offenes Grab; Schwert und Rosenkranz; schützender Panzer und rächender Stahl.“ P.

133. Das Bahrrecht.

Adolf Friedr. Graf v. Schack, Gedichte. Stuttgart 1874. S. 180.

1. „Nun geht, Graf Otto! zum drittenmal
Erduldetet ihr die Folterqual
Und habt sie wie keiner bestanden.
Wohlan denn! reinigt euch ganz vom Verdacht,
Als hättet den Ohm ihr umgebracht
Aus Gier nach Schätzen und Landen!
Drei Stunden harret mit festem Mut
Allein an der Bahre, darauf er ruht;
Entquillt den Wunden alsdann kein Blut,
So lösen wir euch aus den Banden.“

2. Drauf Otto: „Ich scheue die Probe nicht;
Kommt, daß ich allen wie Sonnenlicht
So klar meine Unschuld mache!“
Er spricht's; ihn führen die Schöffen den Gang
Zur Totenkammer schweigend entlang,
Durch die Thür einläßt ihn die Wache;
Davor wird wieder gewälzt der Stein,
Und der Graf bei flimmerndem Lampenschein
Bleibt mit des Herzogs Leiche allein
Im schwarz behängten Gemache.

3. Da liegt der Greis, der einst ihn erzog
Und mild des verwaisten Knappen pflog,
Da liegt er vor ihm auf der Bahre,
Sein Antlitz, drauf einst Lieb wie Haß
So mächtig geflammt, nun welk und blaß,
Umflossen vom weißen Haare.
Graf Otto steht in Sinnen versenkt;
Nicht mehr, wie schwer ihn der Tote gekränkt,
Als er ihm sein Kind versagt, nun denkt
Er nur an die glücklichen Jahre. —

4. Denkt, wie er zuerst mit Schwert und Schild
Zur Seite des Ohms aufs Schlachtgefild
Gesprengt durch das Waffengeblitze;
Und wie, als er selber im Kampfe verzagt,
Der Herzog sein eigenes Leben gewagt,
Damit er den Knappen beschütze.
Er denkt es; ihm deckt die Augen ein Flor,
Blut, glaubt er, quill' aus den Wunden hervor,
Das, Gottes Rache heischend, empor
Zur Wölbung der Kammer spritze.

5. Noch steht in stummem Starren der Graf,
Da ist's ihm, als säh' er vom Todesschlaf
Den Greis sich langsam erheben,
Als schlag' er die Augenlider zurück
Und schau' ihn an mit dem alten Blick,
Nur finsterer als im Leben.
Graf Otto taumelt zurück mit Graun;
Er wankt, doch kann er hinweg nicht schaun.
Kalt auf die Stirne fühlt er es taun
Und den Boden unter sich beben.

6. An der Bahre liegt er dahingestreckt,
Als Stimmenruf aus dem Starren ihn weckt;
Schon sind verronnen die Stunden.
Die Richter treten in das Gemach
Und forschen nach Sitte des Bahrrechts nach,
Ob Blut entquollen den Wunden.
Sie rufen: „Glück auf! kein Tropfen floß,
Glück auf, Graf Otto, besteigt euer Roß!
In Frieden kehrt heim nach Windeckschloß,
Unschuldig seid ihr befunden.“

7. Wohl hört der Verklagte der Richter Wort,
Stumm aber liegt er fort und fort
Zu des schweigenden Klägers Füßen;
Glückwünschend strömen die Diener herbei:
„Was zögert ihr, Herr? Ihr seid nun frei!“
Doch achtet er nicht ihr Grüßen.
Auf springt er und ruft, aus dem Brüten erwacht:
„Ich habe den Oheim umgebracht
Und heische das Eine: noch diese Nacht
Die Strafe des Mordes zu büßen.“

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Bei dem früheren Strafverfahren wandte man häufig die Folter (Tortur oder peinliche Frage) an, d. h. man suchte die Angeschuldigten durch allerlei Peinigungen zum Geständnis der Schuld zu bringen. Eine ganze Skala von Qualen stellte man nach und nach zusammen. So spannte man den Körper auf und zerhieb ihn mit Peitschen, schrob die Daumen zusammen, bis das Blut herausspritzte, preßte die Beine in spanische Stiefeln, d. h. in Schraubstöcke mit stumpfen Spitzen, reckte den Körper auf einer Bank oder Leiter aus, bis die Glieder aus ihren Fugen gingen, setzte ihm mit Brennen und Stechen an den empfindlichsten Stellen zu 2c. Der entsetzliche Körperschmerz erpreßte oft dem Munde ein Geständnis, wovon das Herz nichts wußte. Nur selten überstand ein Angeklagter alle Grade der Folter und wurde dann freigelassen, freilich oft als Krüppel. Andere Mittel, um eine verborgene Schuld ans Licht zu bringen, waren die Gottesurteile oder Ordalien, Handlungen, in denen der allwissende Gott selbst die Unschuld schützen und die Schuld offenbaren sollte. Am längsten hat sich davon das Bahrrecht zur Entdeckung und Überführung eines Mörders erhalten. Der Angeklagte wurde an die Leiche des Ermordeten auf der Bahre geführt, mußte die Wunden berühren und dabei Gott um Entdeckung des Schuldigen anrufen. Ja zuweilen wurde er stundenlang bei der Leiche eingesperrt. Fingen die Wunden der Leiche an zu bluten, so galt der Angeklagte für schuldig. So flossen (im Nibelungenliede) Siegfrieds Wunden, als der Mörder Hagen an die Bahre trat.

Der Graf Otto von Windeck war angeschuldigt, den Herzog, seinen Oheim, der ihn als Knappen in allen ritterlichen und höfischen Künsten erzogen, ihm dann aber seine Tochter als Gattin versagt hatte, ermordet zu haben, um seine Länder und Güter zu erben. Folter und Bahrrecht wurden an ihm angewandt, um ihn zum Geständnis der

Schuld zu bringen. Mit welchem Erfolge, das zeigt Graf von Schacks ergreifendes Gedicht: „Das Bahrrecht."

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Wir treten in die Totenkammer. Die hohe Decke ist gewölbt; die Wände sind schwarz ausgeschlagen. Auf dem Tische flimmert und flackert unheimlich eine Lampe. In der Mitte des Leichengewölbes steht eine Bahre, und darauf ruht lang ausgestreckt eine Leiche mit gebrochenen Augen, welken Zügen und das Antlitz von weißen Haaren umflossen. Daneben liegt ein jüngerer Mann auf den Knieen, die Augen entsetzt niedergeschlagen, die Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt, die Hände gefaltet emporgehoben. Draußen wird der große Stein, welcher die Thür verschloß, von der Wache hinweg gewälzt, und die Richter treten herein. Auf dem Gange harren angstvoll die Diener des Grafen.

2. Charakteristik des Grafen. Er ist ein Neffe des ermordeten Herzogs und von diesem erzogen worden. An seinem Hofe hat er eine glückliche Jugend erlebt. Mit ihm ist er in den Kampf gezogen, und als er einst im Kampfgetümmel in Lebensgefahr geriet, da hieb ihn der Oheim heraus aus dem Knäuel der Feinde. Dann begehrte er des Herzogs Tochter zum Weibe, aber sie wurde ihm versagt. Da verwandelte sich in dem leidenschaftlichen Manne die Liebe in Haß, die Dankbarkeit in Rachsucht, und er wurde zum Mörder an dem ehrwürdigen Greise, seinem Wohlthäter. Der Verdacht fiel auf ihn, weil des Herzogs Tod ihn zum Erben von dessen Ländern machte. Aber keck und trotzig leugnete er die That. Mutig ertrug er dreimal die Folterqual. Zu dem Gottesurteile des Bahrrechts erklärte er sich sofort bereit und ließ sich furchtlos in die unheimliche Totenkammer führen. Hier aber schmolz das Eis der Verstockung von seinem Herzen. Die Stille, die Einsamkeit, die Majestät des Todes, der gebrochene Blick des Oheims, die Erinnerung an seine Güte und seine Wohlthaten stürmten wirksamer als Folterwerkzeuge auf ihn ein, brachen sein trotziges Herz, weckten bittere Reue und das Verlangen nach Sühnung der Blutschuld in ihm. Als die Richter ihn für unschuldig und frei erklären, da bekennt er sich selbst schuldig. Als seine Diener ihn freudig begrüßen, da ruft er den Tod als Erlöser von der inneren Pein herbei.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Folter. a) Dreimal erträgt der Graf mutig Folterqualen, ohne zu bekennen. b) Um sich von dem Verdachte des Mordes völlig zu reinigen, soll er sich dem Bahrrecht unterwerfen.

Str. 2. Die Totenkammer: a) Er erklärt sich dazu bereit b) und wird mit dem Toten eingeschlossen.

Str. 3. Die Bahre: a) Der ermordete Greis liegt auf der Bahre. b) Der Graf schaut in sein mildes und ehrwürdiges Antlitz und gedenkt der vergangenen glücklichen Zeiten.

Str. 4. Die Erkenntnis: a) Er erinnert sich seiner Lebensrettung durch den Oheim. b) Er glaubt das Blut aus den Wunden quellen zu sehen und es um Rache schreien zu hören.

Str. 5. Die Reue: a) Die Leiche scheint lebendig zu werden und ihr vorwurfsvoller Blick ihn zu treffen; b) Grauen erfaßt und schüttelt ihn.

Str. 6. Die Freisprechung durch die Richter: a) Die Richter finden die Wunden ohne Blut. b) Sie sprechen den Grafen frei.

Str. 7. Das Geständnis: a) Er hört weder die Freisprechung noch die Glückwünsche. b) Er bekennt sich des Mordes schuldig und fordert einen raschen Tod zur Sühne seiner Schuld.

4. Grundgedanken. Das Gewissen ist der einzige unfehlbare Richter. Dieser innere Richter siegt über den äußeren, das göttliche über das menschliche Recht. Was dem Sturm nicht gelingt, das schafft die Stille; was kein äußerliches Mittel erzwingt, das wirkt die Macht des Gewissens. Druck und Gewalt von außen erzeugen Trotz und Verstocktheit, aber die stille Bohrarbeit der Erinnerung, der Besinnung und des Gewissens bricht die Eisrinde des Herzens.

5. Schönheiten. Die Wahl des Stoffes ist packend, der Aufbau des Gedichtes künstlerisch, die Durchführung des Grundgedankens meisterhaft. Wunderschön dargestellt ist die äußere und innere Gegenströmung in dem Gedichte. Äußerlicher Rechtsgang: Die Folter — das Bahrrecht — die Freisprechung. Dagegen innerlicher Seelenprozeß: Trotziger Mut — Zerknirschung — Selbstverurteilung!

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. — Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden. — Abels Blut schrie von der Erde zum Himmel um Rache. — Ihr Wurm stirbt nicht, und ihr Feuer verlöschet nicht. — Der Mensch siehet, was vor Augen ist, aber der Herr siehet das Herz an. — Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. — Johann (Parricida) von Schwaben ermordet seinen Oheim, den Kaiser Albrecht I. — Die Kraniche des Ibykus. — Die Sonne bringt es an den Tag. — Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, wird mit einer Binde um die Augen, Gottes Allwissenheit aber als flammendes Auge dargestellt.

2. Aufgaben. a) Zeige die Wahrheit der vorgenannten verwandten Stoffe aus dem Gedichte! b) Worin bestand das äußere und worin das innere Verhör des Grafen? c) Worin gleicht „das Bahrrecht" von Schack der „Feme" von Lingg? P.

134. Der Glockenguß zu Breslau.

Wilh. Müller, Gedichte. Leipzig 1868. I. S. 124.

1. War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und That.

2. Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Quelle des Gedichts.** „Während andere Glocken Deutschlands, z. B. die Susanna zu Erfurt ꝛc., ihrer Größe oder ihres Gewichts halber zu Wahrzeichen wurden, verdankt diese Glocke ihren Namen eigentlich einer alten Sage. Die Glocke wiegt 113 Centner und hat in gotischer Schrift folgende Inschrift: Maria ist der Name mein. Selic musen alle

die seyn, die meinen lout hören, oder vernehmen spate oder fru. die sprechen Gote dem hern czu. amen. O Rex Glorie veni cum pace amen. Anno Domini MCCCLXXXVI fusa est haec campana in die Alexii.

Nach chronologischen Nachrichten ward diese Glocke am 17. Juli (einem Dienstag) des Jahres 1386 von Michael Wilden im Ohlauer Zwinger gegossen. Der darauf angebrachten Zahl XII. zufolge war sie Wildens zwölfte Glocke. Im Jahre 1677 mag sie einen neuen Glockenstuhl oder doch wenigstens ein neues Gehänge erhalten haben. Sie führt den Namen „Armesünderglocke", weil sie abwechselnd mit ihrer Schwesterglocke auf dem Elisabethenturme bei Ausführung eines Delinquenten unter städtischer Gerichtsbarkeit geläutet ward, und nach einer Notiz im Stadtarchiv ist zuerst 1526 diese Einrichtung getroffen worden.

Allerdings ist dort nicht angegeben, welche große Glocke geläutet zu werden pflegt, allein da eben diese beiden Glocken seit dieser Zeit bei dieser Gelegenheit wechselweise geläutet zu werden pflegen, so bezieht sich wohl diese Notiz auf sie. Die Volkssage datiert jedoch die Anwendung der Glocke zu diesem Zwecke weiter zurück, bis zu dem Jahre ihres Gusses 1386." (J. G. Th. Gräße.) Die Sage lautet nach Grimm:

„Als die Glocke zu St. Maria Magdalena in Breslau gegossen werden sollte und alles dazu fast fertig war, ging der Gießer zuvor zum Essen, verbot aber dem Lehrjungen bei Leib und Leben, den Hahn am Schmelzkessel anzurühren. Der Lehrling aber war vorwitzig und neugierig, wie das glühende Metall doch aussehen möge, und indem er so den Hahn bewegte und anregte, fuhr er ihm wider Willen ganz heraus, und das Metall rann und rann in die zubereitete Form. Höchst bestürzt weiß sich der arme Junge gar nicht zu helfen, endlich wagt er's doch und geht weinend in die Stube und bekennt es seinem Meister, den er um Gotteswillen um Verzeihung bittet. Der Meister aber wird vom Zorn ergriffen, zieht das Schwert und ersticht den Jungen auf der Stelle. Dann eilt er hinaus, will sehen, was noch am Werke zu retten sei, und räumt nach der Verkühlung ab. Als er abgeräumt hatte, siehe, so war die ganze Glocke trefflich wohl ausgegossen und ohne Fehl; voll Freude kehrt der Meister in die Stube zurück und sah nun erst, was für Übles er gethan hatte. Der Lehrling war verblichen, der Meister wurde eingezogen und von den Richtern zum Schwerte verurteilt. Inmittelst war auch die Glocke aufgezogen worden, da bat auch der Glockengießer flehentlich: ob sie nicht noch geläutet werden dürfte, er möchte ihre Resonanz wohl auch noch hören, da er sie doch zugerichtet hatte, wenn er die Ehr' vor seinem letzten End' noch haben könnte. Die Obrigkeit ließ ihm willfahren, und seit der Zeit wird mit dieser Glocke allen armen Sündern, wenn sie vom Rathaus herunterkommen, geläutet. Die Glocke ist so schwer, daß, wenn man fünfzig Schläge gethan hat, sie andere fünfzig von sich selbst gehet."

II. **Vermittlung des Inhalts.** Str. 2. „Gelb und weiß" bezieht sich auf die beiden Metalle, Zinn und Kupfer, welche die Glockenspeise bildeten.

Str. 4. „Aller Glocken Krone“, d. h. die schönste nach Form und Klang, die vortrefflichste aller Glocken. Wie die Krone der schönste Schmuck auf dem Haupte der Könige ist, so ist diese Glocke die schönste und vollkommenste aller Glocken.

Str. 7. Die „Speise“ s. Str. 2 Glockenspeise.

Str. 15. „Die kluge Rechte“ wird die Hand genannt, weil sie so geschickt war im Glockengießen.

Str. 16. „Sein selber nicht bewußt“, d. h. er war ohne alle Besinnung, wußte nicht, was er gethan und was er noch that.

Str. 18. „Abzuräumen“, d. h. die Lehmform, den Mantel, zu entfernen. „Makel“ ist ein entstellender, schändender Fleck.

Str. 21. „Todesurtel“, alter Ausdruck für Urteil, den die Poeten noch gern gebrauchen.

Str. 22. „Gnadenschmaus“. Es war früher Gebrauch, daß die zum Tode Verurteilten kurz vor ihrer Hinrichtung noch ein reiches, leckeres Mahl (Schmaus), welches sie selbst bestimmen konnten, empfingen; dieses Mahl nannte man Gnadenschmaus, auch Henkersmahl. —

III. **Gliederung des Inhalts.** Das einfache, aber inhaltschwere Gedicht zerfällt in drei Hauptabschnitte. Der 1. Abschnitt (Str. 1—6) erzählt, wie der Meister schon viele Glocken, und zuletzt die schönste derselben, „die Sünderglocke zu Breslau“, gegossen hat.

Der 2. Abschnitt (Str. 7—28) enthält die Hauptbegebenheit: a) die Vorbereitung zum Gusse (Str. 6—10), b) das Verhalten des bei der Glocke gebliebenen Lehrlings (Str. 11—14), c) den Mord und die Reue des Meisters (Str. 15—19), d) des Meisters Selbstanklage, seine Verurteilung und seine letzte Bitte (Str. 20—25), e) das letzte Stündlein des Meisters und seinen Tod (Str. 26—28).

Der 3. Abschnitt (Str. 29 und 30) enthält die Weihe der Glocke.

IV. **Charakteristik des Meisters.** Auf die Charakteristik des Meisters hat der Dichter den meisten Fleiß verwandt, und es ist ihm gelungen, anfangs dem Leser die volle Achtung für den Meister abzunötigen; und als die blutige, furchtbare That geschehen ist, wendet sich diese Achtung in das innigste Mitleid mit dem armen Sünder.

Gleich zu Anfang wird der Meister uns als „ehrenwert“ vorgeführt, und bei diesen Worten sowie bei den folgenden, „gewandt in Rat und That“, denken wir nicht bloß an seine Geschicklichkeit, sondern auch daran, daß er von seinen Mitbürgern zu allerlei Ehrenämtern erwählt sein mochte, weil man ihn hochschätzte. Auch seine Richter kannten ihn als guten Bürger; denn es that ihnen wehe „um den wackern Mann“.

Seine Berühmtheit als Glockengießer war aber weit über Breslau hinausgegangen, da wir hören, daß er „viel Glocken, gelb und weiß, für Kirchen und Kapellen“ gegossen hat. Der Grund zu dieser Berühmtheit lag besonders in der Kunst des Meisters, die Glocken so zu gießen, daß sie „voll, hell und rein“ klangen.

Auch betrieb er seine Beschäftigung nicht handwerksmäßig, sondern er hielt dieselbe für etwas Hohes; denn er goß die Glocken nur „zu Gottes Lob und Preis"; als Zeichen seiner warmen Begeisterung für seine Kunst hören wir, „er goß auch Lieb' und Glauben mit in die Form hinein". So kann man aber nur von jemand sprechen, der mit ganzem Herzen an seiner Arbeit hängt. Wie aber bei solcher Hingabe an seinen Beruf eine Glocke immer schöner und vollkommener wurde als die andere, das sagen uns die Worte: „Doch aller Glocken Krone" 2c.

Es war, wie wir später hören, die letzte Glocke, die der Meister goß, und sie war auch die vollendetste, denn der Dichter nennt sie „der Glocken Krone", also ein Meisterstück.

Wie aber bei einem ernsten Menschen auch Überlegung vor Beginn der Arbeit und angestrengter Fleiß unumgänglich notwendig sind, das beweist unser Meister in Str. 6, wo der Dichter sagt: „Wie hat der gute Meister" 2c.

Sorgfalt, Bedachtsamkeit und unermüdlicher Fleiß waren ebenfalls nachahmungswürdige Tugenden des „guten" Meisters. Aber gerade sein Eifer und sein Streben, nur Herrliches und Gelungenes hervorzubringen, sollte für den „ehrenwerten" Meister verhängnisvoll werden. Sein Eifer für die gute Sache schlägt um in Leidenschaft. Der Zorn übermannt ihn, daß er nicht mehr weiß, was er thut („sein selber unbewußt"), und in diesem Zorne begeht er die furchtbarste That, den Mord an dem Jungen. Gern möchte er nun zunächst seine That entschuldigen, denn er wünscht ja, wie wir in Str. 18 sehen, daß der Guß mißlungen sein möchte („und sieht und will's nicht sehn"). Aber die Glocke ist „ganz ohne Fehl und Makel".

Da beginnt sich in ihm das Selbstbewußtsein wieder zu regen. „Der Knabe liegt am Boden", und als ihn der Meister anschaut, da klingt's ihm in seinem Innern, als ob die Leiche ihm zuriefe: „Ach Meister, wilder Meister, du stießest gar zu sehr." Nun ist der kluge, verständige und in seiner Arbeit bedächtige Meister wieder zur Besinnung gekommen. Wir hören darum nicht, daß er etwa lange im Zweifel war, was nun seine Pflicht sei. Nein, sofort stellt er sich dem Gerichte. Das thut er nicht aus Furcht, sondern aus Reue über seine That. Jetzt hat er keine Entschuldigung mehr, sondern gedenkt des Bibelwortes: „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden." Er ist bereit, die gerechte Strafe für den Mord zu empfangen, und diese Überzeugung giebt ihm den Mut, das Todesurteil, welches die Richter über ihn aussprechen müssen, ruhig anzuhören. Immer höher steigt nun der Unglückliche wieder in unserer Achtung. Denn wir erkennen immer mehr, daß seine Reue eine aufrichtige ist. Als man ihm nun nach altem Herkommen den Gnadenschmaus anbietet, da verlangt er nicht danach, sondern ihm liegt auf Erden nur noch eins am Herzen, es ist sein letztes Meisterstück, die neue Glocke. Darum erbittet er sich eine andere Gnade: Er will den Klang der neuen Glocke vor seinem

Ende erst noch hören. Und warum das? Zunächst will er wissen, ob sein letztes Werk gelang. Dann aber war es ja die Glocke, welche der Anlaß zu all dem Unheil gewesen war. Er will aber auch ihren Klang hören, um sich noch einmal seine große Schuld zu vergegenwärtigen. Diese Bitte ist wohl das beste Zeichen von der aufrichtigen Reue des Meisters. Und welche Gefühle sind es denn, die beim Klange der Glocke sein Herz erfüllen? Zuerst das Gefühl der Freude, daß dies Werk gelungen ist; denn sie klingt „so voll, so hell, so rein“; dann aber das der Zuversicht, daß er nach seiner aufrichtigen Reue auf die Gnade des Himmels bauen kann. Denn den aufrichtigen, bußfertigen Sündern will der Herr in Gnaden ihre Missethat vergeben. So sagt denn auch der Dichter: Hat auch geneigt den Nacken ꝛc.

Kriebitzsch sagt über die dunkle Stelle in Str. 28: „Und was der Tod versprochen, nämlich die Schuld zu sühnen durch das Opfer seines Lebens, das bricht das Leben nicht, d. h. das jenseitige Leben wird das Versprechen erfüllen, Vergebung ihm gewähren.“

V. **Rede- und Stilübungen.** 1. Die Selbstanklage des Meisters (d. i. Erzählung der Geschichte vom Meister selbst). 2. Wodurch erwirbt sich der Meister unsere Achtung? (Str. 1 bis 10 geben den Stoff dazu.) 3. Weshalb verdient der Meister unser Mitleid? (Str. 15—28.) 4. Vergleiche: Das Gedicht und die Quelle. A. Ähnlichkeiten (sind leicht zu finden). B. Verschiedenheiten. a) Das Gedicht führt uns in Str. 1—6 erst den Meister und seine Kunst vor, die Sage beginnt gleich mit dem Gusse. b) In der Sage geht der Meister zum Essen, im Gedicht will er sich durch einen Trunk stärken. c) In der Sage ersticht der Meister den Jungen mit dem Schwerte, im Gedicht mit dem Messer. d) In der Sage freut sich der Meister nach dem Morde über das Gelingen des Gusses, im Gedichte ist davon nichts erwähnt. e) In der Sage wird der Meister eingezogen, im Gedichte meldet er sich von selbst. f) Der Schluß der Sage hat im Gedichte keine Stelle gefunden. — 5. Vergleiche mit dem Gedichte (A) die Stellen aus Schillers „Glocke“, welche die Vorgänge beim Glockenguß berichten und die Meistersprüche enthalten (B)! a) Beide Dichtungen sagen, daß man vor Ausführung eines Werkes zunächst darüber reiflich nachdenken soll; A deutet das nur durch wenige Worte an, B führt den Gedanken weiter aus. b) A sagt, daß der Meister sein Werk treu bedacht habe, in B ermahnt der Meister seine Gesellen dazu. c) A wie B sagen, daß der Glockenguß nur durch anstrengende Arbeit gelingen kann. d) Während A diese Behauptung des Meisters einfach anführt, giebt B die äußeren Zeichen an, an denen wir erkennen, daß die Arbeit anstrengend sein muß. e) Was berichten A und B darüber, wie nach und nach alles zum Glockengusse vorbereitet wird? f) Während A nur sagt, daß die Form eingemauert und die Glockenspeise fertig ist, läßt B den Vorgang allmählich in allen seinen einzelnen aufeinander folgenden Stufen an unserm Auge vorübergehen. W. D.

III. Lyrische Gedichte.

1. Naturklänge.

---

135. Die Jahreszeiten.

H. Kletke, Kinderlieder. Berlin 1846. S. 79.

1. O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Du kannst mir sehr gefallen!
Das klare Bächlein rinnet frei,
Mit Blüten kommt der grüne Mai.
O Frühlingszeit, o Frühlingszeit,
Du kannst mir sehr gefallen!

2. O Sommerzeit, o Sommerzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!
Das goldne Korn so wogt und weht,
Das Bäumlein voller Früchte steht.
O Sommerzeit, o Sommerzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!

3. O brauner Herbst, o brauner Herbst,
Du kannst mir sehr gefallen!
In buntem Laube glänzt der Wald,
Die Traube winkt, das Jagdhorn schallt.
O brauner Herbst, o brauner Herbst,
Du kannst mir sehr gefallen!

4. O Winterzeit, o Winterzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!
Mit blankem Eis und weißem Schnee
Weihnachten kommt, juchhe, juchhe!
O Winterzeit, o Winterzeit,
Du kannst mir sehr gefallen!

I. **Inhaltserläuterung**. Str. 1. Warum gefällt uns die Frühlingszeit (Vers 3 und 4)? — Was heißt: das Bächlein rinnet frei (Vers 3)?

Str. 2. Warum gefällt uns der Sommer (Vers 3 und 4)? — Warum heißt das Korn golden?

Str. 3. Warum gefällt uns der Herbst (Vers 3 und 4)? — Was heißt: „Die Traube winkt?“ Woran denken wir bei den Worten: „Das Jagdhorn schallt?“ Warum wird der Herbst „braun“ genannt?

Str. 4. Warum gefällt uns der Winter (Vers 3 und 4)?

II. **Gleichmäßigkeit im Bau der Strophen.** Alle vier Strophen beginnen in den beiden ersten Zeilen mit dem Ausrufe, daß die daselbst genannte Jahreszeit uns gefällt. Die 3. und 4. Zeilen geben den Grund an, weshalb die Jahreszeit uns gefällt, und die 5. und 6. Zeile ist eine Wiederholung der 1. und 2. Zeile.

III. **Nutzanwendung.** Alle Jahreszeiten bringen den Menschen Freuden und Gaben.

IV. **Rede- und Stilübungen.** 1. Wodurch unterscheiden sich die vier Jahreszeiten von einander?

2. Vergleichungen. a) Str. 1 mit der Strophe von Hey „Frühlingszeit, schönste Zeit“ (Bd. I, 153). Beide Dichter rühmen den

schönen Frühling, aber jeder hat andere Schönheiten zu erwähnen. Kletke freut sich über die klaren Bächlein, über die Blüten und den grünen Mai. Hey dagegen rühmt die Blümlein, das Gras und die Kräuter und freut sich über die springenden Lämmer und singenden Vögel. Kletke hat nur Gefallen an der Frühlingszeit. Hey dagegen ermahnt uns zum Dank gegen Gott. b) Strophe 2 mit der Strophe von Hey „Sommerzeit, heiße Zeit". Kletke nennt vom Sommer nur das Angenehme, Hey auch das Unangenehme (heiße Zeit). Kletke erwähnt nur Korn und Baumfrüchte, Hey außerdem noch den erquickenden Regen; auch fordert er uns auf, dabei an Gottes Güte zu denken. c) Str. 3 mit der Strophe von Hey: „Herbsteszeit, reiche Zeit" ꝛc. Kletke rühmt das bunte Laub, die Trauben und das Jagdvergnügen als Annehmlichkeiten des Herbstes, Hey die fruchtbeladenen Bäume, die Gott den Menschen geschenkt hat, und schließt wiederum mit einer Aufforderung, Gott die Ehre zu geben. d) Str. 4 mit folgender Strophe von Kletke:

„Was ich euch bringe, das sollt ihr wissen,
Fröhliche Weihnacht mit Äpfeln und Nüssen
Und Schneeballen,
Wie sie fallen,
Und im Jänner
Auch Schneemänner."

In beiden Strophen wird der Freude über das Weihnachtsfest Ausdruck gegeben. Die letzte Strophe erwähnt noch der Weihnachtsgaben (Äpfel und Nüsse) und der Vergnügungen, welche Schnee und Eis bringen (Schneebälle und Schneemänner).

3. Beschreibe a) die Freuden des Frühlings, b) die Freuden des Sommers, c) die Freuden des Herbstes, d) die Freuden des Winters, indem du den Inhalt der zur Vergleichung angezogenen Strophen mit berücksichtigst!

4. Welche Jahreszeit gefällt dir am besten? Warum? W. D.

136. Die Monate und was sie bringen.

Rudolf Löwenstein. Kindergarten. Berlin. 2. Aufl. O. J. S. 87.

A. Januar.

Im Januar
Beginnt das Jahr
Der Tage raschen Lauf,
Und neue Hoffnung gehet klar
In jedem Herzen auf.
Das Kind läuft zu den Eltern hin
Und gratuliert mit frohem Sinn;
Die Nachbarsleut', nach altem Brauch,
Sie gehn und gratulieren auch.
Es gehen und kommen heute
Noch viele andre Leute:
Schornsteinfeger, Zettelträger,
Stiefelwichser, Lampenputzer,
Knecht und Magd und auch der Kutscher,
Alle gehn zu ihrem Herrn,
Denken: Heut bezahlt er gern!
Auch der treue Straßenwächter
Ist fürwahr kein Geldverächter.
So regt sich's, seit der Hahn gekräht,
In einem fort bis abends spät.
Doch ist das Neujahr auch ein Tag,
An dem sich jeder freuen mag! —
Ein Jahr geht manchem schnell vorbei,
Er glaubt kaum, daß zu End' es sei;

Doch, wer erfahren Schmerz und Leid,
Dem ward das Jahr zur Ewigkeit.
Wer es nun fröhlich hat vollbracht,
Dankt Gott, daß er's ihm leicht gemacht,
Und wer's durchlebte in Beschwerden,
Der hofft: es wird nun besser werden!
Drum eben ist's der Neujahrstag,
An dem sich jeder freuen mag,
Da jeder betend sprechen soll:
„O Gott, du bist der Güter voll,
Hast manche Freude mir beschert
Und vieles Leid mir abgewehrt —
Hab Dank dafür, du treuer Hort,
Und hilf den Meinen fort und fort,
Bleib mir ein Vater immerdar
Und schütz uns all' im neuen Jahr!"

I. **Zur Erläuterung.** In diesem und den elf folgenden Gedichten führt uns der Dichter die einzelnen Monate des Jahres vor und weiß uns von jedem derselben etwas Besonderes und Charakteristisches zu sagen. Den Anfang macht, wie es sich von selbst versteht, der Januar. Mit ihm „beginnt das Jahr der Tage raschen Lauf". In allen Herzen regen sich neue Hoffnungen für die Zukunft. Aber nicht für sich allein soll man ein glückliches Jahr erhoffen, sondern auch andern soll man Glück wünschen (gratulieren). Zuerst treten die Kinder vor die Eltern und sagen ihnen ihr Gedichtchen her, das hoffentlich von Herzen kommt. Sind die Eltern und Kinder gesund und die letzteren auch fleißig, gehorsam und fromm, so wird es mit „frohem Sinn" geschehen. Den Kindern folgen die Verwandten, Freunde und „Nachbarsleut'". Mancher derselben thut nur „nach altem Brauch", d. h. weil er es so gewohnt ist. Das Herz weiß bei vielen dieser Gratulanten nichts davon. Das ist nicht schön! Den Nachbarn folgen noch andere Leute, die es oft nur thun, um ein Stück Geld zu bekommen. Das ist erst recht nicht schön! Zur Ehre der meisten Gratulierenden, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Hause vorsprechen, wollen wir jedoch hoffen, daß sie, trotz der selbstsüchtigen Absichten, dennoch auch ihre Wünsche mit dem Herzen gesprochen haben; dann wird auch für sie und für diejenigen, denen sie ihren Glückwunsch brachten, Neujahr ein Freudentag werden.

Am Neujahrstage thut jeder ernste Mensch einen Rückblick auf das vergangene Jahr. Manchem ist dasselbe schnell vergangen, denn er hat es fröhlich vollbracht, manchem aber, besonders dem, der Schmerz und Leid erfahren hat, schien das Jahr gar kein Ende zu nehmen, es wurde ihm „zur Ewigkeit"! Die *Fröhlichen* mögen sich zu ihrem Gott mit dankbarem Herzen wenden, und die *Unglücklichen* dürfen sich der Hoffnung hingeben, daß Gott es ihnen im nächsten Jahre besser gehen läßt. Die Fröhlichen mögen beten und dankend erkennen, wieviel Freude Gott ihnen beschert und wieviel Leid er abgewandt hat, sie mögen aber auch Fürbitte für ihre Angehörigen und unglückliche Menschen thun, damit Gott alles Leid von ihnen wegnimmt und sie im neuen Jahre alle schützt!

II. **Gliederung des Inhalts.** a) Der Januar bringt das Neujahr mit seinen Hoffnungen (Vers 1—5). b) Die Gratulanten kommen (Kinder, Nachbarn, Schornsteinfeger, Zettelträger 2c. (Vers 6—20). c) Wunsch, daß es im neuen Jahre jedem gut gehen möge (Vers 21—22). d) Wie das

Jahr dem Glücklichen und dem Unglücklichen vergeht (Vers 23—33). e) Gebet am Neujahrstage für uns und andere (Vers 34—40).

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. a) Am Neujahrstage sollen die Glücklichen Gott danken für das Gute, was er ihnen im verflossenen Jahre beschert hat. b) Die Menschen, welche Leid und Schmerz erfahren haben, sollen mit Hoffnung auf Gottes Güte und Liebe in die Zukunft sehen. c) Am Neujahr sollen wir allen unsern Lieben von Herzen gratulieren. d) Wir sollen Gott nicht nur für uns selbst bitten, sondern mit dem Dichter sprechen: „Und hilf den Meinen fort und fort, bleib mir ein Vater immerdar und schütz uns all' im neuen Jahr."

2. Rede- und Stilübungen. a) Welches ist die hauptsächlichste Gabe, die der Januar bringt? b) Was sollen die Glücklichen und was die Unglücklichen am Neujahrstage thun? c) Welche Gründe sollen uns beim Gratulieren bewegen und welche nicht? (Vers 6—18). d) Ein Brief an die Eltern zum neuen Jahre.

B. Februar.

Im Februar
Gar weiß und klar
Liegt Schnee noch auf den Feldern,
Liegt Schnee auf allen Wäldern.
Die Sonn' ist trüb', der Himmel grau,
Wohin ich geh', wohin ich schau' —
Nur Schnee und Eis,
Nur Grau und Weiß.
Wie ist doch alles still umher!
Kein Lied tönt von den Bäumen mehr,
Kein Blümchen mehr sich zeigen will, —
O Tag, wie bist du kalt und still! —
Doch drin in der Stadt und draußen am Thor
Ist's noch lebendiger wie zuvor,
Und Schellengeläut und Peitschengeknall,
Sie tönen herüber mit lautem Schall.
Und fröhlicher Lieder Weise
Anstimmet die Schar auf dem Eise.
Sie tummelt sich dort mit Spiel und Geschrei;
Und kommt erst der neblige Abend herbei,
Dann ziehen die Knaben heiß und matt
Nach Haus zur Stadt.
Dort glänzen die Lichter durch alle Scheiben,
Dort währet noch lange der Menschen Treiben.
Am Tage gab es so viel zu thun,
(Und jeder will gern des Abends ruhn,)
Und wenn uns die Nachbarsleute besuchen,
Bekommt auch das Kind wohl ein Stückchen Kuchen;
Da hört es denn auch gar schöne Geschichten,
Denn jeder muß was Neues berichten.
Ist dann auch der Vater die Arbeit los,
Dann nimmt er sein Kind gern auf den Schoß,
Erzählt ihm von Gott und Wundersagen
Und giebt ihm Bescheid auf alle Fragen
Und lehret es auch vor allen Dingen
Ein liebliches, lustiges Liedlein singen. —

I. **Erläuterung.** Der Februar ist der echte Wintermonat. Treten wir hinaus in die Felder und Wälder, so finden wir sie mit hohem Schnee bedeckt; die Sonne scheint trübe durch den Nebel vom grauen Himmel herab. Alle Farbenpracht fehlt, nur Grau und Weiß ist zu schauen. Auch

alles Leben fehlt, kein singendes Vöglein, kein Würmlein, kein Mäuslein ist zu schauen, kein Blümlein zeigt sich. Diese Wahrnehmungen machen uns so traurig, daß wir mit dem Dichter sprechen: „O Tag, wie bist du kalt und still!“ (Vers 1—12.)

Allein, sollte der Februar wirklich so ganz freudlos sein? O nein! Kehren wir nur zurück aus den öden Feldern und aus den kahlen Wäldern in die Nähe der menschlichen Wohnungen, dann wird sich ein anderes Bild zeigen. Vor den Thoren der Stadt ist viel Leben. Man hört Schellengeläut' und Peitschengeknall laut tönen. Woher rührt das? Der Dichter sagt es nicht; wir wissen es schon. Es sind die daherfliegenden Schlitten, vor denen flinke Pferde ihr Schellengeläut ertönen und kräftige Bürschchen ihr Peitschengeknall hören lassen. Dazwischen vernimmt man fröhliches Singen, welches die auf dem Teiche sich tummelnden Schlittschuhläufer jubelnd anstimmen, die trotz der Winterkälte, wenn der nebelige Abend anbricht, „heiß“ nach Hause gehen, denn die Bewegung in frischer Luft hat ihre Wangen gerötet und das Blut in schnellen Lauf gebracht. Daß durch die Anstrengung beim Schlittschuhlaufen auch etwas Mattigkeit der Glieder eintritt, kümmert die muntere, jugendliche Schar durchaus nicht (Vers 13—22).

Aber nicht bloß vor den Thoren der Stadt, sondern auch in den Häusern ist's im Februar nicht so traurig wie in dem Walde und auf dem Felde. „Am Tage gab es so viel zu thun“; denn während die Jugend sich auf dem Eise vergnüglich tummelte, hatten die Eltern im Hause zu schaffen und zu arbeiten. Kommt aber der Abend heran, dann werden die Lichter angesteckt, und es kommt Besuch von Nachbarsleuten in das trauliche Stübchen. Das sehen die Kinder gar gern; denn sie wissen, daß die Mutter ihnen auch von dem mit Kuchen oder andern leckern Speisen besetzten Tische ein Stückchen abgiebt. Aber nicht das Essen allein macht Vergnügen, sondern auch die schönen Geschichten und Neuigkeiten, welche erzählt werden, hören sich recht ergötzlich an. Und kommt nun gar der Vater von seiner Arbeit zurück, dann ist die Freude der Kinder unendlich groß. Der Kleinste setzt sich auf den Schoß des Vaters, und nun geht das Erzählen erst recht an. Jetzt hören die Kinder nicht nur Neuigkeiten, die in der Stadt geschehen sind, sondern Papa erzählt „von Gott und Wundersagen“ (biblische Geschichten, Märchen 2c.). Die aufmerksamen Kinder fragen ihn über allerlei, was sie nicht wissen und nicht verstehen, und mit Freuden giebt er ihnen „Bescheid“ (unterrichtet sie) und lehret sie endlich noch ein „liebliches, lustiges Liedlein singen“. Das vollendet die Freuden an einem Februarabende.

II. **Gedankengang**. Was bringt uns der Februar a) in Feld und Wald (Schnee und Eis, trüben Himmel, Stille in der Natur und Kälte), b) im Freien vor den Thoren der Stadt (Schellengeläut, Peitschenknall [Schlittenfahrt], Tummeln auf dem Eise [Schlittschuhlauf], Spiel, Gesang und Lustgeschrei), c) im Hause (Kuchen, Erzählungen, Belehrungen, liebliche, lustige Lieder)?

III. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung. Auf Leid folgt Freud'. Jede Zeit hat ihr Unangenehmes, aber auch ihr Angenehmes.

2. Rede- und Stilübungen. a) Warum gefällt uns der Februar nicht (Vers 1—9)? Welche Freuden gewährt uns der Februar (Vers 10—36)? c) Die Annehmlichkeiten des Winters (nach Vers 10—36). d) Was gefällt uns am Winter nicht (nach Vers 1—9)?

C. März.

1. Im März, im März
Sei froh, mein Herz!
Schon ist der Frühling nah;
Es weht so warm der Mittagswind,
Es schmilzt das Eis, der Schnee zerrinnt! —
Bald sind die Blumen da! —

2. Im März, im März
Sei froh, mein Herz;
Die Schollen wälzt der Fluß,
Der Kahn spannt seine Segel aus:
„Nun flieg' ich frei ins Meer hinaus,
Bring' ihm den Frühlingsgruß!" —

3. Im März, im März
Sei froh, mein Herz!
Ihr Sänger, stellt euch ein!
Von Fluß und Flur die Kette sprang,
Und Frühlingslust und Freiheitsdrang,
Die liebt ihr, Vögelein!

I. **Erläuterung**. Str. 1. „Im März, im März sei froh, mein Herz!" So ruft der Dichter jubelnd aus. Fast sollte man glauben, er mache Scherz mit seinem Rufe; denn noch ist ja Schnee auf den Feldern, noch bedeckt das Eis alle Gewässer! Und doch ist sein Freudenruf gerechtfertigt, denn es ist die Hoffnung, welche sein Herz bewegt. Der Frühling ist zwar noch nicht da, aber er wird bald kommen; seine Vorboten zeigen sich ja schon: „Es weht so warm der Mittagswind." Das ist das untrüglichste Zeichen des nahenden Frühlings. Diesem warmen Südwinde können Eis und Schnee nicht widerstehen; das erstere „schmilzt" (geht aus dem festen in den flüssigen Zustand über, wird zu Wasser), der letztere „zerrinnt" (löst sich rinnend oder fließend auf). Dieser Mittagswind erwärmt aber auch die Erde und die in derselben befindlichen Samen und Wurzeln der Pflanzen, aus denen bald die Blumen erstehen.

Str. 2. Nochmals fordert uns der Dichter zur Freude auf und giebt uns ein zweites sicheres Zeichen des nahenden Frühlings: „Die Schollen wälzt der Fluß", d. h. das Eis auf dem Flusse ist geborsten und wird in Schollen (Eisstücken, Klumpen) von den Wellen desselben fortgetragen. Bald erscheinen dann auf dem Flusse die Fahrzeuge mit ausgespannten (ausgebreiteten) Segeln und fliegen (vom Strom und Winde getrieben) übers Wasser bis ins Meer, welchem wir den Frühlingsgruß zujauchzen.

Str. 3. Zum drittenmal erschallt des Dichters fröhlicher Ruf: „Im März, im März sei froh, mein Herz!" Er ruft es diesmal den Sängern (den Vögeln) zu. Eis und Frost nennt der Dichter eine „Kette", weil durch sie Fluß und Flur gleichsam wie mit einer Kette gefesselt und in ihrer freien Bewegung gehemmt wurden. Nachdem diese Kette „sprang"

(zerbrach), waren Fluß und Flur frei und lustig. Diesen Freiheitsdrang und diese Frühlingslust lieben auch die Vöglein, die sich nun einstellen sollen. —

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Im März können wir uns auf den nahenden Frühling freuen; denn a) der warme Mittagswind weht (Str. 1), b) die Flüsse werden vom Eise befreit (Str. 2) und c) von Fluß und Flur springt die „Kette“, und die Sänger stellen sich ein (Str. 3).

2. Charakteristik. Der März verkündigt den nahenden Frühling durch das Wehen des warmen Mittagswindes, das Schmelzen des Eises, das Zerrinnen des Schnees, das Bersten der Eisdecke auf den Flüssen und das Herbeikommen der Vögel.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Warum freuen wir uns im März? 2. Woran erkennen wir den nahenden Frühling? 3. Wodurch unterscheidet sich der März vom Februar?

D. April.

April! April!
Weiß nicht, was er will,
Ist gar ein launischer Gesell,
Bald düster, bald hell,
Bald lacht er wie Maien-Sonnenschein
Dir freundlich und hell ins Herz hinein
Und grüßt dich mit Blicken, mit frühlingswarmen,
Bald weint er und heult schier zum Erbarmen.
Bald läßt er des Sommers Strahlen blitzen,
Daß Perlen dir von der Stirne schwitzen,
Bald rüttelt und schüttelt er deine Glieder
Und hagelt und wettert wild hernieder.
Dem Frühling heut' zu dienen beginnt er,
Und morgen dient er wieder dem Winter,
Ist eben zweier Herren Knecht
Und macht's drum keinem Herren recht,
Will sich für keinen von den beiden
Mit ehrlich festem Sinn entscheiden.
Was er verspricht, das hält er nicht,
Was er bringen soll, das bringt er nicht,
Was er singen soll, das singt er nicht,
Wenn er lachen kann, so lacht er nicht,
Was er machen kann, das macht er nicht,
Thut, was er schafft, nur mit Verdruß
Und thut's nur darum, weil er muß.
Da lob' ich mir — denn der kommt jetzt herbei —
Vor allen doch den Monat — Mai!

I. **Erläuterung.** Der Dichter führt uns im Gegensatz zu den drei vorhergehenden Monaten den April als einen „Gesellen“, also als eine Person vor. Dieser Gesell ist „launisch“, d. h. er wird von wechselnden, sich widersprechenden, rätselhaften Stimmungen und Launen beherrscht. Er ist bald düster, bald hell, bald lacht er, bald weint er, bald läßt er die Sonne heiß scheinen, bald bringt er Kälte und Frost und

Hagel und Unwetter; bald bringt er Frühling, bald Winter, alles im raschen Wechsel. Dieses launische Wesen gefällt aber weder dem Frühlinge noch dem Winter: „Ist eben zweier Herren Knecht und macht's drum keinem Herren recht“, denn er hat keinen ehrlich festen Sinn, sondern er ist aus lauter Gegensätzen zusammengesetzt, wie in den Versen 19—24 so treffend gesagt ist. Daher ist es auch uns nicht zu verdenken, wenn wir mit dem Dichter ausrufen: „Da lob' ich mir — denn der kommt jetzt herbei — vor allen doch den Monat Mai!“ —

II. **Gedankengang.** 1. Einleitung: Der April ist ein launischer Gesell'. (Vers 1—3). 2. Hauptteil: Worin die Launen bestehen (Vers 4—25). 3. Schluß: Die Folgen seiner Launen (Vers 26 und 27).

III. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Niemand soll zweien Herren dienen, sonst verdirbt er es mit beiden. Launische Personen werden von niemandem geachtet und geliebt. — Ein fester, ehrlicher Sinn erwirbt uns die Achtung anderer.

2. Rede- und Stilübungen. a) Welche Eigenschaften und Thätigkeiten des April gefallen dir und welche nicht? b) Inwiefern ist der April ein launischer Gesell? c) Warum soll man nicht zweien Herren dienen?

E. I. Mai.

1. Der Mai, der Mai
Kommt nun herbei.
Frühlingsregen, Frühlingssegen,
Frische Keime, grüne Sprossen,
Duft und Blumen lachen wieder,
Und der Bach kommt rasch geschossen.
In Lüften auf und nieder
Klingen wieder süße Lieder.

2. Seid willkommen, liebe Gäste,
Zu dem schönen Frühlingsfeste!
Lehrt mich singen, Vögelein,
Lehrt mich danken hell und rein
Dem, der aus des Himmels Bläue
Auf mich schaut mit Lieb' und Treue!

I. **Erläuterung.** Nur wenige Worte sind es, die der Dichter dem schönen Monat Mai widmet; aber diese wenigen Worte sind inhaltschwer und führen uns die Fülle der Maienwonne vor. — Was bringt uns denn der Wonnemonat?

Str. 1. Zuerst den Frühlingsregen, d. i. einen warmen, wohlthätigen Regen, der die Fluren, Wälder und Gärten segnet, daher nennt ihn der Dichter Frühlingssegen; dieser „Frühlingssegen“ erzeugt „frische Keime“ an den Pflanzen; aus diesen Keimen kommen „grüne Sprossen“, und diese sind wieder die Anfänge der duftenden Blumen, die uns fröhlich entgegenlachen. Der reichliche Frühlingsregen giebt aber auch dem Bache reichliches Wasser, daß er nun rasch „dahergeschossen“ (d. h. pfeil- und blitzschnell fließend) kommt. Endlich gehören auch zum Mai die süßen Lieder, welche in den Lüften „auf- und niederklingen“. (Dieses „Auf- und Niederklingen erinnert insbesondere an die Lerche, die bekanntlich im Auf- und Absteigen singt.)

Str. 2. Der Dichter verweilt nun bei den Sängern, die er bezeichnend als „liebe Gäste“ willkommen heißt, weil sie ja im Frühlinge aus fernen Ländern wieder auf einige Monate zu uns zurückkehren. Alle diese

Schönheiten des Mai veranlassen den Dichter, diesen ganzen Monat ein Fest, „das Frühlingsfest“, zu nennen. Aber in unserer Festfreude dürfen wir bei allen schönen Genüssen den nicht vergessen, „der aus des Himmels Bläue auf mich schaut mit Lieb' und Treue“. Da die Vöglein ihm in ihrem Gesange danken, so soll dieser Gesang auch für uns Menschen eine Aufforderung sein, Gott zu singen, d. h. ihn zu loben, zu preisen und ihm zu danken.

II. **Gedankengang und Gliederung.** Str. 1, Vers 1 und 2: Einleitung (Ankunft des Mai); Vers 3—9: Die Freuden des Mai. Str. 2. Begrüßung der Vögel und Bitte an sie, uns das Singen zum Lobe und Danke gegen Gott zu lehren.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Die Schönheiten und Freuden, welche der Mai mit sich bringt, sollen uns zum Danke gegen Gott veranlassen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Was bringt der Mai? b) Was lehren uns die Vögelein?

3. Vergleichung des Gedichts mit dem folgenden:

II. Lob des Frühlings.

Von L. Uhland. (Werke I. Stuttgart 1863. I, S. 61.)

1. Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

2. Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

1 Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten wird der Frühling gefeiert. Beide Dichter fassen ihr Lob in nur wenige Worte, die fast gleichlautend sind: I. Frühlingsregen, II. Sonnenregen; I. Frische Keime, grüne Sprossen, II. Saatengrün; I. „Duft und Blumen“, II. Veilchenduft; I. Süße Lieder klingen, II. Lerchenwirbel, Amselschlag.

2. Verschiedenheiten. I. erwähnt noch als besonderes Zeichen des Frühlings den raschfließenden Bach, II. dagegen die linde Luft; I. fordert zum Danke gegen Gott auf, II. hält die Aufforderung für selbstverständlich; I. spricht vom Mai, dem eigentlichen Frühlingsmonate, II. spricht nur von einem Frühlingstage.

(Hinsichtlich der äußeren Form können die Schüler noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß in beiden Gedichten das Versmaß mehrmals wechselt. In I wechseln in der ersten Strophe zwei- und vierfüßige Verse; die zweite Strophe dagegen besteht nur aus vierfüßigen Versen. II. hat nur vierfüßige Verse, die oft sogar nur unvollständig sind. I. hat meist weibliche Reime, II meist männliche ꝛc. In beiden Gedichten sind schöne Wortverbindungen, die das Ohr des Hörers ergötzen, besonders ist das Uhlandsche Gedicht daran reich. Aufzählen dieser Wortverbindungen!)

F. Juni.

1 Zu Hause find' ich meine Ruh' nie,
So lang du lächelst, holder Juni! —
Auf die Wiesen, auf die Rasen,
Wo die weißen Lämmer grasen,

Und die bunten Rinder schreiten,
Wo die schnellen Böcklein springen,
Und die hellen Glöcklein klingen,
Wo des Hirten Lied erschallt,
Dorthin, dorthin muß ich bald!
In die Heide muß ich gehen,
Wo die grünen Eichen stehen,
Wo auf dicht belaubten Zweigen
Sich die Vöglein singend neigen,
Wo der Specht zum Gipfel klettert,
Und der Heher pfeift und schmettert,
Wo des Kuckucks Rufen hallt,
Dahin zieht mich's mit Gewalt.
Auf die Berge muß ich klimmen,
Wo die feuchten Wolken schwimmen,
Sehen, wie im Felsenforste
Jetzt der Aar und Uhu horste,
Wo die Tropfen quellend fließen,
Die als Bach hernieder schießen —
Seid gegrüßet allzumal,
Wies' und Wald und Berg und Thal!

I. **Erläuterung**. Bringt der Mai uns noch manchmal den warmen Frühlingsregen, der uns nötigt, die Wohnung aufzusuchen, so zeigt sich in der Regel der Juni beständiger; darum singt auch der Dichter: „Zu Hause find' ich meine Ruh' nie, solang du lächelst, holder Juni!"

Der Dichter nennt den Juni hold (d. h. freundlich, wohlwollend, anmutig, lieb) und begründet das nun in den folgenden Versen näher. Zunächst führt er uns auf die grünen „Wiesen", die mit Blumen aller Art geschmückt sind, auf die „Rasen" (kleinere, mit kurzhalmigem Gras bedeckte Plätze) und zeigt uns, welch fröhliches Leben sich da entwickelt. Wem sollte das Herz nicht lachen, wenn er dort die weißen Lämmer, die bunten Rinder, die schnellen Böcklein, die singenden Hirten sieht? „Dorthin, dorthin," sprechen wir mit dem Dichter, „muß ich bald."

Weiter führt uns der Dichter in die „Heide"*) (heißt hier soviel wie Wald), unter die grünen, schattigen Eichen, zu den Vöglein aller Art. Da scheint's dem Dichter noch besser zu gefallen; denn er ruft aus: „Dahin zieht mich's mit Gewalt!" Endlich ersteigt der Dichter mit uns die Berge („klimmen", d. h. sich anklammernd steil aufsteigen oder klettern), und führt uns bis an die feuchten Wolken, zeigt uns, wo der Aar (Adler) und der Uhu horsten (nisten), und wo die Uranfänge der Bäche und Flüsse quellend fließen. Zum Schluß begrüßt er alle die Herrlichkeit in „Wies' und Wald und Berg und Thal" nochmals mit großer Freude.

II. **Gliederung**. A. Einleitung (Vers 1 und 2). Der holde Juni ruft uns ins Freie. B. Hauptteil: Welche Freuden und Genüsse uns erwarten a) auf den Wiesen (Vers 3—9), b) im Walde (Vers 10—17), c) auf den Bergen (Vers 18—23). C. Schluß (Vers 24—25): Gruß an Wies' und Wald und Berg und Thal.

III. **Verwertung**. Rede- und Stilübungen. 1. Welche Freuden bringt der Juni a) auf den Wiesen, b) im Walde, c) auf den Bergen? — 2. Nenne die im Gedichte vorkommenden Tiere und gieb ihre Thätigkeiten und Eigenschaften an! 3. Schildere einen Spaziergang im Juni a) in die Wiesen, b) in den Wald, c) auf die Berge!

*) Der Ausdruck „Heide" für Wald ist wohl nur provinziell. In der „Dessauer Heide" z. B. stehen auch Bäume, aber meist nur Nadelholz. „Heide" ist eigentlich nur eine flache, unangebaute, sandige Gegend mit Heidekraut, Sträuchern und höchstens einzelnen Bäumen bewachsen.

G. Juli.

Im Julius
Zum kühlen Fluß
Ziehn hin die muntern Knaben,
Um von Verdruß und Überfluß
Der Hitze sich im Hochgenuß
Des Bades schnell zu laben.

Im Julius
Das Blümlein muß
Fast vor der Hitze sterben.
Die Erde spricht: Mich dürstet sehr!
Das Blümlein spricht: Und mich noch mehr.
Ach sende, Gott, mir Regen her,
Sonst muß ich gar verderben!
Der Schäfer legt sich auf den Bauch
Und schnarcht in tiefem Schlafe;
Die Köpfe stecken ermüdet auch
Zusammen jetzt die Schafe.
Es legt sich träg' zur Erde
Die ganze Rinderherde.
Doch was im Freien wandern muß,
Das rufet matt: O Julius,
Bring bald uns einen Regenguß!
Und seht! noch schneller, als ihr dachtet,
Ist rings der Himmel schon umnachtet;
Die Wolken jagen sich rasch umher
Mit Brausen, wie Wogen im wilden Meer.
Es zucket der Blitz wie ein glänzender Speer,
Es rollet der Donner dumpf und schwer,
Und die Tropfen fallen zur Erd' hernieder,
Und die Erde trinkt sie und labt sich wieder,
Und die Blum' und die Halme, sie richten sich auf
Und schauen zum Himmel erquickt hinauf;
Doch die Vögelein flattern bang herum
Und fliegen zu Nest und werden dann stumm,
Und der Hirt' springt hurtig empor vom Schlafe
Und treibt in die Ställe die Rinder und Schafe.

I. **Erläuterung.** Hat uns der Dichter im vorigen Gedichte die *Freuden* des Sommers und seine Annehmlichkeiten geschildert, so erinnert er uns in dem vorstehenden Gedicht hauptsächlich an die *Leiden* und Unannehmlichkeiten der heißen Jahreszeit und giebt die Mittel an, wodurch diese Leiden gelindert werden. Als Hauptübel nennt der Dichter die *Hitze* und deren Folgen. Die muntern *Knaben* (Vers 1—6) suchen sich den Verdruß, welchen ihnen die Hitze bereitet, im labenden Bade zu vertreiben. Und welcher Knabe kennte nicht den „Hochgenuß“, den an einem heißen Sommertage ein Bad im kühlen Flusse gewährt!

Schlimmer ergeht es den *Blümelein* (Vers 7—13), die vor Hitze ihre Köpfe hängen lassen, als müßten sie fast sterben. Das sieht die gute *Erde* und ruft verzweifelnd aus: „Mich dürstet sehr!“ Hätte sie noch Feuchtigkeit, so gäbe sie gern einen Teil derselben an die Blümlein ab, die in ihrer Not sogar Gott anrufen, daß er sie mit erfrischendem Regen erquicken möge. — Etwas besser hat es der *Schäfer* (Vers 14 und 15), der sich unter einen schattigen Baum auf den Bauch legt, damit ihn die Sonnenstrahlen nicht treffen und er in tiefem Schlafe schnarchen kann. Seine Schafe und Rinder (Vers 16—19) haben es nicht so gut wie er; die Schafe stecken ermüdet die Köpfe zusammen, damit diese wenigstens etwas Schatten haben, und die Rinder liegen „träge“ (verdrossen und ohne Bewegung) auf der Erde. Sehr schlimm ergeht es dem *Wanderer* (Vers 10—22), der auf staubiger Landstraße, ohne schattige

Bäume, seinen Weg dahinziehen muß. Der ruft matt (sogar die Stimme versagt ihm ihren Dienst): „O Julius, bring uns bald einen Regenguß!“

Die Sehnsucht aller Kreaturen wird glücklicherweise bald gestillt. Der Himmel (Vers 23—26) wird „umnachtet“ durch die dunkeln Regen- und Gewitterwolken, die rasch heranjagen mit Sturmgebraus wie die wilden Meereswogen. Plötzlich zucket ein Blitz (Vers 27—29), dann rollt der Donner, und schwere Tropfen fallen auf die Erde hernieder. Diese trinkt und labt sich an dem reichlichen Regen (Vers 30). Aber nicht sie allein, sondern auch (Vers 31—32) die Blumen und Halme werden erquickt. Die Vöglein (Vers 33—34), die in ihrem schattigen Blätterdache die Hitze nicht so sehr gemerkt haben, flattern zu Neste, weil Sturm und Regen ihren zarten Leibern nachteilig ist. Der Hirt (Vers 35), welcher erst vom Donner geweckt worden ist, springt „hurtig“ (schnell, rasch, flink) empor, um das Vieh in die schützenden Ställe zu bringen.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang und Gliederung. A. Der Einfluß der Julihitze a) auf die Knaben (Vers 1—6), b) auf die Erde und Blumen (Vers 7—12), c) auf den Schäfer und das Vieh (Vers 13—19), d) auf den Wanderer (Vers 20—22).

B. Das Gewitter. a) Wie es entsteht (Vers 23—26). b) Wie es wirkt aa) auf die Erde, bb) auf die Blumen, cc) auf die Vöglein, dd) auf den Hirten und seine Herde (Vers 27—36).

2. Sprachliche und poetische Form. Unser Gedicht enthält eine Anzahl Gegensätze, die in die sprachliche Darstellung Lebendigkeit bringen. Es sind gegenüber gestellt: Die Hitze im Juli, der kühle Fluß; die durstenden Blumen und die erquickten Blumen; die durstende Erde und die trinkende Erde; der träge Schäfer und der hurtige Schäfer ꝛc. Auch einige schöne Vergleiche hat der Dichter angebracht: „Die Wolken jagen sich rasch umher mit Brausen, wie Wogen im wilden Meer.“ Wenn der Sturm die Wolken jagt, so haben diese Ähnlichkeit mit den Wasserwogen im Meere, die ewig wechseln. „Es zucket der Blitz wie ein glänzender Speer.“ Inwiefern? Auch die Personifikationen sind nicht zu übersehen. Die Erde spricht, sie trinkt, sie labt sich wie ein Mensch. „Die Blümlein sprechen, richten sich auf und schauen erquickt zum Himmel hinauf.“

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Die Blumen und Halme geben uns die Lehre: wenn wir erquickt sind und Gutes empfangen haben, sollen wir, wie diese, zum Himmel aufblicken und Gott unsern Dank darbringen.

2. Rede- und Stilübungen. A. Wie verhalten sich die verschiedenen Geschöpfe a) vor dem Gewitter, b) nach dem Gewitter?

B. Schilderung eines Gewitters. a) Was vorhergeht (Hitze und Einfluß derselben auf die Geschöpfe). b) Wie es entsteht (Dunkelwerden, Jagen der Wolken, Sturm, Rollen des Donners, Regen). c) Was nachfolgt (die Erde trinkt, die Blumen werden erfrischt, die Vögel fliegen zu Neste, der Hirt bringt das Vieh in die Ställe).

C. Vergleichung des Juni und Juli. Der Juni bringt die Annehmlichkeiten, der Juli die Unannehmlichkeiten des Sommers.

D. Freuden und Leiden des Sommers. (Der Stoff wird aus beiden Texten [Juni und Juli] entnommen.)

H. August.

August! August!
Ha, welche Lust!
Die Halme neigen sich schon sehr,
Die Ähren werden voll und schwer
Und dunkelgelb die Farben.
Die Schnitter mähen das Korn sogleich
Und binden es in Garben.
Ach, das giebt Brot für arm und reich, —
Daß keiner möge darben!
Doch möcht' ich wissen, was du denkst,
Daß du die Blümlein all' versengst.
Das ist nicht schön von dir.
Da spricht der warme Herr August:
„Sei still und dank mir's in der Brust!
Der Herbst, der steht schon vor der Thür
Und will mit aller Macht herein;
Nehm' ich dir auch die Blümelein —
Ich geb' dir Obst dafür!"

I. **Erläuterung.** Wenn der Landmann im August hinaus aufs Feld geht, erfüllt sich sein Herz mit Lust und Freude; denn die Halme des Getreides neigen sich von der Last der vollen Ähren, die sich, je reifer sie werden, immer mehr „dunkelgelb" färben. Die Farbe ist für die Schnitter die Mahnung, das Korn, d. h. hier Getreide, zu mähen und in Garben zu binden.

Ist das Korn eingeheimst, gedroschen, zu Mehl gemahlen und das letztere gebacken, dann giebt es das Brot, welches weder der Arme, noch der Reiche entbehren kann. „Keiner möge darben" (Mangel und Not an dem Unentbehrlichsten leiden).

Unser Landmann geht aber weiter auf seiner Flur und findet, daß die Augustsonne all die schönen Blümlein, welche die vorhergehenden Monate zeitigten, versengt. Das ist nicht schön! Drum redet er den August an: „Doch möcht' ich wissen, was du denkst", indem du das thust! Der „warme Herr August" ist schnell mit der Antwort bereit: Anstatt mir Vorwürfe zu machen („Das ist nicht schön von dir"), solltest du dich bedanken „in der Brust" (mit ganzem Herzen); denn wenn die Blumen verwelken, dann wächst aus dem Kelche die Frucht hervor. Nehme ich dir die Blumen (das Angenehme), so geb' ich dir Obst (das Nützliche) dafür.

II. **Vertiefung.** 1. Gedankengang. Vers 1—9. Die Hauptgabe des August ist das Brot, das nützlichste Nahrungsmittel für die Menschen (in den gemäßigten Zonen der Erde). Vers 10—12. Der August nimmt uns die Blumen (das Angenehme). Vers 13—18. Er giebt aber dafür das Obst (das Nützliche).

2. Sprachliche und poetische Schönheiten. Der erste Satz: „August, August! Ha, welche Lust!" ist ein abgekürzter. Die Dichter benutzen solche Sätze häufig und spannen damit die Aufmerksamkeit des Lesers ungemein. (Eine Vergleichung dieses Satzes mit der Prosa, in vollständigem Satze ausgedrückt, wird die Kinder es leicht erkennen lassen.) Die Kürze in der Darstellung hat der Dichter überhaupt im ganzen Ge-

dicht vorwalten lassen. So müssen wir uns zwischen Vers 7 und 8 noch allerlei Thätigkeiten und Vorgänge (das Einheimsen des Getreides, das Dreschen, das Reinigen des Korns, das Mahlen, das Backen ꝛc.) hinzudenken, die zwischen dem Binden der Garben und dem zum Essen bereiteten Brote liegen. Daß die Anrede: „Doch möcht' ich wissen" ꝛc. an den August gerichtet ist, erkennen wir auch erst aus der Antwort, die er dem Landmanne giebt. Das Attribut der „warme Herr August" charakterisiert den heißen Monat mit einem einzigen Worte. „Dank mir's in der Brust" ist ein schöner figürlicher Ausdruck (Vertauschung) für „Dank mir's von Herzen"; ebenso „der Herbst steht vor der Thür" anstatt „der Herbst ist nahe".

J. I. September.

1. September, September, du schöne Herbsteszeit!
Das Obst ist reif nun weit und breit,
Nur schad', daß man bezahlen soll,
Was unser Mund am meisten liebt.
Denn, wenn man selbst' nen Dreier giebt,
Man kriegt doch nie die Taschen voll.
O weh!

2. September, September, nun geht die Kirmeß[1]) los,
Da freuen sich alle, klein und groß,
Man trägt herein den Erntekranz
Und dreht sich drum im raschen Tanz.
Ja selbst der Michel[2]) wird heut' schnell
Und kräht[3]) und jauchzt vor Freude hell:
Juchhe!

3. September, September, du bringst zwar Freudigkeit,
Doch bringst du uns auch manches Leid:
Die Sommerfäden[4]) hier und dort
Sie führen uns den Sommer fort,
Und droben ziehn in langen Reihn
Aus unserm Land die Vögelein. —
Ade!

I. **Erläuterung**. 1. Kirmeß, Kirmes, Kirmse bedeutet ursprünglich das (in katholischen Ländern) mit einer feierlichen Messe gefeierte Fest der Einweihung der Ortskirche. In protestantischen Gegenden, besonders in Sachsen, ist dieses Fest beibehalten, wohl auch unter dem Namen „Kirchweihe". In andern Gegenden, z. B. Hannover, Westfalen, wird der Jahrmarkt „Kirmeß" genannt, wie ursprünglich auch ein Jahrmarkt mit dem Feste verbunden war. Im weitesten Sinne nennt man jedes nach der Weise der eigentlichen Kirmeß von einer zusammenkommenden Volksmenge mit Schmaus und Tanz gefeierte Fest so. (Vergl. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache I, 910). Die in unserm Gedichte erwähnte Kirmeß ist das Erntefest, welches ja auch stets mit Schmaus und Tanz gefeiert wird. 2. Michel ist ein tölpelhafter, dummer Mensch mit bäuerischen Manieren. 3. „Krähen" bedeutet hier soviel wie mit gellender, kreischender Stimme schreien. 4. Die Sommerfäden, auch Herbstfäden, sind die im Herbste fliegenden Gewebe kleiner, schwarzer Spinnen.

II. **Gliederung**. Str. 1 und 2. Die Annehmlichkeiten des Septembers (Obst und Kirmeß). Str. 3. Leid des Septembers (die Sommerfäden als Anzeichen des nahenden rauhen Herbstes, Wegzug der Vöglein).

III. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen. Was bringt uns der September?

2. Vergleichung der zweiten Strophe mit unten stehendem „Erntefest“ von Fr. Hoffmann v. Fallersleben.

A. Ähnlichkeiten: Der Erntekranz wird gebracht, es wird getanzt und gejubelt.

B. Verschiedenheiten: I spricht nur von der Freude, welche das Erntefest (Kirmeß) bringt, II schildert weitläufiger die Zeit, in welcher das Fest gefeiert wird (Spätsommer, Tage werden kürzer, Nächte länger, Korn ist gemäht, Feld ist leer, Vögel im Walde schweigen), und beschreibt den Erntekranz (bunte Bänder und Flittern) näher.

II. Erntefest.

Fr. Hoffmann v. Fallersleben. Die vier Jahreszeiten. Berlin 1864. S. 46.

Der Sommer bleibt nicht lange mehr,
Der Tag wird kürzer, die Nacht wird länger.
Das Korn ist gemäht, das Feld wird leer,
Es schweigen schon des Waldes Sänger.
Doch eh' uns der Sommer ganz verläßt,
So giebt er uns noch ein fröhliches Fest.
Seht da! sie bringen den Erntekranz
Mit bunten Bändern und Flittern,
Sie eilen alle zum fröhlichen Tanz,
Die Mädchen mit den Schnittern,
Und alles tanzt und springt,
Und alles jubelt und singt:
Juchheißa, juchhei!
Die Ernt' ist vorbei.

3. Beschreibung des Erntefestes. a) Einleitung nach Vers 1—5 im zweiten Gedichte. b) Das Bringen des Erntekranzes. c) Der Erntetanz.

K. Oktober.

Oktober schüttelt das Laub vom Baum
Und giebt es den Winden zu eigen,
Die führen es fort im weiten Raum,
Weit fort von den trauernden Zweigen.
Die stehen jetzt da mit kahlem Haupt:
„Wer hat uns beraubt, wer hat uns entlaubt?
Wo sind die Blätter, die lieben,
Geblieben?“
Doch die, vom wirbelnden Winde getrieben,
Haben längst vergessen,
Wo sie gesessen.

1. Gliederung. a) Oktober schüttelt das Laub vom Baum. b) Die Winde führen es in alle Welt. c) Die Zweige trauern darüber. d) Das Laub ist verschwunden.

2. Nutzanwendung für Leben und Herz. Alles ist vergänglich. Wie die Zweige über das Verschwinden der Blätter trauern, so die Eltern über den Verlust der Kinder. Wie die Blätter der Zweige vergessen haben, so vergessen Kinder oft ihrer Eltern, denen sie doch ewig Dank schulden.

3. Rede- und Stilübungen. a) Was geschieht mit dem Laube im Herbste? b) Vergleiche das entschwundene Laub mit undankbaren Kindern!

L. November.

November sagt: Noch ist's nicht genug;
Ich nehme dem Garten den letzten Schmuck.
Es blüht Georgine und Aster zu kühn —
Die letzte Blüte, das letzte Grün
Soll jetzt sich entfärben
Und sterben!

Der Gärtner spricht mit fröhlichem Sinn:
Du harter November, nimm's immer hin!
Ich habe gesorgt schon treu und gut,
Und was jetzt still in der Erde ruht,
Das wird bei des Lenzes Wehen
Erstehen! —

Der Abend beginnt schon lang zu dauern,
Und Fröste wechseln mit Regenschauern.
Schon schüttelt der Winter die greisen Locken,
Und Schnee fällt nieder in leichten Flocken.
Das ist die traurigste Zeit im Jahre;
Denn ach, wenn die Blätter, die letzten, scheiden,
Dann scheidet gar mancher mit Schmerz und Leiden,
Man trägt ihn hinaus dann auf der Bahre. —
Wohl jedem, der eine Lagerstatt
Und der nun ein warmes Stübchen hat!
Wohl jedem, den eine kleidende Hülle
Und Wohlsein labet in frischer Fülle!
Wohl jedem Kinde zu jeder Zeit,
Das die Eltern schützen vor allem Leid,
Und wohl den Eltern, die fern von Schmerzen
Die lieben Kinder küssen und herzen! —
Doch ach, wie viele weinen vor Harm!
Ihr Stübchen ist kalt und schwach ihr Arm,
Und was sie verdienen mit Kummer und Not,
Das reicht kaum aus fürs tägliche Brot.
Das Holz ist teuer und teuer das Licht —
Sie möchten arbeiten, doch können sie's nicht.
Und wenn sie die Leiden der Kinder sehn,
Dann möchten sie fast vor Schmerzen vergehn
In ihrer einsam dumpfigen Zelle —
Und betteln, o Gott, vor fremder Schwelle —
Das ist's, was dem Guten das Herz zerbricht;
Und wollten sie betteln, sie dürften's nicht! —

I. **Erläuterung.** Folgende Sätze und Fragen werden zur Herbeiführung des Verständnisses genügen: 1. Was der Oktober begonnen, das setzt der November fort. Raubte jener nur das Laub von den Bäumen, so nimmt dieser den Gärten und Fluren den letzten Schmuck (Vers 1 und 2). 2. Welches ist der letzte Schmuck? (Vers 3—7). 3. Was tröstet uns in dieser traurigen Zeit? (Vers 8—12). 4. Welche Unannehmlichkeit bringt der November den Menschen? Lange Abende, Frost, Regenschauer, Wind, Schnee, für viele Kranke sogar den Tod (Vers 13—20). Wer kann sich im November glücklich schätzen? (Vers 11—28). Wer ist im November am unglücklichsten? (Vers 30—40).

II. **Rede- und Stilübungen.** 1. Welche Unannehmlichkeiten bringt der November mit sich? 2. Welchen Trost hat der Gärtner im November? 3. Welche Kinder und Eltern können sich im November glücklich schätzen? 4. Wozu sollen die in Vers 30—40 angegebenen Leiden glückliche Menschen veranlassen?

M. Dezember.

Dezember jetzt,
Der kommt zuletzt,
Ist gar ein strenger Mann;
Doch wenn er just am strengsten ist,
Dann schickt er uns den heil'gen Christ,
Da geht die Freude an.

Erläuterung. 1. Was heißt: Der Dezember kommt zuletzt? 2. Inwiefern ist der Dezember ein gar strenger Mann? 3. Wann ist er just (gerade, eben) am strengsten? Was schickt er in den kältesten Tagen? 5. Warum geht in diesen Tagen die Freude an? W. D.

137. Der Winter.

Joh. Peter Hebel, Alemannische Gedichte. Ins Hochdeutsche übertragen von Rob. Reinick. Leipzig 1853. S. 105.

I. **Vorbereitung.** Der Dichter Joh. Peter Hebel besuchte an einem Wintertage einen befreundeten Pfarrer auf einem Dorfe. Er stand am Fenster des warmen Zimmers und schaute durch die Scheiben hinaus in das lustige Schneetreiben. Sein scharfes Auge, sein sinniges Gemüt und seine lebhafte Phantasie sahen mehr als wirbelnde Schneeflocken in der Luft und eine weiße Schneedecke auf der Erde. Für ihn hatte alles Leben und Bedeutung. Auch die toten Dinge waren ihm Abbilder der Menschenwelt, ihres Thuns und Treibens. Die Schneewolken waren ihm Wagen oder Säcke voll Baumwolle, die Schneeflocken herabgeschüttelte Baumwollenflöckchen, die eiligen Wanderer Diebe mit bösem Gewissen, der Schneeüberzug auf Hut und Achsel „gekaufte Baumwolle", die Pfähle im Staket mit den Schneetürmchen drauf große Herren mit Käppchen. Die Erde erschien wie ein großes Grab, auf das ein weißes Tuch gebreitet war. Hebel gedachte der Körnlein und Schmetterlingspuppen, die darunter begraben lagen. Er dachte daran, wie sie auf ihren Oster- oder Auferstehungstag im Frühling warten, wie sie dann ihre Totenhemdchen abstreifen und zu neuem Leben erwachen. Da flog plötzlich ein hungriger Spatz auf das Fensterbrett und bettelte mit stummen Blicken um eine kleine Gabe. Hebel sättigte ihn mit Brosamen und gedachte des Spruches Matth. 6, 26: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Sie säen nicht —." Was Hebel nun in seiner sinnigen Weise gesehen und gedacht, das hat er auf unübertreffliche Art in ein Gedicht verwandelt, zunächst in der alemannischen Mundart, wie sie am Oberrhein gesprochen wird. Der Kinderfreund Robert Reinick hat das alemannische Gedicht ins Hochdeutsche übertragen. In dieser Form wollen wir es hören!

II. Vortrag.

1. Wer hat die Baumwoll' oben feil?
Sie schütten schon ein redlich Teil
Ins Feld herunter und aufs Haus;
Es schneit doch auch, es ist ein Graus;
Noch hängen ganze Säcke voll
Am Himmel da, ich merk' es wohl!

2. Und wo ein Mann von weitem lauft,
Hat von der Baumwoll' er gekauft,
Er trägt sie auf den Achseln schon
Und auf dem Hut und läuft davon.
Was läufst du so, du närr'scher Wicht?
Gestohlen hast du sie doch nicht!

3. Und Gärten ab und Gärten auf
Hat jeder Pfahl sein Käppel auf;
Sie stehn wie Herren ringsumher,
Denkt jeder wunder, was er wär'.
Der Nußbaum auch macht's ihnen nach
Und auch das Schloß- und Kirchendach.

4. Ja, Schnee und Schnee! Und ringsumher
Man sieht nicht Straß' noch Fußweg mehr.
Manch Samenkörnchen, klein und zart,
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Und schneit's, solang es schneien mag,
Es harrt auf seinen Ostertag.

5. Manch Schmetterling von schöner Art
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Hat keinen Kummer, keine Klag'
Und harrt auf seinen Ostertag;
Währt es auch lang, er kommt ja doch;
Bis dahin schläft's in Frieden noch.

6. Doch wenn die Schwalb' im Frühling singt,
Die Sonne warm das Land durchdringt,
Hei! da erwacht's in jedem Grab
Und streift sein Totenhemdchen ab,
Und wo sich nur ein Löchlein zeigt,
Schlüpft Leben 'raus, so jung und leicht.

7. Da fliegt ein hungrig Spätzchen her,
Ein bissel Brot wär' sein Begehr;
Er sieht dich an so jämmerlich
Und bittet um ein Bröckchen dich.
Gelt, Bürschchen, das ist andre Zeit,
Wenn's Korn in alle Furchen streut!

8. Da hast! Gieb andern auch was her!
Bist hungrig, komm' hübsch wieder her!
Ja, wahr ist, was das Sprüchlein spricht:
„Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Sie haben keinen Pflug, kein Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch."

III. Vertiefung. 1. Ort und Zeit. Es ist ein Wintertag auf einem Dorfe. Dicke Schneewolken verdecken das Angesicht des Himmels und das strahlende Auge der Sonne. In der Luft wirbeln die Schneeflocken bunt durcheinander. Über die Häuser des Dorfes ragen die weißen Dächer der Kirche und des Herren-(Guts-)Hauses. Die Pfähle am Gartenzaun tragen hohe, spitze Hüte von Schnee. Der blätterlose Walnußbaum hat auf allen Ästen dicke Schnee-Ränder oder Schnee-Wälle. Die Fahrstraßen und Fußwege sind zugeschneit, die Menschen in die warmen Stuben geflüchtet. Nur einer huscht dort schneebestreut eilig wie ein Dieb mit bösem Gewissen über die Straße. In einer Stube hinter den Scheiben steht ein freundlicher Herr und schaut in den wilden Schneetanz hinaus. Ein hungriger Spatz hat sich auf den Fensterrand gesetzt und blickt verlangend zu dem Manne auf. Dieser öffnet das Fenster und streut dem Vogel Krümchen hin.

2. Charakter des Winters. Der Himmel ist trübe. Schneeflocken wirbeln durch die Luft. Die Bäume stehen kahl und beschneit; die Pfähle tragen Schneehütchen. Wege und Straßen sind verschneit. Die Samenkörner auf den Feldern sind in ein weißes Leichentuch gehüllt, die Insekten verpuppt in ihren Schlupfwinkeln entschlummert. Einzelne

Standvögel irren hungrig umher. Die Menschen halten sich am liebsten in der warmen Stube auf; nur einzelne Personen gehen eilig und in warmen Kleidern hinaus.

3. Gedankengang. Str. 1. Der lustige Schneefall. Str. 2. Der eilige Wanderer. Str. 3. Das verschneite Dorf. Str. 4. Die eingeschneiten Samenkörner. Str. 5. Die schlafenden Insekten. Str. 6. Das Erwachen im Lenz. Str. 7. Der hungrige Spatz. Str. 8. Der mitleidige Mensch. — Verwandle diese Inhaltsangaben in Sätze! 1. Der Schnee fällt in Flocken wie Baumwolle aus den Wolken auf die Erde. 2. Ein beschneiter Mann läuft so eilig wie ein Dieb davon. 3. Die Dächer und Bäume tragen Schneedecken, die Pfähle Käppchen wie große Herren &c.

Grundgedanke: Freue dich der Schönheit des Winters! Hoffe auf die Frühlingsherrlichkeit! Vergiß der Notleidenden nicht!

4. Eigentümlichkeiten. Tiere und tote Dinge sind personifiziert oder treffend verglichen. Eine behagliche Stimmung und ein Hauch von Liebe und Frömmigkeit wehen wie warme Frühlingsluft durch das Wintergedicht. Dasselbe ist ein unübertreffliches Wintergemälde, in dem kein Zug zu viel oder zu wenig, keiner unwahr oder übertrieben ist. So kennen wir alle den Winter; wer aber hätte ihn so zu malen vermocht? Das kann nur ein gottbegnadeter Dichter oder Maler! Auch der Hebelsche Humor schießt seine Silberfäden ins Gedicht: Es regnet Baumwolle, und sie ist billig zu kaufen! Der Himmel hat noch ganze Säcke (eine Menge Wagen) voll von dieser Ware! Der beschneite Wanderer hat von der Baumwolle gekauft und läuft nun wie ein Dieb davon, der närrische Wicht! Die Pfähle sind große Herren mit Käppchen! Die Sommervöglein ziehen das Totenhemdchen aus! Der Spatz wird angeredet: Gelt, Bürschchen, das ist jetzt eine andere Zeit als die, da das Korn in allen Furchen lag, und du, Feinschmecker, nicht wußtest, wovon du zuerst nehmen solltest! Von den Vögeln wird gesagt: Sie haben weder einen Pflug, um einen Acker zu pflügen und zu bestellen, noch ein Joch, d. h. Ochsen, um sie an den Pflug zu spannen. Noch viel mehr tritt der Reiz der Dichtung in der alemannischen Mundart zu Tage. Str. 1 lautet:

Isch echt (etwa) do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Teil
In d'Gärten aben und ufs Hus;
Es schneit doch au, es isch e Gruus,
Und's hangt no menge Wage voll
Am Himmel abe, merki wohl.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Jede Jahreszeit hat ihre Schönheiten und Freuden, auch der Winter. Vergleiche Band I, S. 75—78 und S. 405: Der Winter ist ein rechter Mann —. Aus dem Tode blüht das Leben, aus dem Grabe ein neues Sein auf. Wie das Körnlein aus der Erde und das Sommervöglein aus dem Puppenkleide erwacht, so werden auch wir aus dem Grabe zu

einem neuen Leben erwachen. 1. Korinther 15, 42: Es wird gesäet verweslich ꝛc.

„Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los. (Schillers Glocke.)

Erbarme dich der Armen und Notleidenden! Jes. 58, 7: Brich dem Hungrigen dein Brot —. Hebr. 13, 16: Wohlzuthun und mitzuteilen —. Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn.

Vergleiche das Gedicht von Hebel: Mitleid im Winter. (Sämtl. Werke. Karlsruhe 1843. Bd. I, S. 188).

1. In meinem Stübchen ist's bequem,
Ist's lieblich, hübsch und angenehm;
Doch manche Mutter, Gott erbarm!
Nimmt's Kindlein nackend auf den Arm;
Sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrein
Und wickelt's in die Schürze ein.

2. Sie hat kein Holz, sie hat kein Brot
Und klagt dem lieben Gott die Not.
Friert's noch so stark, das Mutterherz
Taut doch in Thränen auf den Schmerz.
Der Winter ist ein rauher Mann;
Wer nimmt sich doch der Armen an?

3. Geh hin und bring der armen Seel'
Ein weißes Hemd, ein Säcklein Mehl,
Ein Bündchen Holz, und sag ihr dann,
Daß sie auch zu uns kommen kann,
Um Brot zu holen immer frisch;
Und dann deck auch für uns den Tisch!

2. Rede- und Stilübungen. a) Ein Gemälde des Winters nach dem Hebelschen Gedichte! b) Welche Vergleichungen enthält das Gedicht? c) Wie zeigt sich der Humor und wie der fromme Sinn im Gedicht? d) Gieb den Inhalt von „Mitleid im Winter“ an! (Wie behaglich ist's in meinen warmen Stübchen und wie traurig in den Hütten der Armut! Das nackte Kindlein hat nicht einmal ein Hemdchen und wird in die Schürze der Mutter gewickelt. Der Mutter fehlt Holz zum Heizen und Brot zur Nahrung. Doch stärker als der Frost ist die Liebe des Mutterherzens; sie taut das Eis des Schmerzes zu Thränen auf und klagt im Gebete Gott ihre Not. Da rührt der Engel des Mitleids mein Herz an. Ich schicke der armen Witwe ein Hemdlein für das Kind, ein Säcklein Mehl, ein Bündel Holz und lasse ihr sagen, sie solle Brot holen, so oft es ihr fehle. Wenn ich den Nächsten nicht mehr leiden sehe, erst dann wird das eigene Mahl auf dem gedeckten Tische trefflich munden.) e) Welche verwandten Züge finden sich in den beiden Hebelschen Gedichten? (Beide führen uns in den Winter. Beide zeigen einen Menschen in der warmen Stube und in einem behaglichen Leben. Draußen Schnee und Frost. Ein hungriger Spatz — eine frierende und hungrige Witwe mit

ihrem Kinde. Der Spatz kommt bittend ans Fenster — die Witwe klopft weinend mit ihrem Gebete an die Himmelspforte. In beiden Gedichten erbarmt sich der Wohlhabende des Armen und Notleidenden. Beide zeigen, daß Gott den Armen nicht unmittelbar hilft, sondern durch mitleidige Menschen helfen läßt). P.

138. Der Eislauf.

F. Hoffmann v. Fallersleben. Fünfzig neue Kinderlieder. 1866. S. 83.

1. Der See ist zugefroren
Und hält schon seinen Mann.
Die Bahn ist wie ein Spiegel
Und glänzt uns freundlich an.
Das Wetter ist so heiter,
Die Sonne scheint so hell.
Wer will mit mir ins Freie?
Wer ist mein Mitgesell?

2. Da ist nicht viel zu fragen;
Wer mit will, macht sich auf:
Wir gehn hinaus ins Freie,
Hinaus zum Schlittschuhlauf.
Was kümmert uns die Kälte?
Was kümmert uns der Schnee?
Wir wollen Schlittschuh laufen
Wohl auf dem blanken See.

3. Da sind wir ausgezogen
Zur Eisbahn allsobald
Und haben uns am Ufer
Die Schlittschuh' angeschnallt.
Das war ein lustig Leben
Im hellen Sonnenglanz!
Wir drehten uns und schwebten,
Als wär's ein Reigentanz.

4. Nun ist vorbei der Winter,
Vorbei ist Schnee und Eis;
Es sind die Bäum' im Garten
Jetzt nur von Blüthen weiß.
Doch auch in meinen Träumen
Ruf' ich noch oft: „Juchhe!
Kommt, laßt uns Schlittschuh laufen
Wohl auf dem blanken See!"

I. **Vorbereitung.** Der Lehrer läßt sich von den Kindern Spiele und Vergnügungen nennen, die in den verschiedenen Jahreszeiten im Freien vorgenommen werden: Im Frühjahr das Spielen mit den Marmorkügelchen, das Ballfangen und Ballspielen, im Sommer das Wandern in Feld und Wald, im Herbst das Steigenlassen der Papierdrachen, im Winter das Schneeballen, das Aufbauen des Schneemanns und endlich das Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen.

II. **Inhaltsangabe und Gliederung.** Str. 1. Aufforderung, mit ins Freie zu gehen. Es lockt a) der fest zugefrorene See, b) die spiegelglatte, freundlich-glänzende Eisbahn, c) das heitere Wetter, und d) der helle Sonnenschein. Str. 2. Der Ausgang ins Freie. a) Er ist jedem freigestellt („Wer mit will, macht sich auf"). b) Es geht zum Schlittschuhlauf. c) Es hält weder Kälte noch Schnee auf. Str. 3. Auf der Eisbahn. a) Die Ankunft. b) Das Anschnallen der Schlittschuhe. c) Das fröhliche Treiben auf dem Eise. (Drehen und Schweben im Reigentanz oder Reihentanz). Str. 4. Das Ende des Eislaufs. a) Der Winter, Eis und Schnee sind vorbei. b) Der Frühling ist da. c) Rückerinnerung an das Vergnügen des Schlittschuhlaufes sogar im Traume.

III. **Ort und Zeit der Handlung.** Es ist Winter; der See ist außerhalb des Wohnortes im Freien und bildet eine spiegelglatte Eisbahn, die im hellen Sonnenschein glänzt.

IV. **Rede- und Stilübungen.** Der Eislauf, eine Erzählung in Briefform. a) Einladung, b) der Ausgang, c) die Ankunft auf der Eisbahn, d) das Ende. W. D.

139. A. Winterlied.

Friedr. Adolf Krummacher, Festbüchlein II, 13. Das Christfest. Duisburg u. Essen 1810. S. 2.

1. Wie ruhest du so stille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
Des Sommers bunt Gefieder
Und dein beblümtes Festgewand?

2. Du schlummerst nun entkleidet;
Kein Lamm noch Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verstummet,
Und keine Biene summet, —
Doch bist du auch im Winter schön.

3. Die Zweig' und Ästlein schimmern,
Und tausend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
Die Decke dir gespreitet
Und dich so schön mit Reif geschmückt?

4. Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben,
Er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.

5. Bald in des Lenzes Wehen
Wirst du verjüngt erstehen
Zum Leben wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder;
Dann, Erde, stehst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar.

I. **Vorbereitung**. Das Lied ist den Kindern an einem schönen Wintertage, an welchem die Erde über Nacht mit einemmale mit Schnee bedeckt worden ist, zunächst von dem Lehrer vorzulesen und womöglich darauf von den Kindern zu singen, um das Verständnis des Inhalts ihnen zu erleichtern. Überhaupt sind aus diesem Grunde Zeitgedichte, das sind solche, welche besondere Vorkommnisse in der Natur oder im menschlichen Leben besingen, stets nur in der Zeit den Schülern zu geben, zu erläutern, von ihnen auswendig zu lernen und zu singen, für welche sie vom Dichter bestimmt sind. Dadurch erschließt sich den Kindern das Verständnis dieser Dichtungen oft schon ganz von selbst, abgesehen davon, daß es nichts Verkehrteres giebt, als Winterlieder von den Kindern zu Pfingsten oder Weihnachtslieder im Sommer — wie es nicht allzuselten in der That noch geschieht — singen zu lassen. Hier gilt im vollsten Sinne die Mahnung des Sprichwortes: „Alles zu seiner Zeit!"

II. **Vermittlung**. Str. 1. Der Dichter ruft aus: Heimatliche Erde, wie ruhest, wie schläfst du in deinem reinlichen Riesenbette so stille! Verstummt sind die tausend und aber tausend Kehlen der Frühlingssänger, das laute Jauchzen und Singen der spielenden Kinder, der Lärm der menschlichen Hantierung im Freien. Verschwunden ist das bunte Federkleid der Vögel und das mit Blumen geschmückte Festgewand des Frühlings und Sommers. Str. 2. Ja, entkleidet schlummerst du nun, heimatliches Land! Nicht Lämmer und Schafe, nicht Pferde und Rinder weiden mehr in deinen Thälern und auf deinen Höhen. Die Vögel hüpfen und singen nicht mehr in Wald und Flur, und die Bienen fliegen nicht mehr summend von Blume zu Blume. Und dennoch, mütterliches Land, bist du auch im Winter schön. Str. 3. Die grauen Äste und Zweige der Bäume sind gänzlich bereift und schimmern blendend weiß, und tausend und abertausend Schnee- und Eiskrystalle glitzern und flimmern im Sonnenschein

wie kleine Sternlein und Diamanten. Sag, Erde, wer hat eine so schöne Ruhestätte dir zugerichtet und die weiße Bettdecke darüber gebreitet und geglättet? Str. 4. Der Dichter giebt die Antwort auf seine Fragen, die er an die heimatliche Erde gerichtet hat, für dieselbe selbst: Der Vater im Himmel, der immer thätig ist und schaffend wirkt, hat alles dies dir gethan. So schlaf denn, Erde, getrost deinen Winterschlaf! Bald wird dich der Herr wieder erwecken, dir einen neuen schönen Frühling verleihen und dich mit Waldes-, Wiesen- und Saatengrün und mit Blumen aller Art schmücken.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübung. Vergleichung mit folgendem Gedicht aus Köppels Liederkranz S. 12:

B. Nach dem ersten Froste.

(Kind und Blumen.)

1. „In meines Vaters Garten
Da war's noch gestern grün,
Da sah ich noch so mancherlei,
So schöne Blumen blühn.

2. Und heut' ist alles anders,
Und heut' ist alles tot:
Wo seid ihr denn, ihr Blümelein,
Ihr Blümlein, gelb und rot?"

3. „O liebes Kind, wir schlafen
Nach Gottes Willen hier,
Bis er uns seinen Frühling schickt,
Und dann erwachen wir.

4. Ja, deine Blümlein schlafen,
So wirst auch schlafen du,
Bis dich erweckt ein Frühlingstag
Aus deiner Grabesruh'.

5. Und wenn du dann erwachest,
O mögest du dann sein
So heiter und so frühlingsfroh
Wie deine Blümelein!"

A. Ähnlichkeiten: 1. Beides sind Lieder, im Winter zu singen. 2. Beide sind Gespräche in Frage und Antwort. 3. In beiden wird der Winter in der Natur mit Grab und Tod der Menschen verglichen. 4. In beiden wird der Frühling mit der Auferstehung in Vergleichung gestellt. 5. Beide enthalten eine Prophezeiung.

B. Unterschiede: 1. In A spricht der Dichter mit der heimatlichen Erde im Winter, in B hingegen nur ein Kind mit seinen durch den Frost vernichteten Blumen. 2. In A findet sich eine vollständige Schilderung der Natur im Winter, während in B nur von erfrorenen Blumen die Rede ist. 3. In A ist der Vergleich des Winters und des Frühlings mit Grab und Tod und der Auferstehung der Menschen nur leise angedeutet, während in B der Vergleich vollständig ausgesprochen wird. 4. In A fragt der Dichter und giebt die Antwort für die heimatliche Erde selbst; in B fragt ein Kind, und die Blümlein antworten ihm. 5. Das Lied B schließt mit einem Wunsche der Blumen für das Kind, während das Lied A einen Wunsch nicht ausspricht. R. D.

140. A. Hoffnung.

E. Geibel, Juniuslieder. Stuttgart 1875. S. 140.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher:
Es muß doch Frühling werden. u. s. w.

(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Der Inhalt dieser Strophe wird von den Kindern nach wenigen Fragen von seiten des Lehrers in folgenden Worten ausgedrückt werden: Scheint der Winter auch noch so anhaltend und streng zu sein, indem er das Wasser mit Eis und das Land mit Schnee bedeckt, so muß er doch endlich dem Frühlinge weichen.

Indem der Dichter sagt, daß der Winter dräut (d. i. der poetische Ausdruck für drohet) und streut, und daß er sogar trotzige Gebärden habe, legt er dieser Jahreszeit Handlungen und Eigenschaften bei, die nur einer Person zukommen, nnd wir sagen deshalb: der Dichter personifiziert den Winter, er stellt ihn als eine Person, lebend und handelnd dar.

Durch diese Personifikation weckt der Dichter ebenso sehr das Interesse des Lesers, wie durch die schöne Steigerung, welche er in derselben Strophe angebracht hat. Er läßt nämlich zuerst den Winter nur drohen und danach handeln. Endlich erhöht die schlagende Form des Gegensatzes zwischen den drei ersten Versen, welche das Unangenehme des Winters schildern, und dem letzten Verse:

„Es muß doch Frühling werden"

in hohem Grade den poetischen Eindruck der meisterhaften Strophe.

Str. 2. Inhalt: Wenn auch die Winternebel die Sonne verdunkeln, so wird dieselbe doch durchbrechen und durch ihre Strahlen das fröhliche Leben in der Natur wieder erwecken.

Während Eis und Schnee als die Hauptattribute des eigentlichen Winters gelten und wir uns bei ihrer Erwähnung mitten in den Winter versetzt denken, führt uns der Gedanke an die Nebel schon etwas näher an den Frühling, denn häufig stellen sich die Nebel im Februar und März ein. Dieses Nahesein des Frühlings hat der Dichter auch in den beiden ersten Versen dieser Strophe angedeutet, indem er den Nebel als etwas Vorübergehendes, das sich nur „vor den Blick der Sonne drängt", hinstellt. Tritt die Sonne aber mit dem Nebel in einen ernsten Kampf, so verscheucht sie ihn gar bald und weckt durch ihr Licht, das zugleich wärmt und leuchtet, die Welt zur Wonne, d. h. hier in Prosa: sie bringt den freudespendenden Frühling hervor.

Str. 3. Inhalt: Trotz der mächtigen Stürme, die besonders am Ende des Winters brausen, wird doch der Frühling plötzlich und fast unmerklich („auf leisen Sohlen über Nacht") einkehren.

Sind Eis und Schnee die eigentlichen Kennzeichen des Winters und ist seine Macht schon geringer, wenn die Nebel erscheinen, so sind die Stürme ganz besonders die Merkmale des nahenden Frühlings; wie auch Uhland in einer Strophe singt:

„Horch! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nahst!"

Wundervoll poetisch sind in dieser 3. Strophe die beiden letzten Zeilen, in welchen der Dichter das Plötzliche, Unerwartete bei der Ankunft des Frühlings darzustellen weiß. Ähnlich drückt dieses rasche Kommen des Frühlings Lenau in folgenden Worten aus:

„Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß."

Str. 4. Inhalt: Im Frühling wird die Erde grün, der Himmel blau und heiter, und alles Lebendige auf der Erde hat große Freude.

Von dem Toben der Stürme und dem plötzlichen Erscheinen des Frühlings erwacht die schlafende Erde. So hat der Dichter einen natürlichen Übergang vom ersten zum zweiten Abschnitt seines Gedichtes geschaffen.

Die Erde wird uns, wie der Winter und der Frühling, als Person dargestellt und zwar als eine weibliche. Bei ihrem Erwachen schmückt sie sich „grünend". Durch diese einfache Beifügung wird der Leser sofort an die Schönheiten des Frühlings, an das Erwachen der Pflanzen erinnert.

Der Gedanke an das plötzliche Kommen des Frühlings spinnt sich auch in dieser Strophe noch fort in den Worten: „Weiß nicht, wie ihr geschehen." Aber so plötzlich dieses Erwachen ist, so ist es doch auch ein so angenehmes und beglückendes, daß die Erde nicht nur der Sonne entgegenlacht, sondern daß sie sogar „vor Lust vergehen möchte", d. h. daß sie meint, es wäre ihr das höchste Glück ihres Lebens widerfahren.

Str. 5. Inhalt: Der Erde entsprießen im Frühlinge Rosen und Ähren, und die Brünnlein, d. s. die Quellen und Bäche, fließen reichlicher.

Das Weib, die Erde, ist hier in schönen Gegensatz zu dem Manne, dem Himmel, gestellt. Sie drückt ihre unaussprechliche Freude durch dreierlei aus: sie schmückt ihr Haar mit Kränzen, aus den jungen, frischen Blättern und den bunten Blumen bestehend, an ihrem Busen trägt sie Rosen und Ähren, und als Ausdruck der höchsten Freude vergießt sie Zähren, d. h. Thränen der Freude. Welch' liebliches Bild zeichnet der Dichter doch in diesen wenigen Worten!

Str. 6. Inhalt: Wie auf den unfreundlichen Winter der schöne Frühling folgt, so wird auch nach dem Ungemach auf dieser Erde einst der Menschheit ein schöner Tag, der der Auferstehung, folgen.

Das höchste Glück ist der Erde zu teil geworden, darum schließt der Dichter die Schilderung des Frühlings und bringt nun die Anwendung auf das Menschenleben.

Der Frost verursacht ein unangenehmes Gefühl, und ist er andauernd, so wird dasselbe immer empfindlicher, so daß er uns wirklich Schmerzen verursacht. Auch Unglück und Sorgen und all der Kummer, welcher uns im Leben trifft, wehen unser Herz so kalt an, wie der Winterfrost den Körper. „Drum still!" sagt der Dichter, d. h. habe Geduld in deinen Leiden und gieb dich zufrieden in dem Gedanken, daß ein großer „Maientag", d. h. ein Freudentag, der ganzen Welt, also auch jedem Einzelnen, beschieden ist; aber der Freudentag kommt nicht bedingunglos, wie uns die letzte Strophe berichtet. Daß der Dichter nicht „O Mensch", sondern „O Herz" sagt, ist sehr bezeichnend; denn das Herz ist ja der Sitz der menschlichen Gefühle. (Vergl. Sommerlied von P. Gerhardt).

Str. 7. Inhalt: Wer auf Gott vertraut, den mag das größte Unglück und das schwerste Leiden treffen, er findet sichern Trost und feste Hoffnung darin, daß er doch den Frühling sehen, d. i. in einem besseren Leben voll Freude und Wonne glücklich sein wird.

Wie oft wird es doch in unserm Leben Nacht und Winter! Wie oft werden wir von Unglück und Leiden heimgesucht, so daß uns vor der Zukunft bangt und graut! Schauen wir nur hinein in die Häuser der Menschen: hier liegt ein lieber Vater auf dem Totenbette, der Ernährer seiner Familie, daneben weint die Mutter, untröstlich über den unersetzlichen Verlust. Dort in jenem Hause liegt die treue Mutter schwer darnieder, und die unversorgten, noch so sehr der Pflege bedürftigen Kinder wimmern an ihrem Bette. An einem anderen Orte trauern die Eltern über den Verlust einer hoffnungsvollen Tochter, die in der Blüte ihrer Jahre hinweggenommen wurde, oder über einen Sohn, der trotz seiner schönen Anlagen im Strudel der Welt seinen Untergang gefunden hat. Das sind Verluste und Leiden, in denen uns oft „bangt und graut, als sei die Höll' auf Erden". Dagegen giebt es nur ein Mittel, welches der Dichter auch sofort bereit hat in den Worten:

„Nur unverzagt auf Gott vertraut."

Ein festes Gottvertrauen (das allerdings nur solche Menschen haben können, die Gott lieben) ist es, das uns auch in schweren Heimsuchungen tröstet. Gottes Wille ist es, wenn uns Not und Elend trifft, aber Gottes Verheißung ist es auch, daß wir nicht über unser Vermögen versucht werden sollen.

Mit demselben Troste und mit derselben Hoffnung, die uns der Dichter in der ersten Strophe entgegenhielt, schließt er auch sein Gedicht und giebt dem Kunstwerke dadurch eine schöne Abrundung. Möge jeder in den ihn treffenden Leiden und Trübsalen mit Geduld, Hoffnung und Gottvertrauen sprechen können:

„Es muß doch Frühling werden."

II. **Gliederung des Inhalts.** Das Gedicht zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die Strophen 1—3, der zweite Str. 4 und 5 und der dritte Str. 6 und 7 umfaßt.

Im ersten Abschnitt schildert der Dichter die Kennzeichen des Winters und spricht die gewisse Hoffnung aus, daß der Frühling erscheinen wird.

Der zweite Abschnitt enthält eine Schilderung des Frühlings.

Im dritten Abschnitt wendet der Dichter die Schilderung vom Winter und Frühling auf das menschliche Leben an, in welchem auf alles Ungemach endlich auch eine Freudenzeit folgt.

III. **Der Grundgedanke** des Gedichts läßt sich so ausdrücken: Wie nach dem strengsten Winter endlich der schöne Frühling folgt, so wird auch nach allem Elend im irdischen Leben des Menschen einst eine Wonnezeit folgen.

Schriftliche Aufgaben. 1. Schildere die Ankunft des Frühlings! 2. Der Frühling, ein Bild der Auferstehung. 3. Vergleichung: „Hoffnung“ und

B. Künftiger Frühling.

Uhland, Werke. Stuttgart 1863. S. 62.

1. Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht;
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht.

2. Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

1. Welche Gewißheit sprechen beide Gedichte aus? (Daß in jedem Jahre der Frühling wiederkehren muß.)

2. Wodurch unterscheiden sich beide Gedichte hinsichtlich der Darstellung des Gedankens? (Geibel entwickelt den Gedanken in den ersten drei Strophen des Gedichtes, indem er den Winter und seine Leiden dem Frühlinge entgegenstellt; Uhland dagegen spricht diesen Gedanken nur in der einzigen Behauptung aus:

„Wohl blühet jedem Jahr
Sein Frühling mild und licht.“)

3. Worin besteht der Unterschied in der Schilderung des Frühlings in beiden Gedichten? (Uhland hat nur zwei Attribute für den Frühling [mild und licht]; Geibel dagegen charakterisiert die schöne Jahreszeit nach verschiedenen Seiten in der vierten und fünften Strophe).

4. Welches ist der gemeinschaftliche Hauptgedanke in den beiden Gedichten? (Wie der Frühling auf Erden stets wiederkehrt, so wird auch einst ein großer Auferstehungstag für jeden Menschen anbrechen.)

5. Welchen Trost schöpfen beide Dichter aus der Hoffnung auf den großen Maientag? (Den Trost für allerlei Leiden und Sorgen des Erdenlebens.)

6. Welcher der beiden Dichter läßt uns noch einen Blick in diese Leiden thun? (Geibel, indem er sagt: „Und wenn dir oft auch bangt und graut“ 2c.)

7. Wozu ermahnt uns deshalb Geibel? (Zum Vertrauen.)

8. Was sagt anstatt dessen Uhland? (Er begnügt sich, uns daran zu erinnern, daß jeder Mensch den großen, klaren Frühlingstag schon hier auf Erden ahnt.)

9. Wie unterscheidet sich die dichterische Sprache? (Geibels Sprache ist schwungvoll und bilderreich, Uhlands dagegen einfach, schmucklos, aber treffend.) W. D.

141. Schneeglöckchen.

Georg Scheurlin, Gedichte. Ansbach 1852. S. 9.

1. Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus,
Heraus, ihr Schläfer in Flur und Heid'!
Es ist nicht fürder mehr Schlafenszeit;
Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald,
Die Blüten erwachen, sie säuseln bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus,
Zu Leben und Weben heraus, heraus!

2. So tönt Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hören's wohl Schläfer allerhand.
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesamt aufgewacht;
Und es läutet noch immer und schweigt nicht still:
Ob nicht dein Herz auch erwachen will?—

3. So öffne nun doch den engen Schrein,
Zeuch aus in die junge Welt hinein,
In das große, duftige Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleuch hinaus
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut'!

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. „Der Lenz (poetischer Ausdruck für Frühling) will kommen, der Winter ist aus." Diese Worte bilden die Einleitung und geben den Grund zu dem Folgenden an. Das Schneeglöckchen blüht bekanntlich sehr früh im Jahre, nämlich wenn der Winter eben vorüber, der Frühling aber noch nicht eingezogen ist. — Schneeglöckchen, die handelnde Person, beginnt nun seine Thätigkeit und läutet. Wie die metallenen Glocken die Menschen zur Kirche, zum Gebete rufen, so ruft das Schneeglöckchen die Schläfer zum Erwachen. Daß die „Schläfer in Flur und Heid'" die Blumen sind, weiß jedermann! Aber mit den Blumen und Blüten ist unser Glöckchen noch nicht zufrieden, es will auch die Sänger sehen und alle die Tiere, die noch im Winterschlafe („im Winterhaus") liegen. Dann giebt's „Leben und Weben".

Str. 2. Das Läuten des Schneeglöckchens tönt durch das ganze Land und dauert fort, Tag und Nacht. Diese Ausdauer wird belohnt. Denn bald sind die Schläfer allesamt erwacht. Aber trotzdem schweigt das Glöckchen nicht, sondern „läutet noch immer". Weshalb? Damit auch dein Herz, o Mensch, erwachen möge. —

Str. 3. Nur erst dann, wenn der Mensch mit seinem Herzen empfindet, daß die „junge Welt" im Frühlinge erstanden ist, — erst dann, wenn der Mensch erkennt, daß die junge Natur ein großes, duftiges Gotteshaus ist, — erst dann, wenn er andächtig den Schöpfer preist und in das Loblied („das volle, süße Frühlingsgeläut") mit einstimmt — erst dann hört das Schneeglöckchen auf zu läuten.

II. **Vertiefung.** Gliederung. Str. 1. a) Einleitung. b) Das Schneeglöckchen ruft alle Schläfer (Blüten, Sänger). Str. 2. Der Ruf wird von den Schläfern gehört. Str. 3. An das Menschenherz ergeht noch ein besonderer Ruf.

III. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Beharrlichkeit führt zum Ziel. Wenn sich alles freut, soll auch der Mensch nicht zurückbleiben. Im Frühlinge erscheint dem edlen Menschen die Natur wie ein großes, duftiges Gotteshaus, in welchem er zu Andacht aufgefordert wird.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Erzähle, wie das Läuten des Schneeglöckchens nach und nach alle Schläfer (Blumen, Blüten, Singvögel, Insekten 2c.) aufweckt!

3. Vergleiche das Gedicht mit „Maiglöckchen und die Blümelein"! (Bd. I, S. 390.)

A. Ähnlichkeiten. Beide Blumen läuten. Beider Läuten hat Erfolg. Bei wem? Wenn alles erwacht ist, kommt auch der Mensch.

B. Verschiedenheiten. Schneeglöckchen läutet im März, Maiglöckchen im Mai. S. läutet zum Erwachen. M. ruft die schon erblühten Blumen. In S. finden wir keine Blume bei Namen genannt; in M. sind viele Blumen mit Namen gerufen. S. ruft die Schläfer zum Leben und Weben, M. zum Tanz. In S. wird der Mensch noch besonders gerufen, in M. kommt der Mensch freiwillig. In S. soll der Mensch zur Andacht kommen, in M. geht er mit zum Tanze.

4. Vergleiche Schneeglöckchen mit Str. 1 aus: „Frühlingsglocken“ von Robert Reinick, Nr. 146!

A. Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten läutet das Schneeglöckchen im Beginn des Frühlings uud ruft die Vögelein, welche zum Singen aufgefordert werden.

B. Verschiedenheiten. a) In I werden alle Schläfer in Flur und Heide geweckt, in II nur die Vögel und die schlafenden Quellen im Thal. b) In I läutet das Glöckchen, weil der Winter vorbei ist, und der Frühling kommen will. c) In II läutet das Glöckchen, weil der Frühling — „ein Kind allerschönster Art“ — geboren wird. In I ist der Erfolg des Läutens das Erwachen aller Schläfer. In II ist der Erfolg nicht mitgeteilt. W. D.

142. A. Frühlingsglaube.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. I. S. 42.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Das Leben des Herzens ist mit dem Leben der Natur innig verknüpft. Trübes Wetter draußen stimmt auch die Seele trübe. Sonnenschein draußen fällt auch sonnig ins Gemüt. Im Herzen spiegelt sich die Natur und in der Natur das Herz. Im Grauen des Winters bangt und zagt, im aufquellenden Leben des Frühlings hofft die Seele.

Und dräut der Winter noch so sehr, wir glauben an den kommenden Frühling: Es muß doch Frühling werden! Und dieser Glaube hilft den Winter ertragen. Und will das Herz in Angst und Not verzagen, glaube nur an eine Erlösung von der Bürde! Dieser Glaube hilft die Bürde ertragen.

Das Frühlingswehen draußen, das den Winter vertreibt, ist ein Bild und Bürge dafür, daß sich auch der Kummer deines Herzens wenden wird. Bei dem wonnigen Blühen überall wird auch dein Herz der Qual vergessen und zu neuem Leben, neuer Freude aufblühen.

Diese Gedanken hat Uhland in unvergleichlich schöner Weise in dem kleinen Gedichte: „Frühlingsglaube“ ausgesprochen.

1. Die linden Lüfte sind erwacht[1]),
Sie säuseln und weben Tag und Nacht[2]),
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang![3])
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.[4])

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag[5]),
Man weiß nicht, was noch werden mag[6]),
Das Blühen will nicht enden.[7])
Es blüht das fernste, tiefste Thal:[8])
Nun, armes Herz, vergiß der Qual![9])
Nun muß sich alles, alles wenden.

II. **Erläuterungen.** 1) Die lauen Frühlingswinde werden mit schlafenden Kindern, die jetzt aufgewacht sind, verglichen. 2) Sie säuseln oder wehen warm um die Wangen und weben oder wirken im stillen an allen Orten das neue Kleid der Erde. 3) Die Frühlingsblumen sprossen aus der erneuten Erde und atmen lieblichen Geruch aus; die heimgekehrten Sänger lassen aufs neue ihre Lieder erschallen. 4) Wie Eis und Schnee hinweg schmelzen, so wird das Herz sein Unglück, das es trägt oder fürchtet, vergessen. 5) Jeder Tag bringt neue Schönheiten. 6) Man weiß nicht, bis zu welcher Höhe sich die Schönheit der Erde steigern wird, ob nicht der Himmel hernieder sinkt auf die Erde. 7) Eine Blüte nach der andern erschließt sich wie eine endlose Kette. 8) Überall hin dringt der Hauch des Frühlings, in die Tiefe und in die Weite, und überall hin bringt er Leben und Freude. 9) Solltest du, armes Herz, allein vergessen sein? Solltest du allein keinen Anteil an dem Glück des Frühlings haben? O glaube nur, auch du, Herz, wirst deinen Frühling haben!

III. **Aufbau des Gedichts.** Das Gedicht hat zwei Strophen aus je sechs jambischen Versen. Die vier ersten Verszeilen handeln von dem Erwachen und der Herrlichkeit des Frühlings, die beiden letzten von dem Bangen und der Qual des Herzens, ein ergreifender Gegensatz, diese Herrlichkeit um uns und diese Qual in uns! Aber der Dichter versöhnt ihn in schönster Weise. In Str. 1 knüpft er an die Schilderung von dem Erwachen des Frühlings die Ermunterung an das Herz, nicht bange zu sein. In Str. 2 knüpft er an die Schilderung der entfalteten Frühlingsherrlichkeit die Aufforderung an das Herz, seiner Qual zu vergessen. Aus dem Kehrreim, der zuletzt die Spitze des Gedichts ist: Nun muß sich alles, alles wenden! spricht die feste, frohe Zuversicht, der Frühlingslaube, daß der Erdenfrühling auch einen Herzensfrühling bringen wird.

IV. **Vergleichung** mit Heinrich Heines

B. Frühlingsbotschaft.

Heinrich Heine, Neue Gedichte. Hamburg 1859. S. 10.

1. Leise zieht durch mein Gemüt
Liebliches Geläute
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus ins Weite!

2. Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen!
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich lass' sie grüßen!

1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte sind Frühlingslieder von seltener Innigkeit und unübertrefflichem Wohllaute. Beide enthalten nur zwei Strophen, beginnen mit dem leisen Erwachen und Wirken des Früh-

lings, schildern seine Frühlingspracht und zeigen seine unwiderstehliche Macht auf das menschliche Herz.

2. Verschiedenheiten. A singt von dem Frühlingsglauben, der im Herzen lebet, B enthält eine Frühlingsbotschaft, die im Liede ausklingt. A schildert das geheime Weben und Wirken der Frühlingslüfte in der Natur, B die Wirkung des Frühlings im Gemüte, wo er sich wie fernes Glockengeläute ankündigt. A redet von Duft und Klang draußen, der tröstlich ins Herz dringt, B von der Frühlingsfreude innen, die als Lied nach außen in die weite Welt strebt. A spricht dem Herzen Trost zu, B trägt dem Liede eine Botschaft an andere auf. A schildert die Blütenpracht an allen Orten im allgemeinen, B macht Veilchen und Rose an einem bestimmten Hause, die Bilder der stillen Bescheidenheit und der strahlenden Schönheit, zu Vertretern des Blütenheeres. A tröstet und ermutigt das bange Herz, B grüßt die Genossen seines Glückes im fernen, lieben Hause.

V. **Verwandte Frühlingslieder** von L. Uhland:

1. Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch,
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auch.

2. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

3. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?
Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

4. Frühlingsruhe.

O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

5. Frühlingstrost.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

VI. **Aufgaben**. 1. Was haben alle diese Frühlingslieder Gemeinsames? — 2. Welchen besonderen Gedanken hat jedes? — 3. Warum sind die Überschriften bedeutsam? — 4. Schilderung des Frühlings nach den Gedichten! P.

143. A. Das Frühlingsmahl.

W. Müller, Gedichte. Leipzig 1868. I, S. 87.

1. Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

2. Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

3. Er selbst ist es gewesen,
Der gute, reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird;

4. Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

6. Hört ihr des Wirtes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

7. Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
Aufs Knie und denk an mich!"

B. Blütenlust.

G. Ch. Dieffenbach, Kinderleben. 2. Auflage. Mainz. S. 45.

1. Wer hat doch alle Bäume nur
Geschmückt so schön und reich
Und bunte Sträuße hingesteckt
Auf jeden Ast und Zweig?

2. Wer hat uns freundlich doch geschickt
All diese Blütenpracht?
Das hat der liebe Gott gethan
In einer Maiennacht!

3. Da schickt er seiner Engel Schar
Herab zu dieser Welt,
Die fliegen durch den dürren Wald,
Durch Gärten und durchs Feld,

4. Und hauchen nur die Knospen an
So heimlich und so leis, —
Da springen alle Blüten auf,
Da grünet jedes Reis.

5. Und kommt am frühen Morgen dann
Der erste Sonnenstrahl,
So stehn in leichter Blütenpracht
Die Bäume allzumal.

I. **Vorbereitung und Vermittlung.** Was sind in A die weißen, duftenden Tücher mit grünem Rande? Was ist das blaue Zelt? Was ist der bunte Teppich? Warum ist Gott der Herr ein reicher Wirt? Warum wird er nicht ärmer? Welches ist sein weiter Saal? Welches sind die Tische? Womit sind diese gedeckt? Worin besteht das Frühlingsmahl? Wer sind die Gäste? (Str. 4 und Str. 6.) Wer ist der Himmelspilger? Warum so genannt? Was sind in B die bunten Sträuße? Was ist in den Engeln personifiziert? (Die warmen Mailüfte.)

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts.

A. Str. 1—2. Wer hat die Blütenpracht geschaffen? Str. 3. Gott, der reiche Wirt, ist es gewesen. Str. 4—6. Wie Gott noch weiter sich als Wirt erweist, und wer die Gäste sind. Str. 7. Was Gott von dem vornehmsten Gaste, dem Menschen, verlangt.

B. Str. 1—2, Vers 2. Der 1. Abschnitt enthält ebenfalls die Frage: Wer hat die Blütenpracht geschaffen? Auch der 2. Abschnitt Str. 2, Vers 3 und 4 enthält dieselbe Antwort, daß es Gott gethan hat. Der 3. Abschnitt (Str. 3 und 4) giebt an, durch wen es Gott gethan hat. Der 4. Abschnitt (Str. 5) erzählt, daß die Blütenpracht wirklich in einer Nacht entstanden ist.

2. Nutzanwendung für Herz und Geist. Beide Gedichte geben dem Gedanken Ausdruck: Gott, der Herr, schmückt die Natur zur Freude der lebendigen Geschöpfe und besonders des Menschen.

— A fordert uns noch besonders auf, nach dem Genusse Gott anbetend zu danken.

3. Poetische und sprachliche Darstellung. A ist reich an schönen Bildern und Ausdrücken (vergl. die Frage in Str. 1); fast alle Hauptwörter sind mit wohlklingenden Attributen geschmückt (weiße, duftende Tücher, grüner Rand, das hohe, blaue Zelt, der bunte Teppich, der gute, reiche Wirt, der weite Saal, das große Frühlingsmahl, süßer Düfte Schaum, des Wirtes Stimme ꝛc.) B ist sprachlich einfacher, ohne Vergleichungen und schmückende Beiwörter. Hinsichtlich des Versmaßes haben beide Gedichte viel Gleichartiges. In beiden ist der vierzeilige jambische Vers angewandt, nur wechselt B mit 4- und 3-füßigen Versen, während A durchgängig 3-füßige Verse hat. In A wechseln männliche und weibliche Reime regelmäßig ab, B dagegen hat nur männliche Reimendungen. Endlich gleichen sich beide Gedichte darin, daß die 1. und 3. Verse reimlos enden, während die 2. und 4. männlich reimen.

III. **Verwertung**. Rede- und Stilübungen. a) Löse die im Müllerschen Gedichte gebrauchten Vergleiche und Bilder auf (z. B. die weißen, über das Land gebreiteten Tücher sind die vielen Blüten, welche die Bäume ꝛc schmücken. Das hohe, blaue Zelt ist der klare Himmel, welcher ꝛc.) b) Inwiefern ist Gott, der Herr, ein guter, reicher Wirt? (Außer den im Gedichte angegebenen Vergleichungspunkten können noch andere angegeben werden.) c) Vergleiche beide Gedichte hinsichtlich ihres Grundgedankens! (II. 2.) d) Vergleiche beide Gedichte in Bezug auf die sprachliche und poetische Darstellung (II. 3.)! W. D.

144. A. Frühlingseinzug.

Wilhelm Müller, Vermischte Schriften. Leipzig 1830. I, S. 229.

1. Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus;
Er windet bang sich in der Brust
Und kramt zusammen seinen Wust;
Geschwinde, geschwinde!

2. Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Er spürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zausen an dem weißen Bart
Nach solcher wilden Buben Art;
Geschwinde, geschwinde!

3. Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja schon,
Horcht, horcht! es ist sein lieber Ton;
Er pocht und klopfet, was er kann,
Mit kleinen Blütenknospen an;
Geschwinde, geschwinde!

4. Die Fenster auf! Die Herzen auf;
Geschwinde, geschwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerschaft im Sold,
Die ruft er sich zur Hilfe her
Und pocht und klopfet immer mehr;
Geschwinde, geschwinde!

5. Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kommt der Junker Morgenwind,
Ein pausebackig rotes Kind,
Und bläst, daß alles klingt und klirrt,
Bis seinem Herrn geöffnet wird;
Geschwinde, geschwinde!

6. Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Es kommt der Ritter Sonnenschein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein;
Der sanfte Schmeichler Blütenhauch
Schleicht durch die engsten Ritzen auch;
Geschwinde, geschwinde!

7. Die Fenster auf! Die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Zum Angriff schlägt die Nachtigall,
Und horch und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Brust!
Herein, herein, du Frühlingslust;
Geschwinde, geschwinde!

I. **Vermittlung.** Der Dichter, durch die Vorboten des nahenden Frühlings heiter gestimmt und froh bewegt, fordert uns alle auf, in seinen Jubelton mit einzustimmen. Er stellt den Winter dar als einen Greis in einem großen Hause mit Fenstern, Thüren und Thoren. Das Haus ist unsre Heimat, sind unsre Wintermonate; denn der Winter zieht, wie die übrigen Jahreszeiten, rings um den Erdball herum. Stellen wir uns darum im Geiste vor das große Eishaus des Winters und hören die Zurufe und Mahnungen des vom Frühlinge begeisterten Dichters mit an!

Strophe 1. Alle sieben Strophen beginnen mit einem Zuruf als Kehrreim, dessen letzte Worte am Schlusse jeder Strophe wie ein Echo noch einmal erklingen. Hierdurch wird die Frühlingsstimmung des Dichters wach gehalten und dem Frühlingseinzuge eine lebensvolle Veranschaulichung verliehen. Alt wird der Winter genannt, weil er so lange gewährt hat und nun von uns scheiden will. Er trippelt, d. i. er bewegt sich mit kleinen, unruhigen Schritten ängstlich durch das Haus, hier auf unsrer heimatlichen Erde. Er windet sich bang, er ächzt, er stöhnt, er klagt, denn er fühlt an den Vorboten des Lenzes, daß sein Ende nahe ist. Er kramt, er packt zusammen seinen Wust = seine traurigen Überreste: unreinen, schmutzigen Schnee, graues, mürbes Eis 2c. Und da wir seiner längst überdrüssig sind, rufen wir mit dem Dichter ihm zu: „Geschwinde, geschwinde!“

Str. 2 stellt den Kampf des Winters, eines lebensmüden Greises, mit dem Frühlinge, einem wilden Buben = einem ausgelassenen Jungen dar. (Vergl. Die streitenden Jahreszeiten Bd. I, S. 201). Der Winter spürt den Frühling vor dem Thor = in größter Nähe. Er spürt ihn an seiner dahinschwindenden Macht und an der zunehmenden Kraft des Frühlings, an dessen Vorboten, am Frühlingswehen und Frühlingsbrausen. Darum ist's ihm sterbensweh zu Mute. Der kecke Bursche, der Frühling, möchte ihn gern bei den Ohren fassen und an seinem weißen Barte zausen, aber noch ist er in seinem Hause drin.

Str. 3. Drum klopft und pocht er nun an seine Thür. Der Dichter stellt das Tönen, Rufen, Läuten, Rauschen und Pochen, das wir im Frühling vernehmen, als ein Anklopfen an die Thür des Winters dar. Der Tauwind pocht an Fenster und Thür, der Specht klopft an den hohlen Baum, um sein Nest zu bauen, die Störche klappern, die Bienen summen, die Schneeglöckchen läuten, die Bäume und Sträucher schlagen aus, die Blütenknospen öffnen sich. Das alles ist sein lieber Ton, mit welchem der Finger des Frühlings ans Thor des Winters klopft.

Str. 4 wendet sich nun der Dichter auf einmal an uns, an die kalten Herzen der Menschen, die das Frühlingsnahen und -brausen auch noch nicht spüren und nicht in seinen Frühlingsjubel mit einstimmen. Er vermeldet ihnen, daß der Frühling tapfere Diener habe, mit deren Hilfe er immer stärker anklopfen und anpochen und sich endlich den Einlaß erzwingen werde.

Str. 5. Da kommt zuerst der Junker, der junge Herr Morgenwind, der Felder und Wege trocknet und den pausbackigen, gesunden Kindern rote Backen malt. (Was der Frühling wirkt, wird hier auf ihn selbst übertragen.) Der bläst, daß alles klingt und klirrt, d. h. daß nun endlich Frühling wird.

Str. 6. Sodann folgt der Ritter Sonnenschein mit seinen goldenen Lanzen = mit seinen immer wärmer und heißer werdenden Strahlen, vor denen auch die letzten Reste von Eis und Schnee nicht mehr bestehen können. Zu dem Sonnenschein gesellt sich der sanfte Schmeichler Blütenhauch, der mit Milde und Lächeln sich auch durch die kleinsten Ritzen in die kältesten Herzen eindrängt.

Str. 7. Endlich erscheint zur Erstürmung des noch immer bangen und verschlossenen Menschenherzens die Besiegerin des Winters, die Nachtigall. Sie schlägt (Wortspiel) zum letzten Angriff, und ihr erstes Lied ist das Sieges- und Triumphlied des Frühlings. Nun hat er die Herrschaft angetreten. Aber ihr Lied weckt auch in den letzten Menschenherzen, die noch immer nicht in Frühlingshoffen schwelgten, einen Widerhall, der sich vermischt mit dem Wiederhall in des Dichters Brust, und mit ihm vereint rufen wir nun alle: „Herein, herein, du Frühlingslust!"

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. a) Der lange Winter fühlt das Ende seiner Herrschaft und will fort. b) Er spürt, daß er im Kampfe mit dem Lenze unterliegen muß. c) Der Frühling begehrt Einlaß. d) Er klopft auch an die Herzen der Menschen an, und seine Diener: warme Winde, Sonnenstrahlen, Blütenhauch und Nachtigall erkämpfen ihm sicher Einlaß. e) Einzug des Frühlings in die Menschenherzen.

2. Kernfragen. a) Wie heißen die sämtlichen Vorboten des Lenzes? Nenne sie! b) Wie heißen all die eigentümlichen Töne und Klänge des Frühlings? c) Welche Menschen sind kalt und öffnen nur schwer oder gar nicht dem kommenden Frühlinge ihr Herz? Kranke, Schwermütige und Menschen, die nur für die Sorgen der Welt leben, nach Geld und Reichtum nur streben.

3. Schönheiten des Gedichtes. a) Der volkstümliche Ton: aa) der Winter trippelt ängstlich; bb) er windet sich wie einer, der Schmerzen hat; cc) er kramt zusammen seinen Wust; dd) er wird gezupft und gezaust an Ohr und Bart; ee) er klopft und pocht an, was er nur kann, statt mit aller Kraft und Macht. b) Der eigentümliche Kehrreim, dessen letzte Hälfte wie ein Echo erscheint. c) Der gesunde Humor, der durch das ganze Lied hindurch klingt: aa) Fenster auf

und Herzen auf, als ob ein Herz wie ein Fenster geöffnet werden könnte; bb) das Zupfen und Rupfen an Ohr und Bart; cc) das Anpochen mit dem Finger an die Thür; dd) die Nachtigall schlägt zum Angriff gleich einem Trommler. d) Die Assonanz: Er klopft und pocht mit Knospen an. Das ist sein lieber Ton.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Der ankommende Frühling. Eine Schilderung. 2. Der Kampf des Winters mit dem Frühlinge. 3. Vergleichung mit dem Liede:

B. Der Winter auf dem Schub.

Julius Sturm. Das Buch für meine Kinder. Leipzig 1177. S. 41.

1. Dem Winter wird beklommen,
Sein Stündlein ist gekommen;
Er ward als Schelm[1]) erfunden
Und schämt sich vor dem Schub[2]), —
Schub — Schub!

2. Nun jubeln laut die Kinder,
Die Vöglein auch nicht minder;
O fröhlichste der Kunden[3]),
Dem Winter droht der Schub, —
Schub — Schub!

3. Sein Pelzrock ist zerschlissen[4]),
Die Filzschuh' sind zerrissen.[5])
So schickt ihn fest gebunden[6])
Der Frühling auf den Schub, —
Schub — Schub!

4. Er ruft: „Ihr lauen Winde,
Auf! bringet mir geschwinde
Den alten Vagabunden[7]),
Den Winter, auf den Schub, —
Schub — Schub!"

I. **Erläuterung.** 1) Schelm = hier so viel als armer Schlucker, armseliger Tropf. 2) Schub, abgeleitet von schieben, schob 2c. = gezwungener Abschied. 3) Kunden = die fröhlichste Nachricht. 4) Seine Eisflächen sind zertaut. 5) Seine Schneemassen liegen nur noch in Gräben und Halden. 6) Gebunden mit den Banden der Wärme, denen der Winter sich fügen muß. 7) Vagabunden = Herumtreiber, Landstreicher, weil er alljährlich die Reise um die ganze Welt macht.

II. **Ähnlichkeiten.** 1. Beide Gedichte sind in einem heitern, lustigen und humoristischen Tone abgefaßt. A. Siehe II c. B. Der Winter wird Schelm und Vagabund genannt und auf den Schub gebracht. 2. Beide haben einen Refrain. 3. Beide sind in einem volkstümlichen Tone geschrieben. A. Siehe II 3 a! B. Das Wort Schub, auf den Schub bringen, ist echt volkstümlich, sowie fast sämtliche Ausdrücke, z. B.: Sein Pelzrock ist zerschlissen; die Filzschuh' sind zerrissen. 4. Beide Gedichte handeln vom scheidenden Winter und nahenden Frühlinge. 5. In beiden werden dem Winter gleiche Gefühle und Entschlüsse zugeschrieben. A. Der alte Winter will hinaus. B. Sein Stündlein ist gekommen. A. Er trippelt ängstlich umher und windet sich bang in der Brust. B. Dem Winter ist so beklommen, so angst und bange. 6. A. Er kramt zusammen seinen Wust. B. Er wird auf den Schub gebracht.

III. **Unterschiede.** 1. Das erste Gedicht hat sieben Strophen und jede sieben Verse, während das zweite nur vier fünfzeilige Strophen hat. 2. A enthält eine Aufforderung des Dichters an den Winter und an uns Menschenkinder, B hingegen nur eine Erzählung oder Berichterstattung desselben an uns. 3. In A ist vorwiegend von dem Einzuge des nahen-

den Frühlings, in B vom Scheiden des Winters die Rede. 4. In A wird Gehen und Kommen von Winter und Frühling als ein harter, ritterlicher Kampf dargestellt, in B mehr als eine Naturnotwendigkeit und als ein polizeiliches Forttransportieren oder Aufdenschubbringen. 5. In A ist mehr von dem Frühlinge, von seinem Anpochen und Anklopfen, von seinen Blütenknospen, von seiner Dienerschaft: Junker Morgenwind, Ritter Sonnenschein, Schmeichler Blütenhauch und der Nachtigall die Rede, während in B nur von dem Winter, seinem zerschlissenen Pelzrocke, seinen geborstenen, mürben Eisschollen und seinen zerrissenen Filzschuhen — Überresten von schmutzigem Schnee in Winkeln, Löchern, Gräben und Halden — berichtet wird. R. D.

145a. Drei Frühlingslieder.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. So lange der Himmel die Erde mit neuen Lenzen schmückt; so lange die kahle und starre Wintererde, wenn ihre Zeit kommt, immer wieder erwacht und sich Blumen ins Haar flicht; so lange das Sehnen und Hoffen des Winters die schönste Erfüllung im Frühling findet: so lange werden sich die Menschen dieser schönen Erde freuen; so lange werden die Dichter von Lenz und Liebe, von seliger, goldner Zeit singen; so lange wird das Menschenherz auf Erlösung von seiner Bürde hoffen, und so lange wird die Seele an einen ewigen Lenz im Lichte des Himmels glauben. Von der Schönheit und treibenden Kraft des Frühlings handeln die folgenden drei Lieder.

A. Frühzeitiger Frühling.[1]

Johann Wolfgang v. Goethe, Werke. Stuttgart 1874. I, S. 45. (Gekürzt.)

Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?[2]
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?[3]

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.[4]
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal?[5]

Blauliche Frische!
Himmel und Höh'![6]
Goldene Fische
Wimmeln im See.[7]

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.[8]

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.[9]

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.[10]

B. Frühlingslied.

Julius Sturm. (Zuerst in: Deutsche Jugend. Herausgegeben von Lohmeyer. XI. Band. Leipzig 1874. S. 58.)

1. Goldner Frühlingssonnenschein
Weckt die Lust der Lieder,
Und es klingt durch Feld und Hain
Fröhlich auf und nieder.

2. Jubelnd tönt der Vöglein Lied,
Bienen summen leise,
Lustig pfeift der Wind durchs Ried[11]
Seine frische Weise.

3. Selbst das kleinste Sängerlein,
Dort das winz'ge Mücklein,
Tanzend summt's im Sonnenschein
Sich ein lustig Stücklein.

4. Doch kein Lied hat glückbewußt[12]
Sich so hoch geschwungen
Als ein Lied aus Menschenbrust,
Gott zu Lob gesungen.

C. Ausfahrt.

Joseph Viktor von Scheffel. Gaudeamus. Stuttgart 1875. S. 115.

1. Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt![13])
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen:
Ich fahr' in die Welt!

2. Mir ist zum Geleite
In lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten:
Ich fahr' in die Welt![14])

3. Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt.[15])
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern[16]):
Ich fahr' in die Welt!

II. **Vermittlung des Verständnisses.** 1) Er war nicht erwartet. Daher die verwunderten Fragen und die Ausrufe des Entzückens. 2) Noch vor kurzer Zeit steckten wir tief im Winter, und nun sind die wonnigen Tage des Frühlings schon da. 3) Die Sonne ist die Spenderin, die uns Hügel und Wald gleichsam neu schenkt, indem sie von den Hügeln den Schnee und von den Bäumen die Eiskruste schmilzt, die Hügel mit grünen Rasenteppichen und die Wälder mit Laubschmuck bekleidet. 4) Die Bäche sind reichlich mit Wasser genährt, weil die Quellen lebhaft und stark zu Tage springen; murmelnd fließen sie rasch dahin. 5) Sind das dieselben Wiesen, die vor wenigen Tagen noch unter der Schneedecke lagen? Ist dies dasselbe Thal, in dem sich vor kurzem noch keine Spur des Lebens regte? 6) Das frische Grün der Wälder auf den Höhen und die klare Bläue des Himmels fließen ineinander zu „blaulicher Frische". 7) Die Fische beleben in großer Zahl den See, schnellen lustig in die Höhe und glänzen dabei goldig im Sonnenlichte.

8) In den Hain (Wald) sind die bunt befiederten Sänger aus dem Süden heimgekehrt, rauschen in freudigem Fluge durch den Wald und lassen ihre herrlichen Lieder in das Rauschen des Laubes und ihres Gefieders erklingen.

9) Die Kraft des Grünen, der Lebens- und Entwickelungsdrang der Gewächse, zeigt sich am schönsten in den Blüten (sie sind des Grünen blühende Kraft); aus ihnen naschen die Bienen summend den Honigsaft.

10) In leisen Wellen wogt und schwingt die bläuliche, durchsonnte Luft und trägt uns den Blütenduft zu. Sie reizt mild und angenehm alle Sinne und erfüllt uns mit süßem Behagen.

Die weggelassenen Strophen lauten:

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verliert
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget, seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

11) Ried ist ein mit Schilfrohr bewachsenes Gelände.

12) Vögel, Bienen, Wind und Mücken singen, indem sie einem dunkeln Glücksdrange folgen. Nur des Menschen Lied ist glückbewußt, d. h.

er hat ein klares Bewußtsein von seinem Glück, fühlt und erkennt es, weiß seine Quelle, kennt seinen Urheber und schwingt sich mit seinem Danke und seinen Gedanken hinauf zu ihm.

13) Die milde Lenzluft schwellt die Knospen, daß sie aufbrechen, Blätter und Blüten entfalten.

14) Die Sonne im goldnen Strahlenkleide, der Wanderer im schlichten Reisekleide, die Matten im blumengestickten Brautkleide, der Schatten des Wanderers darüber hingleitend: welch schönes Reisebild!

15) Wie Jakob auf dem Felde ruhte, einen Stein als Kopfkissen und den Himmel als Decke.

16) Er flieht aus „der Straßen quetschender Enge“, aus dem „Qualm der Städte“, wo die Selbstsucht auf Gewinn und die Feindschaft auf anderer Schaden lauert, und wo die Freiheit und der frische Lebensdrang in allerlei Fesseln trauert.

III. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Alle drei sind Frühlingslieder, welche die Schönheit des Frühlings und seine unwiderstehliche Macht über die Menschenherzen preisen. Alle drei singen und sagen von dem goldenen Sonnenschein, von dem blauen Himmelszelt, von der milden Frühlingsluft, von der Schönheit der Wälder (Haine), von den grünen und blumigen Wiesen (Matten), von dem Gesange und dem fröhlichen Fluge der Vögel und von dem Glück der Menschen.

2. Verschiedenheiten. A führt uns in den Anfang (Tage der Wonne, kommt ihr so bald?), B in die Mitte, und C an das Ende des Frühlings (die Rosen blühen). — In A ist der Sänger entzückt über die unerwartet frühzeitige Ankunft des Lenzes, in B über das laute und vielstimmige Frühlingskonzert, in C über die allgemeine Bewegung in der Natur, die zum Wandern reizt. — In A berauscht die Frühlingswonne und schläfert zu behaglichem Träumen ein; in B regt sie an zu frischem Sang und Klang; in C treibt sie hinaus zu froher Fahrt ins Weite. — Eigentümlich sind in A: Die rinnenden Bächlein, die wimmelnden Fische im See und die einschläfernden Düfte; in B: Der pfeifende Wind im Ried, die winzige Mücke als kleinste Sängerin, das himmelan dringende, glückbewußte Lied aus Menschenbrust; in C: Das Glühen der Berggipfel, das Blühen der Baumwipfel, Sonne und Schatten als Reisebegleiter, eine Rose als Schmuck am Hute, das Moos im Walde als Lagerstätte, der Himmel als Zelt, die Städte als Orte des Lauerns und Trauerns. P.

145b. Morgenlied im Frühling.

Wilhelm Müller, Vermischte Schriften. Leipzig 1837.

1. „Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?“
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

2. „Heraus, heraus, du Menschensohn!“
So ruft der kecke Geselle;
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

3. Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

4. Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

5. Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

6. Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben;
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Es wird nicht lange mehr bleiben!"

I. **Vorbereitung.** Der Dichter Wilhelm Müller mahnt uns in einem kurzen, lieblichen Gedichte, die Schönheiten des Frühlings zu genießen. Die Aufforderung legt er dem Morgenwinde in den Mund; ihn denkt er sich als Person, als jungen, lustigen Gesellen (Personifikation). In einem Zwiegespräch wendet sich der Morgenwind mit seiner Mahnung an einen Langschläfer.

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichtes.

2. Erläuterungen. Str. 1: Wer redet hier? Was ist schwank? (Was man leicht schwingen kann, also biegsam.) Wie zeigt der Morgenwind sich lustig? — Str. 2: Weshalb nennt er den Menschen „Menschensohn"? (Im Gegensatz zu sich, dem Sohn des Elementes.) Was ist keck? — Str. 3: Weshalb schwirren die Käfer gegen das Glas der Fensterscheiben? — Str. 4: Inwiefern stehlen die Sonnenstrahlen sich? (Wie Diebe schlüpfen sie gewandt und leise durch jede Lücke.) Was bedeutet behende? (Bei der Hand, d. h. passend, geschickt, schnell.) Welche Ranken sind gemeint? Wie entsteht das Schweben und Schwanken? Wie ist es blendend? — Str. 5: Scherzhaft heißt es, daß die Nachtigall wie ein Mensch sich fast heiser gesungen hat. — Str. 6: Weshalb heißt der Zweig leer? Was für ein Baum ist also gemeint? Welche Frühlingswonnen nennt der Dichter? (Sonnenschein, Windesrauschen, Blumenduft, Käferschwirren, Vogelsang.) Welchen Zweck hat das Schwirren der Käfer, das Spiel der Sonnenstrahlen, der Gesang der Nachtigall, das Anpochen des Windes? (Es sind ebensoviel Lockungen und Mahnungen an den Schläfer, die Frühlingswonnen zu genießen.) Wird er der Mahnung folgen? (Die Antwort des Menschensohnes fehlt; wer möchte aber so viel Freuden widerstehn!) Wo liegt das Reich des Frühlings? Wer sind seine Bewohner?

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung. a) Ärgerlich-neugierige Frage des Menschen nach dem Störer seines Schlafes Str. 1, Z. 1 u. 2; b) Antwort des Morgenwindes: die Weckversuche und die Mahnung, die Frühlingswonnen zu genießen. — Rest des Gedichtes.

2. Grundgedanke: Str. 6 „Heraus, heraus in des Frühlings Reich! Es wird nicht lange mehr bleiben!"

3. Schauplatz: Haus mit Garten; Schlafzimmer nach dem Garten hinaus. Vor dem Zimmer ein Obstbaum; am Haus emporkletternd und zum Teil auch über die Fensterscheiben langend Weinranken. Im Garten

Blumenbeete, von Käfern umschwirrt, Bäume und dichtes Gebüsch, in dem eine Nachtigall nistet. Am blauen Himmel die leuchtende Sonne, der Morgenwind in den Blättern und Zweigen spielend.

4. Schönheiten: Das frische Tempo des Liedes (abwechselnd 4 und 3 Hebungen, jene mit männlichem, diese mit weiblichem Versausgange) paßt zu dem Inhalte. Um das neckische Spiel der Sonnenstrahlen zu malen, sind die Anapäste gehäuft (gegenüber den sonst vorherrschenden Jamben).

IV. **Verwertung.** Stilübungen: Schildere den Schauplatz nach III, 3! Das Reich des Frühlings. Dr. P. Polack.

146. Frühlingsglocken.

Robert Reinick, Lieder. Berlin 1863. S. 62.

I. **Vorbereitung und dann Vorlesen.** Der Frühling ist keine Person, sondern nur eine Zeit, nämlich die Zeit vom 21. März bis zum 21. Juni, er wird aber oft von den Dichtern als Person gedacht und behandelt, so auch in dem Gedicht „Frühlingsglocken". Mit den Frühlingsglocken sind Blumen gemeint, die Glockenform haben. Zuerst läutet das Schneeglöckchen und verkündigt, daß der Frühling wie ein kleines Kind geboren ist, noch im weißen Schneebettchen liegt, aber schon zu spielen anfängt. Die Vögel sollen aus dem warmen Süden wiederkommen und Wiegenlieder singen, die Quellen aber im Thale hervorspringen und mit dem Kinde plaudern und lachen. Aber Vögel und Quellen zaudern (zögern) und wagen sich nicht recht heraus, denn es ist noch kalt. — Dann läuten die Maiglöckchen und verkündigen, daß der Frühling ein großer, schöner Jüngling geworden ist und als Bräutigam mit der Erde im grünen Kleide und Blumenkranze Hochzeit macht. Nelken und Tulpen schwenken die bunten Hochzeitsfahnen; Rosen und Lilien sind als Brautjungfern geschmückt; die Schmetterlinge tanzen den Hochzeitsreigen, und die Vögel machen Musik. — Zuletzt läuten die blauen Glockenblumen zum Abschiede des Frühlings. Dem lieben Gaste werden die letzten Ehren erwiesen. Die Glüh- oder Johanniswürmchen (Leuchtkäfer) begleiten ihn in die Nacht wie mit blauen Fackeln; der Wald, die Quellen und die Nachtigallen beklagen sein Scheiden.

1. Schneeglöckchen thut läuten
Kling-ling-ling!
Was hat das zu bedeuten?
Ei, gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett;
Doch spielt es schon so wundernett,
Drum kommt, ihr Vögel aus dem Süd,
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all,
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

2. Maiglöckchen thut läuten
Bim-bam-bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam,
Macht Hochzeit mit der Erde heut'
Mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmücket euch,
Brautjungfern sollt ihr werden gleich!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitsreigen führen,
Die Vögel musizieren!

3. Blau-Glöckchen thut läuten
Bim-bim-bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das ist gar zu schlimm!
Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß;
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall
Und wird ihr Lied
So bald nicht müd'.
Ist auch der Frühling schon ferne,
Sie hatten ihn alle so gerne!

II. **Vertiefung**. 1. Ort und Zeit. Es wird uns der Frühling beim Anfange, in der Mitte und am Ende gezeigt. Am Anfange findet sich noch hier und da Schnee. Einzelne Schneeglöckchen sprossen hervor. Die Quellen fließen stärker, und viele Zugvögel kehren aus dem Süden zurück. Im Mai glänzt die Erde in voller Frühlingspracht. Die Maiblumen stehen zahlreich im Walde. Tulpen und Nelken leuchten farbenprächtig auf den Gartenbeeten. Schmetterlinge gaukeln über den Blumen. In den Büschen musizieren (singen) die Vögel. Im Juni macht der Frühling dem Sommer Platz. Abends fliegen Glühwürmchen in der Luft. Die laubreichen Wälder rauschen, und die Quellen fließen schwächer. Das Lied der Nachtigall im Gebüsch verhallt mehr und mehr.

2. Charakteristik. Wann und wie ist der Frühling ein Kind in der Wiege, ein Jüngling, der Hochzeit macht, und ein Mann, der den Wanderstab weiter setzt? Was für eine Rolle spielen: Schneeglöckchen, Maiglöckchen, Blauglöckchen, Quellen, Vögel, Schmetterlinge, Blumen, besonders Nelken, Tulpen, Rosen und Lilien, Wälder, Leuchtkäfer und Nachtigallen im Frühling?

3. Gedankengang. Str. 1. Schneeglöckchen läutet bei der Geburt, Str. 2 Maiglöckchen bei der Hochzeit, Str. 3 Blauglöckchen beim Abschiede des Frühlings.

Grundgedanke: Auch der Frühling hat sein Festgeläut, seine Festgäste und seine Festfeiern!

4. Schönheiten in der Form. Der Frühling wird als Kind, als Bräutigam und als scheidender Gast gar lieblich personifiziert. Der Glockenform gewisser Blumen wird eine schöne Bedeutung gegeben. Fragen, Antworten, Aufforderungen, kurze und lange Verszeilen geben dem Gedichte eine besondere Lebendigkeit. Der Glockenklang wird durch verschiedene Naturlaute nachgeahmt: kling-ling-ling (scharf und dünn), ein lustig Ding; bim-bam-bam (voll und schön), ein Bräutigam; bim-bim-bim (dünn und traurig), Scheiden schlimm!

III. **Verwertung**. 1. Nutzanwendung. Die Natur ist ein Spiegel des Menschenlebens. In ihr finden wir unsere Freuden und Leiden wieder, wenn wir Augen zum Sehen und Ohren zum Hören haben.

2. Verwandtes. Maiglöckchen läutet in dem Thal —. Maienlilie, kannst du sagen —. (Bd. I, 391.) Der Mai ist gekommen —. Zum Frühling sprach der liebe Gott —. Der Frühling ist ein Feld-

marschall — (Bd. I, 341). Handwerksleute — (Bd. I, 233). „Ins grüne Feld“ von Hoffmann von Fallersleben. Kinderlieder. 2. Auflage. Berlin 1878. S. 32.

1. Der Frühling hat sich eingestellt; wohlan, wer will ihn sehen?
Der muß mit mir ins freie Feld, ins grüne Feld nun gehen.
2. Er hielt im Walde sich versteckt, daß niemand ihn mehr sah;
Ein Vöglein hat ihn aufgeweckt: jetzt ist er wieder da.
3. Jetzt ist der Frühling wieder da; ihm folgt, wohin er zieht,
Nur lauter Freude fern und nah und lauter Spiel und Lied.
4. Und allen hat er, groß und klein, was Schönes mitgebracht,
Und sollt's auch nur ein Sträußchen sein; er hat an uns gedacht.
5. Drum frisch hinaus ins freie Feld, ins grüne Feld hinaus!
Der Frühling hat sich eingestellt, wer bliebe da zu Haus?

3. Rede- und Stilübungen. a) Was findet sich aus dem zweiten Gedicht im ersten? b) Was plaudert und spielt im Frühling? c) Beschreibe einen Hochzeitszug! d) Führe aus der biblischen Geschichte Geburten, Hochzeiten und Abschiede an! P.

147. A. Aufmunterung zur Freude.

Ludw. Heinr. Christ. Hölty. Gedichte von K. Halm. Leipzig 1869. S. 203.

I. **Vorbereitung.** Der liebenswürdige Dichter Hölty siechte langsam einem frühen Tode entgegen. Er wußte, daß seine kurze Pilgerfahrt auf Erden schon in den Blütentagen der Jugend enden und er bald an dem Scheidewege zwischen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit stehen würde. Aber der Blick auf den Tod verbitterte ihm die Freude am Leben und an der schönen Natur nicht. Seine Todesahnung klang zwar oft als ergreifende Wehmut, aber nie als schriller Mißton in seine innigen und sinnigen Naturlieder. Er hatte sich gewöhnt, den Tod nicht als Störer der Erdenfreude, sondern als Erlöser vom Erdenleide zu betrachten, ja als einen Freund, der ihn mit seinen heimgegangenen Lieben wieder vereinigen und die irdischen Freuden in himmlische verklären würde. Und wollte sich manchmal bei Schwäche und Krankheit seine Stirn in düstere Falten des Unmuts legen, und fuhren ärgerliche Grillen (wunderliche, mißmutige Gedanken und Einfälle) wie die zirpenden und hüpfenden Feldinsekten durch seine Seele, so verjagte er diese Störenfriede und Plagegeister durch den Blick auf die Schönheit der Natur, diese unerschöpfliche Freudenquelle für jung und alt, für Gesunde und Kranke, und ermunterte sich selbst durch heitere Lieder zur Freude. Höret eine solche Aufmunterung zur Freude!

II. **Unmittelbare Darbietung.** 1. Vorlesen, Nachlesen, Einlesen des Gedichts.

1. Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in diesen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

2. Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

3. Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

4. Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrissne Seelen Ruh'.

5. O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freuen.

2. Erläuterungsfragen. Warum sind die wunderlichen Einfälle Grillen genannt? Wie blüht der Lenz und wie die Jugend? (Allerlei Blüten und Lieder, allerlei Freuden und Hoffnungen.) Welches sind die Blütentage eines Menschen? Warum zieht man die Stirn in düstere Falten? Warum verstellte Kain seine Gebärden? Warum ist das Leben eine Pilgerfahrt? Welches sind die Wege des Lebens? (Die verschiedenen Weisen zu leben, zu arbeiten, sich zu freuen.) Wann stehen wir am Scheidewege? (Wenn wir zweierlei wählen können und uns für eins entscheiden müssen. Herkules am Scheidewege der Tugend und des Lasters.) Warum bringt uns die Freude den Kranz und setzt ihn uns auf das Haupt? (Damit wir ihr Fest mitfeiern.) Wie schildert der Dichter die Schönheit des Frühlingsabends? (Die murmelnde Quelle in der Wiese, die schattige Laube im Garten, der milde Mondschein im Gezweig der Bäume.) Warum erinnert Hölty an Adams Bäume? (Von endloser Dauer und paradiesischer Schönheit ist die Natur.) Wodurch wird die Freude an dieser Schönheit zur Wonne gesteigert? (Aus dem Gebüsch tönt der Schlag der Nachtigallen.) Welche Macht üben diese süßen Lieder selbst über zerrissene, d. h. kranke, von Unzufriedenheit oder Gewissensbissen gepeinigte Seelen, aus? Wie finden sie Heilung? (Wenn es ruhig und friedlich still in ihnen wird.) Woran erinnert der Ausdruck „bis ich Asche werde“? Warum hat Gott die Erde so herrlich geschmückt? Wie beweisen wir uns für seine Gaben dankbar?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Ein herrlicher Frühlingsabend. Am Himmel der helle Mond, der seine Lichtperlen durch die Zweige der Bäume säet. Im Wiesengrunde rinnt und rauscht ein Bächlein. Aus dem Gebüsch ertönen die Lieder der Nachtigallen. In der grünen, schönen Laube des Gartens sitzen fröhliche Menschen, singend und plaudernd, einzelne mit Kränzen im Haar.

2. Gedankengang. Str. 1. Im Lenz und in der Jugend sind Grillen und Falten eine Thorheit. Str. 2. Die Freude bekränzt uns das Haupt zu ihrem Feste. Str. 3. Der Schauplatz des Freudenfestes ist wunderschön. Str. 4. Die Festklänge erhöhen die Wonne und heilen kranke Seelen. Str. 5. Ich will mich lebenslang der schönen Erde freuen. — Kurze Gliederung: I. Thorheit des Mißmuts. II. Berechtigung der Freude. III. Schauplatz ihres Festes. IV. Macht der Festmusik. V. Vorsatz zu lebenslänglicher Freude über die schöne Erde. Den Grundgedanken spricht Str. 5 aus. — Gott hat die Erde uns

zur Freude geschmückt; wir sollen uns nicht mutwillig die Freude verbittern und das Paradies zum Jammerthal machen.

IV. **Verwertung.** Vergleiche das folgende

B. Lied des Lebens.

Joh. Gottfr. v. Herder. Werke von Heinr. Kurz. Leipzig, Bibl. Institut. I, S. 57.

1. Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.[1])
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streun![2])

2. Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer[3]);
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her,
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.[4])
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat![5])

3. Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht![6])
Auch die dunkeln Blumen kühlen[7])
Uns mit Ruhe doppelt süß;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.[8])

1. Erläuterungen. 1) Die Zeit recht gebrauchen, auch durch reine Freuden, das giebt ihr Wert und Inhalt und hält sie gleichsam in ihrem raschen Fluge (ihrem eiligen Schweben, ihrer schnellen Flucht) auf. 2) Das Leben gleicht einem schnellen Gange: man soll dabei die Rosen, d. h. die Freuden, die am Wege blühen, pflücken und den sauern Arbeitspfad damit verschönern. 3) Rasch verblühen die Rosen, wenn der Winter mit Nebel, Schnee und Frost kommt, und schnell verwelken die Freuden der Jugend, wenn das Alter behende kommt. 4) Auf jeder schönen Jugendthat wachsen die Rosen der Freude. 5) Der ist glücklich zu preisen, der sein Leben bis zum letzten Reste, bis zur Neige des Kelches, rein, d. h. ohne Sünde und Reue, genossen hat. „Die Waschfrau": „Ich wollt', ich hätte so gewußt, am Kelch des Lebens mich zu laben —". 6) Die Erinnerung an schöne, reine Jugendtage legt sich wie ein Ehren- und Freudenkranz um die Schläfe des Greises und verjüngt ihn wie ein schöner Traum. 7) Die dunkeln Blumen sind der Ernst des Lebens, die schmerzlichen Erfahrungen. Sie kühlen das heiße, stürmische Blut und lassen die erkämpfte Ruhe des Gemüts doppelt süß erscheinen. 8) Nicht die lauen, milden, sondern die lauten, scharfen und schneidenden Lüfte tragen und führen uns unvermerkt in den Frieden und zu den Freuden des Paradieses. Frieden nach Kampf und Freude nach Leid!

2. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte sind Mahnungen zur Freude und zum rechten Genuß des Lebens. Sie erinnern an die Flüchtigkeit der Zeit, an die Schönheit der Erde, an das Recht zur Freude und an die beruhigende Wirkung der Harmonie draußen auf das unruhige Herz.

3. Verschiedenheiten. A. verweilt bei der Freude in der

Jugend und im Frühling, B schaut weiter auf die Tage des Winters und Alters, die uns nicht gefallen. Die Jugend soll die Zeit der Aussaat sein, damit das Alter Früchte ernte. A hält Grillen und Falten des Unmuts für eine Thorheit, B erinnert an die Vergänglichkeit der Freuden, an den Winter und das Greisenalter. In A bringt uns die Freude den Kranz entgegen, in B sollen wir selbst die Zeit ergreifen, recht nutzen und die Rosen pflücken. A redet nur vom Genuß der Freude in der schönen Natur, B auch vom Thun und reinen Leben und Wirken. In A flöten die Nachtigallen Ruhe ins zerrissene Herz, in B wachsen die Rosen auf den Zweigen der Jugendthaten und kühlen dunkle Blumen das unruhige Blut. In A soll die Freude an der Erde bis zum Tode währen, in B soll uns die Erinnerung das Alter verklären und uns ins Paradies hinüber spielen. A umfaßt nur Frühling und Jugend, B aber das ganze Leben. A ermuntert zur Freude, B läßt auch den Ernst des Lebens erscheinen. P.

148. Frau Rebekka mit den Kindern an einem Maimorgen.

Matthias Claudius. Bibliothek der deutschen Klassiker. Hildburghausen 1861. Bd. VIII. S. 198. (Gekürzt.)

1. Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
Es giebt hier was zu sehen,
Und ruft den Vater auch heraus:
Die Sonne will aufgehen!

2. Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter.

3. Geht immer und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm zu seiner Zeit,
Wie wir es nötig haben.

4. Von ungefähr kann das nicht sein,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

5. So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

6. Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und läßet sich nicht sehen;

7. Und hilft und segnet für und für,
Giebt jedem seine Freude,
Giebt uns den Garten vor der Thür
Und unsrer Kuh die Weide;

8. Und hält euch Morgenbrot bereit
Und läßt euch Blumen pflücken,
Und stehet, wenn und wo ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken;

9. Sieht alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch allewege.

I. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Wie heißt die Mutter der Kinder? (Die treffliche Gattin des Dichters Matthias Claudius heißt Rebekka, er nennt sich selbst „Asmus, den Wandsbecker Boten".) Von welcher Rebekka erzählt die biblische Geschichte? Was sollen sich die Kinder aus den Augen wischen? Warum hat die Mutter ihre Kinder geweckt und ruft sie hinaus? Wen nennt man unverzagt (ohne Zagen und Furcht)? Was ist der Aufgang, was der Lauf, was der Untergang der Sonne? Wann ist sie munter, und wann schläft sie gleichsam? Wo scheint die Sonne? Wann scheint sie gleichsam kalt, wann warm? Was

für ein Land ist Schweden (kalt, im Norden) und was für eins Schwaben (warm, im Süden)? Was kann nicht von ungefähr (zufällig) sein? Wann bewegt sich der Wagen? Wer nur kann wissen, was sich gebühret (geziemt und nötig ist)? Wer ist der verborgene Führer der Sonne? Woraus kann man verstehen, daß er's gut meint? Womit werden die Wohlthaten verglichen, da er sie „hinschüttet“? Nenne solche Wohlthaten! Warum läßt er sich nicht sehen? Was segnet er, wobei und wann hilft er? Was giebt er den „kleinen Bauersleuten“? Was den Kindern? Wie heißt das Morgenbrot noch? Was heißt: Gott steht heimlich hinter unserm Rücken? Wozu soll uns das bewegen? Ja, wohin schaut Gott sogar? Wie hält er uns in Pflege? Was freut und was kränkt (schmerzt) die Kinder? Wie zeigt er seine Liebe?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. An einem Maimorgen steht Mutter Rebekka mit ihren Kindern in dem Garten vor ihrem etwas hochgelegenen Hause und zeigt ihnen mit ausgestreckter Hand den Aufgang der Sonne. Auch der Vater kommt zu der Gruppe. Wie ein Feuerball steigt die Sonne im Osten über den Horizont. Ihre Strahlen schießen über den östlichen Himmel. Die Erde ist in Grün gekleidet, und an allen Grasspitzen funkeln Tautröpfchen. Im Gebüsch singen allerlei Vögel, und im Felde steigen die Lerchen trillernd in die Luft. Die Bauersleute ziehen mit Wagen und Pflügen ins Feld.

2. Charakteristik. Beweise, daß die Mutter frühauf, sinnig und fromm, die Kinderschar noch verschlafen, die Sonne unverzagt, munter, unermüdlich, verstand- und leblos, Gott allmächtig, unsichtbar, allwissend, hilfreich, gütig und liebevoll ist! Nenne die Thätigkeiten Gottes und der Sonne!

3. Gedankengang. Str. 1. Die Mutter ruft den Vater und die Kinder zum Anblick des Sonnenaufganges. Str. 2. Die Sonne läuft mutig und pünktlich ihre Bahn. Str. 3. Sie scheint überall zur rechten Zeit. Str. 4. Sie kann sich so wenig wie ein Wagen von selbst bewegen. Str. 5. Sie wird unbewußt wie ein Lamm von Gott geführt. Str. 6. Dieser Führer ist gütig, Str. 7 ein Freuden- und Gabenspender, Str. 8 allgegenwärtig, Str. 9 und liebt die Menschen.

Grundgedanke: Die Sonne läuft ihre Bahn wie ein Held; sie ist ein Bote Gottes, der durch sie uns Segen spendet.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Öffnet eure Augen für die Schönheit und Weisheit in der Natur! Erkennet in dem Weltgebäude einen Spiegel und Verkünder der göttlichen Herrlichkeit, den Saum von dem Kleide des allmächtigen, weisen und gütigen Baumeisters!

Die Endstrophe des Gedichts lautet:

Er selbst wohnt unerkannt darin,
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

2. Verwandtes. Am vierten Schöpfungstage schuf Gott Sonne, Mond und Sterne. — Ps. 19, 6: Die Sonne gehet heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich wie ein Held, zu laufen den Weg. — Ps. 104, 24. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel. — Apostelgesch. 17, 27. 28: Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten. — Die Sternseherin. (Bd. I, 399.) Abendlied eines Bauern: Das schöne, große Tagsgestirne —. (Bd. I, 453.)

3. Rede- und Stilübungen. a) In welchen biblischen Geschichten wird von der Sonne erzählt? b) Welche Sprüche, Sprichwörter und Gedichte handeln davon? c) Wie ist und wie wirkt die Sonne bei uns verschiedenartig in den vier Jahreszeiten? P.

149. Der Mai ist gekommen.

E. Geibel, Gedichte. 80. Auflage. Stuttgart 1876. I, S. 82.

1. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus;
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt. U. s. w.

(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

Vorbemerkung. In den meisten Lesebüchern und Gesangheften für Kinder sind gewöhnlich nur die 1., 3. und 6. Strophe dieses Liedes abgedruckt, es ist aber kein pädagogischer Grund zu finden, weshalb das schöne Lied so verstümmelt wiedergegeben wird; denn daß in Str. 2 vom Wein und in Str. 4 vom Schatz und in Str. 5 etwa vom Küssen die Rede ist, kann doch wohl nicht die Ursache zur Kürzung sein. Oder sollte wirklich ein Schulmann meinen, daß solche Dinge nicht vor die Ohren der Kinder gehören? Dann dürfte man es auch nicht zugeben, daß ein Vater in Gegenwart seiner Kinder Wein trinkt und sich daran erfreut, und noch weniger, daß ein kleiner Bruder oder eine kleine Schwester sieht, wie die älteren Geschwister die Braut oder den Bräutigam küssen. Wer mit dem rechten Ernste des Erziehers an die Sache herantritt, hat hierbei nicht nur nichts zu fürchten, sondern er wird durch sachgemäße Darlegung veredelnd und bessernd auf das Gemüt der Schüler und Schülerinnen einwirken.

I. **Vorbereitung.** Ein wonniges Gefühl durchströmt die menschliche Brust, wenn der Frühling mit seiner Blumen- und Blätterpracht, mit seinem süßen Dufte und seinem blauen Himmel erscheint. Wer kann es da einem jungen, wanderlustigen Burschen verdenken, wenn er ausruft: „Der Mai ist gekommen, da kann ich nicht mehr zu Hause bleiben, ich muß fort in die weite, weite Welt,“ und dann rasch von Vater und Mutter Abschied nimmt, den Wanderstab ergreift und frisch und fröhlich singend und jauchzend über Berg und Thal dahinschreitet? Kommt er am Abend in ein Städtchen, so erquickt er sich im Wirtshaus, findet er aber keine Herberge, so nimmt er auch gern einmal in schöner Maiennacht unter schönem, freiem Himmel fürlieb. Solche Wanderung macht

ihm vor allem die schöne Gotteswelt lieb und wert, daß er singend ausruft:

„Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

II. **Vorlesen des Gedichts.**

III. **Vermittlung.** Str. 1. „Die Bäume schlagen aus“, ist das untrüglichste Zeichen von der Ankunft des Monats Mai. Der Vers: „Wie die Wolken wandern“ enthält eine Ermutigung zum Wandern. „So steht ꝛc. der Sinn“ = das sehnliche Verlangen. Str. 2. „Wer weiß, wo in der Ferne“ ꝛc. Andeutung, daß der Wanderer längere Zeit in der Ferne bleiben und viel Gutes und Angenehmes kennen lernen will. Str. 3. „Die Quellen erklingen“ bezieht sich auf das Murmeln und Tröpfeln des Wassers. — „Wie 'ne Lerche“ so fröhlich und sangeslustig. Str. 4. „Liedel“ = Liedchen, Liedlein, nicht nur ein kleines, sondern auch hübsches, gefälliges Lied. Str. 5. „Es küsset ꝛc. das Morgenrot“ = wie eine Mutter das Kind mit einem Kusse weckt, so das Morgenrot den Schläfer. Str. 6. „Du freie Burschenlust!“ deutet an, welch großes Vergnügen das Wandern gerade jungen Leuten verursacht. — „Da wehet Gottes Odem“ ꝛc. Der Wanderer fühlt nicht nur den Hauch der frischen Frühlingsluft, sondern dieser Hauch kommt ihm vor wie der Odem dessen, der die schöne Welt geschaffen hat.

IV. **Vertiefung.** 1. Gliederung und gedrängte Angabe des Inhalts.

Str. 1.	1. Woran wir erkennen, daß der Mai gekommen ist. 2. Welchen Entschluß das im Wanderer hervorruft.
Str. 2.	3. Der Abschied von der Heimat. 4. Was der Wanderer erwartet.
Str. 3.	5. Der Antritt der Wanderung. 6. Die Schönheiten der Natur.
Str. 4.	7. Die Einkehr im Städtlein und das Vergnügen am Abend.
Str. 5.	8. Die Nacht im Freien und die Schönheiten derselben.
Str. 6.	9. Der Segen der Wanderung.

V. **Verwertung.** 1. Rede- und Stilübungen. a) Eine Wanderung im Mai. I. Was veranlaßt uns dazu? II. Der Abschied. III. Was sehen wir auf der Wanderung? IV. Wo kehren wir ein? V. Welchen Segen hat die Wanderung? b) Vergleichung mit „Wanderlied“ von H. Hoffmann von Fallersleben. (S. Bd. I, Nr. 327 B.)

I. Ähnlichkeiten: Beide Lieder sprechen von einer Wanderung im Mai. Beide geben die Hauptmerkmale des Mai an. Beide Dichter werden durch die Schönheiten des Mai zum Wandern veranlaßt. Beide Wanderer haben ein fröhliches Gemüt.

II. Verschiedenheiten:

A. Geibel. 1. Der Mai wird erkannt am Ausschlagen der Bäume.

2. Der Wanderer wird durch dieses eine Merkmal zum Wandern veranlaßt. 3. Der Wanderer führt die Wanderung aus und spricht von den Annehmlichkeiten und dem Segen seiner Wanderung.

B. Hoffmann. 1. Der Mai wird erkannt am Gesang der Vögel, an den blühenden Blumen, am Grün des Waldes und Feldes. 2. Der Wanderer zählt viele Freuden auf, die zum Wandern auffordern. 3. Die Wanderung selbst wird nicht beschrieben. W. D.

150. A. Mailied.

Joh. Wolfgang v. Goethe, Werke. Berlin (Hempel). I, S. 47. (Gekürzt.)

1. Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

2. Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

3. Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

4. O Lieb', o Liebe,
So golden schön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

5. Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

B. Im Grünen.

Joh. Heinrich Voß, Gedichte. Königsberg 1795. II, S. 122. (Gekürzt.)

1. Willkommen im Grünen!
Der Himmel ist blau
Und blumig die Au'.
Der Lenz ist erschienen,
Er spiegelt sich hell
Am lustigen Quell,
Im Grünen.

2. Willkommen im Grünen!
Das Vöglein springt
Durch Blätter und singt:
„Der Lenz ist erschienen!"
Ihm säuselt der West
Ums heimliche Nest
Im Grünen.

3. Willkommen im Grünen!
Am knorrigen Spalt
Der Eiche erschallt
Das Sumsen der Bienen;
Flink tragen sie heim
Den würzigen Seim
Im Grünen.

4. Willkommen im Grünen!
Es blöket im Thal
Das Lämmchen, vom Strahl
Der Sonne beschienen;
Das fleckige Reh
Durchhüpfet den Klee
Im Grünen.

5. Wie Str. 1.

Vergleichung beider Dichtungen. A. Ähnlichkeiten. 1. In beiden Liedern wird der Lenz in seiner vollen Entfaltung im Mai geschildert und verherrlicht. 2. Beide Schilderungen sind völlig objektiv, d. h. rein sachlich gehalten. Die Natur im Mai ist das Objekt der Verherrlichung, wobei das Subjekt des Dichters, d. i. seine Persönlichkeit, völlig in den Hintergrund tritt. 3. In beiden Liedern wird der Glanz oder Strahl der Sonne, das Blühen der Blumen und der Gesang der Vögel gepriesen.

B. Verschiedenheiten: 1. Goethe schildert in seinem Mailiede das herrliche Leuchten der Natur und das Lachen der Fluren; er hebt

hervor, wie Freude und Wonne, Glück, Lust und Liebe aus jeder Brust sich drängen, so golden schön wie das Morgenrot auf lichten Höhen, und wie endlich der Frühling so reichlich segnet die frischbestellten Felder und im Blütendampfe (der Dichter deutet auf das sichtbare Umherfliegen des Blumenstaubes von Massenblüten, z. B. des Roggens hin) die ganze Pflanzenwelt. Voß hingegen rühmt in seinem Liede die Bläue des Himmels, den bunten Teppich der Wiesen, das Abspiegeln des Lenzes im lustigen (weil von Stein zu Stein herabhüpfenden) Quell und das linde Säuseln des Westwindes um die Nester der Singvögel. Er schildert das Treiben der Bienen, wie sie um das Flugloch (knorriger Ast) ihrer Wohnung in einer hohlen Eiche umhersummen und emsig den würzigen Honig (Seim) in ihren Wachsbau eintragen, das Blöken der Herden, der Rinder, der Schafe und der Kälber, und das Umherhüpfen des scheckigen Rehes (des Rehkälbchens, das bekanntlich im ersten Jahre weißfleckig ist) in dem grünen, nahr- und saftreichen Klee. 2. Das Gedicht von Voß beginnt jede Strophe mit dem Zurufe: „Willkommen im Grünen!“ und schließt sich gleichsam mit dem Echo und Wiederhall dieses Zurufes: „Im Grünen!“ Durch diesen doppelten Kehrreim hat Voß dem Liede Lebhaftigkeit, Wohlklang und Abrundung verliehen und die Teilnahme des Hörers gesichert. Goethes Mailied dagegen ist ohne Kehrreim. 3. Suche die Unterschiede der beiden Lieder in betreff des verschiedenen Versmaßes auf! R. D.

151. A. Vergißmeinnicht.

H. Hoffmann von Fallersleben. Deutsches Lesebuch für Volksschulen. Köln 1877. II. 168.

1. Wie heißt dies Blümlein hier?
Ich fand es im tiefen Thal,
Im goldnen Sonnenstrahl,
Ich bitte, nenn es mir! —
Die Mutter mit Bedeutung spricht:
Das Blümchen heißt: „Vergißmeinnicht.“

2. Mit seiner blauen Kron'
Und goldnem Sternlein drin
Deutet's zum Himmel hin,
Zu Gottes Strahlenthron.
Weißt du, was Gott durchs Blümlein spricht?
„Vergiß mein nicht! Vergiß mein nicht!“

I. **Erläuterung des Inhalts.***) Str. 1. Ein Kind findet im tiefen Thal am Rande des Bächleins ein ihm unbekanntes Blümchen und fragt die Mutter, wie es heißt. Diese nennt dem Kinde den Namen: Vergißmeinnicht.

Str. 2. In dieser Strophe giebt die Mutter die Erklärung zu dem Namen: Die blaue Krone hat die Farbe des heitern Himmels, und die schönen goldgelben, kleinen Klappen in der Glocke, sie leuchten wie die Sterne aus den blauen Äuglein; Himmel und Sterne aber deuten auf Gottes Strahlenthron. Siehst du also das Vergißmeinnicht, so denke daran, daß Gott der Herr dir zuruft: „Vergiß mein nicht!“ —

*) Eine kurze Besprechung des Blümchens geht selbstverständlich der Erläuterung des Liedchens voraus.

Das ist die Hauptbedeutung des Blümchens. Im menschlichen Leben giebt man das Vergißmeinnicht gern allen denen, die man lieb hat. Scheidende scheint es stumm zu bitten: Vergiß mein nicht in der Ferne! Darum gilt es als Sinnbild der Liebe und Treue und als Zeichen der Erinnerung.

II. **Der Hauptgedanke** ist bereits in der Erläuterung angedeutet: Beim Anblick des Blümleins von himmelblauer Farbe mit goldgelbem Sterne werden wir an den lieben Gott erinnert, der uns zuruft: Vergiß mein nicht!

III. **Aufgaben.** 1. Beschreibung des Vergißmeinnicht. (Nach einer Besprechung im naturkundlichen Unterricht.)

2. Vergleichung des Gedichts mit

B. Vergißmeinnicht.

Ettig. Schilderungen, Sagen und Märchen aus der Pflanzenwelt. Grimma 1869.

1. In der Nähe, in der Ferne
Blüht ein holdes Blümelein;
Freundlich blinken seine Sterne
In die Erdennacht hinein.

2. Und es schaut mit blauem Auge
Durch das Grün der Aue hin,
Daß ich reine Freude sauge,
Sich vergnüge mir der Sinn.

3. Will ich von dem Blümlein scheiden,
Ruft es mir gar freundlich zu:
„O, vergiß mein nicht im Weiten,
Halte mich im Herzen du!“

A. Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sprechen vom Vergißmeinnicht; in beiden ist das Blümchen äußerlich gekennzeichnet (Sterne, blaue Augen).

B. Verschiedenheiten: Der Standort ist bei beiden verschieden angegeben, in dem einen bestimmt („im tiefen Thal“), bei dem andern unbestimmt („in der Nähe, in der Ferne“). Die Wirkung des Anblicks ist bei beiden verschieden: Dort soll es uns an Gott erinnern, hier verlangt es nur die Erinnerung an die, welche von uns scheiden. W. D.

152. A. Blumenball.

Hermann Kletke. Deutscher Kinderschatz. Berlin 1859. S. 41.

1. Die Blumen im Wiesengrund sprachen:
„Wir wollen tanzen einmal!
Die Freude woll'n wir uns machen
In unserm Wiesensaal.“

2. Das Bächlein sagt: „Ja, Schritt für Schritt!
Da tanz' und hüpf' ich auch noch mit;
Ich will die Blümlein haschen,
Die sich die Füßchen waschen.“

3. Die Vöglein riefen: „Wir singen,
Wie tanzen ihr eben wollt,
Daß hoch im Takte ihr springen
Die ganze Nacht durch sollt.“

4. Der Mond drauf sprach: „Das möcht' ich sehn;
Am Himmel hoch, da will ich stehn,
Will meine Lichter anzünden,
Daß ihr zurecht könnt finden.“

5. Da liefen sie ganz behende
Die Blumen alle herbei,
Einander reichend die Hände,
Stellten sie sich in Reih'.

6. Jed' Vöglein sang und das nicht schlecht,
Jed' Blümlein sprang im Takt schon recht;
Das Bächlein hüpfte so munter,
Der Mond sah auch herunter.

7. Da tanzten sie schön manierlich
Die Blumen die ganze Nacht.
Die faßten, schwangen sich zierlich
Im Mondschein recht in Pracht.

8. Die Blümlein alle, groß und klein,
Hinauf, herab, entlang am Rain;
Sie konnten's müde nicht werden,
Bis jedes sank zur Erden.

9. Am andern Morgen da hingen
Sie ganz verschlafen und schwer;
Sie sagten: „Vor allen Dingen
Wir tanzen nun nicht mehr."

10. Die eine klagt: „Ich bin so müd'!"
Die andre: „Und ich rühr' kein Glied;
Wir hätten es sollen lassen;
Ein jedes Ding mit Maßen!"

I. **Erläuterung des Inhalts.** Str. 1—4. Die Blumen, die lieblichen Kinder des Frühlings, wollen in einer schönen Sommernacht einen Ball abhalten. Dazu brauchen sie zunächst einen Ballsaal. Dieser ist gleich gefunden; es ist die grüne Wiese. Wer auf den Ball geht, muß sich schön schmücken. Da ist gleich das Bächlein zur Hand. Es will den Blümlein die Füßchen waschen, die ja in der Erde stehen und mit Schmutz behaftet sind. Zum Dank für die Mühe bittet sich das Bächlein die Erlaubnis aus, mittanzen zu dürfen, jedoch nur Schritt für Schritt. Aber die Hauptsache beim Ball ist die Musik. Ohne diese kann kein Ball abgehalten werden. Glücklicherweise bieten sich die tüchtigsten Musiker, die Vöglein, an, zum Tanze aufzuspielen. Sie versprechen sogar, die ganze Nacht hindurch so schön zu singen, daß die Blümlein „hoch im Takte springen" sollen. Aber in der Nacht ist es dunkel; drum muß der Ballsaal erleuchtet werden. Auch hier ist schon jemand bei der Hand, der die Beleuchtung übernimmt. Das ist der liebe Mond. — So ist alles vorbereitet: jetzt kann der Ball beginnen.

Str. 5—10. Kaum hat die Stunde zum Anfange geschlagen, da kommen sie alle herbei: die Tänzer, die Musiker und der freundliche Lichtspender. Es beginnt ein Reihentanz, damit sich Tänzer und Tänzerinnen untereinander hübsch kennen lernen. Dann geht es im Takte „schon recht". Auch das Bächlein hüpft munter mit, und der Mond steht vergnügt als Zuschauer da; denn die Blümlein tanzen ja so manierlich und zierlich, daß jeder andere Zuschauer auch seine Freude daran haben würde. Nur einen Fehler hatten unsere Blümlein. Sie tanzten die ganze Nacht hindurch und konnten's nicht müde werden. Ja, sie tanzten so lange, „bis jedes sank zur Erden". — Dieses Übermaß mußten die Blümchen nun am andern Morgen büßen. Die einen waren so müde, daß sie gar nicht aufstehen konnten, die andern konnten ihre Glieder nicht rühren, so ermattet waren sie. Gestorben ist aber keins, dagegen haben sie eine vortreffliche Lehre bekommen: „Ein jedes Ding mit Maßen." Diese Lehre sollen auch wir uns bei jedem erlaubten Vergnügen zurufen. Dann werden wir vor Schaden behütet werden und brauchen nicht zu sprechen: „Wir hätten es sollen lassen."

II. **Gliederung des Inhalts.** Das Gedicht zerfällt naturgemäß in drei Abschnitte. Der I. Teil (Str. 1—4) schildert die Vorbereitungen zum Ball. Der II. Teil (Str. 5—8) beschreibt den Ball selbst. Der III. Teil (Str. 9 und 10) spricht von den Folgen des Balles.

III. **Mündliche und schriftliche Aufgaben.** 1. Prosaische Darstellung des Blumenballs. 2. Der Käferball. Eine Nachbildung. (Der Ballsaal ist eine Waldwiese. Der helle Sonnenschein erleuchtet den Saal. Die Musik machen die größten Käfer selbst 2c.) 3. Vergleichung des „Blumenballs" mit dem „Frühlingsball" von Hoffmann v. Fallersleben.

B. Der Frühlingsball.

Hoffmann von Fallersleben. Die Kinderwelt. Mainz 1853. S. 182.

1. Frühling sprach zu der Nachtigall:
Ich will euch geben einen Ball.
Lade, Nachtigall, alle ein,
Alle Vögel groß und klein,
Alle Vögel, alle!

2. Und da kamen die Vögel all'
Zum Frühlingsball mit Sang und Schall:
Kuckuck, Wiedehopf, Elster, Star,
Reiher, Rabe, Strauß und Aar,
Drossel, Fink und Zeisig.

3. Und sie tanzten im Blumenduft
Bei Sonnenschein und linder Luft,
Tranken würzigen Blütenmost,
Schmausten lauter feine Kost,
Teure, seltne Sachen.

4. Als der Abend begann zu nahn,
Da sprach zur Nachtigall der Hahn:
Jetzo wird wohl das beste sein,
Wenn wir Vögel groß und klein
Gehen heim zu Neste.

5. Aber billig vor allem ist,
Daß man des Wirtes nicht vergißt.
Laßt uns, Vöglein, groß und klein,
Kikriki! recht dankbar sein:
Vivat hoch, Herr Frühling!

(In beiden Gedichten sind nur die Gegensätze zu berücksichtigen in Bezug 1. auf die Einladung zum Balle, 2. auf den Ballgeber, 3. auf die Zeit und den Ort des Balls, 4. auf das Ende des Balls. Schluß: Wer hat es am besten gemacht?) W. D.

153. A. Waldkonzert.

G. Chr. Dieffenbach, Kinderlieder. Mainz 1854. S. 42.

1. Konzert ist heute angesagt
Im frischen, grünen Wald;
Die Musikanten stimmen schon; —
Hör, wie es lustig schallt!
Das jubiliert und musiziert,
Das schmettert, und das schallt;
Das geigt und singt und pfeift und klingt
Im frischen, grünen Wald!

2. Der Distelfink spielt keck vom Blatt
Die erste Violin';
Sein Vetter Buchfink nebenan
Begleitet lustig ihn.
Das jubiliert und musiziert 2c.

3. Frau Nachtigall, die Sängerin,
Die singt so hell und zart;
Und Meister Hänfling bläst dazu
Die Flöt' nach bester Art.
Das jubiliert und musiziert 2c.

4. Die Drossel spielt die Klarinett',
Der Rab', der alte Mann,
Streicht den verstimmten Brummelbaß,
So gut er streichen kann.
Das jubiliert und musiziert 2c.

5. Der Kuckuck schlägt die Trommel gut,
Die Lerche steigt empor
Und schmettert mit Trompetenklang
Voll Jubel in den Chor.
Das jubiliert und musiziert 2c.

6. Musikdirektor ist der Specht,
Er hat nicht Rast noch Ruh',
Schlägt mit dem Schnabel spitz und lang
Gar fein den Takt dazu.
Das jubiliert und musiziert 2c.

7. Verwundert hören Has' und Reh
Das Fiedeln und das Schrein,
Und Biene, Mück' und Käferlein
Die stimmen surrend ein.
Das jubiliert und musiziert;
Das schmettert, und das schallt;
Das geigt und singt und pfeift und klingt
Im frischen, grünen Wald!

I. **Erläuterung des Inhalts der einzelnen Strophen.** Das reizende Gedicht ist in seiner Darstellung so einfach, daß seitens des Lehrers nur wenige Fragen und Worte genügen, um die Kinder ins Verständnis einzuführen.

Str. 1. Der Dichter führt uns zur schönen Sommerzeit in den Wald, der „frisch und grün" ist. Dort sollen wir einem Konzerte beiwohnen, zu welchem die Musikanten bereits ihre Instrumente stimmen. Noch wissen wir nicht, wer diese Musiker sind. Aber lustige Leute und tüchtige Künstler müssen es sein, denn:

„Das jubiliert und musiziert" ꝛc.

Das Konzert ist ein gar heiteres und fröhliches; das erkennen wir schon aus den einzelnen Worten: jubilieren, schmettern, schallen ꝛc.

Alle Klänge, die im Walde ertönen, sind in den einzelnen Worten gleichsam gemalt. Ein Konzert vereinigt mehrere Musiker, deren Instrumente aber alle zusammenstimmen müssen. Auch in unserm Waldkonzert stimmt alles aufs beste, das beweist schon der Reichtum der Reime (jubiliert und musiziert — geigt und pfeift — singt und klingt), der den Kindern sofort in die Ohren fällt. Da alle Stimmen in diesen Klängen zusammentreffen, so hat der Dichter diese Verse bei jeder Strophe als Kehrreim wiederholt.

Str. 2. Die beiden ersten Musiker sind der Distelfink und sein Vetter der Buchfink. Der erstere, auch Stieglitz (Fringilla carduélis) genannt, hat eine zartere, weichere Stimme als der Buch- oder Edelfink (Fring. coelebs); darum läßt der Dichter mit Recht jenen die erste und diesen die zweite Violine spielen. Das „keck vom Blatt spielen" ist ein passender Scherz und will sagen, daß der Distelfink nicht vorher zu üben braucht. —

Str. 3. Wenn Frau Nachtigall, die allbekannte, berühmte Sängerin, ihre „helle" und zugleich „zarte" Stimme erhebt, so gehört auch eine passende Begleitung dazu. Die Flöte, welcher so sanfte und zarte Töne entlockt werden können, ist für diese Sängerin das zur Begleitung geeignetste Instrument. Auch ein passender Künstler ist schon da, welcher die Flötentöne mit großer Virtuosität hervorbringt: es ist der Meister Hänfling (Fringilla cannabina).

Str. 4. Nun kommt aber ein Sänger mit kräftiger Stimme, die Schwarzdrossel oder Amsel (Turdus merula), die gewöhnlich ihren Gesang von den höchsten Spitzen der Bäume erschallen läßt und dadurch weit vernehmlich ist. Diese Stimme vergleicht der Dichter mit der kräftig tönenden Klarinette. Wer soll diesen Sänger begleiten? Niemand anders als der Rabe, dessen „Brummelbaß" zwar „verstimmt" ist, der ihn aber doch so gut streicht, als er kann. —

Str. 5. Kuckuck und Lerche lassen sich auch hören; die letztere schmettert gleichsam auf einer wohlklingenden Trompete ihre Lieder aus der Luft in die weite Welt. Um eine gute Begleitung ist ihr auch nicht bange; tief aus dem Walde trommelt der Kuckuck den Takt dazu.

Str. 6. Ein Konzert muß aber auch einen Dirigenten, einen Musikdirektor, haben, der dafür sorgt, daß die einzelnen Sänger und Musiker hübsch im Takte bleiben. Diesen Musikdirektor stellt uns der Dichter in dem Spechte vor. Als Dirigentenstab benutzt er den harten, starken, keilförmig zugespitzten Schnabel, mit welchem er gar „fein" und vernehmlich den Takt zur Musik schlägt.

Str. 7. Unsere Spielleute im Walde musizieren zwar zunächst nur für sich, aber wer könnte, wenn er das Waldkonzert hört, vorübergehen, ohne den Tönen zu lauschen? Verwundert hören die vierfüßigen Tiere des Waldes, die Hasen und Rehe, der Musik zu. Aber auch Bienen, Mücken und Käfer kommen als Zuhörer herangeflogen, und, weil ihnen die musikalische Aufführung so sehr gefällt, so können sie es nicht unterlassen, leise surrend (d. h. schwirrend summen) mit einzustimmen.

II. **Gliederung des Inhalts.** Der I. Abschnitt, die Einleitung, kündigt ein Waldkonzert an.

Der II. Abschnitt (Str. 2—6) führt uns die einzelnen Musikanten vor.

Im III. Abschnitt (Str. 7) werden die Zuhörer genannt.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Kurzgefaßte Beschreibung des Waldkonzerts. 2. Die Mutter Häsin erzählt ihren Kindern von den Konzertgebern (kurze Beschreibung der einzelnen Vögel).

3. Vergleichungen: I. „Waldkonzert" mit der folgenden Schilderung von Tschudi. (Tierleben der Alpenwelt. Leipzig 1854. S. 117. Gekürzt und etwas verändert.)

B. Wie der Wald erwacht.

Wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt es im Walde sich zu regen. Die Amsel erwacht. Sie schüttelt den Tau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft höher hinauf am Ahornbaume. Sie wundert sich fast, daß der Wald noch fortwährend schläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Berge hin. Dann flötet sie mit Macht ihre Weisen, bald lustig, bald klagend.

Rasch erwacht nun das Leben im Walde. Der Kuckuck läßt seinen Lockruf hören. — Aus den Schornsteinen im Dorfe erheben sich bläuliche Rauchsäulen; in den Gehöften bellen hin und wieder die Hunde; eine Kuhglocke ertönt. Nun erheben sich alle Vögel aus ihren dunkeln Büschen. Wie manches kleine, arme Vöglein lebt freudig auf! Hat es doch eine bange, angstvolle Nacht hinter sich. Es saß auf seinem Zweige, den Kopf ins Gefieder gedrückt. Da flog im Sternenschein eine Eule durch die Bäume und wählte sich ihre Beute; aus seinem Eichhornnest kam der Marder herunter; durch die Büsche war der Fuchs gegangen. Das Vöglein hatte alle gesehen. In der Luft, auf dem Baume, auf dem Boden hatte das Verderben gelauert viele traurige Stunden lang. Angstvoll hatte es gesessen und sich nicht zu regen gewagt. Ein paar junge Buchenblätter hatten es verdeckt und geschützt. Wie fröhlich hüpft es jetzt hervor, da es Tag wird! In klaren Schlägen ruft der Buchfink; hell singt das Rotkehlchen vom Wipfel des Lärchenbaums, der Weidenzeisig im Erlenbusch. Dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Baummeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, piept das Goldhähnchen. Welches Morgenkonzert in den grünen Hallen des Waldes!

A. Ähnlichkeiten: a) In beiden Lesestücken ist von den Vögeln des Waldes und ihrem Gesange die Rede (Amsel, Kuckuck, Buchfink, Hänfling, Distelfink). b) Beide Lesestücke versetzen uns in die Sommerzeit. c) Beide Lesestücke führen uns ein Konzert vor.

B. Verschiedenheiten: a) „Waldkonzert" (I) ist ein Gedicht, „Wie der Wald erwacht" (II) ist in Prosa geschrieben. b) I zeigt uns nur die heitere Seite im Leben der Vögel, II spricht auch von den Gefahren, denen die Vögel ausgesetzt sind. (Welche?) c) In I sind außer den genannten Vögeln noch die Nachtigall, der Rabe, die Lerche und der Specht genannt; in II hören wir auch noch von der Eule, dem Rotkehlchen, dem Weidenzeisig, der Baummeise, dem Zaunkönig und dem Goldhähnchen. d) Während in I alle Vögel zugleich singen, beginnt in II zuerst die Amsel, und nach und nach stimmen alle andern Sänger ein. e) Während I jede Vogelstimme mit einem Instrumente vergleicht, bezeichnet II jede Stimme durch ein besonderes Attribut. f) I nennt uns am Schlusse die Zuhörer; II schließt mit dem Ausrufe: Welches Morgenkonzert in den grünen Hallen des Waldes! —

II. „Waldkonzert" (I) und „Maienglöckchen" (II) Bd. I, S. 390).

A. Ähnlichkeiten: a) Beide Gedichte schildern uns das fröhliche Leben in der Natur, b) enthalten eine Einladung zum Vergnügen.

B. Verschiedenheiten: a) In I werden uns Vögel, in II Blumen vorgeführt. b) Während die Vögel ein Konzert veranstalten, kommen die Blumen zu einem Balle zusammen. c) In I werden die Vögel sämtlich kurz charakterisiert, in II nur die wichtigste der Blumen, das Maiglöckchen. d) Während uns in I der Dichter zum Feste einladet, thut es in II das Maiglöckchen. e) In I geht das Konzert ungestört fort, in II dagegen unterbricht der „Junker Reif" den Tanz. f) Während in I nur Tiere an dem Feste teilnehmen, wird in II auch der Mensch zur Teilnahme verlockt.

III. „Waldkonzert" und „Blumenball" von Kletke (Bd. II, Nr. 152 A).

A. Ähnlichkeiten: Auch diese beiden Gedichte handeln von einer Festlichkeit in der Natur und von der Musik der Vögel.

B. Verschiedenheiten: a) „Waldkonzert" handelt nur von Vögeln; in „Blumenball" dagegen treten Blumen, Vögel, das Bächlein und der Mond auf. b) Während in W. die Vögel nur singen, werden in Bl. die sämtlichen Mitwirkenden redend eingeführt. c) Während in W. die Rehe und Hasen die Zuhörer sind, ist in Bl. der Mond der Zuschauer. d) Haben Hase und Reh das Zuschauen umsonst, so will der Mond dafür die Beleuchtung schaffen. e) Das „Waldkonzert" hat keine Folgen; der „Blumenball" dagegen macht die Blümlein so müde, daß sie nicht wieder tanzen wollen. W. D.

154. Sommerlied.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld 1876. S. 136.

1. Wann der Frühling vorbei,
Kommt der Sommer heran. —
War der Frühling ein Kind,
Ist der Sommer ein Mann.

2. War dem Frühling sein Wämschen
Schon lustig genug,
Ist dem Sommer sein Rock
Mehr von gelblichem Tuch.

3. Hat der Frühling sich Blumen
Ums Hütlein gethan,
Steckt der Sommer sich Kirschen
Und Erdbeeren dran.

4. Und weinte der Frühling,
Da gab's einen Regen;
Und brummt der Herr Sommer,
Da giebt's einen Segen.

5. Der fährt gleich mit Donner
Und Wetter darein,
Und 's kann auch nicht alle Tag'
Sonnenschein sein.

6. Doch wenn er auch brummet,
Daß ringsum es kracht,
Nachher um so lust'ger
Er schmunzelt und lacht.

I. **Erläuterung der einzelnen Strophen.** Die beiden ersten Verse in Str. 1 enthalten die Einleitung. Der Dichter deutet es treffend an, daß er vom Sommer sprechen will, indem er alles, was er von diesem aussagt, in die Gegenwart stellt, während er vom Frühlinge in der Vergangenheit spricht. Diese Zeitformen behält er auch konsequent bis ans Ende des Gedichtes bei.

„War der Frühling ein Kind, ist der Sommer ein Mann." Viele Dichter vergleichen den Frühling mit einem Kinde. So singt z. B. auch Lenau in einem Frühlingsgedichte:

„Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den alles lieben muß."

Und mit vollem Rechte können wir den Vergleich gelten lassen; denn Frühling und Jugend gehören zusammen. Frühling und Jugend sind die Zeit der Hoffnung. Inwiefern? — Die Jugend ist rasch zur That, und auch der Frühling kommt oft, ehe wir's uns versehen: „Auf leisen Sohlen über Nacht kommt oft der Lenz gegangen" singt E. Geibel. Die Jugend ist wie der Frühling die Zeit der Lust und Freude; darum singen wir mit Uhland das

Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

Wie die Jugend stets zu scherzen bereit ist, so auch der Frühling. Sendet er doch, wie zum Scherz, mitten in den schönsten Sonnenschein oft genug ein kleines Schnee- und Hagelwetter. Auch Lenau schildert ihn uns als scherzenden Knaben, wenn er singt: Er kommt

„Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß,
Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an" 2c.

Gegen den Frühling ist der Sommer ein Mann; denn er macht schon ein ernsteres Gesicht. Anstatt „Saatengrün und Veilchenduft" sehen wir die Pflanzen der Reife entgegen gehen, und manche bringen schon Früchte. Giebt der Frühling das Angenehme, so bringt der Sommer, wie's einem Manne zusteht, das Nützliche. Der Dichter (Reinick) singt daher in einem andern Liede vom Sommer:

„Giebt Guten und Bösen
Ihr tägliches Brot,
Und trocknet viel Thränen
Und stillt manche Not."

Die „linden Lüfte" verwandeln sich im Sommer in Gluthitze, der milde Frühlingsregen wird zum Gewittersturm 2c.

Führt uns die 1. Strophe beide Jahreszeiten als Personen vor, so schildert uns die 2. Strophe ihre Kleidung. Auch darin unterscheiden sie sich. Der Knabe Frühling trägt das lustige*) Wämschen, natürlich von grüner Farbe, der Sommer dagegen kleidet sich in ein gelbes Wams, zum Zeichen, daß die grünen Halme der Reife entgegen gehen.

Der Frühling (Str. 3) ist die Zeit der Blüte; darum windet er sich „Blumen ums Hütlein". Der Sommer dagegen zeitigt die Kirschen und Erdbeeren; deshalb steckt er diese Früchte daran.

Dem Knaben (Str. 4) nimmt man es nicht übel, wenn er einmal nach Kinderart weint; denn man weiß ja, es geht bald vorüber. So ist's auch mit dem Frühlingsregen; er kommt oft, ist aber selten heftig und anhaltend. Anders ist's mit dem „Herrn" Sommer. Das Weinen geziemt sich für den Mann nicht mehr. Wenn ihm etwas nicht nach seinem Sinne ist, so brummt er in Gewittern; aber sein Brummen bringt Segen, denn bei und nach dem Gewitter erquickt der Regen die durstige Erde und die ermatteten Kreaturen. Aber es bleibt nicht bei dem bloßen Brummen (Str. 5), sondern der Sommer zeigt seinen größten Ernst in dem Donner und Blitz. Uns zum Trost meint der Dichter:

„Und 's kann auch nicht alle Tag'
Sonnenschein sein."

Doch ewig (Str. 6) grollt der ernste Mann nicht. Ist sein Brummen vorüber, so lacht und schmunzelt er nachher im hellen Sonnenschein um so lustiger. Von diesem Schmunzeln und Lachen spricht auch der Dichter Gerok, wenn er sagt:

„Die Vögel singen wieder,
Frisch duftet Flur und Land,
Am Himmel, noch umzogen
Vom grauen Wolkenflor,
Thut schon der Regenbogen
Mild=leuchtend sich hervor."

II. **Gliederung des Inhalts.** Das Lied zerfällt in zwei Hauptabschnitte und behandelt:

*) Nicht „luftig", wie in einigen Lesebüchern steht!

a) (Str. 1—4) Frühling und Sommer in ihren Gegensätzen.
b) (Str. 5 und 6) das Gewitter im Sommer.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. War der Frühling ein Kind, ist der Sommer ein Mann. (Eine Vergleichung.) Der Stoff ergiebt sich aus der Besprechung von Str. 1—4. 2. Das Gewitter. Eine Beschreibung nach den Strophen 4—6 unseres Liedes und folgenden Strophen:

Und seht, noch schneller als ihr dachtet,
Ist rings der Himmel schon umnachtet;
Die Wolken jagen sich rasch umher
Mit Brausen wie Wogen im wilden Meer.
Es zucket der Blitz wie ein glänzender Speer;
Es rollet der Donner dumpf und schwer,
Und die Tropfen fallen zur Erde hernieder,
Und die Erde trinkt sie und labt sich wieder,
Und die Blum' und die Halme, sie richten sich auf
Und schauen zum Himmel erquickt hinauf.
Doch die Vöglein, sie flattern bang herum
Und fliegen zu Nest und werden dann stumm;
Und der Hirt' springt hurtig empor vom Schlafe
Und treibt in die Ställe die Rinder und Schafe.

R. Löwenstein. (Aus: Kindergarten, Berlin. 2. Aufl. S. 89.)

Der Aufsatz läßt sich leicht ausführen nach folgender Disposition: 1. Was dem Gewitter vorhergeht! (Dunkelheit, Stille, Windesbrausen, Wasserwogen ꝛc.) 2. Was wir während des Gewitters beobachten! (Donner, Blitz, starken Regen ꝛc.) 3. Was dem Gewitter nachfolgt! (Vogelgesang, Erquickung der Natur, Blumenduft, Regenbogen ꝛc.) Vergl. „Das Gewitter" von Gittermann, Bd. I, 424!

W. D.

155. Sommerlied.

Joh. Peter Hebel, Werke, Bd. I, S. 128. Berlin bei Grote 1869.

I. **Vorbereitung**. Der treffliche alemannische Dichter und „rheinländische Hausfreund", wie er nach seinem unvergleichlichen Volkskalender heißt, Joh. Pet. Hebel, wandert an einem schönen Sommertage hinaus ins Freie. Wie ein aufgeschlagenes Buch der göttlichen Allmacht, Weisheit und Liebe liegt die Erde vor ihm. Sein Auge glänzt frisch und hell; seine Brust hebt sich, und sein Herz schlägt freudig. Von einem Schönen zum andern wandert der entzückte Blick. Dort liegen die blauen Schwarzwaldberge. Hier glänzt der Tau auf den Matten oder Wiesen. Da stehen die Obstbäume in ihrem Blätterschmucke, und in den Zweigen oder Reisern spielen und singen die Vögel. Um ihn breiten sich fruchtbare Felder mit schossenden Staaten aus. Über ihm wölbt sich der Himmel, und darüber wandert die Sonne wie eine Braut im Schmuck, und ziehen die leichten Wolken wie Gottes Schäflein. Der Friede und die Schönheit in der Natur stimmen auch das Herz zum Frieden und zum Glück. — Doch jetzt ballen sich die Wolken am Himmel zu einem Gewitter zusammen. Wilder Aufruhr tobt durch die eben noch so friedliche Natur. Nur der Wanderer zagt nicht, schaut mutig in die Blitze

und hört ohne Beben das Krachen des Donners, denn Gott und ein gut Gewissen wohnen in seiner Brust. Damit kann man mutig und getrost selbst dem Gericht am Ende der Welt entgegen sehen.

In dem „Sommerliede“ spricht Hebel seine Gedanken poetisch aus.

II. **Vortrag.** 1. Vorlesen, Nachlesen, Einzel- und Chorlesen, endlich Einlesen.

1. Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben.
Reine Luft für Mensch und Vieh,
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

2. Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An der Schmele, schlank und fein,
Glänzt der Tau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

3. Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

4. Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ähre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

5. An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide;
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

6. Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O, dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höhn
Wacht und singt ein frohes Leben.

7. Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

8. Rote Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur,
Bange harrt die Kreatur,
Donnerschläge stürzen nieder.

9. Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

2. Erläuterungsfragen. Wie strömt von den Bergen das Leben? (Gesunde Luft und frisches Wasser.) Woher kommen reine Luft und unerschöpfliche Wasserquellen in den Gebirgen? Wann sehen die Berge blau, schwarz, grün oder weiß aus? Welche Doldenpflanzen wachsen auf der Wiese? Wie unterscheidet sich die Schmele oder Schmiele von den übrigen Grasarten? (schmal, lang, schwank, weich, dünnkörnig). Was bedeutet das Schießen der Wiesenpflanzen? (Vergl. Bd. I, 340.) Warum wird der Tau mit Edelsteinen verglichen? Warum singen die Vögel muntere Lieder, Melodien oder Melodeien? Was hört der Dichter daraus? Was für Bäume waren es? Was erzählt Str. 4 von der Entwicklung des Getreides? Was am Himmel wird mit Braut, Geschmeide oder Metallschmuck, Schäflein, Weide verglichen? Wann und warum erscheint die Erde schön wie ein Paradies? Wie wird das Gewitter geschildert? Wie kommt es, daß die wilden Wasser wogen, die Vögel verstummen und die Kreatur, d. h. jedes lebende Geschöpf, bange harrt? An welchen Tag denkt der Dichter bei den Schrecken

des Gewitters? Warum giebt ein gut Gewissen Mut und Ruhe im Gewitter, auch im letzten? Wie bewacht man ein gutes Gewissen?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Zeichne nach dem Gedicht eine Sommerlandschaft!

2. Eigentümliche Kennzeichen des Sommers nach dem Gedicht!

3. Gedankengang. Str. 1 Schönheit der Berge, Str. 2 der Matten, Str. 3 der Bäume, Str. 4 der Saatfelder, Str. 5 des Himmels, Str. 6 des Herzensfriedens, Str. 7 und 8 die Schrecken eines Gewitters, Str. 9 der Segen eines guten Gewissens. Drücke den Inhalt der einzelnen Strophen in kurzen Sätzen aus!

Grundgedanke: Wie schön erscheint die Erde im Sommer einem Herzen, in dem der Friede Gottes wohnt! Ein gutes Gewissen giebt Ruhe und Zuversicht im Gewitter und beim Weltgericht.

4. Eigentümlichkeit. Jede Strophe fängt mit einem reimlosen Ausruf an, der gleichsam das Thema ist, das in der Strophe ausgeführt wird.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Viele Züge in dem „Sommerliede" erinnern an die herrliche Naturschilderung in Ps. 104. Str. 1: Auf den Bergen wohnet die Freiheit! Ich bin vom Berg der Hirtenknab' —. Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Str. 2, 3 und 4: Ps. 104, 14. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutze den Menschen. Du feuchtest die Berge von oben her, du machst das Land voll Früchte, die du schaffest. — Uhlands Apfelbaum als guter Wirt. Str. 5: Ps. 19, 6: Die Sonne gehet wie ein Bräutigam aus ihrer Kammer. Str. 6: Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. (Schiller.) Str. 7 und 8: Elias sah auf Karmel das Feuer des Herrn vom Himmel fallen, vom Horeb einen Wind die Berge zerreißen, ein Erdbeben die Felsen zerbrechen und ein Feuer hindurch fressen. Str. 9: Das jüngste Gericht und das Ende der Welt. Matth. 25, 31—46. Luk. 21, 25—36. „Wenn der jüngste Tag will werden —."

2. Aufgaben. a) Welchen Nutzen gewähren die bewaldeten Berge? b) Wie entstehen der Tau, die Wolken, die Gewitter, der Regen und die Bäche? c) Schildere das Leben auf einem Baume! d) Schilderung eines Gewitters. e) Was erzählt die Bibel vom jüngsten Tage und dem Weltgericht? P.

156. Der blühende Flachs.

Friedr. Adolf Krummacher, Der Sonntag. Essen 1828. S. 68.

I. Der Parabeldichter Fr. Ad. Krummacher hebt in seiner Gedichtsammlung „Der Sonntag" unter den Freuden des Sonntags die Gänge in die schöne Gottesnatur und die sinnige Betrachtung der Natur hervor. Er ladet alt und jung ein, in die Felder des wasser- und gewächsreichen Geländes (der Auen) zu kommen und recht acht auf den Flachs oder

Lein, das Lieblingspflänzchen der Mädchen, zu haben und dessen Lebensgeschichte zu verfolgen. Derselbe gleicht selbst einer bescheidenen Jungfrau, wird hauptsächlich von den Mädchen bearbeitet und von ihnen besonders geliebt. Während die Getreidefelder sich goldgelb färben, grünt und wächst der Lein noch, trägt eine blaue Blütenkrone und helle Tautropfen wie Edelsteine. Im Herbst wird der Flachs mühevoll und sorgsam zubereitet und im Winter vom Rocken der Spinnräder zu seidenweichen, silberweißen Fäden gesponnen. In den Spinnstuben des Winters vereinigen sich die Mädchen zu einem schönen Kranze, lassen die Räder schnurren und ihre Lieder ertönen.

II. **Vortrag des Gedichts.** 1. Vorlesen und Nachlesen!

1. Auf, kommt in die Felder der blühenden Au'n, das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun! Es wächset und grünet so freundlich und zart, jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

2. Laut rauschet vom Golde der Ähren das Land; still grünet das Pflänzchen in schlichtem Gewand; doch trägt es ein Krönlein von himmlischem Blau; des Krönleins Gestein ist der funkelnde Tau.

3. Erst barg es die Erde im kühligen Schoß, dann zogen die freundlichen Lüftchen es groß. Nun woget und wallet es lieblich und schlank. Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!

4. Bald tragen wir sorglich das Pflänzchen hinein; dann schmückt es den Rocken mit silbernem Schein. Wir singen zum tönenden Rädchen und drehn die Fädchen, wie Seide so glatt und so schön.

5. Wenn draußen die Felder erstarren von Eis, dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis. Jetzt blühend und grünend ergötzt uns sein Glanz; dann schlingt es uns selber zum blühenden Kranz.

6. Drum kommt in die Felder und blühenden Au'n, das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun! Es grünet und blühet so freundlich und zart, jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

2. Erläuterungsfragen. Was findet sich alles in den blühenden sommerlichen Auen oder Gefilden? Warum heißt der Flachs oder Lein „Pflänzchen der Mädchen"? Wann heißt er gewöhnlich erst Flachs? Worin besteht seine eigene oder eigentümliche Art? Was ist das Gold der Ähren? Wann rauschen die Ähren? Was hat der Lein mit einer Königin gemein? Was vom Flachs barg die Erde im kühligen (d. h. mildkühlen) Schoße? Wie haben die Lüfte bei der Erziehung geholfen? (Sie haben das Pflänzchen gewiegt und ihm Tau und Regen zugeführt.) Was liegt zwischen dem Hineintragen des Flachses und dem Spinnen vom Rocken? (Raufen, Reffen oder Abkämmen der Leinknoten, Rösten im Wasser oder auf der Erde, Trocknen, Klopfen, Brechen, Schwingen und Hecheln.) Warum heißt die Flachsfarbe silberner Schein? Wann kommen die Mädchen in den Spinnstuben zusammen? Warum schlingt sie der Flachs gleichsam zu einem Kranze zusammen? Was thun die Mädchen in den Spinnstuben?

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist an einem Sonntag-Nachmittage im Sommer, etwa im Juli. Ein fruchtbares Gefilde, von Bächen durchrieselt, dehnt sich weit aus. Wiesen, Frucht- und Gemüse-

felder wechseln miteinander ab. Dazwischen liegen auch einzelne Lein- oder Flachsfelder, die in voller Blüte stehen. Der blaue Himmel scheint auf die Erde herabgesunken. Die Roggen und Weizenfelder nähern sich der Reife, sind weiß oder goldgelb und rauschen im Luftzuge.

2. Beschreibung des Flachses. Er hat einen schlanken Stengel, der bei gehöriger Wärme und Feuchtigkeit bis $1/2$ m hoch wird. Er ist wechselständig mit schmalen Blättchen besetzt. Die blaue Blütenkrone besteht aus fünf Blättchen. Die Frucht ist eine Kapsel mit zehn Fächern, in denen die braunen, platten, herzförmigen Leinsamen liegen. Man unterscheidet Dresch- und Klanglein. Die Knoten des ersteren werden mit Dreschflegeln zerschlagen, die des letzteren springen in der Sonne mit einem Knistern oder Klingen auf und lassen die Samen herausfallen. Aus dem zarten und festen Bast der holzigen Stengel wird der Flachs bereitet, das Garn gesponnen und die Leinwand gewebt.

3. Gedankengang. Str. 1. Wir werden aufgefordert, in das Feld zu gehen und den Flachs zu beschauen. Str. 2. Zwischen den Ährenfeldern steht er im schlichten Kleide, aber im schönen Krönlein. Str. 3. Erde und Lüfte haben ihn großgezogen. Str. 4. Nach seiner Zubereitung wird er vom Rocken des Spinnrades zu feinen Fäden gesponnen. Str. 5. Im Winter vereinigt er die Mädchen in den Spinnstuben zu einem schönen Kranze von Menschenblüten. Str. 6. Nun wir seine Bedeutung kennen, werden wir nochmals zu einem Gange in die Fluren aufgefordert.

Grundgedanke: Eine Lebensgeschichte des Flachses in poetischer Form! Er ist die Pflanze der Mädchen, denn er gleicht einer bescheidenen Jungfrau, wird von den Mädchen bearbeitet, vereinigt sie zu schöner Gemeinschaft und macht ein gutes Stück ihres Reichtums im Hause aus.

4. Eigentümlichkeiten. Das Gedicht ist reich, ja fast zu reich an schmückenden Beiwörtern. Suche sie auf! Das Wiegen der Blütenkronen, das Schnurren des Rades und das Sausen des Fadens wird durch den lebhaften dreiteiligen Rhythmus (Daktylus) nachgeahmt.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. In Schillers „Glocke" heißt es von der Hausfrau:

Sie füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt in reinlich geglättetem Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

2. Rede- und Stilübungen. a) Die Lebensgeschichte des Flachses! b) Was enthalten die beiden Dichtungen gemeinsam? c) Wie unterscheiden sich wollene und leinene Kleidungsstücke? d) Was wird aus Leinwand verfertigt? P.

157. Das Ährenfeld.

L. Hoffmann v. Fallersleben. Die vier Jahreszeiten. 1864. S. 45.

1. Ein Leben war's im Ährenfeld,
Wie sonst wohl nirgend auf der Welt;
Musik und Kirmeß weit und breit
Und lauter Lust und Fröhlichkeit.

2. Die Grillen zirpten früh am Tag
Und luden ein zum Zechgelag:
Hier ist es gut; herein! herein!
Hier schenkt man Tau und Blütenwein.

3. Der Käfer kam mit seiner Frau,
Trank hier ein Mäßlein kühlen Tau,
Und wo nur winkt ein Blümelein,
Da kehrte gleich das Bienchen ein.

4. Den Fliegen ward die Zeit nicht lang,
Sie summten manchen frohen Sang.
Die Mücken tanzten ihren Reihn
Wohl auf und ab im Sonnenschein.

5. Das war ein Leben rings umher,
Als ob es ewig Kirmeß wär'.
Die Gäste zogen aus und ein
Und ließen sich's gar wohl dort sein.

6. Wie aber geht es in der Welt?
Heut' ist gemäht das Ährenfeld,
Zerstöret ist das schöne Haus,
Und hin ist Kirmeß, Tanz und Schmaus.

I. **Vermittlung und Vertiefung.** 1. Inhaltsangabe und Gliederung. Str. 1. Im Hochsommer, wenn das Getreide reift, geht es auf dem Ährenfeld ebenso lebhaft und lustig zu wie auf der Kirmeß. Inhalt: Lust und Freude im Ährenfeld. — Str. 2. Die lustige Gesellschaft besteht nicht aus Menschen, sondern aus Tieren. Den Anfang machen die Grillen, die schon früh am Tage munter sind und durch ihr Zirpen alle andern Gäste zum Zechgelage einladen. (Zechen heißt gemeinschaftlich vergnügt sein beim Essen und Trinken. Zechgelage ist die Gasterei, das Mahl, wobei die Gäste ungebunden schmausen.) Der Schmaus besteht im Tau und Blütenwein, für die kleinen Gäste aus der Insektenwelt eine vortrefflich süße Kost. Inhalt: Die Grillen laden zum Zechgelage ein. — Str. 3. Die ersten Gäste sind die Käfer. Sie trinken ein Mäßlein Tau. Ihnen folgen die Bienen, die den Blütenhonig saugen. Inhalt: Zuerst kommen Käfer und Bienen. — Str. 4. Die Fliegen erscheinen als fröhliche Musikanten und Sänger und die Mücken als lustige Tänzer. Inhalt: Fliegen und Mücken kommen zum Gelag. — Str. 5 wiederholt nochmals mit andern Worten den Inhalt der ersten Strophe. — Str. 6. Mit der Frage: „Wie aber geht es in der Welt?" erinnert der Dichter an die Vergänglichkeit aller irdischen Freuden. Das Feld wird gemähet und „Zerstört ist das schöne Haus" (der angenehme Aufenthaltsort), und vorüber sind alle Festfreuden: „Kirmeß" (das Fest überhaupt), „Tanz" (der eine Teil) und „Schmaus" (der andere Teil des Festes).

2. Ort und Zeit der Handlung finden die Kinder leicht selbst.

II. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Alles Ding hat seine Zeit. Es kann nicht alle Tage Festtag sein. — 2. Rede- und Stilübungen. a) Kurze Inhaltsangabe (I, 1). b) Vergleichung des Gedichts mit „Käferhochzeit" von R. Löwenstein (Band I, Nr. 141).

1. Ähnlichkeiten: In beiden Gedichten wird ein Fest gefeiert, es wird zum Feste eingeladen, es kommen verschiedene Gäste: Bienen, Fliegen und Mücken, die letzteren kommen zum Tanzen.

2. Verschiedenheiten:

I. Das Ährenfeld. 1. Die Grille ladet zum Zechgelage im Ährenfelde ein. 2. Die Gäste sind Käfer, Bienen, Fliegen und Mücken. 3. Die Gäste bringen nichts mit zur Festfeier. 4. Das Fest wird durch die Ernte beendet.

II. Käferhochzeit. 1. Der Käfer ladet zu seiner Hochzeit auf blumiger Wiese ein. 2. Die Gäste sind ebenfalls Bienen, Fliegen und Mücken, außerdem der Schmetterling, das Spinnlein, die Wespe, der Goldkäfer, der Glühwurm und die Bremse. 3. Jeder Gast bringt zur Hochzeit ein Geschenk mit. 4. Das Fest schließt mit dem Hochzeitstanze.

W. D.

158. Das Liedlein vom Kirschbaum.

Joh. Peter Hebels alemannische Gedichte, von Rob. Reinick ins Hochdeutsche übertragen. Leipzig 1869. S. 23.

I. **Vorbereitung.** Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten. Allen seinen Geschöpfen giebt er zur rechten Zeit Speise und Freude. Darum beten wir vor Tische: „Aller Augen warten auf dich, Herr, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit; du thust deine milde Hand auf und sättigst alles, was da lebet, mit Wohlgefallen."

Wenn die Menschen essen wollen, so wird der Tisch gedeckt und das Gemüse aufgetragen. Nachher wird der Kaffee aus Porzellankannen in Tassen geschüttet und durch Zucker versüßt. Wie aber Gott seinen Geschöpfen den Tisch deckt, das hat uns der gemütvolle Dichter Hebel, der für alles in der Natur ein klares Auge, ein warmes Herz und einen treffenden Ausdruck hat, in dem „Liedlein vom Kirschbaum" gezeigt. Gott zeigt er uns als gütigen Gastgeber, die Jahreszeiten als pünkliche und geschäftige Speisemeister, Wurm, Biene und Spatz als des lieben Gottes Kostgänger. Hören wir sein Gedicht, in dem er die Dinge der Natur gar lieblich personifiziert oder mit menschlichen vergleicht!

II. **Vortrag des Gedichtes.**

1. Zum Frühling sagt der liebe Gott: „Geh, deck dem Wurm auch seinen Tisch!" Gleich treibt der Kirschbaum Laub um Laub, viel tausend Blätter grün und frisch.

2. Das Würmchen ist im Ei erwacht, — es schlief in seinem Winterhaus, — es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf und reibt die blöden Augen aus.

3. Und darauf hat's mit stillem Zahn an seinen Blätterchen genagt; es sagt: „Man kann nicht weg davon; was solch' Gemüs' mir doch behagt!"

4. Und wieder sagt der liebe Gott: „Deck jetzt dem Bienchen seinen Tisch!" Da treibt der Kirschbaum Blüt' an Blüt', viel tausend Blüten weiß und frisch.

5. Und 's Bienchen sieht es in der Früh im Morgenschein und fliegt heran und denkt: „Das wird mein Kaffee sein; was ist das kostbar Porzellan!

6. Wie sind die Täßchen rein gespült!" Es streckt sein Züngelchen hinein, es trinkt und sagt: „Wie schmeckt das süß! Da muß der Zucker wohlfeil sein!"

7. Zum Sommer sagt der liebe Gott: „Geh, deck dem Spatz auch seinen Tisch!" Da treibt der Kirschbaum Frucht an Frucht, viel tausend Kirschen rot und frisch.

8. Und 's Spätzchen sagt: „Ist's so gemeint? Ich setz' mich hin, ich hab' App'tit; das giebt mir Kraft in Mark und Bein, stärkt mir die Stimm' zu neuem Lied."

9. Da sagt zum Herbst der liebe Gott: „Räum fort! Sie haben abgespeist.“ Drauf hat die Bergluft kühl geweht, und 's hat ein bissel Reif geeist.

10. Die Blätter werden gelb und rot, eins nach dem andern fällt schon ab, und was vom Boden stieg hinauf, zum Boden muß es auch herab.

11. Zum Winter sagt der liebe Gott: „Jetzt deck, was übrig ist, mir zu!“ Da streut der Winter Flocken drauf. (Nun danket Gott und geht zur Ruh'!)

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Gedicht zeigt uns den Kirschbaum im Garten in den verschiedenen Jahreszeiten. Im Frühling bedeckt er sich mit frischen, grünen Blättern. An einem derselben nagt ein Würmlein still und behaglich. Vor Entfaltung der Blätter ist der Baum mit weißen Blüten wie mit Schneeflocken überschüttet. Summende Bienen saugen Honig aus den Blüten. Im Sommer hängt der Baum voll roter Kirschen. Der kecke Spatz läßt sie sich schmecken. Im Herbst legt sich nachts zarter Reif auf die Blätter; sie werden gelb und rot und vom Winde zur Erde geweht. Der Winter begräbt alles unter dem Schnee.

2. Charakteristik. Gott, der Schöpfer, ist auch der Erhalter und Versorger seiner Geschöpfe. Er zeigt seine Allmacht, Güte und Weisheit, indem er allen Geschöpfen zur rechten Zeit die passende Nahrung giebt. — Der Kirschbaum erscheint als unerschöpfliche Vorratskammer, als ein „Tischlein deck dich!“ für die Geschöpfe. — Die Jahreszeiten sind willige, pünktliche und verständnisvolle Boten Gottes. — Der Wurm (für die häßliche und gefräßige Raupe) wird mit einem Büblein verglichen, das eben in seiner Wiege aufgewacht ist, sich dehnt und streckt, mit den Fäustchen die verschlafenen (blöden) Augen ausreibt und nun mit stillem Behagen sein Süpplein sich schmecken läßt. — Die Biene zeigt sich geschäftig, fleißig, genäschig und sauber. — Der Spatz, dieser gemeine Gassenbube, ist hungrig, dreist und der guten Meinung, daß er sich Kraft und eine geschmeidige Kehle an den Kirschen essen könne.

3. Gedankengang: Str. 1. Der Kirschbaum belaubt sich. Str. 2. Die Raupe erwacht aus dem Ei. Str. 3. Sie labt sich an den Blättern. Str. 4. Der Baum blüht. Str. 5. Die Biene fliegt heran. Str. 6. Sie läßt sich die süße Kost schmecken. Str. 7. Der Baum trägt Kirschen. Str. 8. Der Spatz greift ohne Umstände zu. Str. 9. Der Herbst kommt mit kühler Luft und Reif. Str. 10. Die Blätter fallen ab. Str. 11. Der Winter deckt alles mit Schnee zu.

Grundgedanke: Ps. 145, 15, 16: Aller Augen warten auf dich —.

4. Eigentümlichkeiten. Der unbeschreibliche Reiz des Gedichtes liegt in der Personifikation und volkstümlichen Redeweise der Geschöpfe, in den treffenden Vergleichen und in der frohen Laune, die durch das Gedicht weht. Gott befiehlt den Jahreszeiten als gehorsamen und geschickten Dienern, den Tisch zu decken, aufzutragen, abzuräumen und zuzudecken. Der Wurm wird mit einem Kindlein verglichen, das eben ausgeschlafen hat, die Biene mit einem Mägdlein, das zum Kaffee eingeladen ist, der Spatz mit einem Buben, der ungeheißen tapfer zulangt. Jedes spricht treu nach seiner Rolle. Noch viel reizvoller ist das Gedicht in der ursprünglichen alemannischen Mundart. Das ist seine kleidsame

Bauerntracht. Das Hochdeutsch hat das Bauernkind in vornehme Kleider gesteckt und ihm dadurch seine eigenartige Schönheit verhüllt. Str. 1 und 10 lauten:

1. Der lieb Gott het zum Frühling gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Blätter treit,
Viel tausig Blätter grün und frisch.

10. Und d'Blättli werde gel und rot
Und fallen eis im andre no,
Und was vom Bode obsi chunnt,
Muß au zum Bode nidsi goh.

Um das Schönheitsgefühl nicht zu verletzen und um nicht durch den Gedanken an die häßlichen Raupen und ihren verderblichen Raupenfraß gestört zu werden, wird nur von „einem Würmlein" geredet. Ebenso tritt der diebische Spatz nicht in einem räuberischen Heere, sondern als einzelner Besucher auf. Spaßhaft wirkt es auch, daß sich der zwitschernde und kreischende Gassenbube durch die Kirschen die Stimme zu neuem Liede stärken will. — Die letzte Strophe bricht mit der 3. Zeile plötzlich ab, um den plötzlich hereinbrechenden Winter, der Leben und Bewegung hemmt, zu kennzeichnen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Matth. 6, 26. Sehet die Vögel unter dem Himmel an —. Matth. 10, 29—31. Kauft man nicht zwei Sperlinge —. Es ist kein Mäuschen so jung und klein — (Bd. I, 80). Das Kirschlied von Krummacher (Bd. I, 537). 1. Mos. 1, 29. Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut —. Morgengespräch des Hausfreunds mit dem Adjunkten, der vom Kirschbaum kam, über den Spruch: Du machst fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends. (Hebels gesammelte Werke. Berlin 1869. G. Grote. Bd. II, S. 142.) Lausch, des Kirschbaums Gäste (Bd. I, 370.).

2. Rede- und Stilübungen. a) Erzähle schlicht den Gang der Handlung im Gedichte! (Im Frühling bekommt der Kirschbaum frische, grüne Blätter. Daran nagt still eine Raupe, die aus einem Ei geschlüpft ist ꝛc.) b) Gieb die Vergleiche im Gedicht an! (Gott ist ein gütiger Wirt. Die Jahreszeiten sind seine gehorsamen Diener. Der Kirschbaum ist ein gedeckter Tisch, die Raupe ein eben erwachtes Kind, das Blatt zartes Gemüse, der Honigtau Kaffee, die weiße Blüte Porzellan ꝛc.) c) Beweise die Wahrheit des Wortes: „Und was vom Boden stieg herauf, zum Boden muß es auch herab!" (Der Saft steigt aus der Erde und bildet oben die Blätter. Sie verwelken, fallen ab und werden wieder zu fruchtbarer Erde. Das Wasser steigt als Dunst in die Höhe —. Der Vogel steigt in die Lüfte —. Der Ballon fliegt in die Höhe —. Des Menschen Leib ist von Erde genommen ꝛc. —) P.

159. Das Spinnlein.

Joh. Peter Hebel, Alemannische Gedichte. Ins Hochdeutsche übertragen von Rob. Reinick. Leipzig 1852. S. 159.

I. **Vorbereitung.** Eine griechische Sage erzählt: Arachne, die Tochter eines Purpurfärbers, erlernte von der Göttin Athene die Webekunst. Stolz auf ihre Geschicklichkeit, forderte sie ihre Lehrmeisterin zu einem

Wettstreit heraus. Vergebens warnte die Göttin. Arachne fertigte ein kunstvolles Gewebe mit allerlei spöttischen Darstellungen aus der Götterwelt an. Die erzürnte Göttin zerriß es, Arachne aber erhängte sich in ihrer Verzweiflung. Die Göttin gab ihr zwar das Leben wieder, aber in Gestalt einer Spinne, damit sie spinnen, weben und nach Belieben — hängen könne.

Die Spinne ist eine Meisterin im Spinnen und Weben. Aus siebartig durchlöcherten Warzen des Hinterleibes zieht sie schnell von Spinnsaft den feinen Faden, der vielfach zusammengesetzt ist und an der Luft rasch erhärtet. Ihre acht Füße braucht sie bei der Arbeit als Hände und als Haspel. Zwischen zwei Pfosten oder Häusern zieht sie den Faden wie eine Brücke durch die Luft, oder sie baut daraus ein kunstreiches Häuschen für ihre Kinder oder ein Netz, in dem sie ihre Beute fängt. Der Dichter Joh. Peter Hebel hat sie in ihrem Thun und Treiben aufmerksam belauscht. Er ist ein Freund und Kenner der Natur, der mit scharfen Augen und sinnigem Gemüte mehr und besser sieht als andere Leute. Alles lebt ihm, alles zeigt die Weisheit und Güte des Schöpfers. Nicht die Häßlichkeit der Spinne, sondern ihr Geschick und ihre menschliche Geschäftigkeit sieht und bewundert er. Was er geschaut und einem Gevatter gezeigt, das hat er mit guter Laune, frommem Ernste und kindlicher Sprache in einem Gedichte dargestellt. Hört es!

II. Vortrag.

1. Nun seht mir doch das Spinnlein an,
Wie zart's die Fäden zwirnen kann!
Du glaubst, du könnt'st es auch so fein?
Gevatter, nein! das läßt du sein! —
Es macht es so subtil und nett,
Schlimm wär's, wenn ich die Arbeit hätt'!

2. Wo mag solch' Flachs zu haben sein?
Wer hechelt ihn so zart und fein?
Wüßt' manche Frau, wo sie ihn kriegt,
Sie holt' ihn sich und wär' vergnügt.
Nun schau, wie es sein Füßlein setzt,
Die Ärmel streift, die Finger netzt!

3. Jetzt zieht es lange Fäden aus,
Spinnt eine Brück' zum Nachbarhaus,
Baut eine Landstraß' in der Luft,
Die hängt dann früh voll Morgenduft;
Baut auch 'nen Fußweg nebendran,
Damit es flink hinüber kann.

4. Es spinnt und wandelt auf und ab,
Potztausend! in Galopp und Trab,
Jetzt in die Quer, jetzt wieder krumm;
Sieh! einen Ring spannt es herum,
Jetzt schießt es zarte Fäden ein;
Das soll wohl ein Gewebe sein?

5. Da stutzt es, schau! jetzt hält es still;
Es weiß nicht recht, wohin es will, —
Es läuft zurück, es scheint mir doch,
Es hätt' da was vergessen noch.
Nun hält es wieder ein im Lauf
Und denkt: „Ei was! das hält mich auf!“

6. Es spinnt und webt, ohn' Ruh und Rast,
So zierlich, man verguckt sich fast.
Des Pfarrers Paul hat gar gesagt:
Solch Faden sei aus zwei'n gemacht.
Der hat kuriose Augen wohl,
Der's zählen und erkennen soll.

7. Jetzt putzt es seine Händchen ab,
Es steht und reißt den Faden ab.
Jetzt sitzt es da im Sommerhaus
Und schaut die lange Straß' hinaus;
Es sagt: „Man quält sich früh und spät,
Und freut sich doch, wenn's Häuschen steht.“

8. In freien Lüften wogt und schwankt's,
Und in der lieben Sonne hangt's;
Sie scheint ihm grad durch's Beinchen her,
Das thut ihm wohl! Im Feld umher
Sieht's Mücken tanzen jung und fett;
Da denkt es: „Ja, wenn ich die hätt'!“

9. Du Tierchen, hast mich ganz verzückt,
Wie bist so klein und so geschickt!
Wer hat dich nur das Ding gelehrt?
Ich denk', er, der uns alle nährt,
Der jedem giebt, was ihm gebricht:
Vertrau ihm, er vergißt dich nicht!

10. Da kommt 'ne Fliege; nein, wie dumm!
Sie rennt ihm fast sein Häusel um:
Die winselt jetzt und macht Geschrei,
Du armer Schelm, es ist vorbei!
Hast denn kein Aug' am Kopfe dran?
Was gehn dich unsre Sachen an?

11. Sieh, 's Spinnchen hat schon aufgepaßt,
Es zuckt, — da hat es sie gefaßt;
Es denkt: „Wer so sich plagt den Tag,
Verdient auch Braten dann hernach."
Ich sag's ja! wenn dir was gebricht,
Der alle nährt, vergißt dich nicht.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist Sommer. Eine Spinne hat ihre Fäden von einem Haus zum andern gezogen, eilt darauf hin und her und läßt sich im Luftzuge auf und nieder wiegen. An einer Stelle spannt sie ein Fangnetz von ringförmigen und querlaufenden Fäden aus, um die herumtanzenden Mücken zu fangen. Früh ist das Netz von Tau beträuft, den dann die Sonne ableckt. Die Spinne lauert in einem Versteck auf Fliegen und Mücken, die sich ins Netz verirren. Wenn eine täppisch hineingerät und sich strampelnd und summend zu befreien sucht, dann schießt die Spinne hastig herbei, tötet den Gefangenen durch einen Biß, wickelt ihn in Fäden und trägt ihn als erwünschten Schmaus beiseite.

2. Charakter der Spinne. Weise nach, daß die Spinne geschickt, fleißig, flink, ordnungsliebend, hungrig und dann gesättigt ist! Welche Thätigkeiten verrichtet sie? Sie zwirnt zarte Fäden, setzt die Füßchen, streift die Ärmel (das vorderste der vier Fußpaare), netzt die Finger, zieht Fäden aus rc.

3. Gedankengang. Str. 1. Wir wundern uns über die feine (subtile) Arbeit der Spinne. Str. 2. Manche Frau wünscht sich solchen Spinnstoff und solches Spinngeschick. Str. 3. Sie baut eine Landstraße oder Brücke in die Luft und einen Fußweg daneben. Str. 4. Sodann mit äußerster Geschäftigkeit das radförmige Fangenetz. Str. 5. Sie scheint in Verlegenheit. Str. 6. Das Gewebe ist überaus fein. Str. 7. Sie beendet ihre Arbeit und freut sich darüber. Str. 8. Sie ist hungrig und wartet auf Beute. Str. 9. Der Zuschauer ist von dem Tierlein entzückt und verheißt ihm Speise. Str. 10. Eine unvorsichtige Fliege fängt sich. Str. 11. Die Spinne verspeist sie.

Grundgedanke: Gott, der alle nährt, vergißt keines seiner Geschöpfe; vertrau ihm nur! Wer aber nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.

4. Eigentümlichkeit. Die Spinne ist als Person gedacht und dargestellt, denkt, spricht und arbeitet wie ein Mensch. Der Dichter hat dem stummen Tierlein seine Gedanken und Worte geliehen und ist sein Dolmetscher. Bilder und Vergleiche sind besonders treffend und schön. Wie ein fleißiges Mädchen „zwirnt" die Spinne die Fäden (am Spinnrad), setzt die Füßchen (aufs Trittbrett), streift die Ärmel auf, netzt die

Finger (damit der Faden glatt und fest wird), zieht die Fäden zu einer Brücke durch die Luft, macht in einem zweiten Faden einen Steg daneben, webt ein radförmiges Netz aus Ringen und Querstrahlen, rennt hin und her, als ob sie etwas vergessen hätte, putzt die Hände, reißt den Faden ab, wenn's genug ist, freut sich über den vollendeten Bau, läßt sich auf der schwanken Brücke im blanken Sonnenschein schaukeln, wünscht sich einen Abendschmaus, paßt auf die blind anrennende Fliege, zuckt auf, faßt die Beute und verspeist sie als Lohn für fleißige Arbeit.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Str. 9: Ich denk', er, der uns alle nährt —. Str. 11. Er denkt: Wer so sich plagt den Tag —. Wer nicht arbeitet, der —. Aller Augen warten auf dich —. Du machst fröhlich, was da webet, beide des Morgens und des Abends. — Hebels „der Kirschbaum" und die „Spinnen" (Hebels Werke II, 142 I, 222. Berlin, Grote 1869). König Salomo zeigt seinen Hofleuten die Spinne als Muster des Fleißes, der Klugheit und Enthaltsamkeit. Die Spinne und der Gefangene.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleichung der Spinne mit einem fleißigen Mädchen! (Vergl. III, 4!) b) Gedankengang der Dichtung in einer kurzen Erzählung! (III, 3!) c) Beschreibung der Spinne und ihres Lebens! d) Die Spinne als Spinnerin, Weberin, Brückenbauerin und Jägerin! e) Nachbildung: Der Ameisenlöwe! (Der Ameisenlöwe ist die Larve der Ameisenjungfer. Er gräbt sich sehr geschickt eine trichterförmige Grube in den Sand und wartet am Grunde mit aufgesperrten Kiefern auf Beute. Sieht er ein Insekt am Rande seiner Fanggrube, so wirft er danach mit Sandkörnern, bis es in die Grube stürzt und seine Beute wird.) f) Eingeschobene Gedanken des Dichters in Form eines Selbstgespräches! (Kein Mensch kann so zarte Fäden spinnen. Es wäre schlimm, wenn ich's müßte. Wenn manche Frau so feinen Flachs kriegen könnte, liefe sie weit danach. Manchmal scheint mir das Tierchen in einer Unruhe und Verlegenheit, als ob es etwas vergessen hätte! Man verguckt sich (versieht sich, sieht falsch) fast an dem feinen Gewebe. Es gehören gute Augen dazu, will man zählen und erkennen, daß jeder Faden noch mehrmals zusammengesetzt ist. Ich bin ganz entzückt über das kluge und geschickte Tierlein. Woher es nur das alles gelernt? Du hast Hunger? Vertrau nur dem, der jedem giebt, was ihm gebricht!) g) Züge des Humors in dem Gedichte! (Das Spinnlein zwirnt zarte Fäden. Gevatter, das läßt du wohl sein! Der Flachs ist zart und fein gehechelt. Wüßt' manche Frau, wo sie ihn kriegt, sie holt' ihn sich und wär' vergnügt! Wie nett setzt sich die Spinnerin in Positur! Der stärkere Faden ist eine Brücke und Landstraße durch die Luft, der schwächere ein Fußsteig daneben. Potztausend! Es geht im Galopp und Trab! Man verguckt sich fast an dem Gewebe! Es gehören kuriose (sonderbare) Augen dazu, um die Zusammensetzung der Fäden zu erkennen. 2c.) P.

160. Reiselied.

Joseph Freiherr von Eichendorff, Gedichte. 8. Aufl. Leipzig 1874. S. 10.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Zu den anmutigsten Liedern des liebenswürdigen Dichters Eichendorff gehören die „Wanderlieder". Sie sind sanft und keck, natursinnig und gefühlsinnig, gedankenreich und sprachgewandt, fröhlich und fromm. In der „Widmung" sagt der Dichter, was sie sollen.

Viele Boten gehn und gingen
Zwischen Erd- und Himmelsluft.
Solchen Gruß kann keiner bringen
Als ein Lied aus frischer Brust.

Ein geflügelter Bote, der die Erdenlust zum Himmel trägt und die Erdenfreude in Himmelsluft verklärt, ein Gruß, der auf Erden klingt und zum Himmel dringt, ist das folgende „Reiselied":

1. Durch Feld und Buchenhallen[1]),
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will![2])

2. Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit[3]),
Da weht recht durchs Gemüte
Die schöne Blütenzeit![4])

3. Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote[5])
Durch Wald und Herz erklingt.

4. O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom![6])

5. Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen[7])
Die Vögel und den Wind.

6. Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich;
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.[8])

II. **Erläuterungen.** 1) Die Buchen in den Wäldern neigen sich mit ihren Wipfeln zu schattigen Hallen oder Laubgängen zusammen. 2) Die beste Reiseausrüstung ist ein lustiger Sinn. 3) Das leere, stille Feld erscheint weiter ausgedehnt als das von Arbeitern belebte. 4) Die milde balsamische Luft in der Blütezeit weht gleichsam mild und duftig durch das Gemüt. 5) Die Lerche verkündigt den Morgen und singt neue Reiselieder gleichsam frischweg von Noten. Der Klang schallt durch Wald und Feld, klingt aber im Herzen wieder. 6) Der Wanderer ist am schönsten Aussichtspunkte der Reise angelangt. Der blaue, klare Himmel erscheint wie die Wölbung eines Domes. 7) Die Gedanken fliegen im Wettfluge schneller und höher als Wolken und Vögel. 8) Wolken und Vögel sind der Erde entstiegen und kehren dahin zurück. Fromme Gedanken und Lieder entstammen von Gott und dem Himmel und führen dahin zurück.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist ein herrlicher Frühlingsmorgen. Weithin denen sich fruchtbare Saatfelder aus. Sie sind noch menschenleer und still. An den Straßen stehen die Bäume in Blütenpracht. Das Feld wird an der westlichen Seite von einer bewaldeten Hügelkette begrenzt. Ein Fluß eilt aus dem Walde durch die weiten Gefilde. Die aufgehende Sonne säumt den Himmel im Osten goldig. Eine Lerche erhebt sich aus dem Saatfelde und trillert ihr Morgenlied. Über der stillen, weiten Welt wölbt sich der klare, blaue

Dom des Himmels. Einzelne Wölkchen, die über den Himmel eilen, werden rasch von der Sonne niedergedrückt. Auf einem Berge mit freier Aussicht steht ein Wanderer und freut sich dieser Herrlichkeit.

2. Charakter des Wanderers. Fröhlich im Gemüt, sangeslustig und sangeskundig, empfänglich für die Schönheit der Natur, aufmerksam auf jeden einzelnen Zug, nachdenklich und fromm: Weise dies aus dem Gedichte nach!

3. Gedankengang. Str. 1. Weg und Reisestimmung. Str. 2. Wanderzeit. Str. 3. Reisebegleiter. Str. 4. Reisejubel. Str. 5. Reisegedanken. Str. 6. Reiseziele. — Grundgedanke: Willst du wandern, so nimm rüstige Füße, frohen Sinn, offene Augen, empfängliches Gemüt und fromme Gedanken mit; dann erscheint dir die Welt als Spiegel der göttlichen Liebe und führt deine Gedanken himmelwärts.

4. Eigentümlichkeiten. Schöne Bilder sind: Buchenhallen statt schattiger Laubgänge, die Blütezeit weht durchs Gemüt, die Lerche als Morgenbote, ihr Lied als Reisenote, der Himmel als Dom, Gedanken im Wettfluge mit Vögeln und Wolken; Wolken und Vögel senken sich erdenwärts, fromme Gedanken und Lieder steigen himmelwärts.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt. — Wer hat dich, du schöner Wald —. O Thäler weit, o Höhen —. Das Wandern ist des Müllers Lust —. Lieder der wandernden Musikanten und Studenten von Eichendorff. — Die Müllerlieder von Wilh. Müller.

2. Rede- und Stilübungen. a) Schildere nach dem Gedicht einen Frühlingsmorgen! b) Was für Hallen kennst du, und wie sind sie beschaffen? c) Was in der Natur ist immer in Bewegung? (Die Luft fließt sanft oder heftig als Wind oder Sturm dahin. Die Wolken werden vom Winde getrieben und eilen langsam oder flüchtig über den Himmel. Das Wasser bewegt sich in einem beständigen Kreislaufe 2c.) d) Was erzählt die biblische Geschichte von „Wanderern"? P.

161. Turnwanderlied.

Ferdinand Maßmann. Freie Stimmen frischer Jugend. Durch Adolf Ludwig Follen. Jena 1819. Nr. 10. S. 11.

1. Turner ziehn froh dahin, wann die Bäume schwellen grün.
Wanderfahrt, streng und hart — das ist Turnerart.
Turnersinn ist wohlbestellt, Turnern Wandern wohlgefällt.
Darum frei Turnerei stets gepriesen sei!

2. Graut der Tag ins Gemach, dann ist auch der Turner wach.
Wird's dann hell, rasch und schnell ist er auf der Stell',
Ist zur Stund' am Sammelort, und dann ziehn die Turner fort.
Darum frei Turnerei stets gepriesen sei!

3. Arm in Arm, sonder Harm wandert fort der Turnerschwarm.
Weit und breit ziehn wir heut bis zur Abendzeit.
Und der Turner klaget nie, scheuet nimmer Wandermüh'.
Darum frei Turnerei stets gepriesen sei!

4. Sturmessaus, Wettergraus hält den Turner nicht zu Haus.
Frischer Mut rollt im Blut, dünkt ihm alles gut,
Singt den lust'gen Turnersang, hält sich frisch sein Leben lang.
Darum frei Turnerei stets gepriesen sei!

5. Stubenwacht, Ofenpacht hat die Herzen weich gemacht.
Wanderfahrt, Turnerart macht sie frank und hart,
Und dem Turner wohlbekannt wird das deutsche Vaterland.
Darum frei Turnerei stets gepriesen sei!

6. Lebensdrang, Todesgang findet einst uns nimmer bang.
Frisches Blut, Männermut ist dann Wehr und Hut.
Braust der Sturm uns auch zu Grund, fall'n wir doch zu guter Stund'.
Darum frei Turnerei stets gepriesen sei!

I. **Vorbereitung.** Es ist in der ersten Frühe eines herrlichen Maimorgens. Das stille Thal ist noch geheimnisvoll in leichten Nebel gehüllt. Die meisten Städter pflegen noch der Ruhe auf weichem Lager. Da hört man auf den Straßen eilige, feste Schritte und sieht junge Männer mit flatternden Fahnen und mit Eichenlaub an den Hüten einer großen Halle zuwandern. Es sind die Turner, die sich in der mit Eichenkränzen geschmückten Turnhalle zahlreich versammeln, sich mit Jubelrufen und dem Turnergruß begrüßen und dann zu einer Turnfahrt über Berg und Thal, in die weite, schöne Welt hinaus, ordnen. Aus aller Augen strahlt frischer Mut und Herzensfreudigkeit. Bald hat sich auf das laut erschallende Kommando des erwählten Führers die große Menge nach Riegen geordnet, und unter Trommelschlag und Hörnerklang, in gleichem Schritt und Tritt, Arm in Arm, geht's durch die Straßen der Stadt hinaus, den Bergen zu, die den fernen Horizont umsäumen. Aus den sangeslustigen Kehlen aber erschallt im Marschtempo das allbeliebte Turnerlied:

„Turner ziehn froh dahin!" —

II. **Vortrag.** Mit erhobener Stimme nach des Turners Wahlspruch: **Frisch, frei, fröhlich, fromm!** — Str. 6 mit besonderem Ernst.

III. **Vertiefung.** 1. Der Schauplatz. — Ursprung und Zweck des Turnens. (Jahn, Guts-Muths, Maßmann.) — Beschreibe kurz eure Turnhalle und die letzte Turnfahrt in ihren Hauptzügen! — Ein Turnfest.

2. Charakter eines edlen Turners, aus dem Gedichte nachzuweisen. Ein echter Turner sucht nicht das Leichte, Bequeme, Gemächliche; scheut keine Mühe und Arbeit; kämpft mutig gegen alle Beschwerden, Hindernisse und Widerwärtigkeiten; ist gewöhnt an Ordnung und Pünktlichkeit; übt Treu' und Redlichkeit; zeichnet sich aus durch einen frischen, freien, fröhlichen, frommen Sinn; liebt sein deutsches Vaterland und sieht selbst dem Tode unerschütterlich, ernst und furchtlos in die Augen. Die vier **F**!

3. Gedankengang. a) Preis der Turnerei und Wanderschaft; b) früher Aufbruch; c) Ausdauer auf der Wanderung bis zum späten Abend; d) Turnersang erhöht den frischen Mut selbst in Sturm und Wetter; e) Abhärtung der Glieder und Stärkung der Vaterlandsliebe sind der edle Zweck; f) Anwendung auf den Ernst des Lebens.

4. Grundgedanke. Der Wahlspruch des Turners. Preisgesang auf das Turnen. — Kehrreim! (Siehe Nr. 216, III.)

5. Eigentümlichkeiten. Was in Nr. 220, II, 2 über Inhalt und Melodie, die äußere Form und Sprache des schönen Liedes „Die Wacht am Rhein" gesagt ist, gilt in vollem Maße auch für das Turnerlied Maßmanns. Versmaß: Alles neu ꝛc. Melodie bekannt. — Volltönende, zusammengesetzte, aber auch recht kurze Schlagwörter: streng und hart, — rasch und schnell, — weit und breit — Arm in Arm, — Sturmessaus, Wettergraus, Stubenwacht, Ofenpacht, — Lebensdrang, Todesgang: — sind so recht geeignet, beim Marsch den Mut zu stählen und den Frohsinn zu erhöhen.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes: Lieder der Gesang-, Schützen-, Feuerwehr-Vereine; Soldatenlieder.

2. Aufgaben. a) Vergleichung mit dem Marschliede von Albert Methfessel: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang" ꝛc. b) Schilderung der letzten Turnfahrt in ihren Hauptzügen. c) Beschreibung des Turnplatzes oder der Turnhalle. d) Charakterschilderung eines echten Turners. Robert Wernecke.

162. Abseits.

Theodor Storm, Sämtl. Schriften. Braunschweig 1868. Bd. I S. 5.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** In der Provinz Hannover liegt die Lüneburger Heide. Sie ist nur in einigen Einsenkungen ertragfähig, im größten Teile liegt der Sand auf steinigem Untergrunde. Hie und da erheben sich Grabhügel aus rohen Steinmassen, die sogenannten Hünengräber, in denen vor alten Zeiten die Toten begraben wurden. Auf dem Boden der Heide bildet das edle Heidekraut mit seinen roten Glöckchen eine endlose Decke. Dazwischen lebt's und webt's von kleinen Tieren, besonders von flinken, goldschimmernden Laufkäfern. Aus dem Kraut erheben sich Lerchen und schweben singend in der blauen, flimmernden Luft. Millionen von Bienen summen und suchen die edle Honigspeise. Der ernste Heideschäfer mit dem Strickstrumpf in der Hand treibt seine Herde kleiner, flinker, schwarzbrauner Schafe (Heidschnucken) auf die magere Weide. Der Kätner (Kleinbauer, Kotner, Kossat) wohnt einsam in seiner Kate (Kote oder Kotte), einem ärmlichen Wohnhause, baut auf seinem kleinen Landbesitz Buchweizen u. a., treibt etwas Vieh- und viel Bienenzucht. Von dem Leben und Treiben der Welt draußen erfährt er wenig oder nichts, denn er wohnt abseits von den Straßen des Weltverkehrs und hat mit sich zu thun. So konnte es wohl geschehen, daß im Sommer 1866, als Waffenlärm Deutschland erfüllte und der König von Hannover Krone und Reich verlor, ein Heidebauer in seiner Einsamkeit und Weltferne nichts von diesen Welthändeln erfuhr. Eine solch' friedliche, weltferne Heidescene im Gegensatz zu der erregten Zeit hat der holsteinische Dichter Theodor Storm in dem Gedichte „Abseits" gezeichnet. — Man kann sich dabei auch in eine holsteinische Heide um das Jahr 1864 versetzt denken.

1. Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle;
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.[1])
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

2. Laufkäfer hasten[2]) durchs Gesträuch
In ihrem goldnen Panzerröckchen[3]);
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen.
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

3. Ein halbverfallen, niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen.
Der Kätner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen.
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.[4])

4. Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten. —
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

1) Durchsonnte Luft flimmert und zittert um die Hünengräber, die Grabdenkmäler aus uralter Zeit. 2) Die Laufkäfer laufen eilig oder in Hast. 3) Die Käfer haben kein inneres Knochengerüst, aber einen äußeren Hornpanzer, der aus ringförmigen Abschnitten besteht. 4) Kälberkorn oder Kälberkopf (Chaerophyllum), eine meterhohe Doldenpflanze mit hohlem Stengel.

II. **Vertiefung.** 1. Zeit und Ort. Zeichne nach der Vorbereitung und dem Gedichte ein „Heidebild"!

2. Charakter des Heidebauern. Er lebt einsam in der Heide, ziemlich entfernt vom Dorfe und weit abseits vom Weltverkehr. Er bewohnt ein ärmliches Haus, ist selbst arm aber genügsam, lehnt behaglich in der Thür, blinzelt erfreut nach den fleißigen Bienen und dem spielenden Knaben, läßt müde die Augenwimper zufallen, träumt und denkt nur an den eigenen kleinen Vorteil, weiß und kümmert sich nicht um das Leben und Streben draußen. Seine Heidehütte ist seine Welt, eine gute Honigernte sein höchster Wunsch. Er zeigt das bescheidene, friedliche Glück in der Beschränkung und Isolierung.

3. Gedankengang. Str. 1. Die stille Heide im Sonnenscheine. Str. 2. Das Tierleben in der Heide. Str. 3. Der Kätner und sein Leben. Str. 4. Seine Unwissenheit und Genügsamkeit im Gegensatz zur Unruhe der Welt draußen.

Grundgedanke. Auch die stille, arme Heide hat ihre eigentümliche Schönheit und die Weltferne ihr bescheidenes Glück, aber der Blick ist beschränkt, das Leben isoliert und ohne Anteil an den Bestrebungen der Gesamtheit.

4. Eigentümliches. Mit wenigen meisterhaften Strichen zeichnet der Dichter die Heide in ihrer eigenartigen Schönheit, das beschränkte, selbstsüchtige Interesse des einsamen Heidebauern in seinem Kontrast zu der aufgeregten Zeit. Hier der Mensch allein, einsam, unwissend, ruhig, eingesponnen in das nächste, selbstsüchtige Interesse, dort die Menschheit zusammen lebend, arbeitend und hohen Zielen zustrebend. Sehr wirkungsvoll ist auch die Steigerung von Strophe zu Strophe: Der Boden und die Pflanzendecke der Heide; das rührige Tierleben; der einzelne Mensch und seine Arbeit; der Blick auf das Streben der Menschheit.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wie wenig braucht der Zufriedene, um glücklich zu sein! Lebe still beglückt für dich, vergiß aber auch die andern nicht! Auch allein sei doch mit deinem Volke vereinigt! Vergiß über deinem Behagen dein Volk und Land, das große Ganze nicht! —

2. Verwandtes. a) „Im engen Kreis verengert sich der Sinn; es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken." b) „Genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast! Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last." c) „Das Heidedorf" von Adalb. Stifter.

3. Aufgaben. a) Entwirf ein Heidebild! — b) Die Freuden eines Kätners in der Heide! — c) Was geschah 1864 und 1866? — P.

163. A. Das Gewitter.

Joh. Peter Hebel, Werke. Karlsruhe 1853. I, S. 210. Ins Hochdeutsche übertragen v. Fr. P.

1. Der Vogel schwankt so tief und still,
Weiß nicht, wohin er fliegen will.
Es kommt so schwarz und kommt so schwer,
Und in den Lüften hängt ein Meer
Voll Dunst und Wetter. Horch, wie's schallt
Am Blauen, und wie's wiederhallt!

2. In großen Wirbeln fliegt der Staub
Zum Himmel auf mit Halm und Laub.
Und schau mir dort das Wölklein an!
Ich hab' kein groß Gefallen dran.
Sieh, wie man's auseinander rupft,
Wie unsereins, wenn's Wolle zupft!

3. So helf uns Gott und b'hüt uns Gott!
Wie zuckt's durch Wolken feurigrot!
Und kracht und tost, es ist ein Graus!
Die Fenster zittern und das Haus.
Schau 's Kind dort in der Wiege an!
Es schläft und kehrt sich nicht daran.

4. Zu Schliengen läut't man drein und drauf —
Das Wetter hört davon nicht auf.
Da braucht man auch, wenn's donnern soll,
Zu läuten noch die Ohren voll!
O helf uns Gott! Das ist ein Schlag!
Dort, siehst im Baum am Gartenhag?

5. Schau, 's Büblein schläft noch immer still,
Macht aus dem Donner sich nicht viel!
Es denkt: „Das ficht mich wenig an,
Er wird sein Aug' doch bei sich ha'n!"
Es atmet, dreht sich, — was hat's Not? —
Aufs andre Öhrlein. Gönn dir's Gott!

6. Siehst du den hellen Streifen dort?
O hör, wie's rasselt immerfort!
Es kommt! Gott woll' uns gnädig sein!
Geht hurtig, hängt die Läden ein!
's ist grade wie das vor'ge Mal —
Gut' Nacht, du schöner Weizen all!

7. Wie schettert's auf dem Kirchendach!
Und vor dem Haus, wie platscht's im Bach!
Es läßt nicht nach — daß Gott erbarm!
Jetzt sind wir wieder alle arm! —
Zwar meinten wir's auch vor'ges Jahr, —
Wo's doch dann zu ertragen war!

8. Sieh, 's Büblein schläft noch immerzu!
Kein Hagel stört ihm seine Ruh'.
Es denkt: „Was hilft mein Weinen doch!
Mein Teil bleibt mir schon übrig noch."
Ei ja, so lang ich's habe: satt
Bekam's noch immer früh und spat.

9. O geb uns Gott 'nen Kindersinn!
Es ist ein großer Segen drin.
Sie trauen Gott in ihrem Bett,
Wenn's Spieß und Nägel regnen thät.
Und er macht auch sein Sprüchlein wahr
Mit seinen Engeln in Gefahr. —

10. Wohin kam's Wetter denn so schnell?
Die Sonne steht am Himmel hell.
Zwar schier zu spät, doch grüß dich Gott!
„Nein," sagt sie, „noch hat's keine Not!
Es steht noch mancher Halm im Bann —
Und mancher Baum und Äpfel dran." —

11. Potz tausend! 's Kind ist auch erwacht,
Sieh, was es für ein Mäulchen macht!
Es lacht und weiß von nichts, ei ja!
Schaust, Friedel, wie es aussieht da?
Der Schelm hat gar Gefallen dran!
Geh, richt ihm eins sein Süpplein an!

Vorbereitung und dann **Vortrag.** Hebels Gedicht versetzt uns in ein Dorf des südlichen Schwarzwaldes im Kreise Lörrach. Unweit davon liegt der Marktflecken Schliengen. Unter den Berggipfeln erhebt sich in der Ferne stattlich und schön der Blauen bei Badenweiler. Aus der Mitte der Bauernhäuser ragt mit breitem Dache die Kirche empor. Eins der Bauernhäuser ist mit einem schönen Obstgarten umgeben, dieser aber von einer lebendigen Hecke (Hag oder Gehege) eingefriedigt. An dem Hause rinnt ein Bach vorüber. Das Dorf ist mit einer schönen Feldflur umgeben, auf der das Getreide der Ernte entgegenreift. (Die Gemarkung heißt dort auch Bann, der Feldhüter Bannwart.) In der Wohnstube des erwähnten Bauernhauses ist der Bauer mit seiner Familie und schaut besorgt nach den Bergen und nach dem Himmel. In den Bergen donnert's, und am Himmel stehen dicke, schwarze Wolken. Die Luft ist schwül und dunstig wie ein unheimliches Meer. Die Schwalben streifen tief und ängstlich nahe an der Erde hin. Einzelne heftige Windstöße wirbeln Staub, Halme und Blätter in die Höhe. In der Wiege liegt des Bauern jüngstes Söhnlein Friedel und schläft ruhig und fest. Das Gewitter bricht los. In Schliengen werden die Glocken geläutet, weil nach einem alten Aberglauben das Glockengeläut die Gewitterwolken zerteilt und die Blitze bricht. Wie schmettert der Donner und wie zuckt der Blitz! Jetzt fährt er gleich einer feurigen Schlange krachend in einen Baum am Gartenzaune.

Ein gelber Schein fliegt durch die Wolken, und nun prasselt ein entsetzlicher Hagel nieder auf die Dächer und gegen die geschlossenen Läden; der angeschwollene Bach braust; in der Luft saust's; der Bauer jammert um die vernichtete Ernte; das Kind aber schläft und schläft und legt sich nur einmal auf die andere Seite. Endlich zieht das Wetter vorüber; die Sonne bricht siegreich durch die Wolken und schaut auf die Verheerung, aber auch auf das Verschonte herab. Das Kind erwacht und lächelt heiter — wie eine himmlische Hoffnung.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit nach der Vorbereitung zu beschreiben!

2. Charakter des Hausvaters. Zeige aus dem Gedichte, wie der Bauer besorgt ist, in treffenden Bildern redet, Gott anruft, auf den Aberglauben der Schliengener schilt, an dem Beispiel des Kindes lernt, beim Hagel Vorsicht übt, über das Unglück jammert, mutlos in die Zukunft schaut, sich bald wieder faßt und hofft, von dem Kinde Zuversicht und Gottvertrauen lernt, die neue Sonne mit neuer Freude und Hoffnung begrüßt und für das erwachte Kind sorgt!

3. Gedankengang. I. Die Entstehung des Gewitters (Str. 1—2). Str. 1. Das Gewitter droht. Str. 2. Seine Vorboten erscheinen.

II. Der Ausbruch (Str. 3—5). Str. 3. Blitze zucken, Donner krachen, aber das Kind schläft. Str. 4. In Schliengen wird thörichterweise geläutet; der Blitz schlägt in einen Gartenbaum. Str. 5. Das Kind schläft unbekümmert weiter und dreht sich nur auf die andere Seite.

III. Der Hagelschlag (Str. 3—5). Str. 6. Es braust und rauscht in der Luft, und ein Hagelwetter zieht heran wie im vergangenen Jahre. Str. 7. Der Hagel schmettert nieder auf die Dächer und vernichtet wahrscheinlich die schöne Ernte. Str. 8. Das Büblein schläft sorglos weiter und giebt dem Vater die verlorne Zuversicht etwas zurück. Str. 9. Hätten wir doch solch festes Vertrauen wie so ein Kind!

IV. Nach dem Gewitter (Str. 10—11). Str. 10. Die Sonne erscheint wieder und neue Hoffnung mit ihr. Str. 11. Das Kind erwacht, freut sich über die Verheerung und empfängt sein Süpplein.

4. Grundgedanke. Der Herr erscheint im Wetter; Zittern faßt unser Herz und Bangen unsere Seele, aber gnädig geht er vorüber; nach dem Wetter erscheint der Bogen des Friedens und leuchtet die Sonne der Gnade. Von den Kindern sollen wir lernen stille sein und dem Herrn vertrauen. Er wird uns nicht verlassen noch versäumen und uns zur rechten Zeit Speise und Freude geben.

5. Eigentümliches. Das Gedicht zeigt alle Schönheiten und Vorzüge der Hebelschen Poesien. Wie anschaulich schildert er! (Hängt die Läden ein! Wie schettert der Hagel aufs Kirchendach! Wie zieht das erwachende Kind ein krummes Mäulchen!) Wie denkt er sich in die Anschauungs- und Empfindungsweise der Landleute! (Die zerfetzte Wolke sieht aus, als ob unsereins Wolle zupfte. Die Verzweiflung übertreibt: „Nun sind wir alle arm!" Die Überlegung sagt: „Das meinten wir auch voriges Jahr, und doch ist's besser geworden, als wir dachten.") Wie folgerichtig greift eins ins andere! (Das abergläubische Gewitterläuten und das Einschlagen; die wiedererscheinende Sonne und die aufkeimende Hoffnung.) Wie schlicht, volkstümlich und fesselnd ist die Sprache! (Ich hab' kein groß Gefallen dran. — Das ficht mich wenig an. — Gut' Nacht, du schöne Weizenernte! Daß Gott erbarm! rc.) Wie treffend die Bilder! (Ein Meer von Dunst und Wetter. Die Wolke gleicht der zerrupften Wolle. Es regnet Spieß' und Nägel.) Wie schön sind die Personifikationen! (Frau Sonne, Gott grüß' dich!) Wie beleben die Ausrufe, Fragen, Selbst- und Zwiegespräche den Gang der Handlung! (Potz tausend! — Dort, siehst's im Baum am Gartenhag? — Es denkt: Was hilft mein Weinen doch! — Du kommst zu spät! Nein, noch hat's keine Not!) Wie zieht auch der Humor seine hellen Linien in das ernste Bild! (Da braucht man auch, wenn's donnern soll, zu läuten noch die Ohren voll! — Er atmet, dreht sich, — was hat's Not? — aufs andre Öhrlein. Gönn' dir's Gott! — Potz tausend! 's Kind

ist auch erwacht! Sieh, was es für ein Mäulchen macht! Es hat sich hungrig geschlafen und den Appetit nicht durch Blitz, Donner und Hagel verderben lassen.) — Wunderbar schön ist der Gegensatz zwischen dem Aufruhr draußen und dem friedlichen Schlafe des Kindes, zwischen Angst und Jammer des Vaters und der Sorglosigkeit des Söhnleins, zwischen der Niedergeschlagenheit der Erwachsenen und dem fröhlichen Lachen und gesunden Appetit des Kleinen. Sein kindliches Lachen und sein Appetit sind die Bürgen, daß es trotz Hagelschlags der Familie nicht an Speise und Freude fehlen wird.

III. **Verwertung.** 1. Suche aus dem Gedichte allerlei Winke für dein Herz und Leben!

2. Suche verwandte Stoffe aus dem Lesebuch und der Bibel!

3. Vergleiche das folgende Gedicht mit dem Hebelschen!

B. Gewitter.

Karl v. Gerok. Palmblätter. Taschen-Ausgabe. 5. Aufl. Stuttgart u. Leipzig 1871. S. 127.

1. Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel,
Die Lüfte wehn so dumpf und schwül,
Die Wolken stehn so schwarz zuhauf, —
Ein schwer Gewitter zieht herauf, —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

2. Schauet, schon kommen die Winde geflogen,
Himmelan wirbelt erstickender Staub,
Pappeln erbrausen, vom Sturme gebogen,
Silbern erzittert das rauschende Laub;
Dampfend noch in die geöffnete Scheuer
Ziehen die Rosse das duftende Heu,
Und in dem Neste am Giebelgemäuer
Duckt sich das Vöglein schweigend und scheu.

3. Ihr Kinder, duckt euch nicht so scheu,
Seid unverzagt, kommt all herbei,
Ein treues Vaterauge wacht
Auch über schwarzer Wolkennacht —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

4. Sehet, wie schaurig die Lüfte sich schwärzen,
Mittag verkehrt sich in dämmernde Nacht
Stille wird's draußen, es klopfen die Herzen,
Mächtige Tropfen schon melden sich sacht.
Plötzlich ein Blitz, der mit feuriger Lohe
Blendet das Aug' und erhellt das Gemach,
Und durch das Himmelsgewölbe, das hohe,
Rollet der Donner mit dumpfem Gekrach!

5. Ihr Kinder, fleht zum starken Gott:
Erbarme dich, Herr Zebaoth,
In Donnerhall und Blitzesschein
Vertrauen dir die Kindlein dein, —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

6. Habt ihr die feurige Schlange gesehen?
Hört ihr den plötzlichen, schmetternden Streich?
Ist in der Stadt wo ein Unglück geschehen?
Wimmert vom Turme das Glöckchen sogleich? —

Nein, es ist stille; auf feurigem Wagen
Fuhr uns im Wetter Jehovah vorbei;
Aber nicht wollt' er mit Jammer uns schlagen,
Denn er ist gnädig, barmherzig und treu.

7. Ihr Kinder, fleht im Blitzeslicht:
Herr, geh mit uns nicht ins Gericht,
Mit Wetterschlag und Feuersnot
Verschon, verschon uns, lieber Gott, —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

8. Wo jetzt im Feld sich ein Wandrer noch eilet,
Fern auf der Heide noch hütet ein Hirt,
Unter dem Baum sich ein Mähder [1]) verweilet,
Weinend im Wald sich ein Kind hat verirrt,
Laßt uns der Fernen, Verlassenen, Armen
Betend gedenken im sichern Gemach:
Schütze der Herr sie mit mildem Erbarmen
Unterm unendlichen himmlischen Dach!

9. Ihr Kinder, ruft zur Himmelshöh':
Du Herrscher über Land und See,
Den Pilger schütz in Sturmesnot,
Auf wildem Meer das schwanke Boot! —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

10. Siehe, nun stürzen die himmlischen Quellen,
Strömend ergießen die Wolken den Schoß!
Dächer, sie traufen, und Bäche, sie schwellen,
Alle die Schleusen des Himmels sind los;
Dämmernd verschwindet im düsteren Regen
Himmel und Erde, die weite Natur,
Aber den süßen, befruchtenden Segen,
Durstig verschluckt ihn die lechzende Flur.

11. Ihr Kinder, lobt den Herrn der Welt!
Er tränkt die Flur, er labt das Feld,
Er schmückt das Blümlein, speist den Wurm
Und segnet auch im Wettersturm; —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

12. Milder schon fallen die silbernen Tropfen,
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach;
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen;
All das verschüchterte Leben wird wach.
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu;
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: Der Herr ist getreu!

13. Ihr Kinder, auf, hinaus ins Feld,
Wie weht's und duftet's durch die Welt!
Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur!
Hab Dank, o Herr der Kreatur! —
Behüt uns, Gott, in Gnaden!

I. Ähnlichkeiten. Der Gang bei der Schilderung des Gewitters ist in beiden Gedichten im allgemeinen gleich. Von der Stube aus wird

---

[1]) Mäher, von mähen, Mahd.

das Gewitter mit steigender Angst verfolgt. Die ganze Familie ist versammelt. Die Luft ist schwül, der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt. Einzelne Windstöße wirbeln Staub und Laub in die Höhe. Die Vögel verraten Unruhe, die Menschen Angst und Bangen. Grelle Blitze zucken gleich feurigen Schlangen hernieder, und krachender Donner folgt ihnen. Es schlägt ein. Regen stürzt in Strömen herab und schwellt die Bäche zu rauschenden Strömen. Endlich zieht das Gewitter vorüber. Die Sonne strahlt vom Himmel; erquickende Luft weht, und neues Leben regt sich. In beiden Gedichten beschäftigen sich die Väter mit den Kindern, und das ganze Gedicht ist ihnen in den Mund gelegt. Jede neue Phase draußen hat eine neue Wendung des Gesprächs drinnen zur Folge, so daß ein völliger Parallelismus zwischen Natur und Menschenleben, draußen und drinnen, entsteht und das Menschenleben im Spiegel der Natur erscheint.

II. Verschiedenheiten. A schildert ein Gewitter mit verheerendem Hagelschlag und der Vernichtung vieler, doch nicht aller Hoffnungen, B ein solches, das zwar erschreckt, aber die lechzende Natur erquickt. — A führt uns auf ein Dorf, B in die Stadt. — A ereignet sich vor der Weizenernte, B in der Heuernte. — In A ist der Vater und das schlafende Söhnlein, in B der Vater und seine Kinder genannt. In A ist das Söhnlein klein und verschläft das ganze Gewitter, in B sind die Kinder größer, werden vom Spiel gerufen, vom Vater während des Gewitters auf alles aufmerksam gemacht und zum Beten ermahnt. — In A ist der Gang: a) Heranziehen des Gewitters und Ausbruch, — das Kind schläft. b) Gewitterläuten und Einschlagen, — das Kind legt sich auf die andere Seite und schläft weiter. c) Das Hagelwetter, — das Kind schläft sorglos weiter, und der Vater wünscht sich solch hoffnungsfrohen Kindersinn. d) Die Sonne steht wieder am Himmel, — das Kind erwacht, freut sich über die Verwüstung — und will essen. In B: a) Heranziehen des Gewitters, — Mahnung zu mutigem Gottvertrauen. b) Ausbruch, — Bitte um Schutz. c) Einschlagen, — Bitte um Erbarmen. d) Blick auf die Menschen im Freien, — Fürbitte für sie. e) Der Regen, — Dank für die Erquickung. f) Der Wiederbeginn des verschüchterten Lebens, — Aufforderung, sich in der neubelebten Natur umherzutummeln. — Grundgedanke in A: Der Herr stößt uns zu Boden, hebt uns aber auch wieder auf, er schlägt und heilt uns. Wer ihm vertraut, wird nicht zu Schanden. In B: Der Herr ging gnädig im Wetter vorüber; auch wenn er zu zürnen scheint, segnet er. — A ist in sechszeiligen Strophen mit vierfüßigen Jamben und glatten Reimen geschrieben. In B sind die Mahnungen des Vaters gleichfalls in vierfüßigen Jamben mit männlichen Reimen, aber einem Kehrreim, gleichsam einem wiederholten Stoßseufzer, die Schilderungen des Gewitters aber in Daktylen geschrieben. — Suche die eigentümlichen Züge in jedem der beiden Gedichte auf!

P.

164. Die Feuersbrunst.*)

Fr. v. Schiller, Aus dem Liede von der Glocke. Gedichte. Stuttgart 1867. S. 255.

1 Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht u. s. w. bis:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

I. **Einführung in das Verständnis im allgemeinen.** Dieses Gedicht ist ein Bruchstück des „Liedes von der Glocke". Im genannten Gedichte knüpft der Dichter an zehn Arbeitssprüche des Glockengießermeisters zehn Betrachtungen über die verschiedensten Lagen des menschlichen Lebens. Unser Gedicht ist die fünfte Betrachtung, welche auf den fünften Meisterspruch folgt. Die Arbeit der Glockengießer ist nämlich so weit gefördert, daß das Metall in dem Schmelzofen flüssig geworden ist; da ruft der Meister seinen Gesellen den folgenden Spruch zu:

Wohl, nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

An diesen Spruch, der den eigentlichen Guß der Glocke schildert und die Gefahr andeutet, welcher dabei das Haus ausgesetzt ist, schließt der Dichter eine Betrachtung über das Feuer und darüber, wie die Glocke bei der Feuersbrunst gebraucht wird. („Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?")

Die Schönheit des Gedichts beruht teils auf der kunstvollen Verbindung der Reime, teils auf der schönen, gewählten Sprache, teils auf der klaren, durchsichtigen Anordnung der Gedanken.

II. **Anordnung und Gliederung der Gedanken.** 1. Die Einleitung (Vers 1—14): Die Macht des Feuers.

2. Der Hauptteil (Vers 15—56): Die Beschreibung der Feuersbrunst.

3. Der Schluß (Vers 57—72): Folgen der Feuersbrunst.

Die Einleitung stellt zwei Behauptungen auf: a) Wohlthätig ist des Feuers Macht. Dieser Behauptung ist zunächst die Bedingung hinzugefügt: „Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht" (inwiefern?); sodann aber stellt der Dichter auch die Gründe für die Richtigkeit der Behauptung auf: „denn was er bildet, was er schafft, das dankt er dieser Himmelskraft". (Beweise dafür!) b) Doch furchtbar wird die Himmelskraft. Auch diese Behauptung ist bedingt: 1. Wenn sie der Fessel sich entrafft, 2. wenn sie auf der eigenen Spur einhertritt, 3. wenn sie durch die Straßen sich fortwälzt. Der Grund zu dieser Behauptung ist ausgedrückt durch die Worte:

„Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand."

Unter den Elementen versteht der Dichter Feuer, Wasser, Luft und Erde. Inwiefern zerstören sie die Werke, die von Menschenhand gemacht sind?

---

*) Eine Erläuterung des ganzen Liedes von der Glocke bringt der III. Band des Werkes „Aus deutschen Lesebüchern".

Der Hauptteil schildert zunächst die Entstehung der Feuersbrunst.

„Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen."

Es zieht, wie wir aus dem Verse: „Das ist nicht des Tages Glut" erkennen, in der Nacht, wo alles ruht, eine Gewitterwolke heran; erquickender Regen strömt daraus hervor, aber bald zuckt aus derselben ein zündender Blitzstrahl:

„Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl."

Sodann nennt der Dichter die Merkmale, an denen man die Feuersbrunst wahrnimmt. Schon hört man die fürchterlichen Schläge der Sturmglocke schauerlich dröhnen:

„Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?"

Dann sieht man die Feuerwolke:

„Rot wie Blut
Ist der Himmel."

Ferner erkennt man die Not an dem Lärm auf der Straße:

„Welch Getümmel Straßen auf!"

Endlich sieht man auch den Rauch aufsteigen, welchem unmittelbar die Flamme folgt:

„Dampf wallt auf! Flackernd steigt die Feuersäule."

Im zweiten Abschnitte des Hauptteils schildert nun der Dichter die rasche Verbreitung des Feuers:

„Durch der Straßen lange Zeile wächst es fort mit Windeseile"

und die Zerstörung, welche die Feuersbrunst hervorbringt:

„Kochend, wie aus Ofens Rachen — unter Trümmern."

Dieses Unglück und dieser Jammer veranlaßt die Menschen, zu Hilfe zu eilen:

„Alles rennet, rettet, flüchtet — spritzen Quellen Wasserwogen."

Aber trotz aller Kraftanstrengung der Löschmannschaften ist dem Unglücke noch nicht zu steuern; denn zu der gewaltigen Glut gesellt sich noch der Sturm, das andere, die Gebilde der Menschenhand hassende Element:

„Heulend kommt der Sturm geflogen, der die Flamme brausend sucht."

Nun steigert sich immer mehr die Glut, und immer mehr Nahrung findet sie:

„Prasselnd in die dürre Frucht — riesengroß."

Da helfen keine Rettungsversuche mehr: alle Arbeit wird eingestellt, denn gegen die Götterstärke (die Naturkraft) kann der Mensch nicht ankämpfen:

„Hoffnungslos — und bewundernd untergehn."

Damit schließt die ergreifende Schilderung der Feuersbrunst, und wir kommen nun zum dritten Teile des Gedichts, zum Schlusse, welcher die Folgen der Feuersbrunst uns vorführt.

„Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.“

Das ist eine einfache und doch so schöne Schilderung der Brandstätte, die nun keinen Stoff zum Weiterbrennen bietet. Nur die wilden Stürme wehen noch drüberher. Das, was das Feuer verschont hat, sieht aber auch schreckenerregend aus:

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen.“

Nur die geschwärzten Mauern stehen noch, während die Fenster zersprungen sind und das Dach eingestürzt ist:

„Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.“

Die Schreckensnacht ist vorüber. Der unglückliche Mensch hat nichts gerettet, sondern er wirft nur noch

„Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe.“

Alles liegt in Schutt und Asche. So furchtbar ihn aber auch das Unglück getroffen, er hat doch noch einen süßen Trost, denn seine Kinder waren beim plötzlichen Ausbruche des Feuers in Gefahr, mit zu verbrennen, und siehe! sie wurden gerettet. Wie groß war da die Freude der Eltern! Drum darf auch der Dichter sagen:

„Greift fröhlich dann zum Wanderstabe“

und

Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.“

III. **Die poetische Sprache im Gedichte.** Dieses Gedicht gehört hinsichtlich der Benutzung der äußeren Mittel der Sprache zu denjenigen, in welchen man sehen kann, wie der Dichter über diese Mittel zu gebieten versteht. Da dieselben hier so hervorstechend sind, so können wir auch die Schüler der Volksschule mit den wichtigsten wenigstens bekannt machen.

In Bezug auf das Metrum fällt es schon den Kindern beim aufmerksamen Lesen auf, daß dasselbe beim Wechsel der Empfindungen ebenfalls ein anderes wird. Während in den ersten Zeilen, wo von der wohlthätigen Macht des Feuers die Rede ist, der vorstrebende Jambus (◡ —) gebraucht wird, ändert der Dichter das Metrum in der Mitte des zweiten Teils der Einleitung, wo er von der Furchtbarkeit des Feuers spricht (Vers 9) und benutzt den etwas schwereren Trochäus (— ◡). Ganz besonders auffällig ist die Veränderung des Rhythmus am Schlusse zwischen dem 67. und 68. Verse; dort die schweren Silben am Anfange und hier die leichten.

Ferner fällt es den Schülern bald auf, wie der Dichter das Wehen und Wachsen der Feuersglut durch den Mitlaut „**W**“ so wunderschön zeichnet: **W**ehe, **w**enn sie losgelassen, **w**achsend ohne **W**iderstand . . .

wälzt den ungeheuren Brand. Ebenso wirken bei der schauerlichen Schilderung der Zerstörung die harten Mitlaute t und r und die dunkeln, schauerlich klingenden Vokale **u** und **ü**, oder die grellen kurzen **i** und e, „in deren Geräusch man das Brechen und Stürzen, das Donnern und Krachen zu vernehmen glaubt".

Nicht minder mannigfaltig ist das Gedicht an sprachlichen Satzformen und Redefiguren. So macht sich z. B. der Gegensatz in den Versen

„Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen.

Aus der Wolke ohne Wahl
Zuckt der Strahl!"

ganz wunderschön, ebenso in den Versen „Wohlthätig ist des Feuers Macht" und „Doch furchtbar wird die Himmelskraft" und am Ende

„Einen Blick ꝛc.
Sendet noch der Mensch zurück —,
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe" ꝛc.

Wahrhaft erschütternd wirken auch die kurzen, zweifüßigen Verse mit einer leichten zwischen zwei schweren Silben, wie „Riesengroß! Hoffnungslos! Leergebrannt ꝛc."

Eine ebenfalls treffende Wirkung bringt in der Zerstörungsscene die Aneinanderreihung der kurzen Sätze ohne Bindewörter hervor; es ist, als hörte man alle die Vorfälle mit einemmale geschehen: „Balken krachen, Pfosten stürzen, Fenster klirren, Kinder jammern, Mütter irren, Tiere wimmern unter Trümmern. Alles rennet, rettet, flüchtet." Endlich ist auch auf den häufigen Gebrauch der Participien aufmerksam zu machen, welche die Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Ganzen nicht wenig erhöhen, z. B. wachsend, volkbelebt, kochend, heulend, bewundernd ꝛc.

IV. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Schilderung einer Feuersbrunst. 2. Schilderung einer Brandstätte. 3. Nutzen und Schaden des Feuers. 4. Nutzen und Schaden des Gewitters. 5. Schilderung einer Wasserflut. 6. Vergleichung: Die Feuersbrunst und „Das Lied vom braven Mann" von Bürger (Bd. II, Nr. 127).

1. Welche Ähnlichkeiten lassen sich bei beiden Gedichten auffinden? a) Beide Gedichte sind ein Beweis für das Schillersche Wort: „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand." b) Beide Gedichte sprechen von Zerstörungen, die durch die sogenannten Elemente (Feuer und Wasser) hervorgebracht werden. c) In beiden Gedichten werden uns die Ursachen, wodurch die Elemente Unglück brachten, gezeigt. d) In beiden Gedichten waren Menschenleben in Gefahr, ohne daß eins vernichtet wurde. e) In beiden Gedichten stellten sich helfende Menschen dem Elemente entgegen.

2. Welche Hauptunterschiede findet man in den beiden Gedichten? a) „Die Feuersbrunst" ist eine Betrachtung und Schilderung, „Der brave Mann" ist eine Verherrlichung einer edlen That. b) In „Der brave Mann" werden uns bestimmte Personen vorgeführt, in der „Feuersbrunst"

nicht. c) Die „Feuersbrunst“ hat keine regelmäßige, strophische Einteilung, „Der brave Mann“ ist in sechszeiligen Strophen geschrieben ꝛc.

W. D.

165. A. Der Eichwald.

Nikolaus Lenau, Sämtl. Werke. Leipzig, Bibl. Institut. I, S. 93.

1. Ich trat in einen heilig düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern,
Wie das Gebet von einem Kind;

2. Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll;

3. Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will:
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

B. Schilflied.

Nikolaus Lenau. Bd. I, S. 38.

1. Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

2. Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

3. Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet.

Vergleichung der beiden Lenauschen Lieder.

1. Ort. A führt uns in einen Eichwald, in dem heilige Stille herrscht. Hoch und stolz ragen die breiten Wipfel auf und verflechten sich in einander zu einem dichten Laubdach. Dämmerung herrscht auf dem Waldboden. Ein Bächlein, dessen Ufer mit Blumen bekränzt sind, rinnt murmelnd durch den Wald. B führt uns an einen Teich in einem schönen Waldthale. Wie ein klarer Spiegel liegt die regungslose Wasserfläche vor uns. Ein grüner Kranz von Schilfrohr faßt ihn ein. Am klaren Himmel steht der Mond und gießt sein bleiches Licht herab. Seine Lichtperlen zwischen dem Schilfe sehen wie weiße Rosen aus, die in den grünen Kranz geflochten sind. Die Thalwände des Teiches sind mit Wald bestanden. Auf einer Lichtung wandelt langsam ein Rudel Hirsche. Bei jedem Geräusch heben sie die Köpfe mit dem stolzen Geweih empor. Im Röhricht des Ufers nisten wilde Enten und anderes Wassergeflügel. Sie schlafen schon, regen sich aber zuweilen wie im Traume.

2. Zeit. Es ist Sommer, denn die Natur trägt ihr Festkleid. A läßt uns als Zeit die Abenddämmerung vermuten, während B uns in die Nacht weist.

3. Personen. In beiden Gedichten sehen wir den Dichter einsam in der feierlichen Stille der Natur. Aber ihm ist sie nicht stumm, sondern redet durch geheimnisvolle Stimmen zu ihm. Das murmelnde Bächlein flüstert mit ihm, und die rauschenden Eichengipfel wollen ihm ein Geheimnis enthüllen. Der Bund des Mondlichts mit dem Schilfe, die ge-

sellige Wanderung der Hirsche und die brütenden Vögel im Neste rufen ihm die Erinnerung an seine fernen Lieben in die Seele zurück.

4. Gedankengang. In A: I. Das linde Murmeln des Baches klingt wie das Gebet eines unschuldigen Kindes; II. das geheimnisvolle Rauschen des Waldes wie die Offenbarung eines göttlichen Geheimnisses. III. Plötzlich schweigt das Rauschen, wie erschrocken vor der Nähe Gottes, und das Geheimnis seines künftigen Geschickes bleibt ihm verborgen. In B: I. Den stillen Wasserspiegel umkränzt das grüne Schilf mit den eingeflochtenen blassen Rosen des Mondlichtes. II. Die Hirsche schauen in die Nacht empor, und das Geflügel regt sich im Traume. III. Die Erinnerung an die ferne Geliebte zieht wie ein Gebet durch seine Seele und entlockt ihm Thränen.

5. Grundgedanke. A: Die heilige Dämmerung und das Rauschen des Eichwaldes weckt süße Hoffnungen, B: die feierliche Stille des Teiches ergreifende Erinnerungen in der Seele. Wie gut, daß wir unser künftiges Geschick nicht wissen und unser Herz durch Thränen und Gebet erleichtern können!

6. Schönheiten. Die Schilderung der Natur ist in beiden Gedichten gleich zart, maßvoll und treffend. Die Natur erscheint als die Vertraute unserer Freuden und Leiden, als der Spiegel unserer Stimmungen. — Das Flüstern des Bächleins als Abendgebet eines Kindes, das Waldrauschen als Offenbarung eines Geheimnisses, das plötzliche Verstummen des Rauschens als ehrfurchtsvolles Schweigen vor der Nähe und Majestät Gottes, das Schilf als Kranz, die Mondperlen als eingeflochtene weiße Rosen, das leise Rauschen im Rohre als Traum des Geflügels, das Gedenken an die ferne Geliebte als stilles Nachtgebet: das sind ebenso schöne wie eigenartige und fesselnde Bilder. In A hat wohl dem Dichter folgendes Bild vorgeschwebt: Jemand will dem Kinde heimlich sagen, was die Mutterliebe für das Kind zu Weihnachten ausgesonnen hat. Die Mutter verschweigt es, um die Freude nicht zu zerstören, aber das Kind ist neugierig und drängt. Schon hat es sein Ohr an den Mund des andern gelegt, um das Geheimnis zu entdecken, da naht die Mutter. Beide erschrecken und schweigen still. Wie gut für das Kind, daß das Geheimnis verschwiegen bleibt! — Schön in den Gedichten ist auch die Steigerung: In A das Geflüster des Baches am Boden, das Rauschen der Wipfel oben und die Offenbarungen der göttlichen Liebe vom Himmel herab. In B der regungslose Teich, die geselligen Hirsche und Wasservögel und das einsame Menschenherz mit seinen Erinnerungen.

P.

166. A. Jägerlied.

Volkslied. Nach Wilhelm Bornemann.

1. Im Wald und auf der Heide
Da such' ich meine Freude,
Ich bin ein Jägersmann.
Den Wald und Forst zu hegen,
Das Wild dort zu erlegen,
Mein' Lust hab' ich daran.
Halli, hallo, halli, hallo!
Mein' Lust hab' ich daran u. s. w.

2. Kein' Heller in der Tasche,
Ein Schlückchen in der Flasche,
Ein Stückchen trocken Brot,
Den treuen Hund zur Seite,
Wenn ich den Wald durchschreite:
Dann hat es keine Not.
Halli, hallo, halli, hallo!
Dann hat es keine Not.

3. Das Huhn im schnellen Zuge,
Die Schnepf' im Zickzackfluge
Treff' ich mit Sicherheit.
Die Hasen, Reh' und Hirsche
Erleg' ich auf der Birsche,
Der Fuchs läßt mir sein Kleid.
Halli, hallo, halli, hallo!
Der Fuchs läßt mir sein Kleid.

4. So streich' ich durch die Wälder,
So streif' ich durch die Felder
Wohl hin den ganzen Tag;
Dann schwinden mir die Stunden
Gleich flüchtigen Sekunden,
Tracht' ich dem Wilde nach.
Halli, hallo, halli, hallo!
Tracht' ich dem Wilde nach.

5. Wenn sich die Sonne neiget,
Der feuchte Nebel steiget,
Mein Tagwerk ist gethan:
Kehr' heim ich von der Heide
Zur häuslich stillen Freude,
Ein froher Jägersmann.
Halli, hallo, halli, hallo!
Ein froher Jägersmann.

I. **Vorbemerkung.** Dieses Lied findet sich in mannigfach veränderten Lesarten in den Liederbüchern für Jäger, Soldaten 2c., sowie auch in Lesebüchern und Liederheften für die Jugend. Das Lied ist zu einem volkstümlichen Liede, fast zum Volksliede geworden. Wir geben dasselbe hier in der Lesart, welche dem Original möglichst treu bleibt, doch aber volkstümliche Ausdrücke da angenommen hat, wo es dem Volksmunde ersprießlich schien. Höchst lehrreich für die Jugend ist es, durch Vergleichung dieses Liedes mit dem Original (s. Hartigs Forst- und Jagd-Archiv, 1. Jahrgang, Heft 2. Berlin 1816. S. 134) zu sehen, wie nach und nach ein Lied von selbst zum Volkslied sich umgestaltet, indem es alle abstrakten Ausdrücke, alle umschreibenden Attribute und alle zu gelehrten Redewendungen beseitigt und echt volkstümliche Redeweise an deren Stelle setzt.

Str. 1. Z. 1. In grünbelaubter Heide
„ „ „ 4. Die Forsten treu zu pflegen
„ „ „ 7. Halli, hallo! Trari, trara!

Str. 2 ist zusammengezogen aus Str. 2 und 3 der ursprünglichen Dichtung von W. Bornemann:

2. Trag' ich in meiner Tasche
Ein Trünklein in der Flasche,
Zwei Bissen liebes Brot;
Brennt lustig meine Pfeife,
Wenn ich den Forst durchstreife:
Da hat es keine Not 2c.

3. Im Walde hingestrecket,
Den Tisch mit Moos mir decket
Die freundliche Natur.
Den treuen Hund zur Seite,
Ich mir das Mahl bereite
Auf Gottes freier Flur.

Str. 3 unverändert bis auf das Wort Hasen statt Sauen.

Str. 4. Und streich' ich durch die Wälder,
Und zieh' ich durch die Felder
Einsam den vollen Tag,
Doch schwinden 2c.

Str. 5 fast unverändert, nur

Z. 4. Dann kehr' ich von der Heide.

II. **Vermittlung.** Welcher Unterschied ist zwischen Wald und Heide? Wald = Laub- und Tannenwald; Heide = Sandboden, be-

standen mit Kiefern und Föhren, Bodenfläche bedeckt mit Heidekraut. Welcher zwischen Wald und Forst? Wald, wie ihn die Natur erzeugt, ohne Beihilfe der Menschen; Forst, von Menschenhand gehegter Wald mit Schneisen und Jagen, mit Anpflanzungen und Schonungen. Welcher Unterschied zwischen Wild und Wildbret? Wild = das lebende, Wildbret (von braten) das zu bratende oder gebratene Wild. (S. Dr. Weigands Wörterbuch, II, S. 1116!) Wie heißt in Str. 2 das fehlende Subjekt und Prädikat? Hab' ich 2c. Was ist der Heller? Welches Huhn ist hier gemeint? Warum Zickzackfluge? Weil die Schnepfen, wenn sie sich in die Luft erheben, erst einigemal hin und her fliegen, ehe sie eine bestimmte Richtung des Fluges annehmen. Was läßt der Fuchs dem Jäger? Vertausche Kleid mit einem andern Ausdrucke! Desgleichen nachtrachten (nachstellen, jagen)! Was heißt: ein froher Jägersmann? Ein zufriedener, glücklicher.

III. **Vertiefung.** 1. Veranlassung zur Dichtung des Liedes. Schon die Jugend weiß, daß den Menschen nichts mehr zum Gesange reizt, lockt und auffordert, als das Wandern durch den grünbelaubten Wald. Höher und freudiger hebt sich die Brust, freier und seliger fühlt sich die Seele und schwingt sich auf den Flügeln des Gesanges auf zum Herrn, der den Wald und alles umher so herrlich und schön geschaffen hat. Das vorstehende Lied ist nun ein solch echtes Wanderlied, das dem ursprünglichen Dichter so ganz von selbst bei einem frohen Gange durch den Wald aus der Seele hervorgequollen ist. Die leisen Änderungen rühren von den Jägern und Sängern her, die das Lied wieder und immer wieder gesungen haben.

2. Inhaltsangabe. Das Lied enthält die Bekenntnisse eines glücklichen und zufriedenen Jägersmannes. Derselbe bekennt in Str. 1, daß er als ein echter Weidmann seine Freude nur im Wald und in der Heide und seine Lust nur in der Pflege des Waldes und in der Ausübung der Jagd findet; in Str. 2 seine Bedürfnislosigkeit, zufolge deren er beim Genusse des Allernotwendigsten keinen Mangel an anderen Genüssen, keine Not verspürt; in Str. 3, daß er ein eifriger und geschickter Jäger ist; in Str. 4, daß ihm bei treuer und freudiger Ausübung seines Berufes die Zeit überaus schnell verfliegt, und in Str. 5, daß er am Abend mit Lust und Liebe zurückkehrt an den heimischen Herd zu Weib und Kind, zu allen stillen, seligen Freuden des Familienlebens, und daß er infolge alles dessen ein froher, zufriedener und glücklicher Jägersmann ist.

3. Schönheiten der Dichtung. a) Das Lied ist in echt volkstümlichem Tone abgefaßt und enthält keinerlei Abstraktionen und Redefiguren. b) Der von wahrer Seelenvergnügtheit zeugende und zu Lust und Freude stimmende Refrain will jedes einzelne Bekenntnis des frohen Jägersmannes verdoppeln und verstärken und zur verständnisvollen Gewißheit der Hörer steigern und erheben.

IV. **Verwertung.** 1. Lehre: Ein jeder trachte danach, in seinem Berufe und Stande das Glück und die Zufriedenheit zu finden, welche der Jägersmann in dem seinen gefunden hat! Jeder begnüge sich mit dem

Schicksalslose, das ihm aus Gottes Vaterhand zu teil geworden! Ein jeder Stand hat seine Freuden, ein jeder Stand hat seine Last.

2. Rede- und Stilübungen. a) Nachbildungen: Bekenntnisse eines zufriedenen Landwirts, Fischers oder Hirten.

b) Wie der Wald den Wanderer zum Sange auffordert. (Hierbei ist das Lied: „Der Morgen im Walde“ von Karl Egon Ebert mit zu berücksichtigen und zu verwerten. S. Th. Echtermeyer, Ausw. deutscher Gedichte. 5. Auflage. Halle 1847. S. 229.)

B. Der Morgen im Walde.

1. Ein sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen,[1])
Hell wirbelt[2]) der Vögel munteres Lied,
Die jungen Birken wallen.[3])

2. Das Eichhorn schwingt sich von Baum zum Baum,
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Viel hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreun sich der Morgenfrische.[4])

3. Und wie ich so schreit' im lustigen Wald
Und alle Bäume erklingen[5]),
Rings um mich her alles singet und schallt:
Wie sollt' ich allein nicht singen?

4. Ich singe mit starkem, freudigem Laut
Dem, der die Wälder gesäet,
Der droben die luftige Kuppel gebaut
Und Wärm' und Kühlung wehet.[6])

I. **Erläuterungen.** 1. Der Dichter vergleicht den Wald mit einem Tempel, einem Dome, darum nennt er die Reihen der Bäume Hallen, Säulenhallen, und das Laubdach der Bäume eine luftige Kuppel. 2) Wirbeln = durcheinander klingen. 3) Die hängenden Zweige der Birken wallen wie die Wellen des leise erregten Sees. 4) Freude findet sich oben im Gezweig der Bäume bei Eichhörnchen und Vögeln, weiter unten in den Büschen bei dem Reh und anderem Wild, und endlich unten am Boden, im Grase und Moose bei Käfern, Insekten und Würmern aller Art. 5) Die Bäume erklingen, nämlich der Gesang der Vögel in denselben. 6) Ich singe gern mit, mit freudigem, starkem Klange und zwar zu Lob, Preis und Ehr' dem Herrn des Waldes und der Welt.

2. Zur Ausführung. Der Schüler hat sich selbst als Wanderer durch den Wald zu denken und beginnt den Aufsatz etwa so: Ein frischer, sonniger Maitag war's, als ich still und einsam durch den neubelaubten Wald wanderte. (Die weitere Schilderung nach Str. 1—3 des Liedes von Ebert; hierauf nach Abschn. III, 1 der Erläuterung zu A und den Schluß nach Str. 4 des obigen Liedes.)

3. Vergleichung mit einem ähnlichen Gedichte:

C. Reiselied im Walde.

Volkslied 1599. Unsere Lieder, 3. Aufl. Hamburg 1861. S. 47.

1. Ich wollt' zu Land ausreisen,
Ich zog durch einen Wald.
Ich hört' auf allen Seiten
Die Vöglein, jung und alt,
Ihren Schöpfer lieblich loben,
Ich freute mich gar sehr;
Ich ward von ihn'n bewogen,
Mein'n Gott zu loben viel mehr.

2. Groß' Freud' in meinem Herzen
Durch dieses ich empfand,
Gar bald verging mein Schmerzen,
Und alles Leid verschwand.
Ich ging hindurch spazieren,
Mit frischem, freiem Mut,
Mit Singen und Jubilieren
Zu Ehren dem treuen Gott.

1. Übereinstimmendes: a) In beiden Dichtungen geht ein Wanderer mit einem Dichtergemüte durch den jungbelaubten Wald zur schönen Maienzeit. b) Beiden Wanderern erscheint der Gesang der Vögel als ein Dank- und Loblied, das sie ihrem Schöpfer täglich, stündlich darbringen. c) Beide finden in dem Gesange der Vögel einen Anreiz und eine Aufforderung, mit einzustimmen in das Jubilieren und Singen zu Lob, Preis und Ehre Gottes. d) Beide fühlen sich erhoben und erfreut durch den Aufblick nach oben und durch das Preisen, Loben und Danken ihres Schöpfers, dort Str. 4, hier Str. 2.

2. Verschiedenes: a) Der Dichter in C sagt es ausdrücklich, daß er auf einer Reise durch einen Wald gewandert sei; der Dichter in B erwähnt dies nur nebenbei in Str. 3. b) Der Dichter in C fühlt sich zum Loben und Danken nur durch den Gesang der Vögel bewogen, der Dichter in B hingegen außerdem durch das Wehen des Morgenwindes, das Wallen der Birken, das Rauschen der Bäume und die Munterkeit und Freude der Tiere, des Eichhorns, des Rehes und der Käfer. c) Der Dichter in C führt als Folge des Lobens und Dankens seines Schöpfers außer der Freude im Herzen noch ferner an: das Verschwinden der Schmerzen und Sorgen und alles Leids aus seiner schwerbelasteten Brust und die Verleihung eines frischen und freien Mutes auf seiner weiteren Reise, während der Dichter in B mit dem Lobgesange seines Schöpfers schließt.

3. Wozu fordert die den Schöpfer lobende und preisende Kreatur uns ferner auf?

Beantworte diese Frage unter Benutzung der Gedanken des folgenden Gedichts!

D. Der liebende Schöpfer.

Joh. Gottfried v. Herder, Werke. Herausgegeben von H. Kurz. Leipzig. S. 100.

1. Was singt ihr Vögel so mit Macht?
Wem singet ihr so früh?
„Ihm, der sie froh und frei gemacht,
Dem Schöpfer singen sie.“

2. Wem blüht ihr Blumen auf der Au?
Wem duftet ihr so früh?
„Der ihnen Farben gab und Tau,
Dem Schöpfer duften sie.“

3. Wach auf, o Herz, erwache, Geist!
Sieh, was er dir gethan!
Der aller Schöpfung Schöpfer heißt,
Blickt dich als Vater an.

4. Blick auf, schwing auf dich über Luft
Und Sonn' und Himmelsblau,
Du, mehr als aller Blumen Duft,
Als Sang und Morgentau!

5. Du, als die Schöpfung lieblicher,
Unendlicher als sie,
Wer ist wie du? Du bist wie er,
Der dir sein Bild verlieh.

6. Fall an sein Herz, an seine Brust,
Als Kind in seinen Schoß!
Du bist in Vaters Lieb und Lust
Mehr als die Schöpfung groß.

7. Und gehe fort an seiner Hand,
An Lieb' und Güte fest!
Wird ihm sein eignes Herz entwandt,
Alsdann er dich verläßt.

I. **Erläuterung.** Auch der Dichter Herder führt uns einen Wanderer vor, der zur Maienzeit durch Feld und Wald über Fluren und Wiesen lustwandelt. Der Wanderer wird uns dargestellt als ein nach lebendigem

Gottesglauben und inniger Lebensgemeinschaft mit Gott ringender Geist. Er führt ein Selbstgespräch. Er fragt, er antwortet, er fordert sich selbst auf und ermahnt sich selbst.*)

1. Wach auf, Herz und Geist, aus dem Schlafe, in welchen die Sorgen und Mühen um irdische Dinge dich eingewiegt haben!

2. Sieh und prüfe, was dir alles der gethan hat, der alles Erschaffenen Schöpfer ist, und der sich durch Jesum Christum als dein Vater geoffenbaret hat!

3. Richte deinen Blick von der Erde hinauf zum Himmel; schwing dich über die Natur hinauf zum Schöpfer; denn

a) du bist mehr denn aller Blumen Duft,
b) mehr als alle Tiere, Vögel, Sang und Morgentau,
c) du bist lieblicher und unendlicher als alle Kreaturen,
d) du bist die Krone der Schöpfung, geschaffen von Gott nach seinem Ebenbilde.

4. Fall an Gottes Herz und als Kind in seinen Schoß, d. i. schließe mit deinem Gott die allerinnigste Herzens- und Lebensgemeinschaft, wie sie zwischen Vater und Kind nur je stattfinden kann; denn du stehst dem liebenden Vaterherzen Gottes näher denn alles Erschaffene.

5. Geh an Gottes Vaterhand fest im Glauben, in Liebe, in Hoffnung und Treue durchs Erdenleben; und bedenke, wer seinen Gott verläßt, der stiehlt ihm sein eigenes Herz, das ein jeder Mensch, Geist von Gottes Geist, in seinem Busen trägt, und der wird einst von Gott dann auch völlig verlassen sein und werden. R. D.

167. A. Der Herbst.

Ph. Engelhardt Nathusius. Gesangbuch für Schulen. Köln 1850. S. 31.

Der Herbst ist ein Geselle,
Der trägt ein buntes Kleid
Und springt und jubilieret
Vor ausgelass'ner Freud'.

Er singt im Brausebasse,
Fährt einen um den Kopf,
Wirft alles drüber, drunter
Und zaust die Bäum' am Schopf.

Er stürmt wie wilde Buben
Hin über Berg und Feld,
Fegt durch die falben Blätter,
Rauscht, heisa! in die Welt.

Wirft, wie er zieht, uns Gaben
Mit vollen Händen zu,
Füllt Scheuer, Haus und Keller
Und Schüssel und Glas dazu.

Der Herbst ist ein Geselle,
So wild voll Übermut,
Doch auch ein braver Bursche;
Drum bin ich ihm so gut.

I. **Vermittlung**. 1. K. H. Holtsch sagt in seiner Schrift „Volkstümliche Litteratur“ 2c. von diesem Liede: das ist ein frisch und volkstümlich schilderndes, die Jahreszeit mit köstlichem Humor personifizierendes Herbstlied eines neueren Dichters, welcher seinen vollsten Herbstjubel in

*) Das Gedicht kann auch als ein Zwiegespräch zwischen zwei Freunden, zwischen einem nach Gott ringenden und einem in Gott bereits gefesteten Christen dargestellt werden. Der erste fragt, der zweite antwortet, und der Dichter knüpft daran seine Mahnung.

den Schlußversen noch besonders zum lyrischen Ausdrucke bringt. Der frische, einfache, innige Ton der Lyrik dieses Dichters zeigt, daß er aus natürlichem Drange oder „wie der Vogel singt“.

2. Sage mir, was ist: der Gesell, das bunte Kleid, das Springen und Jubilieren, das Singen im Brausebasse, das um den Kopffahren, das Werfen, das Zausen am Schopfe, das Stürmen über Berg und Thal, das Fegen? was sind die falben Blätter, das Rauschen durch die Welt, das Zuwerfen von Gaben mit vollen Händen, das Füllen von Haus, Keller, Scheuer rc.?

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts: a) Was und wie der Herbst ist, und was er thut; b) welche Gaben er uns verleiht; oder: a) Charakteristik des Herbstes; b) Segen des Herbstes.

2. Kernfragen: a) Nenne die drei Nebengesellen des Herbstes! b) Wer ist der Meister der vier Gesellen? c) Warum ist der Herbst ein lust'ger, wilder Geselle? d) Warum ist er ein braver Bursche?

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen.

1. Vergleichung mit einem ähnlichen Gedicht von Chr. Dieffenbach. Kinderlieder. Mainz o. J. S. 61.

B.

Der Herbst, der Herbst, das ist mein Mann,
Den ich vor allen leiden kann;
Er kommt doch nicht mit leerem Sack,
Bringt einen großen Hucke-Pack.
Was wird darein
Wohl alles sein?
Kartoffeln und Rüben, Äpfel und Pflaumen,
Birnen und Nüsse für Magen und Gaumen.

Er geht zum grünen Feld hinaus
Und schüttelt seinen Sack dort aus;
Die Rüben fallen auf den Sand,
Kartoffeln regnet's auf das Land.
Ei, ei, wie schad'!
Daß doch gerad'
Äpfel und Pflaumen hüben und drüben
In den Bäumen sind hängen geblieben!

O guter Herbst, sei lieb und fein
Und denk doch an uns Kinderlein!
Die Äpfel schütte in den Sand
Und Birnen, Pflaumen auf das Land!
Denn wir sind klein,
Wir Kinderlein.
Wären doch lieber Kartoffeln und Rüben
In den Bäumen dort hängen geblieben!

Da lacht der Herbst, der gute Mann,
Und faßt die Bäume kräftig an,
Und schüttelt sie mit starker Faust,
Daß es durch alle Zweige saust:
Hei, was ist das? —
Was fällt ins Gras?
Äpfel und Pflaumen, welch ein Segen!
Birnen und Nüsse, o köstlicher Regen!

a) Nachweis der übereinstimmenden Gedanken in beiden Gedichten. b) Nachweis der gegenteiligen, z. B. A. Der Herbst ist ein Geselle. B. Der Herbst ist ein Mann. c) Eigentümliches in jedem Gedichte.

2. Eine humoristische Schilderung des Herbstwindes. (Mit Benutzung des Dieffenbach'schen Gedichtes S. 59 a. a. O.)

C. Das junge Stürmchen.

Herr Sturm hat gar ein lustig Kind,
Das kann schon wacker laufen;
Das junge Stürmchen thät man Wind
Vor langer Zeit schon taufen.

Jung Stürmchen ist ein starker Knab',
Pausbackig sondergleichen,
Springt lustig immer auf und ab,
Mag gern auf Berge steigen.

Da geht ihm dann der Atem aus;
Drum muß er schnaufen, blasen;
Ihr hört's ja selbst aus eurem Haus,
Wie's schnauft in allen Straßen.
Der Wind ist gar ein wilder Fant,
Kann nichts in Frieden lassen,
Und kommt er auf und ab gerannt,
So muß er immer spaßen.
Dem springt er auf den Buckel dort,
Reißt ihm den Hut herunter
Und dreht ihn flink und rollt ihn fort
Und pfeift dazu ganz munter.
Und wenn der Mann mit großer Hast
Dem Hute nach will laufen,
Gar schnell er ihn am Rocke faßt,
Als wollt' er ihn zerraufen.
Dem fährt er lustig in den Schopf,
Frisiert mit bloßen Händen;
Bald rupft er hier, bald da den Tropf,
Da hilft kein Drehn und Wenden.
Dann packt er gar, der schlimme Wicht,
Voll Sand die beiden Hände,
Wirft ihn den Leuten ins Gesicht
Und läuft davon behende.
Bald springt er hin, der wilde Knab',
Und reißt mit lust'gem Blasen
Die Wäsche flugs vom Seil herab
Und wirft sie auf den Rasen.
Jung Stürmchen treibt es gar nicht fein,
Möcht' immer lustig spaßen.
Darum, wer nicht geneckt will sein,
Der bleibe von den Gassen.

Dem Inhalte des Liedes dürfte noch hinzuzufügen sein, wie der Wind auf dem Hofe mit den Strohhalmen spielt, die Sperlinge in ihrem Neste besucht, sein Wesen in der leeren Scheune treibt, wie er den Drachen steigen macht und die Flügel der Windmühle treibt, wie er Pflaumen, Äpfel und Birnen von den Bäumen schüttelt u. a. m. R. D.

168 a. Herbstlied.

Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis. Gedichte gesammelt von seinem Freunde Matthison. Zürich 1848. S. 1.

1. Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen,
Kühler weht der Wind u. s. w.

(Das Herbstlied findet sich in den meisten Lese- und Liederbüchern.)

I. **Erläuterungsfragen.** Warum heißt das Gedicht Herbstlied? (Es handelt vom Herbst und wird im Herbst gesungen.) Wovon sind die Wälder bunt? (Grüne, gelbe, braune und rote Blätter untereinander an den Bäumen.) Was sind Stoppelfelder? (Abgeerntete Felder, auf denen nur noch die Stümpfe der gelben Halme stehen). Woran erkennt man den Beginn oder Anfang des Herbstes? Warum fallen die roten Blätter? (Der Saftzufluß hat aufgehört, und die Verbindung mit dem Zweige ist gelockert.) Was sind die grauen Nebel? (Tief liegende Wolken.) Wovon wallen oder bewegen sie sich wellenartig? Warum ist der Herbstwind kühler als der Sommerwind? Von welcher Ernte handelt das Gedicht? (Obst- und Weinernte.) Wie heißt die Weinernte? (Weinlese). Wie heißen die Weingärtner und Weingärtnerinnen? (Winzer und Winzerinnnen.) Wie die Stämme und wie die Früchte des Weinstocks? (Reben — Trauben.) Wann sind die Trauben voll? Welche strahlen oder leuchten am schönsten aus dem grünen Laube? (Die roten, purpurfarbigen.) Welche Farben haben die Trauben sonst noch? Was sind Pfirsiche? (Flaumhaarige, rot und weiß gestreifte Steinfrüchte.) Quitten? (Goldgelbe Apfelfrüchte.) Wo sind die Geländer oder Spaliere? (An den Wänden oder neben den Gartenwegen.) Was zieht man daran? Was sind Dirnen im biblischen Sinne? (Junge Mädchen. Beweis?) Welchen Tieren gleicht der im Fleiße, der

emsig arbeitet? (Den Immen oder Imsen, Bienen und Ameisen.) Was trägt diese, was jene Dirne? Was ist der Landhof? (Ein einzelnes Landgut.) Was tragen die flinken Träger? Wie zeigt sich die Freude der Mädchen? Wie unterscheidet sich der Jubel vom Singen? (Laute Freudenrufe.) Welchen Kopfschmuck tragen die Mädchen? (Strohhüte mit bunten Bändern.) Was thun letztere beim eiligen Gange? (Sie schweben oder flattern durch die Reihen der Weinstöcke.) Womit schließt häufig in der Weinlese ein schöner Tag? (Mit einem Tanze.) Was ist deutscher Ringeltanz? (Reihen-, Reigen-, Rundtanz.) Wie entsteht die Abendröte und wie der Mondenglanz? Wer macht Musik und womit? Warum winken junge Winzerinnen, und wem winken sie?

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Herbstlandschaft in einer hügeligen Weingegend. Ein Dörfchen und seitab ein Gutshof. Stoppelfelder. Bunte Wälder. Morgens auf Wald und Feld graue Nebel, die ein kühler Wind wellenförmig bewegt. Gärten um das Wohnhaus. Spaliere an den Wänden und Wegen. Reich beladene Obstbäume. Weinberg mit vielen Weinstöcken. Geschäftige Winzer und Winzerinnen. Unter einem Baume nahe am Dörflein Musik und Tanz. Der westliche Himmel vom Abendrot vergoldet, am östlichen der Vollmond.

2. Charakter der Personen. Zeige, daß sie fleißig, sorgfältig, flink und gewandt, geschmückt, froh, sang- und tanzlustig sind! Welche Thätigkeiten sind im Gedichte erwähnt?

3. Gedankengang. Str. 1: Herbstboten. Str. 2: Herbstsegen. Str. 3: Herbstarbeit. Str. 4: Herbstfreude. Str. 5: Herbsttanz.

Grundgedanke: Der Segen des Herbstes stimmt die Seele dankbar und froh.

4. Eigentümlichkeiten in der Form. Das Herbstlied ist im schlichten Tone des Volksliedes gehalten und erinnert an das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. Nur hat ersteres trochäische, letzteres jambische Verse. Das Herbstlied ist ein freundliches Herbstgemälde von wenigen treffenden Strichen. Die wehmütige Stimmung, welche die Boten des Herbstes in Str. 1 erregen, verwandelt sich im Hinblick auf den reichen Herbstsegen und die frohe Erntearbeit in eine freudige und klingt endlich in Musik und Tanz aus. Von der Wehmut bis zur Tanzlust durchlaufen wir in den fünf Strophen eine ganze Skala der Gefühle.

III. **Verwertung** in Rede- und Stilübungen. 1. Eine Schilderung des Herbstes nach dem Gedichte! — 2. Wie werden die verschiedenen Früchte des Feldes und Gartens eingeerntet? (Das Getreide wird gemäht, in Garben gebunden und in die Scheuer gefahren. Die Kartoffeln werden ausgegraben, in Säcke gelesen und in den Keller geschüttet 2c.) — 3. Was stimmt uns im Herbste froh und was traurig? P.

168b. Herbstpredigt.

Friedrich Ahlfeld, Ausgewählte Gedichte. Halle 1885.

I. **Vorbereitung.** Unser Heiland Jesus Christus war ein großer Freund der Natur, der Schöpfung seines himmlischen Vaters. Mit offenen

Augen und liebevollem Herzen schaute er auf das Werden und Wachsen der Pflanzen, auf das Leben und Treiben der Tiere. Immer aber sah er in ihnen mehr als das Natürliche; in seinem Geiste und in seinem Munde wurde das Irdische, Vergängliche ein Hinweis auf das Himmlische, Ewige. Das lehren uns seine köstlichen Gleichnisse. Beispiele! Wer ihm nachfolgt, wird auch in dieser Beziehung von ihm lernen. Und so hat uns denn der berühmte Prediger und Dichter Friedrich Ahlfeld das, was er als Christi Jünger aus dem Wesen und Weben des Herbstes heraushört, zur Beherzigung in einem Liede mit der Überschrift „Herbstpredigt" wiedergegeben.

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichtes.

1. Es tobet der Wind, es heulet der Sturm,
Ins Nestlein verkriechet sich Käfer und Wurm.
Wie ist's doch so traulich im warmen Haus,
Ich schaue kaum gern zum Fenster hinaus.

2. Die Blätter entfallen dem alternden Baum,
Ringsum vermodert des Frühlings Traum,
Noch einmal bemalet wie Abendrot
Der Baum die Blätter, dann kommt der Tod.

3. Ja, treibet noch einmal die Mutter Natur
Ihr Frühlingsspiel auf der sonnigen Flur,
Daß Schmetterlinge im bunten Gewand
Auf Astern spielen: es ist nur Tand.

4. Auf Sturmesflügeln ziehn Wolken umher,
Die trüglichen Falter, du siehst sie nicht mehr;
Erstarrt von Kälte, vom Sturmeshauch matt,
Sie betten sich unter ein fallendes Blatt.

5. Und Nebel so ernst, so grämlich und grau
Verhüllen das liebe, himmlische Blau.
Ade nun, ihr Berge, von Wolken bedeckt,
Schlaft wohl, bis Frühling euch wieder erweckt!

6. Was predigt das Feld, was lehret der Sturm,
Das fallende Blatt, der schlafende Wurm?
O Mensch, du Blume auf herbstlicher Flur,
Die Zeit rauscht hin und tilgt deine Spur.

7. Der Zeiten Flügel, so schnell und schwer,
Verwischt deine Stätte, man kennt sie nicht mehr;
Nur eins durchdauert den Sturm und die Zeit:
Gottes Gnade, die bleibet in Ewigkeit!

2. Erläuterungen. Str. 1: Wo haben wir das Nest des Käfers und des Wurmes zu suchen? — Tiere und Menschen suchen bei dem unwirtlichen Herbstwetter ihre sichere Behausung auf. — Str. 2: Was ist des Frühlings Traum? (Sprießen und Blühen der Pflanzen, Singen der Vögel, Sonnenschein.) Weshalb heißt diese Herrlichkeit Traum? (Weil sie wie ein Traum vergeht.) Was bedeuten die Worte: „Des Frühlings Traum vermodert"? — Der Herbst färbt die Blätter rot (braun, gelb) vor ihrem Verschwinden, so wie der Himmel mit Abendrot sich schmückt vor dem Verschwinden des Tages. — Die Natur trägt im Herbste die Züge des Todes. — Str. 3: Daran kann auch ein schöner Herbsttag nicht irre machen. — Stelle dem Nebensatze die Konjunktion „wenn"

voran! — Was ist Frühlingsspiel der Natur? (Sonnenschein, Blumen, Schmetterlinge.) — „Tand“ ist so viel wie „leeres Geschwätz, Possen“, hier also Täuschung. Weshalb? Antwort in Str. 4 u. 5! Inwiefern heißen die Falter trüglich? (Sie betrügen den Menschen, indem ihr Spiel auf Frühling schließen läßt.) — Wolken und Nebel umhüllen den Himmel, und die Berge nehmen uns die Aussicht auf das Hohe. — Str. 6 und 7: Ps. 103, 15—17: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung: a) Das Bild des Herbstes Str. 1—5. Str. 1 und 2: Der Mensch, die Tiere, die Pflanzen im Herbststurm; Str. 3: Täuschende Herbsttage; Str. 4 und 5: Ende des Herbstes. b) Die Predigt des Herbstes Str. 6 und 7, traurig mahnend und freundlich tröstend.

2. Grundgedanke. Str. 6 und 7 Predigt des Herbstes in zwei Teilen: O Mensch, die Zeit rauscht hin und tilgt deine Spur. Gottes Gnade aber, die bleibet in Ewigkeit. — Als dritten Teil könnte man dann noch hinzufügen: Darum halte dich an den ewigen Gott und seine Gnade, er giebt dir ewiges Leben.

3. Eigentümliches. Die Sprache des Gedichtes ist ausgezeichnet durch eine Fülle von Vergleichen und bildlichen Ausdrücken.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit. — Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis (Goethe). — Gellert: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht — Str. 4: Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preist der Sand am Meere u. s. w.

2. Stilübungen. Suche die Bilder auf und führe sie aus! Was predigt der Frühling? Dr. P. Polack.

169. A. Herbstlied.

Gottfried Arnold, Unsere Lieder. Hamburg 1861, S. 64.

1. Näher rückt die trübe Zeit,
Und ich fühl's mit Beben:
Schwinden muß die Herrlichkeit,
Sterben junges Leben.
Waldesschmuck und Blütenpracht
Sinken bald in Grabesnacht.
Scheiden, das macht Leiden :,:

2. Blumen auf der grünen Au
Still ihr Haupt schon neigen,
Sommerabendlüfte lau
Rauhen Stürmen weichen.
Vogel auf der Bergeshöh',
Schmetterling am tiefen See
Müssen von uns scheiden :,:

3. Blatt sinkt nieder in den Staub,
Wird ein Spiel der Winde;
Traurig schüttelt ab ihr Laub
Auf den Weg die Linde.
Wolke eilt, dem Pfeile gleich,
Stürmend durch der Lüfte Reich,
Scheucht die trauten Sterne :,:

4. „Morgen muß ich fort von hier,“
Singt der Fink mit Grämen;
Rosen schwindet ihre Zier,
Müssen Abschied nehmen.
Ach, es macht so bittern Schmerz,
Wenn, die innig liebt das Herz,
Alle uns verlassen :,:

I. **Erläuterungsfragen.** Welche trübe Zeit meint hier der Dichter? (Ende November und Anfang Dezember, wenn der Herbst vorüber, und der Winter noch nicht erschienen, wenn es nebelig, naßkalt und stürmisch ist.) Was heißt: Ich fühl's mit Beben? (Mit Grauen, mit Schaudern.)

Was ist unter Herrlichkeit zu verstehen? (Die Herrlichkeit der sommerlichen und herbstlichen Natur: Vogelsang, Waldesgrün, Blüten, Früchte u. s. w.) Was heißt: Sterben muß junges Leben? (Die grüne Natur — Blumen, Bäume, Sträucher, Gräser ꝛc. — wird grau und fahl; die meisten Insekten sterben, und die Vögel ziehen fort in wärmere Länder.) Wovon neigen im Herbst die Blumen auf einmal ihr Haupt? (Von dem ersten Froste.) Wer sind wohl die Vögel auf der Bergeshöh'? (Lerchen, Finken, Meisen, Kramtsvögel ꝛc.) Wie kommt es, daß die Blätter der Bäume abfallen und ein Spiel der Winde werden? Bilde einen andern Vergleich mit der Wolke! (Dem Vogel gleich.) Wie ist der Ausdruck zu verstehen: Die eilende Wolke scheucht die trauten Sterne? (Dem trügerischen Augenschein kommt es so vor, als ob der Mond und die Sterne am Himmel schnell dahin zögen und die Wolken festständen. Oder scheuchen ist zu verstehen in dem Sinne von verjagen und verdunkeln. Die Wolke verdunkelt das Licht der Sterne.) Singt der Fink noch im Herbst? (Das Wort „Fink“ steht hier überhaupt für Singvogel.) Welcher kann hiermit gemeint sein? (Rotkehlchen, Meise, Stieglitz oder irgend ein anderer Herbstsänger.) Wen meint der Dichter in den drei letzten Zeilen der Str. 4? Nicht nur die Dinge in der leblosen Natur, nicht nur die Tiere des Waldes und des Feldes, sondern vor allen die Menschen, die uns lieb und wert sind, und die uns auch verlassen.) Mit diesen Worten seufzt ein Greis im Spätherbst seines Lebens, wenn seine Freunde und Verwandten, ja selbst seine Kinder und Enkel um ihn her wegsterben: „Ach, es macht so bittern Schmerz, wenn, die innig liebt das Herz, alle uns verlassen.“

II. **Verwertung.** Vergleichung des Herbstliedes mit einem zweiten:

B. Herbstlied.

Emanuel Geibel. Juniuslieder. 18. Aufl. Stuttgart 1870. S. 25.

1. Es schleicht um Busch und Halde [1])
Der Sonnenstrahl so matt;
Im herbstlich stillen Walde
Fällt langsam Blatt um Blatt. [2])
Die Welt versinkt in Todesruh',
Was ist's denn mehr? Auch du, auch du,
Mein Herz, du findest balde
Die rechte Lagerstatt. [3])

2. Du brachst am Lebenssteige [4])
Die Früchte, die er bot,
Der Jugend Rosenzweige [5]),
Der Minne Himmelsbrot. [6])
Doch endlich wird des Windes Raub
Die letzte Lieb', das letzte Laub. [7])
So neige dich, o neige
Dich lächelnd [8]) in den Tod!

I. **Erläuterung.** 1. Halde = eine niederwärts geneigte Erdfläche, ein Bergabhang, eine Berglehne, Bergleite (Halde v. ahd. hald = niederwärts, geneigt, verwandt mit Huld, Hulde und hold). 2. Blatt um Blatt bezeichnet das regelmäßige, wiederkehrende, langsame und leise Fallen der Blätter. 3. Lagerstatt. Wie der Leib Ruhe im Grabe, so findet die Seele Frieden im Himmel. Wie die Natur aus dem Winterschlafe (der Todesruh) zu neuem Leben im Frühlinge erwacht, so der Mensch aus dem Grabe zu einem neuen himmlischen

Dasein. 4. Lebenssteige, d. i. an deinem Lebenswege genossest du 5. der Jugend Rosenzweige: Frohsinn, Lebenslust, Freundschaft und Freude, sowie auch 6. der Minne Himmelsbrot, d. i. der Liebe himmlische Güter: herzliche Zuneigung, innige Lebensgemeinschaft, Glück und Seligkeit. 7. Wie endlich das letzte Blatt ein Raub des Sturmes wird, so zerschneidet der Tod auch den letzten Faden, der uns hienieden mit lieben Menschen verknüpft. Doch die Liebe im Herzen ist unsterblich und zieht mit unserer Seele hinauf zur neuen Heimat. Drum, Menschenkind, geh ohne Furcht und Grauen dem Tode entgegen und stirb, wenn einst dein letztes Stündlein naht, gern und freudig!

II. **Vergleichung** beider Gedichte. A. Ähnlichkeiten: Beide Dichtungen sind Herbstlieder, in welchen die Dichter über die Vergänglichkeit der herbstlichen Natur und aller irdischen Dinge klagen. Durch beide Dichtungen geht ein Zug von Wehmut, der jedoch sich nicht zur Sentimentalität herabstimmt. In beiden Dichtungen wird mit dem Scheiden des Herbstes das menschliche Sterben verglichen, das auch wie der Winterschlaf der Natur zur Wiege eines neuen Lebens wird.

B. Die **gemeinsamen** Gedanken und Empfindungen der beiden Dichtungen.

Arnolds Gedicht:	Geibels Gedicht:
1. Näher rückt die trübe Zeit.	Es schleicht um Busch und Halde Der Sonnenstrahl so matt.
2. Schwinden muß die Herrlichkeit, Sterben junges Leben.	Die Welt versinkt in Todesruh'.
3. Waldesschmuck und Blütenpracht Sinken bald in Grabesnacht.	Im herbstlich stillen Walde Fällt langsam Blatt um Blatt.
4. Blatt sinkt nieder in den Staub, Wird ein Spiel der Winde.	Doch endlich wird des Windes Raub Die letzte Lieb', das letzte Laub.
5. Ach, es macht so bittern Schmerz, Wenn, die innig liebt das Herz, Müssen von uns scheiden.	Was ist's denn mehr? Auch du, auch du, Mein Herz, du findest balde Die letzte Lagerstatt.

C. Die **eigentümlichen** Gedanken und Empfindungen jeder Dichtung:

1. Und ich fühl's mit Beben.	1. Du brachst am Lebenssteige Die Früchte, die er bot, Der Jugend Rosenzweige, Der Minne Himmelsbrot.
2. Scheiden, das macht Leiden	2. So neige dich, o neige Dich lächelnd in den Tod!
3. (Die ganze Strophe 2.)	
4. Traurig schüttelt ab ihr Laub Auf den Weg die Linde 2c. bis . . . . Sterne.	
5. (Der erste Teil von Str. 4.)	

D. Verschiedenheiten beider Dichtungen. 1. Das Gedicht A hat vier siebenversige Strophen, während B nur zwei achtversige hat. 2. A hat zum Versmaß vier vierfüßige und drei dreifüßige

Trochäen, B hingegen sechs dreifüßige und zwei vierfüßige Jamben in jeder Strophe. (Beachte außerdem die verschiedenen Reimpaare!) 3. Der Dichter Arnold schildert den Herbst und den Eingang der Natur zum Winterschlafe ganz ausführlich, während Geibel nur einige wesentliche Veränderungen der Natur im Herbste angiebt. 4. Der Dichter Arnold spricht zu wiederholten Malen Klagen aus: z. B. Scheiden, das macht Leiden. Ich fühl's mit Beben. „Morgen muß ich fort von hier. Ach es macht so bittern Schmerz ꝛc." Geibel hingegen spricht sich und uns Trost zu: „Was ist denn mehr? Auch du, auch du, mein Herz, du findest bald die rechte Lagerstatt," und „So neige dich, so neige dich lächelnd in den Tod!" Arnold denkt nur an Scheiden, Sterben und Tod, Geibel hingegen an den Genuß des Lebens, an Erlösung von der Erde Leiden, an ein Wiederauferstehen und ein besseres, schöneres Sein im Himmel.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen: 1. Schilderung des Spätherbstes. 2. Der Spätherbst und das Greisenalter des Menschen. (Eine Vergleichung.) 3. Ein Gespräch des Menschen mit einem Herbstblatte. (Mit besonderer Benutzung des folgenden Gedichts.)

C. Das Herbstblatt.

E. L. Rochholz, Liederfibel. 3. Aufl. S. 170.

1. „Wohin nun willst du gehen,
Verwelktes, armes Blatt,
Das wild des Sturmes Wehen
Vom Zweig gerissen hat?"

2. „„Das weiß ich nicht zu sagen.
Hat doch der Sturm sogar
Die Eiche mir zerschlagen,
Die meine Stütze war.

3. Und ohne viel zu klagen,
Lass' ich mich ohne Wahl
Im Winde weiter tragen
Vom Berg hinab zum Thal.

4. Ich geh' gemäß dem Lose,
Das alles so verweht,
Wohin das Blatt der Rose,
Das Blatt des Lorbeers geht.""

R. D.

170. Ich sah den Wald sich färben.

Emanuel v. Geibel, Juniuslieder, 14. Aufl. Stuttgart 1870. S. 94.

I. **Vorbereitung.** Wenn der Herbst kommt, da verbleicht die grüne Farbe der Wälder und Felder; graue Nebel kriechen über das Land; der Ruf der Lust und Freude verstummt; der Wind reißt das dürre Laub von den Stauden (dem Herbstgestäude) und jagt es durch das Feld. Über mir ziehen Wandervögel, die flüchtigen Sommergäste, nach dem schönen Süden. Die ersten Nachtfröste schlagen die Erdschollen in Bande. Alles welkt und fällt, stirbt oder flieht; da wird auch die Seele matt und betrübt zum Sterben. Mit Elias seufzt sie: „Es ist genug! Frühling und Sommer des Lebens flohen dahin; der rauhe Winter kommt. Nimm mich, o Herr, zu dir!" Da rauschen die Flügel (Schwingen) eines verspäteten Wandervogels über mir; sein Lied tönt zu mir herab, und Trost zieht in mein Herz. Hat meine Seele nicht auch Flügel? Winkt nicht auch mir ein sonniges Land über dieser Erde, eine ewige

Heimat im Himmel? Dahin sollen mich die Flügel des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung tragen, wenn auch der Leib an die Scholle dieser Erde gebannt bleiben muß. — Diese Gedanken hat der Dichter Emanuel Geibel in dem „Herbstliede" ausgesprochen.

II. **Vortrag.** A.

1. Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

2. Durchs Feld vom Herbstgestäube
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: „Deine Freude
Ward so des Windes Raub.

3. Dein Lenz, der blütenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefrorne Scholle
Bist du nun festgebannt."

4. Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch;
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

5. Ach! wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied ins Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

6. Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
„Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!"

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Entwirf mit den Strichen des „Herbstliedes" und der „Vorbereitung" ein Situationsgemälde: Der greise Wanderer im Herbst!

2. Kennzeichne den Herbst und den greisen Wanderer!

3. Gedankengang. Str. 1. Der trübe Herbst stimmt die Seele traurig. Str. 2. Dem fallenden Laube gleichen die Freuden des Lebens. Str. 3. Frühling und Sommer des Lebens sind verschwunden, der kalte Winter ist gekommen. Str. 4. Die Gesangestöne eines Wandervogels fließen aus hoher Luft hernieder. Str. 5. Sein Flügelschlag und sein Gesang bringen Trost in das Herz. Str. 6. Sie erinnern an die Flügel der Seele, die zu einer schönern Heimat tragen. —

Grundgedanke: Der Herbst mit seinem Welken und Sterben stimmt die Seele traurig; aber die Flügel des Glaubens und der Hoffnung tragen sie zum Himmel empor.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Auch unser Leben hat vier Jahreszeiten: Die Jugend ist der blüten- und hoffnungsreiche Lenz, das Mannesalter ist der früchtereiche Sommer, das Greisenalter ist der trübe Herbst; Tod und Grab ist der Winter. Je mehr der müde Leib an die Scholle gebannt wird, desto mehr wachsen der Seele die Flügel der Sehnsucht, die uns in die wahre Heimat, zu Gott, tragen.

2. Bekanntes und Verwandtes. Ps. 90, 5. 6. Du lässest sie dahin fahren wie ein Strom —. Ps. 103, 15. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras —. „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden —" (Grabspruch). Hebels Kirschbaum: Und d'Blättli werde gel und rot und fallen eis im andre no; Und was vom Bode obsi chunnt, muß au zum Bode nidsi goh." Der alte Simeon sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren —. In dem Liede von Knak: „Laßt mich gehn" — heißt's in Str. 3: „Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel, flög' ich über Thal und Hügel heute noch nach Zions Höhn."

B. Von Moritz Hartmann (Kelch und Schwert. Leipzig 1845. S. 44):

1. Fern von Gottes Herzen, ihrem Heimatland,
Ist die Seele einsam an die Welt gebannt.

2. Ein geheimes Trauern winkt ihr himmelwärts,
Doch ihr fehlt Verständnis für den eignen Schmerz.

3. Bis das Lied des Himmels, bis sich niedersenkt
Liebe — und die Sehnsucht nach der Heimat lenkt.

4. Liebe ist der Seele, was dem Alpenkind
Der verlornen Berge ferne Lieder sind.

5. Darum ist der Seele einz'ge Ruhefrist,
Wenn sie ruht, wo einzig ihre Heimat ist.

C. Von Ludwig Tieck (Schillers Musenalmanach für 1799. S. 216):

1. Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit
Reis' ich noch heut'.

2. Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang:
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

3. Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: Ach, der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

4. Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein.

3. Rede- und Stilübungen. a) Welche Züge hat das Hartmannsche Gedicht mit dem Geibelschen gemein und welche eigentümlich?

A. Gemeinsames. Die Seele hat ihre Heimat im Himmel bei Gott; hier unten ist sie einsam an die Welt gebannt. Sie trauert und weiß doch nicht, warum; ihr fehlt Verständnis für den eigenen Schmerz. Die Flügel der Seele sind Liebe und Sehnsucht. Das Lied des Himmels, das von oben hernieder tönet, ist die Liebe zu Gott und den Menschen. Die Seele kann nur wahre Ruhe finden — hinieden und droben — in der Liebe.

B. Eigentümliches. Das Geibelsche Lied knüpft diese Gedanken an den Herbst und an den Gesang des Wandervogels. Es spricht auch von den verlornen Freuden, von den Blüten und Früchten des Lebens. Das Hartmannsche Lied hat diese Einkleidung nicht. Statt des Wandervogels redet es von dem Alpenkinde, das die Berge seiner Heimat verlassen hat, aber durch die heimatlichen Lieder aufs lebhafteste daran erinnert und mit Sehnsucht danach erfüllt wird. Als die Seele ihre himmlische Heimat verließ, da gab ihr Gott gleichsam als Lied des Himmels, das uns immer voll Sehnsucht wieder nach der Heimat zieht, die Liebe mit. Was das Hartmannsche Lied trefflich ausführt, das enthält das Geibelsche in der letzten Strophe nur als Andeutung.

b) Vergleiche das Geibelsche und Tiecksche Lied!

A. Ähnliches. Beide sind Herbstlieder. Beide werden einem herbstlichen Wanderer in den Mund gelegt. In beiden läßt ein Wandervogel, der nach Süden zieht, aus der Luft seinen ergreifenden Gesang hernieder tönen. Der Gesang dringt beiden Wanderern tief ins Herz. Das Fallen des Laubes stimmt sie traurig. Sie werden an die Flucht der Zeit und an den Verlust der Erdenfreuden erinnert. Beide klingen tröstlich aus, indem das Herz in der ewigen Dauer der Liebe und in der Hoffnung auf eine ewige Heimat im Himmel Ruhe und Trost findet.

B. Verschiedenes. Eigentümlich ist bei Geibel: Der Wald färbt sich; die Luft ist grau und stumm; der Wanderer ist an die gefrorne Scholle gebannt; er beklagt den Verlust der Lebensfreuden. Der Gesang fließt als klares Getön durch die Luft; der Schlag der Schwingen gesellt sich zum Gesange; die Menschenseele wird ermahnt, nicht zu vergessen, daß sie Flügel hat.

Bei Tieck: Das Vöglein hält Zwiesprach mit dem Wanderer. Der Inhalt des Gesanges wird angegeben, und zwar wird erst ein Naturlaut (weit! weit!) nachgeahmt und dann in einer regellosen Schlußzeile das singende Geplauder fortgesetzt. Der Gesang erfüllt das Herz wechselnd mit Wonne und Schmerz. Mit der Schwalbe fliegen Liebe und Sehnsucht in die Weite. Der wandernde Sonnenschein kehrt zurück; das Vöglein naht sich dem Wanderer und tröstet den Weinenden mit der ewigen Frühlingsdauer der Liebe. P.

171. Alles ist vergänglich.

Volkslied. Georg Scherers Jungbrunnen. 3. Auflage. Berlin 1875. S. 321.

1. Alles ist vergänglich,
Währet kurze Zeit!
Die Armen und die Reichen
Müssen einander gleichen
In der Ewigkeit.

2. Keiner wird verschonet,
Keiner kommt davon;
Könige und Prälaten
Bitten um Genaden,
Keiner kommt davon.

3. Ich und du und alle
Müssen vors Gericht,
Müssen dort anhören
Mit Seufzen und mit Zähren,
Was der Richter spricht.

4. Heut leb' ich in Freiheit
Und in Lustbarkeit;
Morgen muß ich scheiden,
Alle Weltlust meiden
In all' Ewigkeit.

5. Heut' geh' ich spazieren
In den grünen Wald;
Morgen muß ich erfahren
In den jungen Jahren
Meine Todsgestalt.

I. **Vorbemerkung.** Dieses sinnige und zugleich ernste religiöse Volkslied bringt einen allgemein menschlichen Gedanken, den an den Tod, zum dichterischen Ausdruck. Die Gedanken sind überaus einfach und schlicht dargestellt, reihen sich logisch aneinander und finden schließlich in dem wiederholten Gedanken an den Tod ihren passenden Abschluß.

II. **Gedankengang.** 1. Alle Dinge auf Erden sind vergänglich, dem Wechsel unterworfen und währen nur kurze Zeit. Auch die Menschen,

die armen wie die reichen, die darin sich völlig gleichen, sind diesem unabänderlichen Gesetze unterworfen. 2. „Alle Menschen müssen sterben." Umsonst bitten Kaiser und Könige, Erzbischöfe und Kardinäle (Prälaten) um Gnade; keiner wird verschont, keiner kommt davon. 3. Ich und du und alle müssen sterben. Unser Tod aber ist zugleich auch ein Hintritt vor den Richterstuhl Gottes. Dort müssen wir mit Seufzen und mit Zähren unser Urteil vernehmen; denn so wir selig werden, erreichen wir es nicht aus eigenem Verdienst und Würdigkeit, sondern wir können es nur werden durch die Gnade Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi. Wir können es nicht fordern, sondern nur empfangen. Darum soll und muß der Mensch recht oft an seinen Tod gedenken. „Tritt im Geist zum Grab' oft hin, siehe dein Gebein versenken!" 4. Lebst du drum, o Mensch, heute noch in Freiheit und Lustbarkeit, so kannst du morgen schon sterben und von aller irdischen Lust Abschied nehmen müssen. 5. Und gehst du, Wandrer, heute noch rüstig und lebensfroh durch den grünen Wald, so kann doch morgen schon der Tod dein junges Leben enden.

Den Inhalt des schönen Volksliedes hat der fromme Liederdichter Schmolk treffend zusammengefaßt in der Strophe:

O Mensch, gedenk ans Ende!
Wer weiß, ob nicht noch heut'
Der Tod dich treffen könnte;
Drum mache dich bereit!

Sei fertig alle Stunden,
Halt dich an Christi Blut!
Stirbst du in Jesu Wunden,
So ist dein Ende gut.

R. D.

172. Der Vöglein Abschied.

R. Löwenstein. Kindergarten. II. Auflage. S. 65.

1. „Wer klappert am Dache, mein Kindlein? Horch! horch!
„Ade, lieber Bauer!" So rufet der Storch.
„Nun ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut',
Ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut'.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt,
Er lass' es von Feuer und Stürmen verschont.
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann wehn,
Dann giebt es ein freudiges Wiedersehn.
Ade! Ade!" U. s. w.

(Das Gedicht findet sich häufig.)

I. **Vorbereitung.** Der Herbst rückt näher; da fallen die Blätter von den Bäumen; die kriechenden Tiere aller Art, alle Fliegen und Mücken sterben oder legen sich an ein stilles, verborgenes Plätzchen zum Winterschlafe nieder, oder verkriechen sich in die Erde, um erst im Frühlinge von den wärmenden Sonnenstrahlen sich wieder hervorrufen zu lassen. Da die meisten dieser Tiere das Futter für die Vögel bilden, so nehmen auch diese im Herbste von uns Abschied und ziehen in wärmere Länder, wo Gott für sie Nahrung in Fülle hat. Wenn aber jemand auf längere Zeit verreist, so ist es unter Menschen schöne Sitte, beim Abschiede sich für das Gute, was der Scheidende empfangen hat, bei den Zurückbleibenden zu bedanken und ihnen Glück und Segen zu wünschen. Ich werde euch, liebe Kinder, jetzt ein Gedicht vorlesen, in welchem die Vögel, von ihrer

Heimat Abschied nehmend, es gerade wie gute Menschen machen und den Zurückbleibenden ihren Dank und ihre Segenswünsche aussprechen.

II. **Vorlesen des Gedichts** seitens des Lehrers und darauf der Kinder.

III. **Vermittlung und Vertiefung.** 1. Erläuterung und Inhaltsangabe. — Str. 1. Eine Mutter macht ihr Kind auf den Storch, der auf dem Dache sein Nest hat, aufmerksam, wie er dort oben klappert. Dieses Klappern klingt aber ganz anders als das, welches die Bauernfamilie im Sommer hörte. Die Mutter versteht diese Sprache und deutet sie dem Kindlein.

„Ade, lieber Bauer!“ ruft der Storch zuerst. Ade (volkstümlich adje) kommt von dem französischen Worte Adieu her und bedeutet so viel als „Mit Gott!“ „Gott befohlen!“ Das ist also ein schönes Abschiedswort und ein köstlicher Abschiedswunsch. Außer dem Bauer und den fleißigen Leuten gilt aber der Wunsch auch den Wiesen und Sümpfen und dem Hause („Hüttchen“). Dem Bauer und dem Hause wünscht der Storch Gottes Segen, weil er dort auf dem Dache Wohnung hatte und gern gesehen wurde; von den Wiesen und Sümpfen nimmt der dankbare Storch Abschied, weil sie ihm seine Nahrung gaben. Zuletzt aber spricht er die Hoffnung auf ein frohes, „freudiges Wiedersehen“ im Frühling aus. Inhalt: Der Storch nimmt Abschied von den Bauersleuten, dem Hause und den Sümpfen und Wiesen. — Str. 2. Die am Bache im Gebüsch wohnende Nachtigall ruft den „Fluren“ und was sich darauf befindet ihr Abschiedswort zu und wünschet, daß Gott sie während ihrer Abwesenheit schirmen möge. „Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen gehen“ erinnert uns daran, wie der Bach im Winter von Eis bedeckt ist und sein Murmeln und Plätschern einstellt, wie die Fluren und Gärten und die Pflanzen von Schnee bedeckt sind wie mit einem Bettchen, von dem ein anderer Dichter (Hey) singt:

„Wo sind alle Blumen hin?
Schlafen in der Erde drin
Weich vom Schneebettchen zugedeckt.“

Auch die Nachtigall spricht in den Worten: „O möget im Lenze ihr wonnig erstehn!“ (in Prosa: möget ihr Blumen im Frühjahre wieder im schönen Blütenschmucke und Dufte [wonnig] hervorkommen). Inhalt: Die Nachtigall nimmt Abschied vom Bache, von den Fluren, den Gärten. — Str. 3. Zuletzt kommt die Schwalbe, die am Fenster der guten Leute ihr Nest hatte, und nimmt Abschied. Zunächst wendet sie sich an die artigen Kinder, die sich über die kleinen Vöglein so sehr gefreut und sie niemals gestört haben. Darum wünscht das Schwälbchen, dessen Junge unter den Augen der Kinder groß geworden sind, daß es auch den Kindern recht wohl gehen und ihnen besonders das liebende Elternpaar erhalten bleiben möge. Inhalt: Die Schwalbe nimmt Abschied von den artigen Kindern.

2. Anwendung. Liebe erzeugt Gegenliebe, Zutrauen erweckt Zutrauen. — Wenn wir von unsern Lieben auf längere Zeit Abschied nehmen,

so sollen wir uns der Freuden und Wohlthaten erinnern, die sie uns erwiesen haben, ihnen danken und Gottes Segen wünschen. — Schütze die Vögel! sie danken es dir durch ihren Nutzen.

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Von wem nehmen die Störche, die Nachtigallen und die Schwalben Abschied, und was ist ihr Wunsch? b) Schildere in ähnlicher Weise den Abschied des Rotschwänzchens, der Bachstelze, der Turmschwalbe! W. D.

173. A. Das Lied vom Samenkorn.

Friedr. Adolf Krummacher. Das Christfest. 2. Auflage. Duisburg und Essen 1814. S. 147.

1. Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land;
Und wundersam! was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht u. s. w.

(Das Lied findet sich in den meisten Lesebüchern.)

Erläuterungsfragen. Wann und wie bestellt der Sämann das Wintergetreide? Was für Samen säet er? (Denke an das Gleichnis vom Sämann und vom Unkraut unter dem Weizen!) Wodurch ist das Land ein weiches Bett für den Samen geworden? (Durch Pflügen und Eggen.) Was ist wundersam oder zum Verwundern? (Die Auferstehung des toten Körnleins. 1. Kor. 15, 35—44.) Womit ist in Str. 2 die Erde, das Land, das Korn und seine Schale verglichen? (Mit einer Mutter, die ihr kleines Kind auf den Schoß nimmt und es aus den Windeln und den Binden loswickelt.) Womit ist die rötliche Spitze des Keimes verglichen? (Mit dem Haupt oder Köpflein des Kindes.) Wann friert der Keim, wann bittet er stumm um Tau und wann um Sonnenschein? Warum heißt die Saat der Erde Kindlein? Wie schaut die Sonne von hoher Bahn? (Sie scheint vom Himmel.) Wie verbergen sich Mensch und Wurm, d. h. alle lebendigen Geschöpfe, bei Frost und Sturm? Warum das Körnlein nicht? In welche Jahreszeit führt uns Str. 5? Welche Decke erhält die nackte Saat im Winter? Worin besteht der Schlummer? (Die Saat lebt zwar, aber sie ruht und hört auf zu wachsen.) Womit wird in Str. 6 der Winter und womit der Frühling verglichen? (Der Winter ist eine lange, trübe Nacht, der Lenz ein schöner Morgen und ein fröhlicher Bote Gottes, der das Leben weckt, Schmuck und Freude bringt.) Warum wird in Str. 7 das Feld voll Halme und Ähren mit einem Meere verglichen? (Es ist so grünlich, tief und weit, so still oder im Wind hin- und herschwankend und wogend wie die Meeresflut. Nichts gleicht mehr dem Meere als ein weites, vom Winde bewegtes grünliches Halmenmeer.) Welche Zeit ist nach Str. 8 gekommen? Wie gleicht die Erde dann einer Braut? (Ein stiller Glanz und Duft webt über ihr wie der Glücksschimmer im Auge einer Braut; ein goldner Kranz von reifen Ähren liegt auf ihrem Haupte; die Sonne schaut wie ein glückliches Mutterauge auf sie herab.) Welche Stimmen lassen sich nach Str. 9 bei der Ernte hören? (Das Klingen der Sicheln und Sensen, das Rauschen der Halme und Garben, der laute Freudenruf der Schnitter und der leise Dank der Herzen.)

B. Christ, ein Gärtner.

Max von Schenkendorf. Bibliothek deutscher Klassiker. Hildburghausen 1861. Bd. XVII, S. 525.

1. Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blühn,
Und alle treu zu warten,
Ist einzig sein Bemühn.

2. Der gönnt er sanften Regen
Und jener Sonnenschein;
Das nenn' ich treues Pflegen,
Da müssen sie gedeihn.

3. In liebenden Gedanken
Sieht man sie fröhlich blühn;
Sie möchten mit den Ranken
Den Gärtner all umziehn.

4. Und wann ihr Tag gekommen,
Legt er sie an sein Herz,
Und zu den Sel'gen, Frommen
Trägt er sie himmelwärts,

5. Zu seinem Paradiese,
Zu seiner schönen Welt,
Die nimmermehr wie diese
In Staub und Asche fällt.

6. Hier muß das Herz verglühen,
Das Weizenkorn verdirbt;
Dort oben gilt ein Blühen,
Das nimmermehr erstirbt.

7. Du Gärtner, treu und milde,
O laß uns fromm und fein
Zum himmlischen Gefilde
Zum ew'gen Lenz gedeihn!

I. **Erläuterungsfragen.** Wer ist der Gärtner? (Christus.) Was ist der Garten? (Die christliche Kirche auf Erden.) Die Blumen? (Gläubige Christen.) Die Wartung? (Er versorgt sie mit den Gnaden- und Heilsmitteln.) Sein Bemühen? (Sie dadurch zu beglücken.) Der sanfte Regen? (Trost und Erquickung in der Hitze und Dürre der Trübsal.) Der Sonnenschein? (Glück und Freude in guten Tagen.) Das Gedeihen? (Das Wachstum der Seele in allem Guten.) Die Blüte? (Das Glück in Jesu.) Die Ranken, die wie Epheuarme den Eichbaum umschlingen? (Die Liebe, die sich im Verlangen, im Gebet, in Werken der Barmherzigkeit mit Jesu vereinigt.) Ihr Tag? (Der Todestag.) An sein Herz? (Nimmt sie wie der Bräutigam die Braut, die Mutter ihr Kind in seine Arme und an seine Brust.) Paradies? (Ort seliger Freude — Abrahams Schoß.) Der Zerfall dieser irdischen Welt? (Untergang der Erde am jüngsten Tage.) Das Verglühen des Herzens und das Verderben des Weizenkorns? (Das irdische Leben verglüht oder erlischt wie ein Licht, und der Leib verwest wie ein Weizenkorn.) Das unsterbliche Blühen droben? (Endlose Seligkeit.) Das himmlische Gefilde? (Das Gefilde der Seligen im Himmel.) Der ewige Lenz? (Ein seliges Leben, das dem schönsten Frühling ohne Ende gleicht.)

II. **Vergleichung der beiden Gedichte.** 1. Ähnlichkeit. Beides sind Allegorien oder sinnbildliche Darstellungen. In schöner, bilderreicher Sprache wird erzählt, wie selbstlose Liebe und Sorgfalt ihre Pfleglinge unter wechselnden Schicksalen vom Anfange bis zur Vollendung treulich pflegt, versorgt und erzieht.

2. Verschiedenheit. In A werden die Samenkörner mit Kindern, in B die Menschenkinder mit Blumen verglichen. A führt uns auf das Feld durch den Kreis eines Jahres, B in den Garten durch die Dauer eines Menschenlebens bis in die endlose Ewigkeit. In A ist Gott der ungenannte mächtige, weise und gütige Schöpfer und Erhalter, in B

Christus ein weiser und liebevoller Gärtner. A enthält die Entwicklung des Samenkorns bis ins Einzelne, B die Pflege der Blumen nur im allgemeinen. In A Str. 1 streut der Sämann den Samen in das zubereitete Land und befiehlt die Weiterentwicklung Gott; in B Str. 1 wartet der Gärtner im Garten eifrig und liebevoll aller Blumen. In A Str. 2 und 3 pflegt die Erde das Kindlein in ihrem Schoß, die Sonne giebt ihm Wärme und der Tau Erfrischung; in B Str. 2 spendet der Gärtner der einen Blume Regen, der andern Sonnenschein, je nachdem es ihr Gedeihen erfordert. A beschreibt (Str. 4 und 5) die harten Geschicke des Körnleins, B deutet die Erziehung durch Leiden und Trübsale kaum an (Str. 2). In A wird das frohe und glückliche Gedeihen von der Erde Kindern geschildert (Str. 6 und 7), in B nur die innige, beseligende Gemeinschaft zwischen dem Gärtner und den Blumen durch die Liebe (Str. 3). In A schaut die Sommersonne froh herab auf die bräutlich geschmückte Erde (Str. 8), in B holt Christus die bräutlich geschmückte Seele in seinen Himmelssaal (Str. 4). In A (Str. 9) wird Glück und Freude der Ernte, in B (Str. 5) die Herrlichkeit des Paradieses geschildert. Wie in A (Str. 1) das Körnlein erst verwest und dann aufersteht, so muß in B (Str. 6) der Leib gleich einem Weizenkorn verderben, das Leben wie ein Licht verglühen, um droben zu unvergleichlicher Blüte zu kommen. A klingt (Str. 9) aus im lauten Jubel der Freude und im stillen Dank des Herzens, B (Str. 7) in der innigen Bitte an den treuen Gärtner, uns als feine und fromme Blumen zu dem ewigen Lenze in das himmlische Feld zu verpflanzen.

III. **Aufgaben.** 1. Wie gleicht das Körnlein einem Kinde, das Kind einer Blume? — 2. Wie wartet der Bauersmann treulich des Samenkorns von der Aussaat bis zur Ernte, und wie pflegt der Gärtner die Blumen von Anfang bis Ende? — 3. Suche Geschichten, Sprüche und Sprichwörter, die von Saat und Ernte, von Getreide und Blumen, von Landmann und Gärtner handeln! —

4. Vergleiche mit „Christ, ein Gärtner“ das liebliche Gedicht von Heinrich Heine (Sämtl. Werke. Hamburg 1874. Bd. XV. 1. Teil, S. 159):

C. Du bist wie eine Blume.

1. Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

2. Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Die Blume ist hier ein Mägdlein, wie eine weiße Lilie oder Rose schön und lieblich von Gestalt, holdselig in ihrem Wesen und rein in ihrem Gemüt. Der Gärtner ist Vater oder Mutter (etwa am Tage der Einsegnung); mit Augen der Liebe und Sorge schauen sie ihr geliebtes Kind an, dessen Glück ihr einziges Bemühen ist. Der Garten ist die Welt, eine Welt voll Gefahren für ihr Kind. Denken sie daran, dann schleicht leise und unwiderstehlich die Wehmut in ihr Herz, und der bange Seufzer

ringt sich los: „Wird unser Kind den Lockungen widerstehen, sich im Strudel der Welt und ihrer Lust nicht verlieren, so rein und schön und hold wie jetzt bleiben?" Im Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht und Unzulänglichkeit befehlen sie das Kind einem stärkern Schutz und einer treueren Pflege. Eine dunkle Angst und Ahnung bedrückt das Herz, drängt die Thräne ins Auge und zieht die Hand auf das Haupt des geliebten Kindes, um die unsichtbaren Gefahren abzuwehren. Ihre Wartung und Pflege der reinen, schönen Menschenblüte muß sich hinfort auf die segnende Hand und das betende Herz beschränken. Gott wolle der Hüter und Wächter, der Schirm und Schild des Kindes sein, ein treuer Gärtner, wie ihn Schenkendorf schildert! Was bei Schenkendorf der Glaube hat, die Liebe übt und die Hoffnung schaut, das ist bei Heine noch Gegenstand banger Sorge und wehmütigen Schmerzes. Dort hat der Himmel sein verklärendes Licht über die Erde gegossen; hier steht noch eine düstere Wolke von Gefahren zwischen der Gegenwart und Zukunft, zwischen Erde und Himmel. Dort winkt die Siegespalme, hier droht des Lebens Kampf und Leid. P.

174. Morgengebet.

Joseph Freiherr von Eichendorff, Gedichte. 8. Aufl. Leipzig 1874. S. 339.

I. **Vorbereitung.** Ein Wanderer war abends reisemüde in der Herberge angelangt; sein Herz war von Sorgen gedrückt, seine Spannkraft unter allerlei Druck und Not erschlafft. Der Schlaf floh sein Lager. Früh brach er auf und wanderte weiter. Auf einer bewaldeten Anhöhe machte er halt. Tiefes Schweigen umfing den einsamen Wanderer; nur in den Wipfeln rauschte es leise. Der Klang einer fernen Morgenglocke schlug an sein Ohr; ihm war es, als ob der Herr selbst durch das stille Feld ginge, der Wald aber sich vor ihm neige wie einst Abraham, 1. Mos. 18, 2. Betend erhob sich seine Seele zu Gott. Da ward ihm frei und leicht ums Herz. Er schämte sich im Lichte des jungen Tages seiner gestrigen verzagten Stimmung und sah das Leben im Lichte der Ewigkeit als eine Pilgerreise nach dem Himmel, Gram und Glück der Welt als die Brücke an, die über den breiten Strom der Zeit zu Gott führt. Dieser Stimmung hat der Dichter Eichendorff in dem „Morgengebete" einen wundervollen poetischen Ausdruck gegeben.

II. **Vortrag.**

1. O wunderbares tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

2. Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen!
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

3. Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist in der Frühe eines schönen Sommermorgens. Den Himmel säumt im Osten das Morgenrot. Weite Fluren dehnen sich bis zum Rande eines Waldes aus. Ein leiser Hauch bewegt die Blätter der Bäume. Ein einsamer Wanderer steht auf einer Anhöhe, hat die Hände gefaltet und die Augen zum Himmel erhoben.

2. Gedankengang. Str. 1. Wunderbare Stille und heilige Gottesnähe in der Morgenfrühe. Str. 2. Erhebung der Seele über Sorge und Not des Lebens. Str. 3. Das Leben eine Pilgerfahrt über den Strom der Zeit nach dem Hafen der Ewigkeit.

Grundgedanken: In der Einsamkeit der Natur, wo der Lärm der Welt schweigt, da hören wir Gottes Stimme, da wird die Seele sorgenfrei und lebensmutig und lernet ihre irdische und himmlische Aufgabe verstehen. „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Ebr. 13, 14.) „Dieser Zeit Leiden ist nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.“ (Römer 8, 18.)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Die wechselnde Stimmung in dem Gedichte spiegelt sich wieder in der Geschichte des Propheten Elia 1. Kön. 19. Elia hatte sich vor dem Zorn der Königin Isebel in die Wüste geflüchtet. Das Herz von Sorge gepreßt, die Kraft der Seele von Not erschlafft, so setzte er sich lebensmüde unter einen Wacholder und bat: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele!“ Er entschlief und fand beim Erwachen ein geröstet Brot und eine Kanne mit Wasser. Er fühlte sich wie neu geschaffen, schämte sich seines Kleinmuts und wanderte in Kraft der genossenen Erquickung 40 Tagereisen weit in die Wüste bis an den Berg Gottes Horeb. Hier übernachtete er in einer Höhle, und neuer Kleinmut überfiel sein Herz. Da führte ihn der Herr auf den Berg und zeigte ihm einen großen Wind, der die Berge zerriß, ein Erdbeben, das die Felsen zerbrach, und ein Feuer. Danach kam ein stilles sanftes Sausen. Da merkte Elia, daß der Herr vorüber ging, verhüllte sein Angesicht im Mantel und neigte sich zur Erde. Und hell war es in seiner Seele! Nur ein Pilger ist er hienieden, der nach heiliger Stätte wallt. Seine Lenden soll er gürten, froh und bereitwillig die Lebensbahn durchwallen, die wie eine Brücke über den Strom der Zeit in die selige Heimat zu dem Herrn führt. —

Wanderers Nachtlied.

Goethes Werke. Leipzig. Bibliographisches Institut. Bd. I, S. 95.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Augustin: Des Menschen Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir, o Gott!

2. Rede- und Stilübungen. a) Schildere die Morgenfrühe im Sommer! b) Welche Arten von Gram können das Herz bedrängen? c) Welche Arten von Glück können das Herz zum Aufjubeln bewegen?

d) Wodurch ähnelt das Leben einer Pilgerfahrt? e) Welche Momente finden sich aus dem Gedichte in Elias Geschichte? f) Vergleiche Wanderers Nachtlied mit dem Morgengebete nach den ähnlichen und den verschiedenen Zügen! P.

175. Morgenlied.

Fr. Schiller, Werke. Stuttgart. 1872. III, S. 494.

1. Verschwunden ist die finstre Nacht,
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

2. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht,
Mit seinen heil'gen Scharen
Uns gnädig wollt' bewahren!
Wohl mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr.
Drum freue sich, wer neu belebt
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

I. **Vermittlung und Gliederung.** Dieses einfache Morgenlied findet sich in dem von Schiller übertragenen Shakespeareschen Trauerspiele Macbeth (I. Akt, Scene 5). Der Pförtner eines Schlosses singt dasselbe nach einer bösen Nacht. —

Str. 1 schildert den Anbruch des Tages in wenigen aber treffenden Zügen. Das Verschwinden der Finsternis, der Gesang der Vögel, das Erwachen (poetischer Ausdruck für Beginn) des Tages, der Aufgang der Sonne sind die sicheren Zeichen dieses Vorganges. — Inhalt: Der Anbruch des Tages. Str. 2 enthält das eigentliche Gebet: „Lob sei dem Herrn und Dank gebracht" ꝛc. und außerdem den frommen Wunsch, daß sich die Menschen des jungen Tages erfreuen mögen. — Inhalt: Das Gebet und ein frommer Wunsch.

II. **Poetische und sprachliche Darstellung.** Trotz der Kürze und Einfachheit des kleinen Gedichts erweist sich der Dichter darin dennoch als ein großer Meister in der Sprache. Ganz besonders wirksam ist die Anwendung der Gegensätze (Antithesen), die sich logisch gegenüberstehen: Die Nacht verschwindet, der Tag erwacht. Königs Prunkgemach, Bettlers Dach. In der Nacht verborgen, durch die Sonne kund und offenbar. Das Schließen der Augen, das Öffnen derselben. Ebenso wirksam sind einige schöne Bilder, z. B. „der Tag erwacht". Der Ausdruck „erwacht" kommt nur lebendigen Wesen zu und erinnert an das Leben, welches beim Anbruch des Tages in der Natur beginnt. Ferner die Personifikation der Sonne: Sie „kommt aufgegangen", „macht kund und offenbar". Die „heiligen Scharen" ist eine schöne Vertauschung (Synekdoche) für „die Engel". —

III. **Anwendung für Herz und Leben.** „Ein guter Tag fängt an mit Gottes Preis; 's ist kein Geschäft so selig wie das Beten."

IV. **Redeübungen.** a) Woran erkennen wir den Anbruch des Tages? b) Kurze Inhaltsangabe des Gedichts. W. D.

176. Morgenlied eines Bauersmannes.

Matth. Claudius. Sämtl. Werke des Wandsbecker Boten. 1778. III. Teil, S. 1.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Von dem Wesen der Sonne, welche der Erde Leben und Fruchtbarkeit spendet, haben sich die Menschen zu allen Zeiten allerlei Vorstellungen gemacht. Die alten Griechen glaubten, daß der Sonnengott Helios jeden Morgen aus dem Meere stiege, auf seinen mit vier Rossen bespannten Wagen über den Himmel führe, abends wieder zu den Fluten hinabtauche und während der Nacht in einem goldenen Kahne über den Ozean zum Aufgangsorte der Sonne zurückkehre.

Ps. 19, 5—7 heißt es: Gott hat der Sonne eine Hütte in den Himmeln gemacht. Und dieselbe gehet heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freuet sich wie ein Held, zu laufen den Weg. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft um bis wieder an dasselbe Ende und bleibt nichts vor ihrer Hitze verborgen.

Der schlichte Bauer in Claudius' Morgenliede weiß nichts von dem Kopernikanischen System, wonach die Sonne als Fixstern still steht und die Erde sich um dieselbe bewegt. Er sieht in der Sonne einen göttlichen Boten, der rings die Erde umkreist und überall Segen verbreitet. Er redet mit ihr wie mit einer Person, vergißt aber nicht über dem Geschöpf den Schöpfer, über dem Boten den, der ihn gesandt.

1. Da kommt die liebe Sonne wieder
Da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht und wird nicht müder
Und läuft doch immer sehr.

2. Sie ist ein sonderliches Wesen [1]);
Wenn 's Morgens [2]) auf sie geht,
Freut sich der Mensch und ist genesen [3])
Wie beim Altargerät. [4])

3. Von ihr kommt Segen und Gedeihen,
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen [5])
Und meine Bäume blühn.

4. Und meine Kinder spielen drunter
Und tanzen ihren Reihn [6]),
Sind frisch und rund und rot und munter,
Und das macht all ihr Schein.

5. Was hab' ich dir gethan, du Sonne,
Daß mir das widerfährt? [7])
Bringst jeden Tag mir neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht wert.

6. Du hast nicht menschliche Gebärde,
Du issest nicht wie wir;
Sonst holt' ich gleich von meiner Herde
Ein Lamm und brächt' es dir. [8])

7. Und stünd' und schmeichelte von ferne:
Iß und erquicke dich!
Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne,
Und willst du mehr, so sprich!"

8. Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von deiner Güt' und Zier.

9. Und weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein [9])
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich er muß sein.

10 O, bis [10]) mir denn willkommen heute,
Bis willkomm', schöner Held!
Und segn' uns arme Bauersleute
Und unser Haus und Feld!

11. Bring unserm König heut auch Freude
Und seiner Frau dazu [11]),
Segn' ihn und thu ihm nichts zuleide
Und mach ihn mild wie du. [12])

II. **Erläuterungen.** 1) Ein besonderes, sonderbares, unbegreifliches Wesen. 2) Des Morgens. 3) Die Morgensonne weckt den Menschen zu neuer That und neuer Freude und giebt ihm neue Kräfte, als ob er von

einer Krankheit genesen (gesund geworden) sei. 4) Im Sakramente des Altars, das mit heiligen Geräten oder Gefäßen gespendet wird. Sünde ist Krankheit der Seele, Sündenvergebung darum Genesung. Wir finden sie im Sakrament des Altars. 1. Mos. 32, 30: Ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen. 5) Sie erneuert die Gestalt der Erde, indem das Feld neue Früchte trägt. 6) Im Schatten der Bäume tanzen die fröhlichen, gesunden Kinder einen Reigen- oder Ringeltanz. 7) Röm. 11, 35. Wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wieder vergolten? 8) Dem Sonnengott brachten die Griechen Opfer. 9) Apostelg. 17, 27. Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten. 10) Bis ist die alte Form für „sei". 11) 1. Tim. 2, 1. 2. Man thue Fürbitte für die Könige und alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen. 12) Hier ist zu ergänzen „bist", sonst müßte es heißen: „Und mach ihn mild wie dich."

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Ein Frühlingsmorgen auf dem Lande. Blauer Himmel über der Erde und im Osten die aufgehende Sonne. Ein Dörflein, dessen Kirchturm himmelan weist, ist von grünen Feldern umgeben. In den Hürden auf dem Felde ruht eine Schafherde. Ein Bauersmann steht vor seinem Hause, hat die Hände gefaltet und schaut nach der Sonne. Blühende Bäume, in deren Schatten nachmittags seine gesunden und fröhlichen Kinder spielen, umgeben das Haus. Überall zeigen und regen sich geschäftige Bauersleute.

2. Eigenschaften und Thätigkeiten der Sonne und des Bauersmannes sind aus dem Gedichte nachzuweisen.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Sonne läuft rastlos und unermüdet ihre Bahn. Str. 2. Ihr Aufgang stärkt und belebt die Menschen. Str. 3. Sie verbreitet Fruchtbarkeit in Garten und Feld, und Str. 4 Freude unter den Menschen. Str. 5. Das widerfährt uns unverdient. Str. 6. Man kann ihr dafür nicht danken, Str. 7 sie nicht speisen und erquicken, Str. 8 nur ihre Schönheit preisen und sie Gott befehlen. Str. 9. An ihr, dem göttlichen Werke, soll man die Größe und Güte des Schöpfers erkennen, Str. 10 sie willkommen heißen für die Bauersleute, Str. 11 von ihr Segen und Freude für den König und sein Haus erflehn.

Grundgedanke: Die Sonne, als unermüdlicher Gottesbote, bringt der Erde Segen und den Menschen Freude; sie mahnt uns zum Dank gegen den Schöpfer und zur Fürbitte für andere Menschen.

4. Form der Darstellung. Die Anschauungsweise wie die Sprache des Gedichtes sind schlicht, volkstümlich und mit manchen biblischen Anklängen durchsetzt. Die Personifikation der Sonne als eines göttlichen Segensboten ist kindlich und innig.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Ebr. 1, 14. Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister —. Ps. 104, 4. Du machst deine Engel zu Winden —. Vergiß nicht den Schöpfer über dem Geschöpf (Röm. 1, 25)! — Jak. 1, 17. Alle gute Gabe und alle

vollkommene Gabe kommt von oben herab —. Gedenke auch liebend und fürbittend deiner Mitmenschen!

2. Verwandtes. Abendlied eines Bauern I, 453. — Sommerabendlied I, 521. — Sonnenschein I, 523. — Lied vom Samenkorn II, Nr. 173. — Nun ruhen alle Wälder. — Andere Morgen- und Abendlieder. — Josua 10, 12: Sonne, stehe still zu Gibeon —. Die Sonne wird das strahlende Gottesauge genannt.

3. Rede- und Stilübungen. a) Welche Wohlthaten spendet die Sonne? — b) Beschreibe kurz ihre Bahn und ihr Tagewerk! — c) Was hat sie mit einem Boten gemein? — d) Wo wird die Sonne in biblischen Geschichten erwähnt? — e) Wo in Lesebuchstücken? P.

177. A. Sonntagsmorgen auf dem Thuner See.

Adolf Stöber, Reisebilder aus der Schweiz. St. Gallen 1850. S. 13.

1. Des Schiffes Glocke läutet
Zur Abfahrt auf dem See,
Die Flagge wallt und deutet
Hin auf der Alpen Schnee.

2. Zur Kirche rufen eben
Die Sonntagsglocken auch;
Da möcht' ich mich erheben
Nach frommem Christenbrauch.

3. Doch sieh, schon hat von hinnen
Das Schiff mich fortgerafft,
Und zwischen Felsenzinnen
Enteilt's in Dampfeskraft.

4. Schon dehnt im weiten Bette
Der blaue See sich aus,
Auch hier ist heil'ge Stätte,
Auch hier ist Gottes Haus.

5. O sieh, wie klar und sonnig
Der Himmel niederstrahlt!
Wie sich sein Bild so wonnig
Im Flutenspiegel malt!

6. Granitne Felsenwände,
Sie deuten ernst hinauf,
Als schrieben Gotteshände
Die zehn Gebote drauf.

7. Und aus der Ferne blinken
Die schneebedeckten Höhn
Mit ahnungsvollem Winken,
Wie's drüben ist so schön!

8. Und Sankt Beati-Grotte,
Zur Vorzeit führt sie mich,
Wo vor dem Christengotte
Der alte Drache wich.

9. Beatus — ja glückselig,
Wer hier sich Hütten baut
Und herrlich und unzählig
Die Wunder Gottes schaut!

10. O sel'ger Sonntagsmorgen!
Obwohl der Kirche fern,
Ist doch mein Herz geborgen
Im Hause meines Herrn.

B. Schäfers Sonntagslied.

L. Uhland, Werke. Stuttgart 1863, I, 30. (Siehe Bd. I, Nr. 210.)

I. **Vergleichung des Inhalts beider Gedichte.** A führt uns zu einem der schönsten Seen des Berner Oberlandes, zum Thuner See, welcher mitten in einer gewaltigen Gebirgswelt liegt. Eine Fahrt auf diesem See gehört zu den schönsten Genüssen, die sich der Naturfreund verschaffen kann. Die Ufer zeigen die mannigfaltigsten Landschaftsbilder. Schöne Schlösser mit Parkanlagen wechseln mit freundlichen Ortschaften, üppige Obstpflanzungen mit sanft ansteigenden Wiesenhalden und fruchtbaren Ackerfeldern, und darüber erheben sich die Bergriesen des Berner Oberlandes mit ihren Schneehäuptern, besonders der unvergleichlich schönen Jungfrau (4180 m). All' diese Pracht und Herrlichkeit zeigt der Dichter uns an einem Sonntag vom Schiffe aus, gerade zu der Stunde,

als in dem Abgangsorte die Glocken zur Kirche rufen. Gern möchte er „sich erheben“, sich an dem gemeinschaftlichen Gesange und Gebete in der Kirche erbauen, allein das Dampfschiff hat bereits das Ufer verlassen und ist zwischen die Felsenzinnen (hochragende Bergspitzen) mitten in den blauen See geeilt. Zwar kann der Dichter nun nicht mehr in der Kirche sein Gebet verrichten, allein zur Anbetung findet er auch auf dem Schiffe Gelegenheit und Grund: „Auch hier ist heil'ge Stätte, auch hier ist Gottes Haus!“ Was ist es denn, das ihn zur Anbetung treibt? Zunächst der klare, sonnige Himmel, welcher sein Bild im Flutenspiegel malt, dann die granitnen Felsenwände, die ernst hinauf zu Gottes Throne deuten, ferner die aus der Ferne blinkenden unerreichbaren Schneehäupter, die wie die Ewigkeit ihre Schönheit nur ahnen lassen. Die Beatus-Grotte*), welche nahe am Thuner See liegt und nach dem Apostel der Schweiz (Beatus) genannt wird, erinnert ihn daran, wie durch diesen Apostel hier den Heiden das Christentum gepredigt wurde und der alte Drache (das ungläubige, abergläubische Heidentum) weichen mußte. Alles dieses stimmt den Dichter so andächtig, daß er diesen Sonntagmorgen einen seligen nennt und ausruft: „Obwohl der Kirche fern, ist doch mein Herz geborgen im Hause meines Herrn“, d. h. mit andern Worten, hier kann ich ebenso innig meinen Gott verehren wie in der von Menschenhänden erbauten Kirche.

B. Des Schäfers Sonntagslied versetzt uns in ein weites Feld, in die freie Natur, in eine nicht näher bezeichnete Gegend. Auch hier wölbt sich ein klarer, blauer Himmel wie in A über der Erde. Auch hier ist es ein wonniger Sonntagmorgen im Sommer. Während in A der Sänger auf dem Schiffe sich unter andern Menschen befindet, sehen wir den Schäfer „allein auf weiter Flur“. Beide hören, wie die Sonntagsglocke zur Kirche ruft, und werden durch den Glockenklang zur Andacht und „Erhebung“ gestimmt. Während in A die Großartigkeit der Natur feierlich zum Gebete treibt, erzeugt in B die feierliche Stille, die Einsamkeit in der herrlichen Sommerzeit die andächtige Stimmung. In beiden Gedichten aber fühlen sich die Beter nicht nur mit der Christengemeinde in innigem Bunde, sondern sie haben auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Gott. A spricht das aus in den Worten: „Obwohl der Kirche fern, ist doch mein Herz geborgen im Hause meines Herrn“; B ahnt in dem klaren Himmelsdome eine feierliche Offenbarung der göttlichen Geheimnisse und fühlt sich umleuchtet von der Klarheit des Höchsten wie die Hirten bei Bethlehem in der heiligen Weihnacht.

II. **Vergleichung des Gedankenganges.**

---

*) Die Beatushöhle, etwa 10—12 m hoch und ebenso breit und 200 m tief, befindet sich am rechten Ufer des Thuner Sees, nicht weit vom Einflusse der Aar in den See. Hier soll Beatus, ein aus England stammender Glaubensbote, geweihet worden sein und das Evangelium verkündigt haben. Seine Gebeine wurden vor der Höhle begraben und an dieser Stelle später eine Kapelle errichtet, deren Ruinen noch zu sehen sind.

1. Beide Beter werden durch den Glockenklang zur Sonntagsfeier gerufen, der eine auf dem Schiff durch die Glocken des Uferdorfes, der andere auf dem Felde durch eine einzige Glocke einer Dorfkirche. 2. Beide fühlen die Nähe Gottes und den Segen des Feiertags und werden durch den klaren, sonnigen Himmel zur Andacht gestimmt; bei A wird diese Stimmung noch erhöht durch den Anblick der großartigen Natur, bei B durch das Gefühl der Einsamkeit und Stille in der Natur. Beide fühlen, daß man Gott an allen Orten dienen kann.

III. **Vergleichung der Hauptideen.** Beide Gedichte haben ein und denselben Grundgedanken, nämlich den, daß für den wahrhaft frommen Menschen auch die freie Natur zu einem Tempel Gottes wird, in welchem er sich zur Andacht und Anbetung getrieben fühlt.

IV. **Vergleichung hinsichtlich der Sprache und Form.** Beide Gedichte haben jambische Verse, A drei-, B drei- und vierfüßige. A hat abwechselnd weibliche und männliche gekreuzte, B nur männliche umarmende Reime. Die breitere Darstellung bei A mutet uns weniger an als die knappe, schlichte, dabei aber gewählte Sprache in B. Jedes Wort in B ist ein ergreifender Zug des Bildes, jeder Satz weckt im Leser eine Reihe von Empfindungen. Vorzüglich wirkt die Anwendung des Kehrreims „Das ist der Tag des Herrn" im ersten und letzten Verse des Gedichts. Dieser Vers ist gleichsam der kostbare goldene Rahmen, welcher das Bild umschließt und es ins volle Licht setzt. In B wird die Wirkung auch dadurch erhöht, daß der Dichter das Lied einem Schäfer in den Mund legte, denn der Stand der Hirten hat immer eine besondere Empfänglichkeit für den Gottesgedanken und Gottesglauben gehabt. Der Harmonie zwischen Inhalt und Form verdankt das Lied B seinen Ruf als eine der schönsten Perlen der deutschen Liederpoesie.

V. **Rede- und Stilübungen.** 1. Erzähle die Sonntagsfeier auf dem Thuner See, als ob du sie erlebt hättest! 2. Versetze dich an die Stelle des Schäfers und erzähle dessen Sonntagsfeier! 3. Schildere eine Sonntagsfeier im Walde zur Sommerzeit! (Der Wald wölbt sich wie ein Dom, die Stille, der Gesang der Vögel, das Rauschen der Bäume, das Nicken der Blumen rc.) W. D.

178. A. Das Alpenlied.

Fr. A. Krummacher. Der Sonntag. Essen 1828. S. 150.

1. Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott;
Er färbt den Morgen rot,
Die Blümlein weiß und blau
Und labet sie mit Tau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

2. Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein.
Mag's auch sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

3. Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blütenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

4. Auf hoher Alp
Des Gießbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

5. Auf hoher Alp
In Scharen, weiß und schön,
Die Schaf' und Zieglein gehn
Und finden 's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

6. Auf hoher Alp
Der Hirt sein Herdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut,
Der Geiß und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

I. **Vorbereitung.** Dieses schöne Gedicht steht in einem Büchlein, welches der Dichter genannt hat: „Der Sonntag“. Das Büchlein enthält kleine Erzählungen und Lieder, die davon Kunde geben, wie fromme Menschen ihren Sonntag feiern. Das „Alpenlied“ ist ebenfalls einer solchen Erzählung einverleibt, die also lautet:

„In dem Schweizerlande giebt es ein hohes Gebirge, die Alpen genannt; dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebirges ist reich an herrlichen kräuterreichen Weiden, und ringsumher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Herden auf und lernen früh, sie klüglich regieren. — So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbars-Kinder, deren Eltern wohnten am Fuße des Gebirges und hatten jeglicher eine kleine Herde. Auch war noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der wohnte ein wenig ferner; der pflegte auch mit ihnen zu weiden auf dem Gebirge. So zogen sie dann hinauf im Frühling und Sommer, Sonntags und Werkeltags auf die hohe Alp. Denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge, aber sie vermochten nicht, die Höhen zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens, als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harrten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely kommen würde; er kam aber nicht. Da sprachen die Knaben: Er wird wohl kommen! Er weiß ja den Weg, wo er uns findet. Aber es ist schade, daß er nicht bei uns ist, sagte Lienhard. Denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Aber ich habe auch noch etwas Besonderes vor. Da fragte Wälty: Was ist denn das? Und Lienhard antwortete: Siehe, wir wollen uns ein Kirchlein bauen. Da sprach Wälty: Wie mögen wir Knaben ein Kirchlein bauen? Hätten wir auch Stein und Werkzeug, so fehlet uns die Kraft und die Kunst dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten!

Ein frommes Werk darf man wohl thun! antwortete Lienhard. Und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eins von Zweigen. Sieh! drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern. Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit und sprachen: Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein sieht! — Nun arbeiteten sie mit frischem Mut, und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thale, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermeßliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weiten Eismassen, jetzt erglühend im Strahl der Morgensonne.

Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpengebirges, die goldfarbigen und blauen Enziane, Aurikeln und Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde und schmückten damit die Seiten ihres Tempelchens. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. Darauf warteten sie, ob Hannely käme. Aber er kam nicht. Nun schauten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Herde von ferne sähen; aber sie sahen keine Herde und keinen Hirten. Endlich hörten sie von fern aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten. Da sagte Lienhard: Komm, Wälty, jetzt ist's auch unsre Zeit, ins Kirchlein zu gehen. Nun trieben sie die Herde in das Thal, nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schafen und Ziegen: Graset nur fein und seid stille; wir müssen ins Kirchlein gehen!

Als sie nun hereintraten, nahmen sie ihre Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen, und es wurde ihnen eigen und heimlich. Denn das Morgenlüftchen spielte in die Blätter des Kirchleins, also daß es leise säuselte; dazu tönte das Glöckchen aus der Ferne. — Die Knaben aber beteten heimlich in ihren Herzen. Darauf flüsterte Wälty zum Lienhard: Könnten wir auch ein Liedchen singen? Da sagte Lienhard: Wir wollen das Alpenliedlein singen! Das ist gut dazu. Darauf sangen die Knaben: Das Alpenlied: „Auf hoher Alp" ꝛc. Als sie das Alpenliedlein ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar als Zeichen ihrer Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu ihren Herden zurück, die am Abhang ruhig weideten. Als sie nun in das Thal hinuntersahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Herde. Da riefen sie: Das ist Hannelys Herde! Wir wollen hinunter und ihn holen, daß er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue.

Als sie nun unten ankamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Herde weidete, und sie wunderten sich und fragten: Wo ist Hannely? Da sprach der Vater: Er liegt im Bett und ist krank. Darum weid' ich die Schafe, aber ich darf nicht ferne gehen von der Heimat, denn die Mutter ist betrübt. Da sprachen die Knaben einmütig: Wir wollen die Schafe hüten, als ob es unsere eigenen wären, bis Hannely wieder wohl ist. — Also übernahmen sie die Herde, und der Vater kehrte froh zur Heimat. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gern Erdbeeren äße, und nun gingen sie und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen, und flochten ein Körblein aus Halmen, das füllten sie bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen und die Herden hineingeleiteten, gingen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körblein mit Erdbeeren, und ein Blumenkränzlein lag darüber. Da freute sich der kranke Hannely über die Maßen, und er aß von den Erdbeeren und genas in kurzer Zeit.

Lienhard aber und Wälty sagten: Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert." —

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Das Gedicht will uns den Beweis liefern, daß auch auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt. Str. 1. Der liebe Vater färbt den Morgen rot, (schafft das schöne Früh- oder Morgenrot beim Aufgange der Sonne), färbt und labt mit Tau die Blümlein. Str. 2. Gott läßt auf den reich mit Kräutern bewachsenen Höhen liebliche, würzige, freie und reine Lüfte wehen, die uns wie sein Odem vorkommen. Str. 3. Gott erquickt mit den milden Sonnenstrahlen die grünen Weiden und giebt den Gletschern den schönen weißen Glanz. Str. 4. Gott macht, daß die aus den Gletschern kommenden Gewässer (Gießbäche) wie Silber blinken und den kühnen Gemsen erfrischenden Trunk geben. Str. 5. Der Herr ernährt die Schafe und Ziegen (Geißen) mit den würzigen Alpenkräutern und erfreut deren Herz (= macht sie fröhlich). Str. 6. Der liebe Gott erfreut auch den Hirten, der vergnügt auf seine muntere Herde schaut.

2. Gedankengang. Thema: Auf hoher Alp wohnt der liebe Gott, der 1. die leblosen Geschöpfe schafft und erhält (Str. 1—4, Vers 2); 2. die lebendigen Geschöpfe (Tiere und Menschen) speist und tränkt und erfreut. (Str. 4, Vers 3 bis Str. 6.)

3. Sprachliche und poetische Darstellung. Das Gedicht ist in Jamben geschrieben. Vier Verse der sechszeiligen Strophen sind dreifüßig, während der erste Vers nur zwei und der letzte fünf Füße hat.

Nicht ohne Absicht hat der Dichter den ersten und letzten Vers in allen Strophen wiederholt (Kehrreim). Sie enthalten ja das Thema des ganzen Gedichts. Die volltönenden (männlichen) Endreime, welche dem Gedichte etwas Feierliches geben, eignen sich vortrefflich zu dem ernsten Inhalte desselben. Obgleich die Sprache im ganzen einfach ist, so sind doch einige schöne Bilder und Vergleiche der Beachtung wert, z. B.: „Des hohen Gletschers Eis glänzt wie ein Blütenreis“. Die reine, weiße, glänzende Farbe des Gletscher-Eises vergleicht der Dichter mit den ebenfalls schönen, reinen, weißen Blüten der Obstbäume. „Die kühne Gemse trinkt . . . aus seiner hohlen Hand.“ In diesen Versen vergleicht der Dichter die kleinen Becken, welche hoch oben die Gießbäche bilden, mit der hohlen Hand Gottes. Sehr bezeichnend sind auch die Attribute zu den wichtigsten Substantiven gewählt, z. B. „*milder Strahl*“, „*stilles Weidethal*“, „*des Gießbachs Silber*“, „*die kühne Gemse*“, „*jäher Felsenrand*“, „*hohle Hand*“, „*Lüftlein — gewürzig, frei und rein*“, ꝛc. Die „*lieblichen Lüfte*“ vergleicht der Dichter sogar mit „Gottes Odem“.

III. **Verwertung.** 1. *Anwendung für Herz und Leben.* Der *Hauptgedanke* ist in den beiden ersten Zeilen ausgesprochen und wiederholt sich in dem Kehrreime jeder Strophe.

2. *Rede- und Stilübungen.* a) Welche Schönheiten haben die Alpen? (Morgenrot, Blümlein, Weidethäler, Gletscher, jähe Felsen, Gießbäche, würzige Kräuter, reine Lüfte, kühne Gemsen, muntere Herden, fröhliche, fromme Hirten.)

b) *Vergleichung des Alpenliedes* mit dem untenstehenden Gedichte von Stöber. (Wer singt die Lieder? Was preisen die Lieder gemeinschaftlich, was jedes besonders? Wodurch unterscheidet sich der Versbau beider Lieder, und was haben sie gemeinschaftlich? Wodurch unterscheiden sich die Hauptgedanken beider Lieder? A hat den Hauptgedanken: Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt. B hat den Hauptgedanken: Die Schönheiten der Alpen zwingen den Menschen zur Anbetung ꝛc.)

B. Sonntagsfeier auf den Alpen.

A. Stöber, Gedichte. Hannover 1845. S. 58. (Gekürzt.)

1. Alphirten wallen nah und fern,
Im Thale drunten schallt Geläute:
Gar festlich strahlt der Tag des Herrn,
Und sonnig steht das Kirchlein heute.
Von der Gemeinde nicht umschart,
Erklimm' ich einsam diese Triften[1];
Die Wunder[2] Gottes offenbart
Kein Priester mir aus heil'gen Schriften.

2. Doch horch! Es wogt der Wasserfall:
Von allen Felsen hallt es wieder
Und rauscht wie voller Orgelschall[3])
Vom hohen Berghang schütternd nieder.
Ein heilger Schauer[4]) weht mich an.
In seines weiten Mantels Falten[5])
Seh' ich den Gletscher angethan,
Als wollt' er Hochamt[6]) eben halten.

3. Sein Eisknauf[7]) blitzt und flimmert ganz,
Von goldnem Sonnenschein umzogen.
Vor dieser heiligen Monstranz[8])
Hab' ich die Kniee tief gebogen.
Mir ist, als hört' ich um und um
Aus Priestermunde fromme Sagen.
Ihr Blumenevangelium[9])
Hält mir die Flur weit aufgeschlagen.

4. Alprosen tausendfach geschart
Vertrauen mir die frohe Kunde,
Wie sich der Himmel offenbart
In ihrem weihevollen Grunde:
„Der Vater hat die Kinder lieb!“
Das les' ich rings in klaren Zügen,
Und was der Herr mir selber schrieb,
Ich glaub' es fest — er kann nicht lügen.

5. Weiß nicht, wie plötzlich mir geschehn,
Daß ich wie Jakob[10]) möchte rufen,
Der einst im freien Feld gesehn
Der Himmelsleiter lichte Stufen:
„So heil'ge Stätte fand ich nie:
Der Herr ist hier an diesem Orte!
Gewißlich ist nichts anders hie
Denn Gottes Haus und Himmelspforte!“ —

1) Weideplätze, Matten. 2) Die Wunder der Alpen. 3) Hier ist auf die Vergleichung des wogenden und brausenden Wasserfalls mit dem Orgelschalle aufmerksam zu machen. 4) Eine heilige Scheu, ein Bangen, ahnungsvolles Grauen, gemischt mit Freude (vergl. Uhlands: „O süßes Graun“). 5) Die den Gletscher bedeckenden Nebel. 6) Wie sich der hohe katholische Geistliche beim festlichen Hochamt mit einem weißen Kleide schmückt, so der Gletscher. 7) Knauf = rundliche Hervorragung, Spitze des Gletschers, die eigentümlich geformt ist. 8) Monstranz, ein kunstvolles Gehäuse, in das man hineinsehen kann, um ein darin befindliches Heiligtum, z. B. eine Reliquie, namentlich aber die Hostie den anbetenden (katholischen) Gläubigen zu zeigen. 9) Die frohe Botschaft, welche dem sinnigen Beschauer die Schönheit der Blumen verkündigt. 10) 1. Mose 28, Vers 16 und 17: „Da nun Jakob von seinem Schlaf erwachte, sprach er: Gewißlich ist der Herr an diesem Orte, und ich wußte es nicht. Und fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts andres, denn Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels.“ Vergl. auch Nr. 177 A Str. 4.) W. D.

179. A. Die untergehende Sonne.

Friedr. Adolf Krummacher, Festbüchlein. Bd. I. Der Sonntag, 5. Aufl. Essen 1828. S. 162.

1. Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freudig an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

2. Das ist so ihre Weise:
Sie zeuget still und leise.
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Mut'.

3. Sie läuft den Weg behende
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

4. Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Glück und Segen;
Dann schließt sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an.

5. Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter. —
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz hervor.

6. Drum wallet frohes Mutes
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf
Und steht frohlockend wieder auf.

I. **Erläuterung.** Str. 1. 1. Zunächst ist daran zu erinnern, daß der Auf- und Untergang der Sonne sowie ihre Himmelsbahn nur bildliche, sprachgebräuchliche Bezeichnungen sind; doch hüte man sich hierbei, eine astronomisch-geographische Skizze geben zu wollen.

2. Die Sonne wird als das Auge und Antlitz des Himmels betrachtet, mit welchen sie uns anschaut.

Str. 2. 1. Die Sonne zeuget, erzeugt, bringt hervor, sie

schafft unbemerkt und leise. 2. Die in den beiden letzten Versen dieser Strophe enthaltene Lehre ist besser nach Str. 6 zu verweisen.

Str. 3. Die Erhellung und Erwärmung der Erde und anderer Gestirne durch die Sonne ist ihr Zweck, ihre Bestimmung. Str. 4. Drum sind ihre Wirkungen auch von beglückenden und segensreichen Folgen begleitet. Str. 5. Der vollendete Untergang der Sonne. — Des Dichters Hinweis auf den baldigen Wiederaufgang der Sonne im Osten.

II. **Lehre.** (Str. 6 und 2.) 1. Wirket und schaffet still und unbemerkt, aber auch regelmäßig und sicher Gutes, so lange es Tag ist = so lange ihr könnt!

2. Wallet und wandert frohes Mutes wie sie durchs Erdenleben! Vertrauet fest dem Herrn, eurem Gotte! 3. Dann erwerbt ihr euch einen frohen Mut und ein gut Gewissen. Dann beschließt ihr glücklich und zufrieden eure irdische Pilgerfahrt und feiert droben eine fröhliche Auferstehung.

B. Goldene Abendsonne.

Barbara Urner, geb. Welti. (Liederschatz für Schule und Haus von Ballien. 10. Auflage. Brandenburg 1871. S. 40.)

1. Goldne Abendsonne,
Wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne
Deinen Glanz ich sehn. U. s. w.

(Das Lied findet sich in allen Liederbüchern.)

Vergleichung beider Gedichte. I. Ähnlichkeiten: 1. Beide Gedichte enthalten Lobpreisungen der untergehenden Sonne. 2. In beiden Dichtungen gehen die Dichter von der Betrachtung der Sonne auf menschliches Thun und Sein zurück. 3. In beiden wird aus dem Anblick der untergehenden Sonne eine Lehre für uns hergeleitet.

II. Verschiedenheiten: 1. In A verfährt der Dichter rein objektiv; er schildert das Leben, das Thun und Treiben, das Wirken und Segnen der Sonne, während seine eigene Persönlichkeit in den Hintergrund tritt. In B ist die Subjektivität der Dichterin vorherrschend, während die ruhige und gründliche Betrachtung des Objekts: der goldnen Abendsonne — gänzlich unterbleibt. 2. Als Wirkungen der Betrachtung der untergehenden Sonne wird in A angeführt: a) sie schaut und lächelt uns so freundlich an, b) sie reizt uns zur Nachahmung, c) sie tröstet uns, d) sie führt uns durch dieses Pilgerleben zu einem besseren und herrlicheren Sein. In B: a) sie erweckt mich zur Wonne, b) schon in der Jugend erregte sie mein Wohlgefallen, c) sie erhöhte in mir den Trieb zur Tugend, d) erweckte mein Erstaunen, e) labte mich und f) erzeugte in mir die hohe Empfindung der Huld Gottes; g) sie lenkte meinen Sinn auf mich selbst zurück und steigerte mein Wonnegefühl; h) sie führte mich zurück zu dem Urquell alles Seins, zu meinem Schöpfer, und lehrte mich Demut und Bescheidenheit: Dich, Sonne, schuf er im Strahlenkleide und mich im Staubgewande, d. i. du bist hehr und groß und dauerst schon Jahrtausende lang fort, und ich — bin gering und klein, und meine irdische Wallfahrt währt nur eine kurze Spanne Zeit. R. D.

180 A. Bei Sonnenuntergang.

Friedrich Rückert, Gesammelte Gedichte. V. Bd. Erlangen 1838. S. 37.

1. Fahr wohl, o goldne Sonne!
Du gehst zu deiner Ruh,
Und voll von deiner Wonne
Gehn mir die Augen zu.[1])

2. Schwer sind die Augenlider,
Du nimmst das Lied mit fort.
Fahr wohl! Wir sehn uns wieder
Hierunten oder dort.[2])

3. Hierunten, wann ich wieder
Dies Haupt vom Schlaf erhob,
Dann blickest du hernieder
Und freuest dich darob.

4. Und trägt des Tods Gefieder[3])
Mich statt des Traums empor,
So schau' ich selbst hernieder
Zu dir aus höherm Chor[4]) —

5. Und danke deinem Strahle
Für jeden schönen Tag,
Wo ich mit meinem Thale
An deinem Schimmer lag.[5])

B. Der Elfen[6]) Abendfeier.

Julius Sturm, Gedichte. 4. Aufl. Leipzig 1873. S. 42.

Wenn der Sonne letzter Strahl verglommen,
Und es still und stiller wird im Garten,
Tritt ein Elfe an die Glockenblume,
Rüttelt an dem zarten Lilienstengel,
Bis die Glocken an zu läuten fangen,
Und dann wird's lebendig in dem Garten.
All die Elfen, die verborgen lagen
In den Blumenkelchen, unter Blättern,
Wandern schweigend nach dem nahen Dome[7])
Nach der Lilie weißem Blütenkelche,
Den als Ampel[8]) ein Johanniswürmchen
Mild mit seinem goldnen Schein erleuchtet,
Und nun knien die Elfen in dem Dome,
Falten betend ihre kleinen Hände,
Danken freudig ihrem Herrn und Schöpfer,
Preisen ihn für seine ew'ge Güte,
Für den Sonnenstrahl, der sie erwärmte,
Für das Tröpfchen Tau, das sie erquickte,
Für den Tropfen Honig, der sie nährte,
Für die Blume, ihre kleine Hütte.
Und nachdem sie ihr Gebet beendet,
Kehren sie zurück in ihre Wohnung,
Schlummern ohne Kummer, ohne Sorge,
Im Vertrauen auf den güt'gen Vater,
Dessen Auge über ihnen wacht.

Kind, mein Kind, hörst du die Abendglocken?
Komm, und falte betend deine Hände,
Und dann wirst du auch so selig schlummern
Wie der Elfe dort im Rosenkelche!

I. **Vermittlung des Verständnisses.** 1) Die Sonne wird als lebendes Wesen, als der strahlende Bote Gottes gedacht. (Vergl. Nr. 154!) Sie hat sich den Tag über auf ihrem Rundgange um die Erde müde gelaufen und abgearbeitet. (I, 430.) Nun geht sie unter, d. h. verschwindet unter dem Horizonte, geht gleichsam zu Bett, zu ihrer Ruhe. Das schöne Schauspiel ihres strahlenden Unterganges hat den Dichter mit Wonne erfüllt und seinen arbeitsvollen Tag mit einer letzten Freude beschlossen. 2) Nun fallen ihm die schweren, müden Augenlider zu, und das letzte Lied, wozu ihn der schöne Sonnenuntergang begeisterte, bleibt ungesungen, wird gleichsam von der scheidenden Sonne mit fortgenommen. Er kann nur noch einen Scheidegruß lallen: Leb wohl! Glückliche Fahrt! Auf Wiedersehen! 3) Der Tod wird als geflügelter Gottesbote gedacht. Sein G e f i e d e r erinnert an die Vögel, die eilenden Segler der Lüfte,

und soll den raschen Flug von der Erde zum Himmel andeuten. Wohin mich sonst blitzgeschwind ein Traum emportrug, dahin trägt mich einst der Tod. 4) Der höhere Chor ist die Gemeinschaft der Engel und Seligen, die als Sängerkreis um den Thron Gottes, hoch über dem „Gezelt der Sonne" stehen. 5) In der Wonne des Himmels will sich der Dichter noch dankbar der schönen Tage erinnern, wo seine Wohnung in einem schönen Thale im Schimmer und Glanz der Sonne lag.

6) Elfen sind kleine, geistige Wesen, die in Blumenkelchen wohnen und im leichten Reigen über Grashalme und Blumen dahin schweben. 7) Dom ist eine große schöne Kirche. 8) Ampel ist eine Hängelampe, die in der Lilienkrone durch ein leuchtendes Johanniswürmchen ersetzt wird.

II. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte sind Abendlieder, die an den Untergang der Sonne anknüpfen, die Schönheit des Abends preisen, dem Schöpfer Dank sagen, eine höhere Abendfeier ahnen lassen und von sanftem Entschlummern reden.

2. Verschiedenheiten. A enthält den letzten Gruß des müden Dichters an die untergehende Sonne, B die Abendfeier der Elfen und eine Mahnung an die Kinder zum Gebet. — A führt uns auf einen Hügel, von dem man die Sonne strahlend untergehen sieht, B in einen Garten voll schöner Blumen. — A versetzt uns an einen schönen Sommerabend, wirft aber auch einen Blick in die Vergangenheit und Zukunft. B deutet einen Sommerabend um Johanni an, wenn die Sonne als „Himmelsfeuer" verglommen oder erloschen ist, die Blumengeistchen lebendig werden und die Abendglocken zum Gebet mahnen. — In A spricht der Dichter mit der Sonne, in B mit den Kindern. In A sind Sonne und Tod als Personen gedacht, in B die Blumen mit Elfen bevölkert, ihre Kronen mit Hütten, die Glockenblumen mit Glocken, die Lilienkrone mit einem Dome, das Johanniswürmchen mit einer Ampel verglichen. — In A ist der Gedankengang: a) Die Sonne geht unter und die Augen fallen zu. b) Ich sage ihr vor dem Einschlafen Lebewohl und „Auf Wiedersehen!" c) Erwache ich wieder hier unten auf Erden, dann blickt die Sonne morgen segnend auf mich nieder. d) Sterbe ich in der Nacht, so schaue ich von oben aus dem Chor der Seligen auf sie herab. e) Ich danke ihr für die Wohlthaten, die sie mir bei meinen Lebzeiten gespendet hat. In B: a) Bei Sonnenuntergang werden die Elfen in den Blumen lebendig. b) Sie versammeln sich zum Abendgottesdienste in einer Lilienkrone. c) Sie danken ihrem Schöpfer für allerlei Wohlthaten. d) Dann entschlummern sie voll Vertrauen auf Gottes Schutz. e) Sie sollen den Kindern ein Vorbild sein. — Grundgedanke in A: Wir sehen uns wieder, o scheidende Sonne, entweder nächsten Morgen hier unten oder für immer im ewigen Lichte droben. In B: Alle Geschöpfe danken ihrem Herrn und Schöpfer am Abend, und du, o Menschenkind, wolltest den Dank vergessen?

P.

181. A. Abendfeier.

K. J. P. Spitta, Psalter und Harfe. Leipzig 1876. I. S. 8.

1. Wie ist der Abend so traulich[1]),
Wie lächelnd[2]) der Tag verschied[3]);
Wie singen so herzlich erbaulich[4])
Die Vögel ihr Abendlied!

2. Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschert[5]);
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

3. Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue
Prächtige Himmelsdom.

4. Und alles betet lebendig
Um eine selige Ruh',
Und alles mahnt mich inständig[6]):
O Menschenkind, bete auch du!

I. **Vermittlung und Vertiefung.** 1. Worterklärung. 1) Traulich = anheimelnd, angenehm. 2) Wie lächelnd = also freundlich, heiter. 3) „Der Tag verschied" = der Tag ging scheidend fort oder zu Ende. 4) Erbaulich = Erbauung erweckend, tröstend, fromme Empfindungen erregend. 5) Beschert = von Gott zu teil geworden. „Kein Ton ist Blumen beschert" — Gott hat den Blumen keine Stimme verliehen oder geschenkt. 6) Inständig = dauernd und dringend.

2. Kurze Inhaltsangabe. An einem freundlichen Sommerabend befindet sich der Dichter im Freien und wird durch den Gesang der Vögel, durch die ihr Haupt zur Erde neigenden Blumen, durch den den Himmel abspiegelnden Strom und vieles andere zum Beten aufgefordert.

II. **Verwertung.** 1. Lehren für Herz und Leben. a) Wer die Natur in sinniger Weise beobachtet, wird zum Gebet gemahnt. — b) Da die unvernünftigen und leblosen Geschöpfe dem Schöpfer am Abend ihr Danklied bringen, so darf der Mensch das Abendgebet um so weniger unterlassen.

2. Rede- und Stilübungen. a) Warum sollen wir am Abend beten? b) Vergleiche das Gedicht mit dem nachstehenden!

B. Abendheimgang.

Fr. Rückert, Werke. Frankfurt a. M. 1868. II. S. 475.

1. So lang die Sonn' am Himmel steht,
Geh' ich nicht weg von den Buchen;
Eh' der Vogel zu Neste geht,
Werd' ich mein Haus nicht suchen.
Die Sonne sank, es flammt der West,
Der Vogel zwitschert leis' im Nest,
Leise zu Gottes Preise,
Dank, Dank für Trank und Speise!
Herz, danke du gleicher Weise!

2. Nun will ich auch zu Bette gehn
Mit all' der Tageswonne,
Und morgen wieder früh aufstehn
Mit dem Vogel, der Sonne.
Die Sonne sank, es flammt der West,
Der Vogel zwitschert leis' im Nest,
Leise zu Gottes Preise,
Dank, Dank für Trank und Speise!
Herz, danke du gleicher Weise!

A. Ähnlichkeiten. Die Dichter sind in der freien Natur. Sie hören die Vögel ihr Abendlied singen. Sie werden durch den Gesang der Vögel selbst gemahnt, zu beten.

B. Verschiedenheiten. Bei Rückert zwitschern die Vögel nur noch, während Spitta sie herzlich erbaulich singen hört. Rückert fordert

zum Danke gegen Gott, Spitta nur im allgemeinen zum Gebet auf. Spitta wird noch durch die Blumen ꝛc. zum Gebet geladen, Rückert nur durch die Vögel. W. D.

182. A. Abendstille.

Gottfried Kinkel, Gedichte. 6. Aufl. Stuttgart und Augsburg 1857. S. 184.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** An einem schönen Frühlingsabende verließ der Professor Gottfried Kinkel die Stadt Bonn und wandelte in tiefen Gedanken am linken Ufer des Rheines hin. Seine Seele war von Sehnen und Bangen, von Schmerzen und Sorgen bewegt. Er sehnte sich nach Glück am eigenen häuslichen Herde, aber das Weib seiner Liebe schien ihm unerreichbar. Er sehnte sich nach Frieden im Herzen, aber Zweifel zerrissen seine Seele. Er sehnte eine Verbesserung des Loses der Armen und Gedrückten herbei, aber die Hindernisse überstiegen seine Kräfte.

Von der schmerzlichen innern Arbeit der Gedanken richtete sich sein Blick auf die Bilder des Friedens in der Natur. Der Lärm des Tages war verstummt, die Sonne hinter den Bergen niedergesunken, der Vogel auf seinem Ast oder in seinem Nest zur Ruhe gekommen und der Landmann mit seinem müden Rosse auf dem Wege zum heimischen Herde und zum häuslichen Behagen. Die Schiffe auf dem Strome suchten den Hafen (Port) und die Schiffer die nächtliche Ruhe im Hause. Ein wanderndes Volk von Kranichen kehrte zurück aus dem Süden und zog wie eine Wolke am Himmel hin dem Glück und der Ruhe in der alten Heimat zu.

Da wurde es still und stiller in der Seele des Dichters, und die Zuversicht wuchs in seinem Herzen, daß auch er an das Ziel seiner Sehnsucht, an den Ort der Ruhe kommen würde. Diese Gedanken gestalteten sich in ihm zu dem nachstehenden, vollendet schönen Gedichte:

1. Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im West das Abendrot verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und alles ruht an seinem Ort.

2. Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt;
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort!

3. Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

4. Und du, mein Herz! in Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich;
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Entwirf nach der Vorbereitung und dem Gedichte ein Abendgemälde!

2. Charakterzüge. Zeige, warum sehr treffend der Frühlingstag klar, das Leben ausgeblüht, die Sage verklungen, das Abendrot verglüht, der Vogel entschlummert, das Roß müde, der Landmann barmherzig, der Strom bewegt, die Flut rollend, das Thal weit, die Regung des Wassers leise, das Gold flüssig und mit Silber gesäumt, die Bewegung der Schiffe leise, der Port bekannt, das Flußgeleise sicher, der Führer der Zugvögel kräftig und landeskundig, der Süden schön, der Norden heimisch, die Wanderlust jung, der Wille stark, die Sehnsucht schmerzlich, der Zug des Kahnes still, der Flug der Kraniche rasch genannt wird!

3. Gedankengang und Grundgedanke. Str. 1. Das allgemeine Bedürfnis der Ruhe am Abend, Str. 2 die leise Bewegung des Stromes und die Heimkehr der Schiffe zum Hafen, Str. 3 der sichere Flug der Wandervögel nach dem heimatlichen Norden, Str. 4 der starke, unaufhaltsame Zug des Herzens nach hohen Zielen: das alles verbürgt die Erfüllung der tiefen Sehnsucht des Herzens, durch Kampf zum Frieden zu gelangen.

4. Schönheiten in der Form. Der reiche Gedankeninhalt, die feine Beobachtung der Natur und des Herzens, die Kunst, mit wenigen Strichen ein reiches Gemälde vor die Seele zu zaubern, die fließende, dem flüssigen Golde des Stromes gleichende Sprache, die treffenden Bilder und Vergleiche, der Gleichklang der Natur und des Menschenlebens, der regelmäßige Aufbau des Ganzen wie die feinen Beziehungen zwischen den Gliedern, der vieldeutige und doch so versöhnlich ausklingende Kehrreim: das alles macht das Gedicht zu einer köstlichen Perle unserer lyrischen Poesie.

Einige Fingerzeige mögen auf einzelne Schönheiten des Gedichts aufmerksam machen!

Das rege Leben und Treiben eines hellen Frühlingstages wird mit schönen, duftigen Blüten verglichen, die gegen Abend ausgeblüht haben oder keusch ihre Kelche schließen.

Das Abendrot, als letzter Abglanz des Sonnenscheins, gleicht einer Sage, die erst laut von Lippe zu Lippe ging und alle Herzen bewegte, dann aber immer schwächer aus der Ferne herüberklang, bis sie endlich verhallte.

Der Vogel auf dem Ast hat das Köpflein unter den Flügel gesteckt, hört und sieht nichts mehr und verschläft Gefahr und Not.

Kein Rauschen (des Windes), kein Gesang (aus Vogelkehlen), kein Wort (aus Menschenmund) mehr: welch schöne Steigerung!

Roß und Pflüger, die fleißigen Arbeitsgenossen, müde und langsam heimwärts schlendernd, der Landmann nicht bequem auf dem Roß, sondern mitleidig daneben, es am Zügel führend: welch' schönes Bild!

Die Fluten rollen in steter Bewegung durch das breite Thal dem Meere zu. An manchen Stellen scheinen unsichtbare Hände auf dem Grunde des Flußbettes Quellen geöffnet zu haben, die ihr Wasser leise nach der Oberfläche steigen lassen und den Spiegel des Flusses in stillen

Kreisen bewegen. „Zu Zeiten fuhr eine Engel herab und bewegte das Wasser des Teiches.“

Das Abendrot vergoldet die breite Rheinflut, daß sie erglänzt wie flüssiges Gold. Dazwischen sind dunkle Streifen oder Furchen, die wie Silbersäume die goldene Flut einfassen.

Der Fluß führt leise auf sicherm Geleise (Wege) die Schiffe und Kähne stromab dem Hafen zu, ohne daß die Schiffer schallend die Ruder ins Wasser zu schlagen brauchen. Die Zugvögel bilden am klaren Abendhimmel eine dunkle Wolke, die rauschend dahin zieht. An der Spitze des gefiederten Volkes fliegt ein des Weges und Landes kundiger Führer, der mit besonderer Kraft an der Spitze des Winkels die Luft durchschneidet und mit scharfen Augen auf den Weg merkt. Jerem. 8, 7: „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wiederkommen sollen.“

Der Süden schön, aber der Norden heimisch, die Wanderlust jung und frisch, der Flug bei Tag und Nacht unermüdlich: wie treffend und schön! Wie die Schöpfung im Menschen gipfelt, so ist die Außenwelt nur Bild und Gleichnis von dem Leben des Geistes und Herzens. Bald wird das Herz gleich dem Kahne vorwärts gezogen von einer stillen Kraft, langsam aber stetig, bald wird es gleich dem Wandervogel getrieben von einem starken Willen rasch und feurig. So oder so führt rechtes Streben zu rechtem Ziele und bringt endlich das Herz zum Frieden „an seinem Ort“.

III. **Vergleichung** mit:

B. Ein geistlich Abendlied.

Gottfried Kinkel, Gedichte. 6. Aufl. Stuttgart 1857. S. 185.

1. Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn![1])
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn.[2])
Rings in die Thale senket
Sich Finsternis mit Macht —[3])
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht![4])

2. Es ruht die Welt in Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei[5]),
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht: —[6])
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

3. Und hast du heut' gefehlet[7]),
O, schaue nicht zurück[8]);
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück![9])
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht. —[10])
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

4. Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät[11]);
In gleichem, festem Gleise
Der goldne Wagen geht.[12])
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht.[13])
Wirf ab, Herz, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

1. Erläuterungen. 1) Der Lärm des Tages glich dem sausenden Winde oder rauschenden Strome. Er ist nun vorübergeflutet und Stille eingekehrt. 2) In der Stille hört man in der Luft, im Laube und überall geheimnisvolles Flüstern, als ob unsichtbare Genossen uns umschwebten. Nur wenn es stille um uns und in uns wird, merkt man die

göttlichen Boten, die Erquickung und Frieden bringen. Bei dem stillen, sanften Sausen merkte Elia, daß der Herr vorüber ging. 3) Zuerst und rasch dunkelt es in den Thälern; sie sind oft in Finsternis gehüllt, wenn der letzte Tagesschimmer noch auf den Berggipfeln liegt. 4) Wirf die Last oder Bürde deiner Sorgen ab! „Er wird dein Herze lösen von der so schweren Last.“ 5) „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt’ und Felder, es schläft die ganze Welt.“ 6) Die Freuden des Tages gleichen dem Reigen (Tanze) und den Rosen, die Leiden aber pressen den Schmerzensschrei aus und gleichen den Dornen. Freuden und Leiden verstummen im Schlafe. 7) „Hab’ ich Unrecht heut’ gethan, sieh es, lieber Gott, nicht an!“ 8) Phil. 3, 13: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist.“ 9) Bei dem Herrn ist Gnade, und viel Erlösung ist bei ihm.“ 10) „Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.“ 11) In himmlischer Pracht und Herrlichkeit steht das Heer der Sterne am Firmament. 12) Die sieben hellen Sterne des „Himmelswagens“ oder „Bären“ umkreisen auf fester, ewiger Bahn den Polarstern. 13) „Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, wo dein Fuß gehen kann.“

2. Ähnlichkeiten zwischen den beiden Gedichten. Beide schildern in vier achtzeiligen Strophen die Wirkung eines stillen, schönen Abends auf das unruhige Menschenherz. Jede Strophe klingt in einem Kehrreim aus, der Trost und Frieden in das bange Herz gießen soll.

3. Verschiedenheiten. In A ist die Schilderung eines schönen Frühlingsabends reich und voll eigenartiger Züge, die Anwendung auf das Menschenherz kürzer; in B dagegen ist der Abend nur durch einzelne Züge im allgemeinen gekennzeichnet, die Anwendung auf das Herz aber reich und eingehend. A führt mehr hinaus in die Natur, B mehr hinein in das Herz. A schärft den Blick für ermutigende Bilder in der Natur; B zeigt mehr das tröstliche Hereingreifen himmlischer Mächte in das Erdenleben; darum heißt es „ein geistlich Abendlied“. A will die Zuversicht des Strebens stärken, B Trost zum Ertragen der Erdenbürde geben. In A ermutigt der Kehrreim das Herz zu starkem, stetigem Streben; denn wie die müden Arbeiter zur Ruhe an ihren Ort kommen (Str. 1), wie ein stiller Zug im Wasser die Schiffe langsam zum Hafen führt (Str. 2), und wie ein innerer Drang und unermüdlicher Flug die Zugvögel in ihre alte Heimat bringt: so wird das sich sehnende, willensstarke Herz zum Ziel, „an seinen Ort“, kommen (Str. 4). In B wird das Herz ermahnt, seine vierfache Bürde abzuwerfen: die Unruhe (Str. 1), die Schmerzen (Str. 2), die Sünden (Str. 3) und die Sorgen (Str. 4).

4. Rede- und Stilübungen. a) Schilderung des Abends nach den beiden Gedichten! — b) Welche Züge hat jedes Gedicht eigentümlich, und welche finden sich in beiden? — c) Welche Anklänge an Sprüche, Lieder und bibl. Geschichten finden sich? — d) Welche Mahnungen für Herz und Leben werden uns gegeben? P.

183. A. Abendlied.

Matthias Claudius, Werke. Gotha 1871. 9. Aufl. 4. Teil. S. 41.

I. **Vorbereitung.** Auf einem Dorfe haben sich an einem Sommerabende mehrere Nachbarn und Freunde nach des Tages Last und Hitze vor der Thür eines Bauernhauses versammelt. Da sitzen sie auf einer Bank, auf Bauhölzern und Steinen und plaudern von diesem und jenem, was ihre kleine Welt bewegt. Nicht weit von dem Hause liegen Wiesen, aus denen der weiße Nebel aufsteigt und sich wie ein Schleier, wie eine dämmerige Hülle, ausbreitet. Etwas entfernter steht geheimnisvoll wie ein schwarzer, schweigender Riese der Wald. An dem klaren Himmel glänzen die Sterne, und wandelt der Mond schweigend seine Bahn. Der Lärm des Tages ist verstummt, und wie eine stille, trauliche Schlafkammer erscheint die Welt. Die schlichten Leute reden über den Mond und seine wechselnde Gestalt, über die neuen Erfindungen der stolzen und klugen Menschenkinder, über die Eitelkeit der Welt, die falschem Schimmer und vergänglichen Freuden nachläuft, über Hagelschlag und Brandschaden, der hie und da wie eine Strafe Gottes Felder und Häuser verheert hat, über den kranken Nachbar, über den plötzlichen Tod dieses und jenes Bekannten und über das Eine, was uns in Zeit und Ewigkeit zum Heil nötig ist. — Eine Pause tritt ein! Da stimmt ein Nachbar das Abendlied von Claudius an, das von allen diesen Dingen so schön handelt, nach der Melodie „Nun ruhen alle Wälder"; die andern fallen ein und singen mit rechter Herzenserhebung das ergreifende Volkslied. Dann befehlen sie sich dem Schutze Gottes und wünschen sich und dem kranken Nachbar eine gute Nacht.

II. **Vortrag und Einlesen des Liedes.**

1. Der Mond ist aufgegangen; die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar; der Wald steht schwarz und schweiget[1]), und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar.[2])

2. Wie ist die Welt so stille und in der Dämmrung Hülle[3]) so traulich und so hold! als eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt.[4])

3. Seht ihr den Mond dort stehen? — Er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön![5]) So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.[6])

4. Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel; wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.[7])

5. Gott, laß dein Heil uns schauen, auf nichts Vergänglich's trauen, nicht Eitelkeit uns freun! Laß uns einfältig werden und vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein![8])

6. Wollst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod! Und wenn du uns genommen, laß uns in Himmel kommen, du unser Herr und Gott![9])

7. So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder! Kalt ist der Abendhauch. Verschon uns Gott mit Strafen und laß uns ruhig schlafen — und unsern kranken Nachbar auch![10])

Erläuterungen. 1. Kein Mondstrahl durchdringt die dunkle Masse des Waldes, die, von keinem Hauch bewegt, wie ein schlafender Riese vom Mondenglanz umflossen ist oder wie eine schwarze Insel im Lichtmeer liegt. Nicht eigentlich der Wald, sondern dessen Bewohner, insonderheit die Vögel, schweigen und ruhen.

2. Es ist ein wunderbar schönes Bild, wie der weiße Nebel aus den Wiesen steiget, allerlei wunderbare Gestalten annimmt und gleichsam einen Schleier über die ruhende Erde breitet.

3. Die Dämmerung zwischen Licht und Dunkel und die Stille öffnet die Herzen, so daß sie sich vertraut (traulich) einander zuneigen (hold sind).

4. Der Jammer des Lebens (Sorgen, Mühen und Schmerzen) wird zeitweise verschlafen oder gänzlich vergessen.

5. Dem schlichten Verständnis erscheint der Vollmond als Scheibe. Der Gebildete weiß, daß er eine Kugel, rund und schön, ist und daß er uns immer dieselbe erleuchtete Hälfte zeigt, die gegenüberliegende aber verbirgt.

6. Das erscheint manchem lächerlich, weil er's nicht begreift, und wir nennen ihn deshalb thöricht und unwissend. Machen wir es denn aber anders mit vielen Sachen? Weil wir sie mit unsern Augen nicht sehen, nicht von allen Seiten gründlich untersuchen und mit unsern Händen greifen können, darum leugnen wir sie, belachen sie als nicht vorhanden, ganz sicher und getrost, als ob wir die vollkommenste Kenntnis davon hätten. Wer ist wohl thörichter: ein Bauer, der eine zweite Mondhälfte lächerlich findet und leugnet, oder ein ungläubiger Arzt, der die Seele und ihre Unsterblichkeit belacht und leugnet, weil er noch in keinem Körper eine Seele gefunden hat?

7. Wir Menschenkinder sind stolz auf unsere Tugenden und unser Wissen. Wie steht's aber um uns und unser Wissen, das uns so leicht aufblähet? Wir sind eitel (nichts als) arme Sünder (ohne Verdienst und Würdigkeit), und unser Wissen ist Stückwerk. Die Menschen tragen sich mit allerlei stolzen Plänen, aber es sind Luftgespinste, Spinngewebe, die ein Platzregen zerschlägt und ein Wind zerreißt. Sie suchen und versuchen allerlei Künste, um reicher, klüger, mächtiger und glücklicher zu werden, dabei aber entfernen sie sich immer weiter von dem rechten Ziel der Wahrheit im Worte Gottes und dem Glück des Friedens in Gott.

8. Die Betrachtung erhebt sich zur herzlichen Bitte. Das Ziel unseres Lebens und Strebens sei das Heil in Gott. Man gewinnt und schaut es nur, wenn man auf nichts Vergängliches (Geld und Gut, Ehre und Ruhm, Freude und Genuß und andere Menschen) baut (sein Vertrauen setzt) und sich der Eitelkeit (der eiteln und vergänglichen Erdendinge) nicht freut, sondern Gott um ein einfältiges Herz (das gleichsam nur eine Falte hat, schlicht, wahr und aufrichtig ist) und um einen frommen und fröhlichen Kindersinn bittet.

9. Laß uns sonder Grämen (ohne Gram und Schmerz) aus der Welt scheiden und zu dir in den Himmel kommen.

10. Vom Walde und vom Wiesenthale weht ein kalter Luftzug herüber, denn es ist schon spät geworden. Da mahnt einer die „Brüder“ zum Aufbruch. Noch einen Blick werfen sie auf den Himmel, ob nicht ein Gewitter heranzieht, und einen auf das stille Dorf, ob nicht Feuersgefahr droht. Mit einer Bitte um Abwendung solcher — nach ihrem Glauben — göttlichen Strafgerichte wegen ihrer Sünden und mit einer Fürbitte für den kranken Nachbar wünschen sie sich gute Nacht und ruhigen Schlaf.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Schildere nach den gegebenen Winken eine Mondscheinlandschaft an einem Sommerabend!

2. Weise aus dem schlichten, herzlichen Liede nach, daß die Sänger freundnachbarlich, natursinnig, gefühlsinnig, demütig, fromm und heilsbegierig waren!

3. Gedankengang. Str. 1 schildert die Abendlandschaft; Str. 2—4 enthalten Betrachtungen a) über den geheimnisvollen Zauber der Abenddämmerung (Str. 2), b) über die Gestalt des Mondes und andere Sachen, die wir beurteilen, ohne sie zu verstehen (Str. 3), c) über den Stolz und die Künste der Menschen, die vom rechten Ziele ab auf Irrwege führen (Str. 4); Str. 5—7 sind ein Abendgebet, a) um die rechte Gesinnung (Str. 5), b) um ein seliges Ende (Str. 6), c) um Verschonung vor Strafen und Gewährung einer erquicklichen Nachtruhe für Gesunde und Kranke (Str. 7).

Grundgedanke: Das ist ein rechter Feierabend, wenn sich der redliche Arbeiter der Ruhe, Stille und Herrlichkeit in der Natur freut, Gottes und seine eigenen Werke mit offenem Auge und demütigem Herzen betrachtet und sich und seine Lieben im Gebete dem Schutze des allmächtigen Gottes befiehlt.

4. Eigentümliches. Das Lied hat die schlichte, ergreifende Weise des Volksliedes, darum auch volkstümliche Ausdrücke wie „in Himmel kommen“ und einige Härten durch Verlegung schwerer Silben in die Tonsenkung und leichter in die Tonhebung (Str. 5.) Überwältigend wirkt die einfache Fürbitte für den kranken Nachbar am Schluß. Auch die eigene Melodie von J. A. P. Schulz sowie die Melodie „Nun ruhen alle Wälder“ sind sehr geeignet, den Eindruck des herrlichen Liedes auf das Gemüt zu erhöhen. Der große Herder hat das Lied in seine „Stimmen der Völker“, eine umfassende Sammlung von Volksliedern, aufgenommen, „um einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden“.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Str. 1: Bd. I, 422—24. Str. 2: Die Erde ist ein Jammerthal (7. Bitte). Str. 3: Es sind mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt. Str. 4: Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert. — Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk. — Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen. — Gott steuert den Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen. — Der Heide Sokrates sagte: „Meine Weisheit besteht darin,

daß ich erkannt habe, wie ich nichts weiß!" — Salomo spricht: „Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste!" Str. 5: Jakob sprach auf dem Sterbebett: „Herr ich warte auf dein Heil!" „Alles ist eitel!" (vergänglich, hinfällig) sprach Salomo. — „Eitel Brot — eitel Strafe" (nichts als Brot, nichts als Strafe). „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr das Reich Gottes nicht ererben." Str. 6: Jakob sprach zu Joseph: „Ich will nun gerne sterben, nachdem ich dein Antlitz wieder gesehen habe!" Der alte Simeon: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" Paulus: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein!" Str. 7: „Müde bin ich, geh' zur Ruh' —."

2. Rede- und Stilübungen. 1. Was hat das folgende Gedicht von Karoline Rudolphi Eigentümliches? (Deutsche Gedichte von W. Fricke. S. 155.)

B. Der Mond.

1. Im stillen, heitern Glanze tritt er so sanft einher!
Wer ist im Sternenkranze so schön geschmückt wie er?
2. Er wandelt still bescheiden, verhüllt sein Angesicht
Und giebt doch so viel Freuden mit seinem trauten Licht.
3. Er lohnt des Tags Beschwerde, schließt sanft die Augen zu
Und winkt der müden Erde zur stillen Abendruh'.
4. Schenkt mit der Abendkühle der Seele reine Lust;
Die seligsten Gefühle gießt er in unsre Brust.
5. Du, der ihn uns gegeben mit seinem trauten Licht,
Hast Freud' am frohen Leben, sonst gäbst du ihn uns nicht.
6. Hab Dank für alle Freuden, hab Dank für deinen Mond,
Der Tages Last und Leiden so reich, so freundlich lohnt!

(Der Mond hat einen stillen, heitern Glanz und tritt sanft einher. Die Sterne bilden einen Kranz und schmücken den Mond. Er wandelt bescheiden, verhüllt sein Gesicht zuweilen hinter Wolken, spendet Freuden, lohnt die Beschwerden des Tages durch eine stille Abendruh, zu der er winkt und einladet. Er bringt der Erde die Abendkühle, der Seele reine Lust, in die Brust selige Gefühle. Gott muß Freude am frohen Leben haben, sonst hätte er uns den trauten Mond nicht gegeben. Es gebührt dem Herrn Dank dafür.)

2. Wo findet sich in dem Liede von Claudius: der heitere Mondenglanz, der Sternenkranz, das verhüllte Angesicht, das traute Licht, des Tages Beschwerde, der sanfte Schlaf, die Abendkühle, reine Lust und selige Gefühle, des Tages Last und Leiden, der Dank? P.

184. Am Abend.

Friedr. Güll. Neue Bilder f. Kinder v. Mutterthaler u. Fr. Güll. München o. J. S. 51.

I. **Vorbereitung.** Habt ihr, liebe Kinder, euer Tagewerk vollbracht, seid ihr am Tage fleißig und brav gewesen, und senkt sich dann der Abend still auf die Erde herab, so legt ihr euch ermüdet nieder auf euer Nachtlager und schlummert bald, nachdem ihr euer Abendgebet gesprochen, sanft und ruhig ein. Denn

„Jetzt noch, ihr Kinder, ist goldne Zeit,
Später, ach später ist's nimmer wie heut:
Stellen dann Sorgen ums Lager sich her,
Kinder, dann schläft sich's so ruhig nicht mehr.“

Kein Laut ist vernehmbar. Der Lärm und das Getöse des Tages ist verklungen. Feierliche Stille ruht über den Wohnungen der Menschen. — Horch! da erklingen mahnend die Glocken des nahen Turmes. — Was wollen sie uns verkünden?

II. Vortrag.

1. Die Abendglocken läuten
Den müden Tag zur Ruh'.
Die Blumen auf den Heiden
Thun schläfrig die Augen zu.

2. Die Vöglein in den Bäumen
Sie schweigen alle still,
Ein jedes heimlich träumen
Vom goldnen Morgen will.

3. Die Schiffe ruhn im Hafen,
Keine Welle regt sich mehr;
So geh auch du nun schlafen
Und bange nicht so sehr!

4. Und laß den Vater sorgen,
Der über den Sternen wacht:
Er segnet mit Freuden den Morgen,
Er segnet mit Frieden die Nacht.

III. Vertiefung. A. Gedankengang. Trostruf der Abendglocken an das bekümmerte Menschenherz: 1. Blick um dich! a) Die Blumen auf den Fluren haben wie harmlose Kindlein ihre Augen (ihre Kelche) geschlossen und schlummern sanft und friedlich. Schaut die Lilien auf dem Felde! — (Matth. 6, 28.) — b) Der Vöglein Lied ist verstummt. Sie haben im Laubwerk der Bäume ihre Schlummerstätte aufgesucht und erwarten hier heimlich träumend (Gegenteil von unheimlichen, beängstigenden Träumen) einen neuen fröhlichen Morgen. — Seht die Vögel unter dem Himmel an! — (Matth. 6, 26.) c) Auf dem nahen See hat das bewegte Treiben aufgehört. Die Schiffe haben einen sichern Ankerplatz gefunden, wo die gefahrdrohenden Wellen sie nicht erreichen können. O trauerndes Menschenherz, auch du suchst nicht vergebens nach einem festen Ankergrund; denn:

2. Blicke nur über dich! Droben am Firmament funkeln tausend Sterne und leuchten freundlich hernieder in dieses dunkle Erdenthal. Droben über den Sternen wohnt und wacht ein liebender Vater, ohne dessen Willen kein Haar von deinem Haupte fällt. — Siehe, der Hüter Israels schläft und schlummert nicht! Darum:

3. Verzage nicht! Auf, auf, gieb deinem Schmerze und Sorgen gute Nacht! Laß fahren, was das Herze betrübt und traurig macht! — Ihn, ihn, laß thun und walten! er ist ein weiser Fürst, und wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst. — Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorget für euch! (1. Petr. 5, 7.) — Wie die Blumen der Flur, wie die Vöglein des Waldes, wie die Schiffe im sichern Port, so suche auch du nun dein Lager auf! Gott schenkt dir Frieden in dein zagendes Herz, daß du gestärkt an Leib und Seele mit Freuden den kommenden Morgen begrüßen wirst.

B. Schönheiten in der Form und Darstellung. Ein zarter poetischer Schmelz liegt über der feinen Symbolik dieses schlichten Abendliedes. Das Läuten der Abendglocken, das Zuthun der Augen der Blumen, das Schweigen und Träumen der Vöglein und das Ruhen der Menschen im Schiffe sind passende und schöne Sinnbilder des dem himmlischen Vater vertrauenden Menschenherzens beim Niederlegen zur nächtlichen Ruhe.

In der Anordnung der Gedanken liegt zugleich eine Steigerung des Inhalts: a) Abendglocken, b) Blumen, c) Vöglein, d) Schiffe; zuerst leblose Dinge, denen aber vom Dichter menschliche Gefühle beigelegt werden, dann lebende Wesen: die so oft und gern besungenen Vöglein und zuletzt die Menschen im ruhenden Schiffe.

Auch auf die wirksame poetische Form der Wiederholung und der Alliteration:

„Er segnet mit Freuden den Morgen,
Er segnet mit Frieden die Nacht —“

durch welche die Versicherung der Hilfe Gottes an Eindringlichkeit und Nachdruck gewinnt, sind die Schüler aufmerksam zu machen.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes: Suche Abendgebete und Abendlieder!

Willst du frei und lustig gehn durch das Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn, wohnend unterm Himmel:
Jedes hüpft und singt und lebt ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig umschwebt, sicher bis zum Morgen.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Der Abend des Frommen und des Gottlosen! (Der Gottesfürchtige faltet fromm zum Gebet die Hände und richtet glaubensvoll seine Augen zum Himmel, von welchem ihm Hilfe kommt. — Den Gottlosen aber läßt das böse Gewissen nicht zur Ruhe kommen; unheimliche Träume schrecken ihn auf aus seinem unruhigen Schlafe; mit Furcht und Zittern durchwacht er die Nacht — denn nur ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Ein Gewissen, gut und rein, geht über Gold und Edelgestein. 2. Der Mahnruf der Abendglocken an ein bekümmertes Menschenherz!

Robert Wernecke.

185. A. Wanderers Nachtlied.*)

Goethe, Gedichte. Stuttgart. O. Jahrz. I, S. 59.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruhest du auch.

I. **Entstehung des Liedes.** Goethe schrieb dieses einfache, zart hingehauchte, rührende Gedichtchen im September 1783 mit Bleistift auf die hölzernen Fensterpfosten eines auf dem Gickelhahn bei Ilmenau stehen-

*) Die eigentliche Überschrift lautet „Ein gleiches“, weil der Dichter dieses Lied in seinen Werken hinter das untenstehende Nachtlied („Der du von dem Himmel bist“) gestellt hat.

den großherzoglichen Sommerhäuschens.*) Das Gedicht ist die Wiedergabe von Eindrücken seines Lebens, die der Entstehung desselben unmittelbar vorhergingen. „Es ist der Ausfluß einer sanften Wehmut, einer unnennbaren Sehnsucht, die nur des stillen Friedens, den der Abend über die Bergeinsamkeit ausgegossen hatte, bedurfte, um sich zu einem tröstenden Liede zu gestalten.“ (Gude.) So klar die Sehnsucht nach Ruhe auch in dem Gedichte ausgesprochen ist, so können wir doch in den Worten selbst nicht erkennen, ob die Ruhe nach ermüdender Arbeit oder die Ruhe während der Nacht oder gar die Ruhe des Grabes, die alles Leid von hinnen nimmt, gemeint ist. Nur aus der Geschichte seines Lebens wissen wir, daß der Dichter zu jener Zeit vielfach von erdrückenden Amtsgeschäften an seiner poetischen Produktion gehindert wurde, und daß er in seinem Herzen sich nach dem Frieden sehnte, den nur die Ruhe des Grabes geben konnte.

Gerade darum, weil der Dichter ein so unbestimmtes Sehnen in diese wenigen Worte gelegt hat, ist das Gedicht für den Leser so ergreifend. „Es löst jede unbefriedigte Sehnsucht, jede stille Wehmut auf in die seligste Ruhe, und einmal vernommen, klingen seine Töne unsterblich fort.“ (Gude.)

II. **Vermittlung und Vertiefung.** „Über allen Gipfeln ist Ruh' ꝛc.“ Diese Worte versteht man erst recht, wenn man sich den Ort vergegenwärtigt, wo sie entstanden. „Es war an einem schönen Herbstabende, als unser Goethe auf der Spitze des 800 m hohen Gickelhahnes stand. Hoch über den Wipfeln der Bäume, hoch erhaben über der Erde unruhigem Treiben und der Menschen Sorgen und Leiden wandelten die Sternlein am wolkenlosen Himmel friedlich und ruhig ihre Bahnen. Er schauete um sich; über die hohen Berggipfel des Thüringer Waldes hatte der Abend seinen Frieden ausgebreitet. Der Feierabend des Gebirgswaldes, der blaue Duft des scheidenden Tages, die vom Abendrot zitternden Bergesspitzen verkündeten himmlischen Frieden. Die immergrünen, treuen Tannen neigten gleichsam ihr müdes Haupt zum Schlafe, und nicht die leiseste Bewegung ließ sich spüren, selbst die lebendigen, muntern Sänger des Waldes und die säuselnden Lüfte waren zur Ruhe gegangen. Überall und überall, aus weitester und aus nächster Nähe, rief die Natur ihren Kindern ein: „Friede sei mit euch!“ zu. In dieser köstlichen Ruhe, in der Sabbathstille, wo alles Frieden atmete, stand Göthe einsam und allein auf hoher Bergesspitze, bewegt, unruhvoll Friede suchend. Wann findest du einst Ruhe? Wann wird es auch in deinem Herzen einst still? Dieser Friede, in den die Nacht die Erde hüllt, wird dem Dichter zum tröstenden Bilde der Ruhe, die auch ihm kommen wird.“ (Kehr.) Hatte Goethe die Grabes-Ruhe gemeint, so sollte er sie erst beinahe ein halbes Jahrhundert später, den 22. März 1832, finden und kurz vor seinem

*) Das Häuschen brannte 1870 ab, wurde aber in getreuer Nachbildung wieder aufgebaut.

Tode noch einmal das „Warte nur," vernehmen. Als lebensmüder Greis machte sich Goethe noch einmal auf, um den Gickelhahn am 27. August 1831 zu besuchen. Nachdem er sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzt, dann sich über die herrliche Waldung gefreut hatte, ging er in das Jagdhaus und sah das Lied zum letztenmale. Er überlas die wenigen Verse, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog der 82jährige Greis sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach: „Ja, warte nur! Bald ruhst du auch!" schwieg eine halbe Stunde, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu seinem Begleiter, dem Berginspektor Mahr,*) mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen."

Für reifere Schüler dürften sich auch folgende, von Gude gegebenen Gedanken in Bezug auf die äußere Form verwerten lassen: „Bezweckt man Erhebung des Gemütes, so muß man in großen Zügen malen, muß alle Nebenvorstellungen sorgfältig entfernen und darf nicht ins Detail gehen. Die ungewöhnliche poetische Kraft des kurzen Liedes beruht eben in seiner Kürze. Außerdem trägt auch die metrische Form viel zu seiner großen Wirkung bei: Es wechselt der trochäische, jambische und daktylische Rhythmus. Feierlich leitet sein Anfang mit dem ersten Trochäus den Blick nach oben, nach der lichten, ruhigen Höhe über dem Walde, wo alle Schmerzen verstummen. Dann folgt das nähere, der Wald mit seinen Bäumen und seinen Vögeln. Der Vers wird hier durch die auftretenden Jamben und Daktylen lebhafter, die innern Gefühlsaufregungen, deren Wellen noch leise fluten, gleich versinnlichend. Von schöner Wirkung ist besonders die auf einmal eintretende raschere Bewegung in den Worten: „Die Vöglein schweigen im Walde", gegen welche dann der Schluß mit seiner langsamen Bewegung und seinen tiefen, das Gedicht gleichsam ausläutenden, vollen Vokalen um so mehr absticht. Auch die Reime wie die Kürze einzelner Verse unterstützen die Wirkung des Ganzen: Vorherrschend ist in den Reimen das ernste, schwere U und Au. Das A in dem schönen Worte „Balde" tönt wie die reinste, sich zum Himmel emporschwingende Freude. Mit der größten Geschmeidigkeit schließen sich die Klänge der Worte den Empfindungen an. Das ganze Lied ist eine Musik der lieblichsten Töne."

Das Lied ist von mehreren Musikern komponiert; die bekannteste Melodie ist die von Zelter, welcher auch das untenstehende „Nachtlied" komponiert hat. Für Zelters Komposition hat Joh. Dan. Falk (1817) noch zwei Strophen hinzugedichtet, die jedoch nicht gut als Fortsetzung gelten können, da das Lied an sich ein vollständig abgeschlossenes und abgerundetes Ganze ist. Die Verse von Falk lauten:

---

*) Mahr hat über diesen letzten Besuch Goethes auf dem Gickelhahn eine interessante Schilderung im ersten Jahrgange des weimarischen Sonntagsblattes gegeben.

2. Unter allen Monden ist Plag',
Und alle Jahre und alle Tag'
Jammerlaut;
Das Laub verwelkt im Walde.
Warte nur! Balde
Welkest du auch!

3. Unter allen Sternen ist Ruh',
In allen Himmeln hörest du
Harfenlaut;
Die Englein spielen — das schallte:
Warte nur! Balde
Spielest du auch!

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Umschreibung des Liedes nach der Besprechung. 2. Goethes letzter Besuch auf dem Gickelhahn. 3. Vergleichung der beiden Nachtlieder von Goethe.

B. Wanderers Nachtlied.

Goethe. Sämtliche Werke. Stuttgart 1874. I, 54.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

1. Warum nennt der Dichter beide Lieder Nachtlieder? Nicht nur deshalb, weil sie zur Nachtzeit etwa gedichtet sind und gesungen werden sollen, sondern auch deshalb, weil beide eine dunkle, nächtige Stimmung ausdrücken.

2. Welche Sehnsucht drückt sich in beiden Gedichten aus? Die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden der Seele.

3. Wie drückt sich der Dichter in beiden Gedichten über die Ruhe aus? Im ersten Nachtliede schildert er die Ruhe der Nacht, welche ihm den Trost bringt, daß auch er selbst bald Ruhe finden werde; im andern Liede tritt das Bild zurück, und der Dichter deutet nur an, daß die Stimmung in seinem Gemüte ebenfalls durch die Nacht hervorgerufen wird.

4. Welcher Unterschied ist ferner noch in der Stimmung der Lieder bemerkbar? Das eine Lied ringt noch sichtlich nach Frieden und Ruhe, das andere dagegen ist der Ausdruck der Ergebung, der Hoffnung, der stillen inneren Sammlung.

5. Welcher Unterschied ist im äußeren Bau der Lieder zu bemerken? Das eine ist in regelmäßigen, schwermütigen Trochäen geschrieben, das andere läßt Trochäen mit Jamben wechseln; das eine hat einen einfachen Satzbau, es besteht nur aus Hauptsätzen, das andere dagegen hat neben Hauptsätzen auch Nebensätze aufzuweisen rc. W. D.

186. A. Wächterruf.

Robert Reinick nach Peter Hebel. Hebels alemannische Gedichte. Ins Hochdeutsche übertragen von Reinick. Leipzig 1869. S. 117.

1. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zehn geschlagen.
Jetzt bet und schlaf, das ist mein Rat,
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf' sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

2. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat elf geschlagen.
Und wer noch an der Arbeit schwitzt,
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Zum letztenmal ruf' ich euch zu:
S' ist hohe Zeit, — und schlaft in Ruh'!

3. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' ihm Ruh zu dieser Stund'
Und mach' es fröhlich und gesund!

4. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat eins geschlagen.
Und wo mit Satans Rat und List
Ein Dieb auf dunkeln Wegen ist, —
Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's —
Geh heim! Der Richter droben sieht's!

5. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwei geschlagen.
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg' am Herzen nagt, —
Du armer Tropf, so quäl dich nicht!
Gott sorgt! Er weiß, was dir gebricht.

6. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat drei geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Und wer den Tag in Freud' erlebt,
Dank' Gott und fasse frohen Mut!
Geh ans Geschäft, — und halt dich gut!

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. In vielen Gegenden ist es Sitte, daß der Nachtwächter die einzelnen Stunden der Nacht von 10 bis 3 bezw. 4 Uhr abruft und dabei jedesmal eine Strophe singt. Ein sehr verbreiteter Wächterruf ist z. B.: „Hört, ihr Herr'n, und laßt euch sagen: Unsre Glock' hat zehn geschlagen. Bewahrt das Feu'r und auch das Licht, daß unserm Ort kein Schaden geschicht, und lobet Gott den Herrn!"

Der alemannische Dichter Joh. Peter Hebel mit seinem feinen Sinne für alles Volkstümliche hat nun dem Wächter für die einzelnen Nachtstunden ergreifende Mahnungen in den Mund gelegt. Einmal hat er selbst in schlafloser Nacht die beruhigende Wirkung dieses Wächterrufs an sich erfahren. Er sollte aus dem liebgewordenen Karlsruhe als Geistlicher nach Freiburg im Breisgau versetzt werden. Trotz mancherlei Bedenken machte er sich im Dezember 1806 dahin auf den Weg, um sich die Verhältnisse in der Nähe anzusehen. Er fand ein so freundliches Entgegenkommen, daß er die Stelle anzunehmen beschloß. Kaum aber hatte er Freiburg im Rücken, so kehrten Zweifel, Bedenken und Unentschlossenheit mit erneuter Macht zurück und erregten ihn aufs heftigste. In Emmendingen, drei Stunden von Freiburg, übernachtete er, konnte aber stundenlang keinen Schlaf finden. Als er endlich erschöpft entschlummert war, da weckte ihn morgens zwei Uhr die Stimme des Nachtwächters mit seinen eigenen Worten in Str. 5 des Wächterrufs. Wie eine mahnende und tröstende Stimme von oben fielen die Worte in sein Herz und beruhigten ihn. Sanft schlief er bis zum Morgen; zuversichtlich reiste er zurück, und gern blieb er auf Wunsch seines Fürsten in Karlsruhe.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. In dunkler Nacht wandert der Wächter durch die stillen Straßen. Er ist in einen Mantel gehüllt und von einem Hunde begleitet. Ein Horn hängt an seiner Seite, und einen Stab hält die Hand. Ein Licht nach dem andern verlöscht, immer dunkler und stiller wird's. Zuletzt gehen die Spieler aus dem Wirtshause fort, nachdem er ihnen Feierabend geboten. Nur einzelne Fenster sind noch matt vom Scheine der Nachtlichter erhellt; dort seufzen wohl Kranke. Durch die Gärten schleicht ein Dieb und legt die Leiter an ein

Haus, um durch ein Fenster einzusteigen und zu stehlen. Hundegebell und Wächterruf verscheuchen ihn.

2. Die Menschen in der Nacht. Den Nachtwächter hält die Pflicht wach. Den meisten Arbeitern schließt die Müdigkeit die Augen, und ein gut Gewissen ist ihr Ruhekissen. Den überfleißigen Arbeitern und den Spielern muß Halt geboten werden. Den Kranken an Leib und Seele wird Ruhe und Gesundheit gewünscht, dem gewissenlosen Diebe eine Warnung zugerufen; der Sorgenvolle wird auf die göttliche Fürsorge verwiesen, dem Frühaufsteher ein gesegneter Tag gewünscht.

3. Gedankengang. Str. 1. Um 10 Uhr gehen die Müden zu Bett und vertrauen sich der göttlichen Obhut an. Str. 2. Um elf werden die Arbeitsseligen und die Spieler ins Bett geschickt. Str. 3. Um zwölf wird den Kranken ein friedlicher Schlaf und Gesundheit gewünscht. Str. 4. Um eins wird ein Dieb eindringlich gewarnt. Str. 5. Um zwei wird der Sorgenwache auf die göttliche Fürsorge hingewiesen. Str. 6. Um drei wird Segen zum neuen Tagewerke gewünscht.

Grundgedanke: Dem Tage die Arbeit, der Nacht die Ruhe, von Gott aber Segen für die Arbeit des Tages und Schutz für die Ruhe der Nacht.

4. Eigentümliches. Die einzelnen Mahnungen sind an den fortschreitenden Stundenschlag geknüpft und enthalten eine schöne Steigerung und ein treffendes Gemälde mit der Unterschrift: „Der Mensch in der Nacht.“ In der alemannischen Mundart klingt das Lied noch kindlicher und herzlicher:

Str. 1. Loset, was i euch will sage!
D' Glocke hat zehni gschlage.
Jez betet und jez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig Gwisse het,
Schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
E heiter Aug' die ganze Nacht.

Str. 5. Loset, was i euch will sage!
D' Glocke hat zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof is hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.

5. Zur Vergleichung:

B. Nachtwächterlied.

Volkslied aus Gg. Scherers Jungbrunnen. Berlin 1875. S. 311.

1. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat zehn geschlagen.
Zehn Gebote setzt' Gott ein[1]);
Ach, laßt uns gehorsam sein!
Menschenwachen wird nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.[2])
Herr, durch deine Huld und Macht
Gieb uns eine gute Nacht!

2. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat elf geschlagen.
Nur elf Jünger blieben treu,
Gieb, daß gar kein Abfall sei![3])

3. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat zwölf geschlagen.
Zwölf, das ist das Ziel der Zeit;
Mensch, bedenk die Ewigkeit![4])

4. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat eins geschlagen.
Eins ist not[5]), du treuer Gott,
Gieb uns einen sel'gen Tod!

5. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat zwei geschlagen.
Zwei Weg' hat der Mensch vor sich:
Herr, den schmalen führe mich![6])

6. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat drei geschlagen:
Drei ist eins, was göttlich heißt,
Vater, Sohn und heil'ger Geist.[7])

7. Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock' hat vier geschlagen.
Vierfach ist das Ackerfeld[8];
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?
Auf, ermuntert eure Sinnen,
Denn es weicht die Nacht von hinnen.
Danket Gott, der uns die Nacht
Hat so väterlich bewacht!

1) 2. Mos. 20. 2) Ps. 127, 1. 2. 3) Joh. 6, 70. 4) Matth. 25, 60. f. 5) Luk. 10, 42. 6) Matth. 7, 13, 14. 7) Matth. 28, 19. 8) Matth. 13, 3—8.

I. **Ähnliches.** Beides sind Wächterrufe, die ihre Mahnungen an den Stundenschlag anknüpfen, auf Gottes Schutz und Fürsorge verweisen und früh zum Danke ermuntern.

II. **Verschiedenes.** A entnimmt seine Mahnungen der Beobachtung des nächtlichen Lebens und Treibens, B der Bibel, wobei die Gleichheit der Zahl und der Umstände den Haken bildet. A knüpft an die Nachtstunden von 10—3, B von 10—4 Uhr rc. P.

187. Der Mond.

H. Kletke. Kinderlieder. Berlin 1846. S. 72.

1. Wie ist doch über Wald und Feld
So himmelhoch der Mond gestellt! —
Und wie ein Wächter ohne Ruh'
Sieht er der stillen Erde zu.

2. Zu allen Menschen groß und klein
Sein lichtes Auge sieht herein,
Sieht, wo ein leises Lämpchen scheint,
Am Kindesbett die Mutter weint.

3. Sieht, wo im Wald die Blume steht,
Und wo noch spät ein Wandrer geht. —
Du nimmst sie all' in deine Hut,
Du, guter Gott, bist allen gut!

I. **Vermittlung.** Der Dichter stellt uns den Mond als einen Wächter dar, der über Wald und Feld himmelhoch gestellt ist. Wer hat aber diesen Wächter hingestellt? Das deutet uns die letzte Zeile an: „Du, guter Gott, bist allen gut." So können wir den Mond mit Recht einen Wächter Gottes nennen.

In der 1. Strophe wird gesagt, wo dieser Wächter Gottes zu finden ist: „Himmelhoch über Wald und Feld." Warum das? Weil er von da aus einen großen Teil der am Abend „stillen" Erde übersehen kann. Str. 2 und Str. 3 V. 1 und 2 schildern uns die Amtsgeschäfte, die der Herr seinem Wächter übertragen hat. Zunächst hat er mit lichtem (hellem) Auge über alle Menschen groß und klein zu wachen. Besonders soll er in die Krankenstuben schauen, wo „am Kindesbett die Mutter weint". Dabei soll er aber auch acht geben auf die Blümelein im Walde und auf den Wanderer, der noch spät nach seiner Heimat geht, damit auch denen kein Schaden geschieht. —

Kommt endlich am Morgen die liebe Sonne am Himmel herauf, dann überläßt der Wächter ihr sein Amt und geht nun zum Herrn, um über das, was er gesehen, Bericht zu erstatten. Er erzählt ihm, wie er die Menschen, besonders die kranken Kinder, die zarten Blumen und die einsamen Wanderer gefunden hat, und empfiehlt sie vertrauensvoll seinem Schutze.

II. **Verwertung.** 1. Anwendung für Herz und Leben. Bete auch du an jedem Abend: Guter Gott, du bist allen gut, nimm deshalb auch mich in deinen gnädigen Schutz! —

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche den Mond mit einem Wächter! (Wo ist der Wächter? Wann wacht er? Wen bewacht er? Was thut er am Ende?) b) Vergleichung des Gedichts mit dem Schillerschen Rätsel: „Auf einer großen Weide gehn" &c. (Nr. 190.)

A. Ähnlichkeiten: In beiden Gedichten wird der Mond mit einem Wächter (Hirten) verglichen, der sein Amt treu verwaltet.

B. Verschiedenheiten.

Der Mond v. Kletke:	Das Rätsel v. Schiller:
1. Der Dichter sagt in der Überschrift, daß er vom Monde sprechen will.	1. Der Dichter fordert den Leser auf zu erraten, wer der von ihm beschriebene Hirt ist.
2. Der Mond wacht über Menschen und Blumen.	2. Der Mond ist Hirte der Sterne.
3. Der Mond wird als ein Mann mit „lichten Augen" vorgeführt.	3. Der Mond wird als an einem Silberhorn kenntlich beschrieben.
4. Der Mond wird nur als allein am Himmel stehend gedacht.	4. Außer dem Monde stehen noch die Sterne am Himmel.

W. D.

188a. Der Strom.

Robert Reinick.

1. Tief in waldgrüner Nacht
Ist ein Bächlein erwacht,
Kommt von Halde zu Halde gesprungen,
Und die Blumen, sie stehn
Ganz verwundert und sehn
In die Augen dem lustigen Jungen.

2. Und sie bitten: „Bleib hier
In dem stillen Revier!"
Wie sie drängen, den Weg ihm zu hindern!
Doch er küßt sie im Flug;
Und mit neckischem Zug
Ist er entschlüpft den lieblichen Kindern.

3. Und nun springt er hinaus
Aus dem stillgrünen Haus:
„O du weite, du strahlende Ferne!
Dir gehör' ich, o Welt!" —
Und er dünkt sich ein Held,
Und ihm leuchten die Augen wie Sterne.

4. „Gebt mir Thaten zu thun!
Darf nicht rasten, nicht ruhn,
Soll der Vater, der alte, mich loben." —
Hoch zum Flusse geschwellt,
Von dem Fels in die Welt
Braust er nieder mit freudigem Toben.

5. „Gebt mir Thaten zu thun,
Kann nicht rasten, nicht ruhn!" —
Und schon hört man die Hämmer ihn schmettern,
Und vorbei an dem Riff
Trägt er sicher das Schiff
In dem Kampfe mit Sturm und mit Wettern.

6. Immer voller die Lust,
Immer weiter die Brust,
Und er wächst zum gewaltigen Strome;
Zwischen rankendem Wein
Schauen Dörfer darein
Und die Städte und Burgen und Dome.

7. Und er kommt an das Meer;
Heller leuchtet es her,
Wie verklärt von göttlichem Walten.
Welch ein Rauschen im Wind?
„Du mein Vater!" „Mein Kind!"
Und er ruht in den Armen des Alten.

I. **Vorbereitung.** In seinem Gedichte „Der Strom" schildert uns Robert Reinick den Lebenslauf des Stromes. Er vermenschlicht oder personifiziert denselben. Wie der Mensch von seiner Geburt an mehrere Lebensabschnitte durchläuft, Kinder-, Jünglings- und Mannesalter, so auch der Strom. Hören wir, in welch sinniger Weise der Dichter diesen Gedanken durchgeführt hat!

II. **Darbietung.** 1. Vorlesen des Gedichtes.

2. Erläuterungen. Str. 1: (Waldgrüne Nacht ist die grünliche Nacht oder die Dämmerung, die unter dem dichten Laubgezweige des Waldes herrscht. Deute das Bild vom Erwachen des Bächleins! (Wie ein Kind beim Erwachen die glänzenden Augen aufschlägt, so erglänzt das Wasser beim Hervortreten aus der dunkeln Erde.) — Halde ist ein Bergeshang. — Welche Blumen sind gemeint? (Am Ufer — Vergißmeinnicht, Ehrenpreis u. s. w.) — Str. 2: Die Blumen wachsen in den Bach hinein und scheinen ihn so aufhalten zu wollen. Doch er küßt sie, umspielt sie mit seinen Wellen, neckt sie so und flieht. — Welche Lebensabschnitte des Stromes lernen wir in Str. 1 und 2 kennen? (Geburt und Kindesalter.) Wo lebt er, und was thut er? (Er wird als Bächlein im Walde geboren, springt wie ein lustiger Junge umher, neckt die Blumen, will aber nicht ihr Spielgefährte bleiben.) Weshalb bleibt er nicht in der Heimat? Antwort in Str. 3: Er fühlt sich nicht wohl in der Enge des „stillgrünen Hauses", er liebt nicht das Spiel mit „lieblichen Kindern", er sucht die Weite, will ein Held sein und als Held der Welt dienen. — Str. 4: Wer ist der Vater, der alte? (Vgl. Str. 7.) Welche That vollbringt er? In kühnem Sprunge (Wasserfall) überwindet er das letzte Hindernis des Berglandes.) — Welches Lebensalter schildern Str. 3 und 4? (Jünglingsalter.) Was thut der Strom in diesem Lebensabschnitte? (Er verläßt die enge, stille Heimat, wünscht Heldenthaten zu thun und überwindet als Fluß den letzten hemmenden Fels.) — Str. 5: Welche Thaten vollbringt er nun? (Er nützt den Menschen, indem er in Fabriken Räder und Hämmer in Bewegung setzt und Schiffe trägt.) Was ist ein Riff? (Eine abgerissene Felsmasse, eine Klippenreihe, die von der Arbeit des Flusses in alten Zeiten Zeugnis ablegt.) — Str. 6: Was bedeuten die Worte „Immer weiter die Brust"? Was ist ein Dom? (Entlehnt aus lat. domus, also Haus Gottes.) — Welches Lebensalter schildert Str. 5 und 6? (Mannesalter.) Was thut der Strom? (Jetzt fördert er als wirklicher Strom — früher Bach, Fluß — im Dienste des Menschen Gewerbe, Handel und Schiffahrt, seine Ufer laden den Menschen zur Ansiedelung ein: Dörfer mit Rebenpflanzungen, Burgen, Städte mit Domen, sie erhalten ihre Bedeutung vom Strome.) An welchen Strom erinnern viele Züge aus Str. 4—6? (An den Rhein.) Zähle sie auf! — Str. 7: Auf der weiten, scheinbar unendlichen Fläche des Meeres liegt der leuchtende Sonnenschein; dadurch erscheint die Meeresfläche wie verklärt durch das Licht Gottes; vgl. Jesus ward verklärt, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne. — Was will das Rauschen

der Wellen sagen? (Es drückt die innere Bewegung durch die Wiedersehnsfreude auf beiden Seiten aus.) Der bisher so unruhige, nirgends rastende Strom ist nun in den Armen des Vaters zur Ruhe gekommen. Mit welchem Rechte heißt das Meer Vater des Stromes? (Das Meerwasser steigt als Wasserdampf auf, zieht in Wolkenform über das Land, senkt sich in flüssiger Form als Regen zur Erde nieder, sickert in die Erde ein, tritt als Quelle wieder hervor und eilt nun wieder als Bach, Fluß, Strom dem Meere zu.) — Welchen Abschnitt aus dem Leben des Stromes schildert Str. 7? (Wiedervereinigung mit dem Meere, Einmündung.)

III. **Vertiefung.** 1. Gliederung: a) Str. 1 und 2: Der Strom in seinem Knabenalter als Bach (Geburt, Lauf und Spiel im Walde); b) Str. 3 und 4: in seinem Jünglingsalter als Fluß (Eintritt in die Weite, Thatendurst, Sprung); c) Str. 5 und 6: in seinem Mannesalter als Strom (Thätigkeit im Dienste des Menschen, Bedeutung für Dorf und Stadt); d) Str. 7: Wiedersehn und Wiedervereinigung mit dem Meere.

2. Eigentümliches: Die Personifikation ist in sinniger Weise auf das glücklichste durchgeführt in dem Bilde eines sich zum Manne entwickelnden Knaben. Folgende Züge treten hervor: das lustige Springen und Spielen des Knaben; des Jünglings Sehnsucht nach der Weite, Thatendurst und toller Übermut; des Mannes ernste, segensreiche Thätigkeit. — An einer einzigen Stelle, in der zweiten Hälfte von Str. 6, wird der Vergleich verlassen. — Wirksam ist in ihrer Kürze und Innigkeit die Wiedersehnsscene. — Der Versbau ist streng regelmäßig. Jede Strophe besteht aus zwei gleichgebauten Teilen von drei Versen, die Trochäen und Daktylen in regelmäßiger Mischung enthalten.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes: Die alten Griechen personifizierten die Flüsse und verehrten sie als Flußgötter; diese galten als Söhne des uralten Gottes Okeanos. Vgl. auch die Personifikation des Rheins auf dem Niederwalddenkmal! — Zu Str. 2, 3 und 7 vgl. Abr. Em. Fröhlich, Wiederfinden in Bd. I, 81. — Theseus, Herakles, die Ritter des Mittelalters ziehen aus, Heldenthaten zu thun. Bei Uhland, Siegfrieds Schwert, heißt es Str. 13: „Nun schlag' ich wie ein andrer Held die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

2. Rede- und Stilübungen: Lebenslauf des Stromes. Lebenslauf des Wassers. Das Wasser im Dienste des Menschen; Gegenstück: Das Wasser als Feind des Menschen. Dr. P. Polack.

188b. Drei Gedichte vom Meere.

Das Meer, auch die See genannt, ist die große Wasserfläche, welche alle Länder der Erde umgiebt. Seine Farbe ist gewöhnlich schön grün wie die des Edelsteins Smaragd. Nicht eine Scheide, sondern eine Brücke zwischen den Ländern und Völkern der Erde ist das Meer, denn auf seinem Rücken trägt es in Tausenden von Schiffen die Menschen und Waren von Land zu Land. Selten ist seine Oberfläche glatt und ruhig.

Ebbe und Flut lassen es zurückweichen und anschwellen. Die Wellen kommen und gehen regelmäßig; oft setzt sie ein frischer Wind in lebhaftere Bewegung. Zuweilen wühlt ein Sturm das Meer auf, so daß die Wogen sich zu haushohen Wasserbergen auftürmen und daneben haustiefe Abgründe klaffen. Nur selten tritt auf hoher See nach langer Windstille eine völlige Meeresstille ein. Dann liegen die Schiffe mit schlaffen Segeln still auf der glatten Wasserfläche. Kein Laut läßt sich auf der endlosen Wasserwüste hören. Fürchterlich ist diese Totenstille und dieses Warten den Reisenden, die nach dem Ziele streben und oft Eile haben. Verdrossen schleichen die Schiffer umher und harren bange auf den leisesten Luftzug. Die alten Griechen pflegten dann Äolus, den Herrscher der Winde, anzurufen. Sie meinten, er hielte die Winde in einem Zauberschlauch eingeschlossen und brauchte nur vorsichtig das Band zu lösen, um den geeigneten Wind heraus zu lassen. Würde das Band nicht vorsichtig gelöst, so brächen alle Winde gleichzeitig entfesselt heraus und wüteten nun entsetzlich auf dem Meere, wie es dem Odysseus bei seinen Irrfahrten ergangen sei.

Oft bedeckt Nebel das Meer und zwingt die Schiffer Halt zu machen, damit das Schiff nicht auf Klippen und Sandbänke gerät.

Das Meer ist aber nicht nur die Völkerstraße der Reisenden, sondern auch das Ackerfeld der Fischer. Sie fahren von der Küste hinaus und werfen ihre Netze aus, wenn die See still oder fromm ist, besonders um die Abendzeit, wenn die Sterne leuchtend am Himmelsbogen aufziehen und sich in dem feuchten Element abspiegeln.

Aber auch ein Bild der Unendlichkeit und ein Zeuge der göttlichen Allmacht und unserer Ohnmacht ist das Meer. Besonders ergreifend und feierlich ist dieser Eindruck in einer ruhigen, klaren Sternennacht. Da lernt man die Hände zum Gebet falten.

Das stille und das leise bewegte Meer als Völkerstraße der Reisenden, als Arbeitsfeld der Fischer und als Zeugen der göttlichen Allmacht zeigen uns die nachstehenden Gedichte von Goethe, Scherenberg und Graf Strachwitz. Höret sie!

A. a. Meeresstille.

J. W. v. Goethe, Werke. Leipzig. Bibl. Institut. I, S. 93.

Tiefe Stille herrscht im Wasser, ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite! Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite reget keine Welle sich.

b. Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen, der Himmel ist helle,
Und Äolus löset das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde, es rührt sich der Schiffer!
Geschwinde! Geschwinde! Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne: schon seh' ich das Land.

B. Fischerlied.

Christian Friedrich Scherenberg. Gedichte. Berlin 1850. S. 17.

1. Abend zieht gemach heran,
Dunkel wird es in der Höh',
Aus den Wellen leis' und linde
Wehn die stillen Abendwinde,
Weht's herüber von der See:
„Fischer komm! Fischer komm!
Die See ist fromm."

2. Sterne zünden sacht' sich an,
Grüßen schweigend aus der Höh'
Ihre tiefen, feuchten Brüder,
Fragen still und hoch hernieder:
„Ist sie fromm, die See?"
Und die Tiefe spricht zur Höh':
„Sie ist fromm, die See."

3. Und herüber nickt der Stern:
„Fischer komm! die See ist fromm."
„„Sterne, unser Gottvertrauen,
Fischerlicht, auf das wir bauen,
Wenn ihr es saget, sei's gewaget:
Mann und Zeug, macht fertig euch,
Fischer in die See!""

C. Gebet auf den Wassern.

Moritz Graf v. Strachwitz. Hansen. Lesebuch. 4. Teil. Hamburg 1873. S. 136.

1. Die Nacht ist hehr und heiter,
Das Land ist weit, wie weit!
Es ruht das Meer in breiter
Smaragdener Herrlichkeit.

2. Mir ist zu Mut, als schliefe
Der Woge Grimm und Macht,
Und schwebte über der Tiefe
Der Herr durch die heilige Nacht.

3. Mir ist, als müßt' ich zur Stunde
Hinsinken tief und jäh
Zum grünsten Meeresgrunde,
O Herr, vor deiner Näh'!

4. Mir ist, als müßte hoch über
Mir ruhn die feuchte Gruft,
Und dieses Lied darüber
Wehen als Morgenluft.

II. **Fragen zur Vermittlung des Verständnisses.** Wo und wie entsteht zuweilen Meeresstille? Warum regt sich das Meer nicht? Was bekümmert den Schiffer? Warum Todesstille? Warum ist sie den Reisenden fürchterlich? Warum ist die Weite ungeheuer? Was sind Wellen?

Wann giebt's eine glückliche Fahrt? Was schadet der Nebel und wie zerreißt er? Wer war Äolus? Wie lösete er das Band? Warum war das eine ängstliche Sache? Was ist das Windessäuseln? Wie rührt sich der Schiffer? Was bedeutet der zweimalige Ausruf geschwinde? Wie teilt sich die Welle? (Das Schiff durchschneidet sie.) Wie naht sich die Ferne? (Das Land scheint näher und näher zu rücken, weil das Schiff dahin fährt.)

Wovon ist es ein Zeichen, wenn die Höhen der Berge und der Himmel dunkel werden? (Daß der Abend völlig hereingebrochen ist.) Warum wehen abends die Winde vom Meere nach dem Lande? (Die Luft auf dem Lande hat sich rascher erwärmt, ist in die Höhe gestiegen, und die kühlere vom Meere strömt nach. Morgens ist es umgekehrt.) Was bedeuten die stillen Winde und die leisen Wellen für den Fischer? Was ist das Gegenteil von einer frommen See? Wie zünden sich die Sterne sacht an? (Sie haben ihr Licht, aber erst abends leuchtet es uns.) Was ist ihr stilles Flimmern für den Fischer?

Wer sind die tiefen, feuchten Brüder der Sterne? (Ihre Spiegelbilder in der tiefen, feuchten See.) Wie kann die Tiefe zur Höhe sprechen? (Die in der Tiefe ruhig funkelnden Sterne zeigen, daß die See klar und ruhig ist.) Warum sind die Sterne das Gottvertrauen der Fischer? (Die Fischer glauben, daß Gott durch sie ihnen seine Weisungen gebe.) Warum Fischerlicht? (Beim Sternenscheine gelingt der Fischfang am besten.) Wer sind Mann und Zeug? (Die Fischer, ihre Kähne, Netze und Fischbehälter.) Wozu fertig machen? (Abzustoßen vom Lande und in die See auf den Fischfang zu fahren.)

Wie ist eine hehre Nacht? (Erhaben, ergreifend durch die feierliche Stille, die weite Entfernung vom Lande, die grünfunkelnde Meeresflut und den gestirnten Himmel.) Wodurch würde die Macht und der Grimm der Wogen gleich wilden Tieren gebändigt? (Durch die Nähe des Herrn.) „Es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ Wodurch ist die Nacht geheiligt? Welchen Eindruck macht das Gefühl der Nähe Gottes auf den Dichter? Warum möchte er sich vor dem Angesichte Gottes jäh (plötzlich) auf dem tiefsten Grunde des Meeres verbergen? (Er fühlt seine Unwürdigkeit und Ohnmacht gegenüber dem heiligen und allmächtigen Gotte.) Was soll als Scheide- und Schutzwand zwischen seine feuchte Gruft in der Tiefe und den heiligen Gott in der Höhe treten? (Die ganze Meeresflut.) Nur was soll demütig wie ein Gruß aus der Tiefe in die Höhe steigen? (Dies Lied, das Gebet.)

III. **Vergleichung.** 1. Hauptinhalt. A zeigt uns nach bangem Harren in der Meeresstille eine frohe, glückliche Fahrt, B die Ausfahrt der Fischer zum Fange unter guten Zeichen, C die Erhabenheit des Meeres in der Nacht, die das Herz zu einem demütigen Gebete zwingt.

2. Ort. A führt uns auf die hohe, windstille See und dann dem Lande entgegen, B an die Küste des sanft bewegten Meeres, über dem sich der gestirnte Himmel wölbt, C gleichfalls auf das hohe, ruhige Meer und hinab in die Tiefe desselben.

3. Zeit. In A geht der Nebel in hellen Himmel, in B der Tag in den Abend, in C die Nacht in den Morgen über.

4. Personen. In A sehen wir bekümmerte und dann geschäftige Schiffer, ängstliche und dann erfreute Reisende und den hilfreichen Windschaffer Äolus; in B rührige Fischer und blinkende Sterne als ihre Schutzbürgen und Pfaderleuchter; in C den einsamen Dichter, der sich vor der Nähe des Herrn in die Tiefe des Meeres verbergen möchte.

5. Gedankengang: A: Totenstille im Meere, Zagen im Gemüte, glückliche Änderung, frohe Fahrt. B: Wind und Wellen locken den Fischer hinaus. Die Sterne in der Höhe und in der Tiefe halten Zwiesprach und ermutigen gleichfalls zum Kommen. Die Fischer trauen den Sternen und rüsten sich zur Fahrt. C: Hehre Nacht; der Woge Grimm gebändigt durch den Herrn über den Wassern. Das Gefühl der Gottesnähe durchdringt den Dichter mit dem Gefühl seiner Unwürdigkeit und Ohnmacht; in die Tiefe des Meeres, fern vom Angesichte des Herrn, wünscht er sich,

aber ein Lied, ein Gebet möchte er dem Herrn des Meeres hinaufsenden als demütigen Morgengruß. (Ps. 139, 7—12: Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste? Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesichte? —)

6. Grundgedanken. In A: Lerne warten ohne Murren und hoffen ohne Zagen! Das widrige Geschick wird sich wenden und das Ziel erreicht werden. In B: Folge vertrauensvoll den himmlischen Sternen und gehe getrost in ihrem Lichte und Geleite ans Werk! In C: Die feierliche Stille der Nacht auf dem Meere zwingt das Herz zur Demut und zum Gebet. (1. Mos. 28, 16. 17: Jakob aber fürchtete sich und sprach: Gewißlich ist der Herr an diesem Ort ꝛc.)

7. Eigentümlichkeiten. In A wird die drückende Meeresstille durch die ernsten trochäischen Verse, die bewegte See und die glückliche Fahrt durch muntere Daktylen gemalt. In B ist das Locken von Wind und Wellen: „Fischer, komm! die See ist fromm!“, die Zwiesprach der himmlischen Sterne droben und ihrer Spiegelbilder drunten, sowie ihre Einladung: „Fischer, komm! die See ist fromm!“ von besonderer Schönheit und Wirkung. Nur im Frieden kann das Werk der Fischer gedeihen. Wie ihr Entschluß „zu kommen“ reift, wechselt das Versmaß. In C sind die Bilder kühn und schön: Das ruhige Meer ist in smaragdner Herrlichkeit wie ein breiter Gürtel um die Erde geschlagen. — Der Wogen Grimm (im Sturme) schläft, gebändigt wie ein wildes Roß von dem Herrn des Meeres. (Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.) So bricht die Nähe des Herrn auch den Stolz des Menschenherzens und macht es demütig. Auf den tiefsten, grünsten Grund des Meeres wünscht es sich, die Wasserberge des Meeres als Grabhügel über sich. Aber sein Gebet und Lied soll wie ein Fähnlein über den Wassern von fern den Herrn grüßen. P.

188c. Sang an Ägir.

Dichtung von dem deutschen Kaiser Wilhelm II.

I. **Vorbereitung.** In Kiel taufte der deutsche Kaiser Wilhelm II. das neue Panzerschiff Ägir. Er hielt dabei etwa folgende Ansprache: „Als ein Zeichen vaterländischen Fleißes nach angestrengter Arbeit der kaiserlichen Werft steht nunmehr dieses Fahrzeug vor uns, um seinem Elemente übergeben zu werden. Du sollst nun eingereiht werden in die deutsche Marine. Du sollst dienen zum Schutze des Vaterlandes. Du sollst dem Feinde Trutz entgegen bringen und Vernichtung. Der alten germanischen Sage entsprossen sind die Namen der Schiffe, die zu der gleichen Klasse gehören. Daher sollst du gleichfalls an die graue Vorzeit unserer Ahnen erinnern, an die gewaltige Gottheit, die von allen germanischen meerfahrenden Vorfahren angebetet und gefürchtet wurde, und deren gewaltiges Reich bis an den eisigen Nordpol und fernen Südpol sich erstreckte, in deren Gebiet die nordischen Kämpfe ausgefochten, Tod und Verderben in das Land des Feindes gebracht wurden.

Dieses großen Gottes gewaltigen Namen sollst du führen. Mögest du dich desselben würdig erweisen! So taufe ich dich auf den Namen „Ägir“!

Die alten Seekämpfer des Nordens, die vom 9. bis 11. Jahrhundert auf ihren Drachenschiffen, die vorn in einen Drachenkopf und hinten in einen Drachenschwanz ausliefen, zur Fehde, d. h. zum Streite um Land und Beute ausfuhren, hießen Wikinger. Einer der berühmtesten war Frithjof. Er durchfuhr rasch und thatenkühn die weite Meerflut auf seinem wunderbaren Drachenschiffe Ellida, einer Gabe des Meergottes Ägir. Die Brust der Helden schützte die Brünne (Panzer oder Harnisch). Der linke Arm hielt den Schild (Schutzwaffe aus Linden- oder Eschenholz, mit Tierhäuten überzogen). Die rechte Hand schleuderte den Speer. An der Seite hing das Schwert oder der Stahl. Große Gefahren erwarteten die Wikinger auf der wilden Meerflut, in dem Reiche des Meergottes Ägir, von Wind und Wellen, Felsen und Klippen, von Nix und Neck, d. h. den tückischen Meergeistern. In Feindes Land mußten sie dann im wilden Harste (d. h. Heerhaufen im Handgemenge) mit den Feinden ringen. Manchen Kämpfer wählten die Schildesmaide oder Walküren durch das Todeslos aus, um von der Walstatt nach Walhalla getragen zu werden.

Im Angesichte all dieser Gefahren flehten die Helden vor ihrer Abfahrt im Morgenlichte den gewaltigen Ägir um Schutz und Hilfe an. Kaiser Wilhelm II. hat ihnen folgendes Lied in den Mund gelegt:

1. O Ägir, Herr der Fluten,
Dem Nix und Neck sich beugt,
In Morgensonnengluten
Die Heldenschar sich neigt;
In grimmer Fehd' wir fahren
Hin an den fernen Strand,
Durch Sturm, durch Fels und Klippen
Führ uns in Feindesland!

2. Will uns der Neck bedräuen,
Versagt uns unser Schild,
So wehr dein flammend Auge
Dem Ansturm noch so wild.
Wie Frithjof auf Ellida
Getrost durchfuhr dein Meer,
So schirm auf diesem Drachen
Uns, deiner Söhne Heer!

3. Wenn in dem wilden Harste
Sich Brünn' auf Brünne drängt,
Den Feind, vom Stahl getroffen,
Die Schildesmaid umfängt:
Dann töne hin zum Meere
Mit Schwert- und Schildesklang,
Dir, hoher Geist, zur Ehre
Wie Sturmwind unser Sang!

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Ein Hafen an der norwegischen Küste. Die Glut der Morgensonne liegt golden auf den Bergen und der leicht gekräuselten Meeresflut. Im Hafen ankern viele Drachenschiffe der Wikinger und wiegen sich im leichten Morgenwinde auf der Flut. Am Strande eine Kriegerschar, gerüstet mit Brünne, Schild, Speer und Schwert. Vor dem Besteigen der Schiffe beugen sie die Kniee, falten die Hände, richten die andächtigen Blicke auf das Meer und flehen den mächtigen Meergott Ägir um glückliche Fahrt an.

2. Charakterzeichnung. Ägir war, nach Uhland, die Verpersönlichung des ruhigen, für die Schiffahrt geeigneten Meeres. Sein Weib war Ran, die Räuberische, die herzlos in der Tiefe hauste und alles in ihr finsteres Reich zu ziehen suchte. Ihre neun Töchter waren die Meereswogen, die in wilden Stürmen die Schiffer zu umarmen und

zu verderben drohten. Groß war Ägirs Macht. Seine dienstbaren Geister waren „Nix (weiblich Nixe) und Neck“. Beide waren die Vertreter der „märchenhaften Seeungeheuer“, die gern den Menschen in die Tiefe zogen. Der Neck war nach dem nordischen Volksglauben ein alter Mann, an dem alles grün war, ein mächtiger Riese, der die Menschen zu verderben trachtete. Ägir beherrschte die Fluten, befahl dem Nix und Neck, führte die Schiffe, flammte mit seinem Auge zwischen die Feinde, schirmte seine Söhne, die Wikinger, empfing ihren Dank in Schwert-, Schild- und Liederklang.

Die Wikinger, Ägirs Söhne, waren kühne Seefahrer des Nordlandes und wilde Kriegshelden in stattlichen Rüstungen. Auf ihren Drachenschiffen fuhren sie fremde Küsten an und kämpften in blutigen Fehden um Land und Leute. Sie trotzten Wind und Wellen, Klippen und Riffen, Nix und Neck, den tückischen Feinden der Tiefe und der Höhe. Sie kämpften in ihrer Rüstung im wilden Handgemenge mit Todesverachtung gegen die Überzahl der Feinde und hofften auf Sieg oder auf einen Ehrenplatz in Walhalla, wohin die Schildmaide (Walküren) die gefallenen tapferen Krieger trugen. Vor der Abfahrt riefen sie Ägir um Beistand an, und nach dem Siege dankten sie ihm durch Lobgesänge und das Zusammenschlagen von Schwertern und Schilden.

3. Gliederung und Gedankengang. I. Das Gebet der abfahrenden Seefahrer; II. Die Bitte der bedrohten Krieger. III. Der Lobgesang der dankbaren Sieger. Oder I. Die Seefahrer flehen bei ihrer Abfahrt nach fernem Strande den mächtigen Meeresgott Ägir um günstige Fahrt an. II. Die Kämpferschar bittet Ägir um Beistand im Kampfe gegen Meer und Menschen. III. Die glücklichen Sieger singen dem hohen Gott unter Schwert- und Schildklang ein Danklied.

Grundgedanke: Mit Gebet beginne dein Werk. Treu und tapfer kämpfe. Dankbar gieb Gott die Ehre. Oder: Sei fromm, tapfer und dankbar, dann gelingt dein Werk.

4. Eigentümlichkeiten. Anklänge an altdeutsche Sage und Geschichte (Ägir, Nix und Neck, Wikingerzüge, Ritterrüstung, Schildesmaid (Helm- oder Schlachtenjungfrauen, Walküren), Drachenschiffe). — Der fromme Sinn der Schiffer in der wilden Natur und den tobenden Kämpfen. — Die Weise der Alten in Beruf und Kampf als Muster für unsere Zeit und ihre Kämpfe. — Die Morgensonnenglut und die Andachtsglut der Beter. Das flammende Auge des Gottes und der Ansturm des Meeres und der Menschen, die männermordende Schlacht und der dankbare Siegessang. — „Der Neck bedräut uns“ = die Gefahr auf dem Meere. „Unser Schild versagt“ = die Gefahr von den Feinden. „Dein flammend Auge wehrt“ = du hilfst. „Auf diesem Drachen“ = auf diesen Schiffen in Drachengestalt. „Brünne drängt sich auf Brünne“ = Mann gegen Mann. „Die Schildesmaid umfängt den Fallenden“ = er stirbt, und seine Seele wird nach Walhalla getragen. („Es begab sich aber, daß der Arme starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoß.“) „Wie

Sturmwind töne unser Sang" = so kräftig, so aus tiefster Brust, so weithin. —

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. „Mit dem Herrn fang alles an —". Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad' gelegen. — Bet' und arbeit', so hilft Gott allezeit. — Je größer die Not, desto näher Gott. — „Rufe mich an in der Not, —".

2. Verwandte Stoffe. Die Meeresstillung. „Nach dem Sturme fahren wir" — (Bd. II, Nr. 239) — Das Gudrunlied. — Goethes „Fischer" (Bd. III, Nr. 77). — Die Normanneneinfälle oder Wikingerzüge in der Zeit Arnulfs und Ludwigs des Kindes. — Esaias Tegnérs „Frithjofs-Sage." — Arnold Struthan v. Winkelried (Bd. II, Nr. 88 B): „Im Harst von Unterwalden —". — Der Durchgang durch das Rote Meer, der Untergang der Ägypter und der Lobgesang des Volkes Israel. —

3. Rede- und Stilübungen. Ein Wikinger schildert (nach dem Gedichte) eine Heldenfahrt. — Vergleiche den „Durchgang durch das Rote Meer" (2. Mos. 14 u. 15) mit dem Inhalte des Gedichts! — Was weißt du von Frithjof und Ingeborg und dem Schiffe Ellida? — Wie unterscheiden sich der Ägir der germanischen von „der Ägis" (Ägide) der griechischen Götterlehre? — Was haben die Namen Walstatt, Walküre und Walhalla zu bedeuten? — P.

189. Die Tanne.

Zwei Gedichte von Ferd. Freiligrath. Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1873. I. S. 129.

I. **Vorbereitung.** Das Glück in der Heimat und das Heimweh in der Fremde: das sind die Gegensätze, die uns der Dichter Freiligrath in zwei Gedichten von der Tanne, diesem edelsten Nadelholzbaume, zeigt. Die Tanne ist personifiziert, d. h. als lebendes Wesen behandelt. Sie freut sich und leidet, sehnt sich und klagt wie ein Mensch. Sie ist ein Bild von des Dichters eigenem Geschick. Aus dem Glück der Heimat, in der alle Fasern seiner Seele wurzelten, wurde er gerissen und hinaus ins wildbewegte Meer des Lebens und an fremde Küsten (in die Verbannung nach England) geworfen. Aber auch in der Ferne behielt er die Liebe zur Heimat und die Sehnsucht nach ihrem Glück und Frieden. Jeder Mastbaum eines landenden Schiffes, der auf den Bergen seines Heimatlandes gewachsen sein konnte, führte aufs neue das Bild der Heimat vor seine Seele und erneuerte den Schmerz der Trennung und die Sehnsucht nach Heimkehr.

Das erste Gedicht Freiligraths zeigt uns die Edel- (Silber- oder Weiß-) Tanne als kraftvollen Baum auf dem Boden der Heimat, das zweite als stolzen Mastbaum einer Fregatte (dreimastiges schnelles Kriegsschiff) auf dem Meere und an fremden Küsten.

A.

1. Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün;
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn.

2. Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

3. Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwangre Nadelkissen.

4. Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen,
Winzig klein und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

5. Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

6. Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln ins Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen
Und des Goldes Glut, die gelbe.

7. Aber oben mit den dunkeln
Ästen sieht sie schönres Leben,
Sieht durch Laub die Sonne funkeln
Und belauscht des Geistes Weben,

8. Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

9. Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaust,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

10. Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

11. Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

12. Menschen fern; – nur Rotwildstapfen
Auf dem moosbewachsnen Boden! —
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

13. O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen
Und dein straffes, grünlich-schwarzes
Haar mit Morgentau behängen!

14. O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen! —

II. Erläuterungen. Str. 1. Die Wurzeln der Tanne bohren sich tief ins Gestein und durchziehen die engsten Ritzen, während der Stamm schlank und gerade himmelan steigt und der Wipfel ein immergrünes Kleid trägt.

Str. 2. Die Wolken sind mit Bällen verglichen, die vogelschnell durch die Lüfte fliegen, und nach denen die Tanne ihre Äste wie Arme ausstreckt, um sie zu ergreifen und festzuhalten.

Str. 3. Die zerrissenen und im Luftzuge auf und ab flatternden Wolkenstreifen, die oft auf den Gebirgen lagern, sind gleichsam die großen Nadelkissen der Edeltanne, weil sie ihre Nadeln hinein bohrt, um daraus erquickenden Tau und Regen zu erhalten. — In einer früheren Lesart heißen die Nadelkissen g o l d v e r b r ä m t, weil sie oft die Sonne mit goldenen Rändern umzieht.

Str. 4. In dem verwachsenen Wurzelgeflecht sollen die winzig kleinen, launenhaften A l r a u n e n, geheimnisvolle Erdgeister (von rûna, d. h. Geheimnis), hausen.

Str. 5. Im Schoße der Erde gleiten sie als geschickte Bergleute durch die Spalten und Höhlen, suchen und bearbeiten die kostbaren Metalle.

Str. 6. Die wirren Tannenwurzeln reichen hinab bis in die verborgenen Spalten, Höhlen und Gewölbe und sehen da edle Gesteine und Metalle flimmern.

Str. 7. Ihr Wipfel badet sich im Sonnenglanze und belauscht das geheimnisvolle Leben und Weben des Berggeistes, des Herrn vom Gebirge (z. B. Rübezahl im Riesengebirge).

Str. 8. Derselbe führt die Herrschaft im Gebirge und richtet durch seine Boten und Diener, die kleinen Zwerge, alles wohl aus.

Str. 9. Zur Zeit der Sonnenwenden (am 21. Juni und am 21. Dezember) rast er mit der wilden Jagd vorüber, hat eine Wildschur (Wolfsfell) um die Lenden geschlagen und einen Kieferbaum als Stab mit der Faust gepackt.

Str. 10. Sie versteht die Sprache der Vögel und erlauscht ihre Geheimnisse, ja das Gemurmel des Baches weiß sie zu deuten.

Str. 11. Sie sieht den Haushalt der Tiere, nimmt Anteil daran und freut sich über die Fülle ihrer Speise und über den Frieden im schattigen Reviere. Eine frühere Ausgabe schilderte das Glück der Tiere folgendermaßen:

Mit der Elster tauscht der bunte
Häher Neuigkeiten aus;
Reinicke mit dichter Lunte (Schweif)
Liegt am Eingang seines Baus.

Zierlich säubert mit den Pfoten
Lange (der Dachs) sein Gesicht, das treue!
In den Gründen fliehn des roten
Wildes Rudel, schnelle, scheue.

Str. 12. Die Menschen bleiben dieser wilden Einsamkeit fern. Nur Rotwildspuren (Fußstapfen von Hirschen und Rehen) bemerkt man auf dem moosbedeckten Boden. Da schüttelt die Tanne, freudig erregt, ihre Fruchtzapfen zwischen die unter ihr stehenden Loden, d. h. junge, hochaufgeschossene Bäumchen.

Str. 13. Ihr gelbes Harz aus der Rinde sprengt sie in duftigen Tropfen auf das Gezweig der Loden, und ihr schwarzgrünes Haar (die Nadeln) läßt sie sich mit glitzernden Tautropfen wie mit Diamanten schmücken.

Str. 14. Linde Lüfte wehen säuselnd durch das Nadelhaar, und starke Stürme rauschen und brausen durch das trotzige Geäst, ohne jedoch den Stamm biegen oder brechen zu können. Wer doch so fest und treu, stark und glücklich auf dem Boden der Heimat stehen könnte!

B.

1. Inmitten der Fregatte [1])
Hebt sich der starke Mast
Mit Segel, Flagg' und Matte [2]);
Ihn beugt der Jahre Last. [3])

2. Der schaumbedeckten Welle [4])
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

3. Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes innres Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

4. In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt' ich befahren
Und fremde Länder schauen.

5. Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah ich thronen [5]);
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen. [6])

6. Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten [7]);
Mit Palmen auf südlichen Borden [8])
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

7. Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug. [9])

8. O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde! [10])
Wie weit seid ihr, wie weit!"

III. **Erläuterungen.** 1) Großes, schnelles Kriegsschiff mit drei Masten. 2) Der Hauptmast in der Mitte, ein starker und hoher Baum zum Tragen der Segelstangen, Segel (Stücken weißer Leinewand), Taue und Strickleitern, Flaggen (Fahnen) und Matten (grobe, geflochtene Binsendecken im Mastkorbe). 3) Im langen Dienste alt geworden. 4) Die oberen Kämme oder Kanten der Wellen sind meist mit Schaum bedeckt. 5) Herren vieler Schiffe in ihrer Macht und Pracht. 6) Allerlei Völker mit heller und dunkler Farbe des Haares und der Haut. 7) Ich sah im nördlichen Eismeer die Armut des Nordens. Auf der öden Fels- und Schneewüste erfreute ein Pflänzlein des isländischen Mooses so sehr, daß man ihm als Zeichen des Lebens einen freudigen Gruß zurief. 8) Ich landete an südlichen Küstenrändern und unterhielt mich mit den stolzen Palmen, den Vertretern des Reichtums und der Schönheit im Süden. 9) Vergleiche Str. 4—6 von A! 10) Bergabhang.

IV. **Vergleichung der beiden Gedichte.** 1. Ort. In A steht die Tanne fest auf dem Gipfel des Berges, in B durchfährt sie mit dem Schiff die Meere und landet an vielen Küsten. In A ragt das Wurzelgeflecht tief in den Schoß der Erde, der grüne Wipfel hoch in die Wolkenbälle und in den goldenen Sonnenschein; in B sind die Wurzeln und der Wipfel abgehauen; der untere Stumpf ist in den Schiffsbau eingekeilt, der obere ragt in die Luft.

2. Zeit. Die Tanne in A steht in voller Manneskraft; sie verbringt ihr Leben auf dem Berge, sieht Jahreszeiten, Wolken, Wind und Wetter wechseln. Die Tanne in B stand in ihrer Jugend auf dem Berge, dann wurde sie gefällt und ins Meer geschafft. Lange ist sie mit dem Schiffe hin- und hergefahren. Nun ist sie alt, mürbe und des Wanderns müde.

3. Personen. Die Tanne in A hat zwischen ihren Wurzeln die geschäftigen Alraunen. Um den Stamm tummeln sich der Berggeist, die Zwerge und die wilden Tiere. Im Wipfel nisten allerlei Vögel. Die Tanne in B ist mit toten Segeln, Stangen, Tauen, Flaggen und Matten behängt und von schäumenden Wellen umspielt. Sie hat Meerkönige und allerlei Nationen gesehen, das isländische Moos gegrüßt, mit den Palmen geplaudert. Der Umgang von A ist traut und beglückend, der von B fremd, kalt und flüchtig.

4. Eigenschaften. Die Tanne in A war schlank und immergrün, tief gewurzelt, hochragend, sonnbeglänzt, teilnehmend am Leben des Waldes, der Tiersprache kundig, freudig erregt, lieblich geschmückt, trotzig im Sturm, einsam und stark. Die in B ist zwar schlank, hochragend und trotzig im Sturm, aber geschält und gebleicht, des grünen Wipfels beraubt, entwurzelt, wogenumrauscht und segelumflattert, gleichgültig gegen fremdes Treiben, ohne Verständnis für die Freude, müde und verstimmt, alt und schmucklos, gebeugt und voll Sehnsucht nach Heimat und Jugendglück.

5. Thätigkeiten. Suche sie aus beiden Gedichten auf!

6. Gedankengang: In A: I. Standort der Tanne (Str. 1). II. Verkehr mit den Wolken (Str. 2—3). III. Leben zwischen den Wurzeln (Str. 4—6). IV. Beziehung zum Berggeiste (Str. 7—9). V. Teilnahme am Leben der Tiere (Str. 10—12). VI. Äußerungen des Glücks (Str. 13—14). — In B: I. Standort der Tanne (Str. 1). II. Verkehr mit den Wellen (Str. 2). III. Äußeres und inneres Leben (Str. 3). IV. Rückblick in die Jugend (Str. 4). V. Wechselnde Erlebnisse (Str. 5—6). VI. Sehnsucht nach dem Glück der Heimat (Str. 7—8).

7. Grundgedanke. In A: Glücklich, wer treu und fest auf dem Boden der Heimat stehen und wirken darf! In B: In der Fremde blüht kein Glück; immer kehrt die Sehnsucht zur Heimat zurück.

V. **Rede- und Stilübungen**. 1. Zeichne nach dem ersten Gedichte ein Situationsgemälde: Die Tanne auf der Bergeshöhe! 2. Desgleichen nach dem zweiten Gedichte: Die Tanne als Mast auf dem Schiffe! 3. Wo kommt die Tanne in Sagen, Gedichten, Sprüchen, Lesestücken vor?

P.

190. Acht Rätsel von Schiller.

Gedichte. Stuttgart 1867. S. 241 u. ff.

Das Rätsel im allgemeinen.

Unter dem Rätsel verstehen wir eine sprachliche Ausdrucksweise, die das, was sie eigentlich sagen will, absichtlich verhüllt. Zu diesem Zwecke nennt gewöhnlich das Rätsel die versteckten Merkmale eines Gegenstandes, oder es stellt überraschende Vergleiche mit einem andern Gegenstande an, um daraus das nicht genannte Wort erraten zu lassen. Viele Rätsel haben nur eine poetische Form, während ihnen der Ausdruck des Schönen fehlt. Unserm Schiller und einigen andern Dichtern ist es jedoch gelungen, durch sinnige Behandlung des Stoffes und durch Schönheit in der Darstellung dem Rätsel ein wahrhaft poetisches Interesse zu geben.

„Die Veranlassung zur Rätseldichtung fand Schiller in seiner Bearbeitung von Gozzis Turandot. In diesem tragi-komischen Märchen hängt das Schicksal des Helden von der Lösung dreier Rätsel ab. Um nun bei der Wiederaufführung des Stückes das Interesse der Zuschauer für dieselben neu zu beleben, ersetzte der Dichter sie jedesmal durch neue.“ (Viehoff.)

Über den Gebrauch des Rätsels in der Volksschule äußert sich Kahle in „Claudius und Hebel“ (Berlin 1864) auf S. 202 folgendermaßen: „Der Gebrauch des Rätsels in der Volksschule muß stets ein sehr beschränkter sein. Die Schüler sind um den Lehrer versammelt nicht zum Spiel, sondern zu ernster Thätigkeit, nicht zu einseitiger Erweckung der Verstandeskräfte oder gar bloß des Witzes, sondern zur Herausbildung des Menschen Gottes aus dem natürlichen Menschen. Der verwerflichen Sitte, in den letzten Stunden oder Tagen vor dem

Schulschluß die Schulordnung zu suspendieren, hat neben dem Erzählen oder Vorlesen auch das Aufgeben von Rätseln dienen müssen. Davor hüte sich der Lehrer! Eine Schulordnung muß eine heilige Ordnung sein. Dagegen hat das Rätsel, auch schon auf den unteren Stufen, überall da seine Stätte, wo, was früher Denk- und Verstandesübung genannt wurde, hervorzutreten eine Berechtigung hat. Allgemeine Regeln über Auflösung und Besprechung lassen sich bei der Verschiedenheit der Rätsel nicht geben. Die Anfertigung von Rätseln durch die Schüler hat manches Anregende, doch hat die Volksschule dazu im allgemeinen keinen Raum."

I.

1. Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand. U. s. w.
(Das Rätsel ist jedem zur Hand).

I. **Vermittlung des Verständnisses und Auflösung.** Die Lösung dieses Rätsels finden die Kinder gewöhnlich schon nach dem aufmerksamen Durchlesen, wenn man ihnen nur einige Winke dabei giebt. Besonders sind es folgende Sätze, die die Lösung bald herbeiführen:

„Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden."

Da weder das Schwert gemeint ist, noch irgend eine andere Waffe, so ergiebt sich sehr bald der Pflug als Lösung.

Die Hauptsache bei der Besprechung wird die sein, den Kindern klar zu machen, daß jeder Satz eben nur den Pflug meinen kann.

Der Pflug wird von wenigen geschätzt. Alle diejenigen, die seinen Zweck nicht kennen, und die, welche das gewöhnliche Ackergerät als etwas Unbedeutendes und Unscheinbares ansehen, das nur aus ein paar Holz- und Eisenstücken roh zusammengefügt ist, kennen seinen Wert nicht.

„Doch ziert's des größten Kaisers Hand."

Am ersten Tage des Jahres, wenn die Sonne in das Zeichen des Wassermannes tritt, feiern die Chinesen ein Fest zu Ehren des Ackerbaues, und der Kaiser dieses größten und bevölkertsten Reiches nimmt den Pflug selbst zur Hand, um einige Furchen zu ziehen. Dasselbe thun auch die Prinzen des kaiserlichen Hauses und die Minister.

„Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt."

Der Pflug reißt den Erdboden auf und durchwühlt ihn, also ist er offenbar gemacht, um zu verletzen, und die scharfe Pflugschar hat nicht geringe Ähnlichkeit mit dem Schwerte.

„Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden;
Niemand beraubt's und macht doch reich."

Die Wunden der vom Pfluge aufgerissenen Erde bluten nicht, und der fleißige Landmann, der seine Felder mit dem Pfluge bearbeitet, wird reich, ohne irgend jemand seines Eigentums zu berauben.

„Es hat den Erdkreis überwunden;
Es macht das Leben sanft und gleich."

Der Ackerbau, der ohne den Pflug nicht zu denken ist, gewöhnte die Menschen an feste Wohnsitze, an eine segensreiche Ordnung und an sanfte Sitten. Der Fleiß ist des Landmanns größte Zierde, und dieser Fleiß hat sich allen Ständen der menschlichen Gesellschaft mitgeteilt.

Überall da, wo der Ackerbau blühet, findet man gebildete Völker auf dem ganzen Erdkreise.

„Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut."

Eben weil der Ackerbau die Menschen zwang, sich feste Wohnsitze einzurichten, so gründete man Dörfer und Städte, und aus diesen entstanden Reiche.

„Doch niemals hat's den Krieg entzündet."

Der Pflug ist, wie schon im Anfange gesagt wurde, nicht da, um zu verletzen und Krieg zu führen, sondern er ist ein Werkzeug, das nur im Frieden seine Dienste leistet.

Der Pflug fördert das Menschenwohl, wie der Krieg dasselbe untergräbt. Darum ruft der Dichter am Ende mit Recht aus:

„Heil dem Volk, das ihm vertraut!"

Schließlich wollen wir noch die poetische Lösung geben, wie sie in dem genannten Schauspiele „Turandot" lautet:

Das Ding von Eisen, das nur wen'ge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühn'de Land,
Und sähe rings die Saatgefilde grünen
Und hundert volkbelebte Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehrte nicht das köstliche Geräte,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug!

II. **Verwertung.** Wiedergabe der poetischen Auflösung in Prosa. (Anfang: Das Ding, welches von Eisen ist und von wenigen Menschen geschätzt wird &c.)

II.

1 Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht. U. s. w.

I. **Vermittlung und Auflösung.** Der Blitzstrahl ist die Schlange. Die ersten Anhaltepunkte bei der Lösung geben schon die ersten vier Zeilen. —

Da wir den Blitz aus den Wolken auf die Erde herabfallen sehen, so meint der Dichter, er sei nicht auf der Erde gezeugt. Nach dem Augenscheine hat also der Dichter vollständig recht. Allein, die Wissenschaft lehrt, daß der Blitz nicht allein durch die Elektricität in den Wolken, sondern auch durch die in der Erde erzeugt wird. Denn gerade dann, wenn die positive Elektricität der Erde sich mit der negativen der Wolke

verbindet, entsteht der Blitz, welcher die Gegenstände auf der Erde vernichtet.

Die Zickzack-Erscheinung des Blitzes läßt sich passend mit der Bewegung einer Schlange vergleichen.

Bei „Schnelle" und „Wut" ist nur an die Schnelligkeit des elektrischen Funkens (ca. 60000 Meilen in der Sekunde) und an seine Kraft zu erinnern.

Die Stimme ist der Donner, welcher stets den Blitz begleitet.

Die Angaben über die vernichtenden Wirkungen des Blitzstrahls sind deutlich.

Schloß und Riegel, die meist von Metall sind, können als gute Leiter nicht schützen, sondern sie ziehen vielmehr, wie der Harnisch, die Elektricität an.

Wenn der Blitz drohet, dann ist er auch bereits da. Ein und derselbe Blitz entsteht nur einmal, und hat es „eingeschlagen", so ist er selbst erloschen. Die in einigen Ausgaben vorkommende Lesart „hat zweimal nur gedroht" wie „Herz" statt „Erz" beruht wohl nur auf einem Druckfehler.

Die im Schauspiel gegebene poetische Lösung lautet:

„Diese Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel dringt,
Vor der kein Harnisch kann beschützen,
Die sich im eignen Feuer selbst verzehrt,
Es ist der Blitz, — der aus der Wolke fährt."

II. **Verwertung. Rede- und Stilübung.** Auflösung des Rätsels in Prosa. (Anfang: Die Schlange, welche auf Erden nicht gezeugt ist, mit der sich keine andere an furchtbarer Schnelligkeit vergleichen kann 2c.)

III.

1. Zwei Eimer sieht man auf und ab
In einen Brunnen steigen. U. s. w.

I. **Vermittlung des Verständnisses und Auflösung.** Dieses Rätsel ist eines der schwersten, weil das Bild zu allgemein gehalten ist. — Götzinger sagt, „das Rätsel läßt sich vielfach deuten, z. B. als „Vergangenheit und Gegenwart", „Jugend und Alter". Wahrscheinlich ist es „Tag und Nacht." Hierzu sagt Viehoff: „Als Jugend und Alter läßt sich das Rätsel nicht füglich deuten, noch weniger als Vergangenheit und Gegenwart; letztere sind nicht „abwechselnd voll und leer". Tag und Nacht ist wohl das, was der Dichter im Sinne hat."

Tag und Nacht sind zwei Eimern gleich, die auf- und absteigen. Nie sind sie zu gleicher Zeit an einem Orte. Der Tag vertreibt die Nacht und umgekehrt. „Sie wandern rastlos hin und her", d. h. wenn der eine kommt, so muß der andere weichen, und wenn der eine weicht, so muß der andere kommen. Die eigentümlichen Gaben, welche jeder bringt, können uns also auch nur zu der Zeit gespendet werden, wenn

der eine oder der andere die Herrschaft bei uns hat. — Eine Deutung des Rätsels hat der Dichter selbst nicht gegeben.

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. Auflösung des Rätsels in Prosa. (Anfang: Die beiden Eimer, welche man in einem Brunnen auf- und absteigen sieht, die abwechselnd voll und wieder leer sind &c.)

IV.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See. U. s. w.

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Das vorliegende Rätsel wird nur mit Schülern behandelt, die bereits die Lehre vom Prisma und von der Strahlenbrechung im naturkundlichen Unterrichte kennen gelernt haben. Wird die Behandlung sofort an eine solche naturkundliche Unterrichtsstunde angeknüpft, so werden die Kinder die Lösung ohne jegliche Hilfe des Lehrers finden. — Es bedarf nur noch etwa folgender Fingerzeige:

Wovon werden gewöhnlich die Brücken gebaut? (Stein, Holz, Eisen.) Kann eine hohe, große Brücke von wirklichen Perlen, die sehr selten vorkommen, gebaut werden? Warum nicht? Wozu werden die wirklichen Brücken gebaut? (Lasten zu tragen!) Die Brücke im Rätsel kann auch dies nicht! Was ist das einzige Merkmal, welches die Brücke im Rätsel mit wirklichen Brücken gemeinschaftlich hat? Der Bogen. Suchen wir nach einem Bogen, der rasch entsteht, in schwindelnde Höhe steigt und bald wieder verschwindet, so finden wir denselben am Himmel als Regenbogen, der sich wie ein Brückenbogen in weitem Halbkreise ausbreitet.

Von „Perlen" baut sich die Brücke! Inwiefern sind die Regentropfen mit den Perlen zu vergleichen? (Brechung der Sonnenstrahlen. Beispiel: Die Beobachtung der Regenbogenfarben in den Tropfen einer Gartenfontäne.)

Der „graue See" ist die große Menge der Regentropfen, die keinen Reflex in unser Auge senden; also alle diejenigen Tropfen, die nicht in welchem Winkel von uns aus gesehen werden? —

„Und schwindelnd steigt sie in die Höh'."

Worauf bezieht sich das „schwindelnd"?

„Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn."

(An der Gartenfontäne bei Morgen- oder Abendbeleuchtung leicht zu erklären.)

„Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt."

Die Vergleichung des Regenstromes mit dem Wasserstrom ist wiederum einfach; denn nur mit dem Kommen und Gehen der Regenwolken erscheint der Regenbogen.

„Und wer sie künstlich hat gefügt?"

Diese Frage ist ebenfalls leicht zu beantworten.

Haben wir nun die Lösung an jedem einzelnen Satze nachgewiesen,

so wird die poetische Lösung, wie sie Schiller selbst giebt, leicht verständlich sein:

„Diese Brücke, die von Perlen sich erbaut,
Sich glänzend hebt und in die Lüfte gründet,
Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome schwindet,
Und über die kein Wandrer noch gezogen,
Am Himmel siehst du sie, sie heißt — der Regenbogen."

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Der Regenbogen, eine Beschreibung (Schilderung). a) Entstehung des Regenbogens. b) Die 7 Farben ꝛc. 2. Vergleichung des Regenbogens mit einer Brücke hinsichtlich ihrer Ähnlichkeiten und ihrer Unterschiede. 3. Auflösung des Rätsels in Prosa. (Die Brücke, welche von Perlen sich erbaut ꝛc.)

V.

1 Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort. U. s. w.

I. **Vermittlung des Verständnisses und Lösung.** Dieses Rätsel, zu welchem Schiller selbst eine Lösung nicht gegeben hat, ist etwas dunkel, und daher ist es wohl gekommen, daß man als Auflösung das Fernrohr und auch das Auge hat gelten lassen wollen. Viehoff und Götzinger geben der zweiten Lösung (das Auge) den Vorzug. Letzterer bemerkt dazu: „Hier wollte der Dichter vielleicht die Zuschauer bei Aufführung der Turandot absichtlich necken. Das eigentlich in das Stück gehörige Rätsel (Kennst du das Bild auf zartem Grunde? [Siehe Nr. 7 unten]) ist ebenfalls das Auge. Es mußte die Zuschauer überraschen, wenn Turandot ein ganz anderes Rätsel aufgab und die Auflösung doch die ihnen schon bekannte war."

Die Lösung „Auge" wird leicht, wenn man auf folgende Weise verfährt: Wir stehen auf einem hohen Berge und schauen ins Land hinein: was erblicken wir da in meilenweiter Ferne? (Städte, Dörfer, Schlösser ꝛc.) Womit erblicken wir diese Gegenstände? (Mit dem Auge.) Wo bleibt aber das Auge? Es

„Bleibt doch stets an seinem Ort." —
„Und trägt dich durch die Lüfte fort."

Wie ist das zu verstehen? Inwiefern ist das Auge eine „Fähre"?

„Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug."

Nicht die Oceane der Erde sind hier gemeint, sondern das Äthermeer, in welchem wir die Sterne erblicken.

„Ihm ist ein Augenblick genug", deutet auf die Schnelligkeit des Blickes.

(Auch die „Phantasie" und der „Gedanke" sind wohl als Lösung dieses Rätsels angegeben, allein der Deutung „Phantasie" steht der zweite, und der Deutung „Gedanke" steht der vorletzte Vers entgegen.)

II. **Verwertung.** 1. Sprachliche und poetische Schönheiten finden wir besonders in den Gegensätzen, die in je zwei Zeilen aus-

gedrückt sind: Die Ferne, am Orte bleiben. — Keine Flügel, durch die Lüfte führen ꝛc.

2. Rede- und Stilübungen. 1. Wiedergabe des Rätsels in Prosa mit andern Worten, z. B. anstatt der Wörter führen, von dannen, bleiben, Ort, ausspannen, tragen, Fähre, Wanderer, Meer, Gedankenflug, Augenblick, synonyme Ausdrücke. 2. Schriftliche Lösung des Rätsels.

VI.

1. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß. U. s. w.

I. **Vermittlung des Verständnisses und Lösung.** Die Lösung dieses schön ausgeführten Rätsels ist sehr leicht. Der Schwerpunkt der Erläuterung liegt in der Deutung des Bildes. Den Mond und die Sterne führt uns der Dichter unter dem Bilde eines Hirten mit seinen Schafen vor. Was ist die große Weide? Warum silberweiße Schafe? Welches ist der unerschöpfte Born? Warum „schöngebogenes Silberhorn“? Welches sind die „goldenen Thore“? (Der Himmel im Abendrot.) Warum zählt er sie „jede Nacht“? Was sind die Lämmer? Wer ist der Hund und Widder? (Die also genannten Sternbilder.) —

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen: Inwiefern kann man Mond und Sterne mit einem Hirten und einer Herde vergleichen?

VII.

1. Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz. U. s. w.

I. **Vermittlung des Verständnisses und Lösung.** Wie in Nr. V (s. oben) ist auch hier das Auge gemeint. Die einzelnen Vergleiche lassen sich leicht anstellen, wenn man die von Schiller gegebene Lösung benutzt. Diese lautet:

Das zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Krystall, in dem dies Bild sich malt,
Und der noch Schönres von sich strahlt,
Es ist das Aug', in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blickt.

„Vers 2,“ sagt Viehoff, „erklärt sich aus Goethes Farbentheorie, welche dem Auge eine sonnenhafte Natur, subjektives Licht zuschreibt:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?“

Der Zusammenhang der beiden letzten Verse im Rätsel mit dem letzten Verse in der Lösung ist schön und der Beachtung wert.

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Welche Gegensätze wendet der Dichter des Rätsels an? 2. Wodurch unterscheiden sich die beiden Rätsel (Nr. V und VII), welche vom „Auge“ handeln? (Nr. V schildert die Schnelligkeit, mit welcher das Auge auch die entferntesten Gegenstände erblickt, obgleich es „stets an seinem Ort“ bleibt.

Nr. VII schildert das Auge, wie es trotz seiner Kleinheit die größten Gegenstände [Weltall, Himmel] wiederspiegelt rc.)

VIII.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug. U. s. w.

I. **Vermittlung und Lösung.** Der Gegenstand, der so schnell fliegt wie ein Vogel und so gut schwimmt wie ein Fisch, der schwere Lasten wie ein Elefant trägt, ist leicht zu erkennen als ein Schiff. Inwiefern und wodurch gleicht das Schiff einem schnell fliegenden Vogel („Buhlen" heißt hier so viel als „wetteifern") und einem Fische? Was trägt das Schiff auf seinem Rücken? Masten und Güter aller Art.) Was sind die Füße? (Ruder.) Was ist der spitzige Eisenzahn? (Der Anker.)

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. Auflösung des Rätsels. (Anfang: Der Vogel, welcher mit der Schnelligkeit des Fluges dem Adler gleicht, der Fisch, welcher größer ist als das größte Meer-Ungeheuer, der Elefant, der auf seinem Rücken große Lasten und Masten trägt rc., ist das Schiff auf dem Meere.) W. D.

---

2. Liebesklänge.

---

191. A. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wilhelm Kaulisch.

1. Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden!
Nicht allen auf dem Erdenrund
Ist dieses hohe Glück beschieden. U. s. w.

(Das Gedicht findet sich in allen Lesebüchern.)

I. **Erläuterung des Inhalts.** Dieses tiefempfundene Lied, welches der 1881 verstorbene Lehrer W. Kaulisch zu Neustadt in Sachsen gedichtet hat, wurde früher fälschlich A. Träger zugeschrieben. Dasselbe wurde zuerst ohne den Namen des Verfassers im Jahre 1866 im Leipziger Tageblatte veröffentlicht. Später wurde es besonders dadurch bekannt, daß der Komponist Neumann in Leipzig zu dem Texte eine beliebt gewordene Melodie schrieb. Heute ist das Gedicht schon in viele Schullesebücher aufgenommen.

Die liebende, treue Mutter ist es, welche der Dichter hier in schlichten, aber von Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Worten feiert. Zunächst (Str. 1) ermahnt er alle, die noch das hohe Glück haben, eine Mutter zu besitzen, Gott zu danken und zufrieden zu sein. Sodann soll man aber auch die Mutter in ihrem Alter pflegen, damit sie dereinst, wenn sie lebensmüde ist, ruhig und in Frieden sterben kann.

Diese Ermahnung sucht nun der Dichter zu begründen.

Zuerst (Str. 2) führt er uns in unsere früheste Kindheit zurück, in die Zeit, wo wir noch hilflos in der Mutter Arme lagen, wo wir weder unsere Glieder, noch unsere Sinne gebrauchen konnten. Da waren wir

ihr mehr als alles andere auf der Welt. Jeden Atemzug belauschte sie mit „bangen Sorgen“; denn sie wußte ja, daß wir unsere Wünsche noch nicht auszusprechen imstande waren, weder durch Zeichen noch durch Worte. Sie sah es an unserm Auge, an unseren Bewegungen, wenn uns etwas fehlte; denn die „bange Sorge“ um unser Wohlergehen gab ihr einen geschärften Blick für alles, was uns anging. Deshalb kann der Dichter auch sagen: „sie lebte für dich“, d. h. ihre Lebensaufgabe bestand nur in der Sorge für dich, das hilflose Geschöpf. Da verstand es sich von selbst, daß sie abends uns zur Ruhe brachte und am Morgen mit dem Kuß der Mutterliebe aus dem Schlafe weckte.

Das that sie schon, wenn wir gesund waren; aber willst du die sorgsame Liebe der Mutter erst recht erkennen, so tritt mit ihr ans Bett des kranken Kindes. „Sie pflegte dein!“ Welche Mühe, Sorge, Angst ist in diesen drei Worten ausgedrückt! Tag und Nacht, ohne eine Minute Ruhe, saß sie an deinem Bette; jede leise Bewegung, jeden Atemzug beobachtete sie, um zu erforschen, ob die Krankheit des Lieblings sich nicht wolle zum Bessern wenden. Alle ihre Sorge vereinigte sich in dem einzigen Wunsche, das kranke Kind bald wieder gesund zu sehen. Laß dir von deinem Vater oder den ältern Geschwistern nur erzählen, was die treue, gute Mutter erduldete, als du auf dem Krankenbette lagst. Der Schlaf kam tagelang nicht in ihr Auge; Speise und Trank rührte sie nicht an, — nur um das Bett des kranken Kindes nicht verlassen zu müssen. Das heißt: „sie pflegte dein.“ Solcher Aufopferung, solcher Selbstverleugnung ist nur ein Mutterherz fähig.

„Und gaben alle dich schon auf,
Die Mutter gab dich nicht verloren.“

Ihre aufopfernde, rastlose Thätigkeit an deinem Krankenbette gab ihr den Mut, zu hoffen, daß Gott dich ihr noch am Leben erhalten werde. Und wenn selbst der verständige Arzt das Haupt schüttelte, zum Zeichen, daß keine Hoffnung mehr da sei, den Tod fern zu halten, so hoffte noch das liebeglühende Mutterherz, — und es wurde nicht betrogen: Gott schenkte dich ihr wieder, und sie drückte dich in unsäglicher Freude an ihren Busen, ihm, dem Vater aller Menschenkinder, dankend und ihn preisend. Und doch war dies nur die Sorge um dein leibliches Wohl. Ebenso gewissenhaft sorgte sie (Str. 3) für dein geistiges Leben:

„Sie lehrte dir den frommen Spruch.“

Noch nach Jahren, wenn sie schon längst dem Jugendalter entrückt sind, fällt den Söhnen und Töchtern solch ein frommer Spruch aus dem Muttermunde ein, und mancher Sohn und manche Tochter sind durch diese Sprüche vor Verirrung, vor schwerer Sünde behütet worden. Auch wir wollen uns dieser frommen Sprüche erinnern, damit sie segnend und behütend auch uns auf unserm spätern Lebenswege begleiten.

„Sie lehrte dir zuerst das Reden.“

Wie freut sich der Vater, wenn ihm sein geliebtes Kind zum erstenmal mit dem Rufe: „Vater!“ von der Mutter entgegengebracht wird;

und wieviel Mühe kostete es der Mutter, dem kleinen Munde diese ersten Liebesworte zu entlocken! Drum nennen wir auch die Sprache unseres Landes unsere „Muttersprache". —

„Sie faltete die Hände dein
Und lehrte dich zum Vater beten."*)

Die treue Mutter betet nicht nur für das Kind, sondern auch **mit** demselben. Und wenn sie das thut, dann wird es ihr der Kindesmund auch bald genug nachahmen, und der Vater im Himmel höret ja auch das inbrünstige Lallen eines Kindes gern.

„Sie lenkte deinen Kindessinn."

Warst du eigensinnig, warst du unartig, oder sprachst du eine Unwahrheit, da war es wiederum die Mutter, die dich aufmerksam machte auf deine Fehler; sie überzeugte dich durch Beispiel und Lehre, wie dein Eigensinn, deine Unart, dein Hang zur Lüge dich ins Verderben führen würden, und führte dir Besseres vor. Mancher Sohn und manche Tochter danken es ihrer Mutter noch im späten Alter, daß dieselbe sie sowohl mit Milde wie auch mit Strenge auf den Weg des Rechten geführt hat.

„Sie wachte über deine Jugend."

Nicht nur in leiblicher, sondern insbesondere auch in geistiger Hinsicht wachte sie über dich, daß du nicht durch böse Buben zum Bösen verlockt würdest. Sie bat dich, solchen Umgang zu meiden, auf die Verführer nicht zu hören und ihnen nicht zu folgen. Bist du in deiner Jugend durch die Mutter so bewacht worden, und hast du ihren Warnungen und Mahnungen ein williges Ohr geliehen, dann wirst du auch ein guter Mensch werden, dann wirst du später den Pfad der Tugend" wandeln. Ist das aber der Fall, so hast du es einzig und allein deiner treusorgenden Muter zu danken.

Diese große Liebe, die echte einzige Mutterliebe, sie ist es wohl wert, daß du sie durch solche Gegenliebe erwiderst, wie sie in der ersten Strohpe gefordert wird.

Doch ein guter Sohn, eine gute Tochter begnügen sich damit noch nicht. Es kommt die Zeit, wo wir der Mutter unsere Liebe nicht mehr persönlich erwidern können. Nach dem Laufe der Welt stirbt sie früher als das Kind. Aber auch nach ihrem Tode (Str. 4) sollen wir unsere Liebe noch bethätigen. Die Zeichen deiner Liebe kannst du auf ihrem Grabe niederlegen, indem du es schmückest mit frischen Blumenkränzen, indem du öfter dorthin gehst, wo ihre Asche ruht, und dort ihrer unaussprechlichen Liebe gedenkest.

„Ein Muttergrab, ein heilig Grab!"

Du wirst, wenn du die heilige Stelle häufig besuchst, auch selbst besser werden; denn das Bild der geliebten Mutter umschwebt dich un-

*) Anmerkung. Diese Sprüche sind im grammatischen Unterrichte sehr gut zu benutzen, um die **Verbindungen** des Wortes „lehren" mit dem Dativ und Akkusativ den Schülern deutlich zu machen.

sichtbar, und alle ihre Lehren und die Tugenden, die sie im stillen übte, werden dir wieder ins Gedächtnis zurückkehren. Drum ruft dir am Schlusse der Dichter noch mit vollem Rechte zu:

„O wende dich an diesen Ort,
Wenn dich umtost des Lebens Welle!“

Es kommt die Zeit, wo es dem Menschen trüb' ergeht, wo ihm das Leben so schwer zu werden scheint, daß er gleichsam in dem Strome der Zeit unterzugehen fürchtet, wo alles sich gegen ihn verschworen zu haben scheint. Kein Freund und kein liebendes Wesen ist um ihn. Kalt tritt ihm die Welt entgegen, nur von Haß und Neid erfüllt! Das sind des Lebens Wellen, die dich umtosen. Ist es soweit gekommen, so wende dich zum Muttergrabe; da werden lieblichere Bilder vor deine Seele treten, und du wirst mit leichterem Herzen und getröstet von dannen gehen und erkennen, welch hohes Glück es ist, der Sohn oder die Tochter einer guten Mutter gewesen zu sein.

II. **Gliederung des Inhalts.** I. Abschnitt. Str. 1. Ermahnung an uns, der Mutter die Liebe zu vergelten. —

II. Abschnitt. Str. 2—3. Die Begründung der Ermahnung:

a) Die Mutter sorgte für unser leibliches Wohl. (Str. 2.)

b) Sie sorgte für unser geistiges Wohl. (Str. 3.)

III. Abschnitt. Str. 4. Auch nach dem Tode der Mutter sollen wir ihr unsere Liebe noch beweisen:

a) Indem wir ihr Grab schmücken, und

b) indem wir dasselbe häufig besuchen.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Was treibt uns zur Liebe gegen die Mutter? (Disposition nach Str. 2—4.)

2. Vergleichung des Gedichts mit dem untenstehenden von Rode.

A. Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten werden wir ermahnt, die Mutter lieb zu haben! In beiden Gedichten sind gleichartige Gründe angegeben, welche uns zur Liebe bewegen sollen. (Welche?)

B. Verschiedenheiten. Das Rodesche Gedicht giebt in Str. 1, 2 und 3 andere Gründe als die in Str. 2—4 des Gedichts von Kaulisch. (Welche?)

B. O, hast du noch ein Mütterchen.

Chr. Rode. Vergl. Colshorn. Des Mägdleins Dichterwald. Hannover 1875. S. 198.

1. O, hast du noch ein Mütterchen,
So hab es lieb und halt es wert!
Und wenn dir hat der liebe Gott
Ein schönes Erdenglück beschert:
Sag's ihr, und du bist doppelt froh,
Kein Herz teilt deine Freude so.

2. O, hast du noch ein Mütterchen,
So hab es lieb und halt es wert!
Und wenn die Liebe dich betrog,
Wenn wilder Schmerz dein Leben zehrt,
Glaubst du, daß nirgends Treue sei —
Das Mutterherz bleibt ewig treu!

3. O, hast du noch ein Mütterchen,
So halt es wert und hab es lieb!
Und wenn des Schicksals rauhe Hand
Dich weit durch alle Lande trieb,
Und fandest du nicht Rast und Ruh —
Ans Mutterherz nur flüchte du!

4. O, hast du noch ein Mütterchen,
So hab es lieb und halt es wert!
Vergaßest du auch dein Gebet,
Das sie dereinst dich hat gelehrt?
Dein Mütterchen ist doch so fromm,
Drum bet auch du — o komm, o komm!

5. O, hast du noch ein Mütterchen,
So hab es lieb und halt es wert! —
Und wenn es schon gestorben ist
Und ruhet still in kühler Erd' —
Geh an ihr Grab und tröste dich
Und denk: Sie lebt und siehet mich.

W. D.

192. Das taube Mütterlein.

Friedr. Halm. Gedichte. Wien 1857. S. 8.

1. Wer öffnet leise Schloß und Thür?
Wer schleicht ins Haus herein? —
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

2. Er tritt herein! Sie hört ihn nicht,
Sie saß am Herd und spann.
Da tritt er grüßend vor sie hin
Und spricht sie „Mutter" an.

3. Und wie er spricht, so blickt sie auf
Und — wundervoll Geschick —
Sie ist nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick.

4. Sie thut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt sich hinein;
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

5. Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
So selig, so verklärt —
Ich wette, daß taub Mütterlein
Die Englein singen hört.

I. **Vertiefung.** 1. Situationsgemälde. Das kleine Gedicht führt uns in eine niedere Hütte. Die Stube ist zugleich Küche, der Herd zugleich Ofen. Daneben sitzt eine Greisin in dürftigen Kleidern und spinnt unermüdlich. Sie blickt nicht von dem Faden auf, als jemand leise auf die Klinke drückt und die Thür öffnet; denn sie ist taub. Ein sauberer Handwerksbursche mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Stab in der Hand tritt mit gespannten Blicken ein, nähert sich mit leisen Schritten der Spinnerin und spricht sanft: „Grüß Gott, liebe Mutter!" Sie hat es nicht gehört, und doch blickt sie auf. Hat sie den Hauch gespürt, den Schatten gesehen oder ein heimlich Gefühl von der Nähe eines Glückes gehabt? Mit ihrem Blicke versteht sie im Nu den Liebesgruß, erkennt den Sohn, breitet die Arme aus, drückt ihn ans Herz und fühlt den Schlag seines Herzens mit dem ihren. Und wie sie dann mit verklärtem Antlitz und glückseligem Herzen neben ihm sitzt, da hört sie zwar seine Worte mit dem Ohre nicht, aber sie liest sie mit den Augen, versteht sie mit dem Geiste, fühlt sie mit dem Herzen und hört den Lobgesang der Engel in ihrem Gemüte. Ihr ist's, als habe der Heiland auch zu ihr sein Hephata, d. i. thue dich auf! gesprochen.

2. Charakter des Mütterleins. Zeige aus dem Gedicht, daß die Frau arm, alt, taub, fleißig, in sich versunken, aufmerksam, verständnis- und gefühlvoll, verklärt, glückselig ist!

3. Gedankengang. Str. 1. Der Sohn kehrt heim und will die Mutter überraschen. Str. 2. Das taube Mütterlein spinnt und hört seinen Gruß mit dem Ohre nicht; Str. 3. aber sie hört ihn mit dem Auge, Str. 4. fühlt ihn mit dem Herzen, Str. 5. und hört in ihrem Glück Engelsgesang vom Himmel.

Grundgedanke. Das taube Mütterlein hört des Sohnes Gruß, den Mutternamen, sein mildes Wort, seines Herzens Schlag und

Engelsgesang nur mit dem Blick und dem Herzen. — Was das Ohr nicht hört, das sieht das Auge der Liebe und empfindet das Herz einer Mutter.

4. Schönheiten. Der Sohn will die Mutter überraschen und thut darum so leise; er hätte die Vorsicht nicht nötig, da sie taub ist. Die Sprache der Liebe hört sie mit dem Blick und fühlt sie mit dem Herzen. So kommt das Herz den stumpfen Sinnen zu Hilfe. Und Seele findet zu Seele schon den Weg, wenn auch die Pforten der Sinne geschlossen sind. Die Liebe hat das feinste Gehör und redet die vernehmlichste Sprache. Sie öffnet weit die Arme, — er drückt sich hinein! o selige Vereinigung von Mutter- und Sohnesliebe!

II. **Verwertung.** 1. Verwandtes. „Wenn du noch eine Mutter hast —" (Nr. 191). „Beim Totengräber klopft es an —" (Nr. 111. B). „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand —" (Nr. 111. A). Jesus heilt Taubstumme. — Die Engel sangen in der Weihnacht den himmlischen Lobgesang.

2. Aufgaben. a) Welche verschiedene Sprache redet das Herz? (Der Mund — Liebesworte; das Auge — liebevolle Blicke; das Gesicht freundliche Mienen; die Hand — Liebkosungen, Blumen, Briefe 2c.; der Fuß — allerlei Dienste und Wege; die Brust — lautes, freudiges Klopfen.) — b) Suche Sprüche, Lieder und Geschichten, welche die Mutterliebe verherrlichen! — c) Was hat wohl der Sohn vor seiner Heimkehr für Schicksale gehabt? (Der Vater starb und ließ Mutter und Sohn in Not. Ein entfernter Verwandter nahm den Sohn in die Lehre. Später wanderte er als Handwerksbursche weit in die Welt. Er hielt sich brav, war fleißig und sparsam. Er wollte nicht mit leerer Hand zur Mutter heimkehren. Gott segnete sein Streben. Die Sehnsucht zog ihn wieder zur Mutter. Nach langer Wanderung kehrte er heim und fand sie noch lebend, aber taub. Ihren Lebensabend wird seine Liebe freundlich gestalten.) P.

193a. Die Mutter am Christabend.

Joh. Peter Hebel. Alemannische Gedichte. Übertr. v. Rob. Reinick. Leipzig 1853. S. 71.

1. „Er schläft, er schläft! Das ist einmal ein Schlaf!
So recht, du lieber Engel du!
Thu mir die Lieb' und lieg in Ruh',
Gott gönnt es meinem Kind im Schlaf!

2. Erwach mir nicht, ich bitt', ich bitt'!"
Die Mutter geht mit stillem Tritt,
Sie geht mit zartem Muttersinn
Und holt den Baum zur Kammer hin.

3. „Was häng' ich dir denn an?
'nen Pfefferkuchenmann,
Ein Kätzelchen, ein Spätzelchen
Und Blumen, bunt und süß und weich,
Und alles ist von Zuckerteig."

4. Genug, du Mutterherz!
Viel Süßigkeit bringt Schmerz.
Gieb sparsam wie der liebe Gott!
Tagtäglich nützt kein Zuckerbrot.

5. „Jetzt rote Äpfel her!
Die schönsten, die ich haben kann!
Es ist auch nicht ein Fleckchen dran:
Wer hat sie schöner? Wer?

6. 's ist wahr, es ist 'ne Pracht,
Was so ein Apfel lacht!
Der Zuckerbäcker wär' ein Mann,
Der solchen Apfel machen kann!
Den hat nur Gott gemacht.

7. Was hab' ich denn noch mehr?
Ein Tüchelchen, hübsch weiß und rot.
Es ist eins von den schönen;
O Kind, vor bittern Thränen
Bewahr dich Gott, bewahr dich Gott!

8. Was häng' ich sonst noch hin? —
Dies Büchlein, Kind, ist auch noch dein;
Da leg' ich Bilder dir hinein,
Gebete sind von selber drin.

9. Jetzt wär' genug wohl da? —
Jetzt hast du alles Gute —
Der tausend! Ja, 'ne Rute
Die fehlte noch, da ist sie ja!

10. Vielleicht — sie freut dich nicht,
Vielleicht — sie schlägt die Haut dir wund;
So manchem war es schon gesund;
Sei gut, so schlägt sie nicht.

11. Fängst du danach es an,
In Gottes Namen sei es drum!" —
Die Mutterlieb' ist fromm und zart,
Sie windet rote Bänder um
Und macht ein Schleifchen dran. —

12. „Jetzt wär' er ausstaffiert,
Wie'n Kirmeßbaum geziert!
Dann heißt es, wenn der Tag erwacht:
Das Christkind hat den Baum gebracht.

13. Mir dankst du nicht dafür;
Wer's gab, wer sagt es dir?
Doch macht es dir nur frohen Mut,
Und schmeckt es dir, so ist es gut.

14. Rief da der Wächter nicht
Schon elf? Wie doch die Zeit verrinnt!
Man merkt die Stunden nicht,
Wenn's Herz an etwas Nahrung find't.

15. Jetzt — Gott behüte dich!
Ein andermal denn mehr!
Heut' war es, wo der heil'ge Christ
Ein Kind wie du geworden ist:
Werd auch so brav wie er!"

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Das Fest der Liebe und Freude, das Fest der Kinder, Weihnachten kommt. Schon ist der heilige Abend, sein Thürhüter, da. In dieser geweihten, heiligen Nacht ward einst der Sohn Gottes als Kind in Bethlehem geboren. Die Liebe des Vaters sandte ihn aus der Herrlichkeit des Himmels in unsere Erdennacht, damit er uns von der Finsternis zum Licht, aus dem Leide zur Freude führen möchte. Das Licht der Weihenacht erhellte die Welt, und die Liebe beglückte sie. Und seitdem ist die Liebe der Menschen an jedem Weihnachtsfeste geschäftig, die Liebe Gottes nachzuahmen und überall Freude zu verbreiten, sonderlich unter den Kindern. Doch keine Liebe ist geschäftiger, Freude zu verbreiten, als die Mutterliebe. Gleicht sie doch am meisten der Liebe Gottes, denn sie ist selbstlos, unermüdlich und unerschöpflich.

Die rechte Mutterliebe am Christabend hat uns der alemannische Dichter Joh. Pet. Hebel ebenso schlicht wie wahr und ergreifend in einem Gedichte gezeichnet. Das Kind schläft in seinem Bettchen, die Mutter aber eilt geschäftig hin und her und putzt den Weihnachtsbaum an. Ihr Herz geht in Sprüngen, aber nur ein Gefühl beherrscht sie, die Liebe zu ihrem Kinde. Ihre Gedanken sorgen um allerlei, aber nur um eins drehen sie sich, um ihr Kind. Ihr Mund fließt über in glückseligem Geplauder, aber nur von einem redet sie, von ihrem Kinde. Der letzte Wunsch, das letzte Gebet am Christabend, sie gelten ihrem Söhnlein.

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Es ist am Abend vor dem Weihnachtsfeste. Wir schauen in eine trauliche Kammer. In einem Bettchen liegt ein schlafendes Kind. Das Licht der Lampe ist gedämpft. Auf einem Tischchen steht ein Tannenbaum; in einem Korbe liegen allerlei

Zuckersachen, Äpfel u. dgl. Eine Mutter bückt sich über das schlafende Kind, dann eilt sie geschäftig hin und her und schmückt den Christbaum. An die Zweige hängt sie Zuckersachen, die sie selbst gebacken hat, rotbäckige Äpfel, ein buntes Tüchlein und viele Lichter. Unter den Baum legt sie ein Buch mit Bildern und eine Rute, die mit einer bunten Schleife geziert ist. Dabei führt sie ein Selbstgespräch über die Bedeutung der einzelnen Gaben. Die Glocke schlägt elf, als ihr Werk beendet ist. Mit einem Gebet und Segenswunsche für ihr Kind verlöscht sie das Licht und sucht nun selbst die Ruhe.

2. Charakter der Mutter. Zeige, daß sie achtsam ist auf das Kind, zärtlich gegen dasselbe, geschäftig im Dienste der Liebe, still und vorsichtig, um das Kind nicht zu wecken, fürsorglich für die Gegenwart und Zukunft des Kindes, ernst in ihrer Zucht, aber ihre Strenge durch Liebe gemildert, erfreut über den stattlichen Baum, allerlei mutmaßend über des Kindes Erstaunen, selbstlos auf Lob und Lohn verzichtend, vertieft in ihre Liebesarbeit, fromm und gottesfürchtig!

3. Gedankengang. Str. 1. Das Kind schläft ruhig und fest. Str. 2. Die Mutter holt vorsichtig den Baum in die Kammer. Str. 3. Sie behängt ihn mit Zuckersachen. Str. 4. Der Dichter mahnt sie, mit Süßigkeiten so sparsam zu sein wie der liebe Gott. Str. 5. Sie hängt prächtige Äpfel an die Zweige. Str. 6. Sie bewundert deren Schönheit. Str. 7. Als sie ein Schnupftüchlein an den Baum knüpft, bittet sie Gott, ihr Söhnlein vor bittern Thränen zu bewahren. Str. 8. Ein Büchlein zur Lust und Lehre legt sie unter den Baum. Str. 9. Fast hätte sie die Rute vergessen. Str. 10. Sie ist zur rechten Kindererziehung nötig. Str. 11. Doch umwickelt sie die Mutterliebe mit roten Bändern und Schleifchen. Str. 12. Der Baum ist geschmückt, und morgen früh wird ihn das Christkind gebracht haben. Str. 13. Die Mutter will keinen andern Dank als die Freude ihres Kindes. Str. 14. Im Dienste der Liebe hat sie die Flucht der Zeit nicht gemerkt. Str. 15. Sie betet für ihr Kind und wünscht, daß es dem Jesuskinde an Bravheit gleichen möge.

4. Grundgedanke: Die Mutterliebe sorgt und arbeitet unermüdlich für ihr Kind, vergißt darüber die eigene Bequemlichkeit und die Flucht der Zeit, rechnet nicht auf Lob und Anerkennung und ist glücklich und reich belohnt, wenn sich das Kind freut und brav wird.

Eigentümlichkeiten. Das Gedicht ist ursprünglich in der alemannischen Mundart geschrieben und klingt in dieser viel naiver und anheimelnder. So geschickt die Übertragung ins Hochdeutsche von R. Reinick ist, so hat sie doch manche Schönheiten und Eigentümlichkeiten verwischt. Im Original lauten z. B. Str. 1 und 10 folgendermaßen:

1. „Er schloft, er schloft! Do lit er, wie 'ne Grof!
Du lieber Engel, was i bitt,
By Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnt's mi'm Chind im Schlof!"

10. „'s cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der's Büdeli wund;
Doch wilt nit anderst, sen isch's der g'sund;
's mueß nit sy, wenn d' nit witt!

„Kätzelchen“ und „Spätzelchen“ waren ursprünglich „Gitzeli“ (Kitzchen der Ziegen) und „Mummeli“ (Lockname der Rinder), das „Tüchelchen“ „ne Fazenetli“ (Sack- oder Nastuch), der „Kirmeßbaum“, der am Kirchweihfest aufgestellt und mit allerlei Gaben behängt wird, damit die Buben danach kletterten, „ne Maibaum“. Der Strophenbau ist nicht gleichmäßig, da vier- und fünfzeilige Strophen wechseln. Auch die Versfüße wechseln zwischen drei-, vier- und fünffüßigen Jamben, sind aber meist treffend dem Inhalte angepaßt. Die Form des Selbstgesprächs, die Ausrufe, Fragen, Einwendungen, Betrachtungen bringen Leben und Bewegung in den Gang des Gedichts, ahmen sehr glücklich die geschäftige Thätigkeit der Mutter nach und bringen ihre Weihnachtsstimmung zum Ausdruck. Denken und Thun, Reden und Handeln sind ein Guß bei dieser Mutter. Die Sprechweise ist durchaus kindlich, durchweht von der Liebe und Erziehungsweisheit der Mutter, die sich ganz in ihres Kindes Seele und Stimmung gedacht hat. Wie natürlich und praktisch knüpft sie an jede neue Thätigkeit, an jede neue kleine Gabe eine schöne, durchaus nicht aufdringliche Moral! Der Knabe schläft! Gott gönnt (schenkt) ihm das Gute im Schlafe, denn „seinen Freunden giebt er's schlafend“. — Nicht zu viel Süßigkeit! Gott ist bei der Erziehung seiner Menschenkinder auch sparsam mit dem Zuckerbrote, denn „nichts läßt sich schwerer ertragen als eine Reihe von guten Tagen“. — Wie schön sind die Äpfel! Wer kann die göttliche Schöpferkunst nachahmen? „Wunderbarlich sind seine Werke, das erkennet meine Seele wohl.“ — Das rotweiße Taschentüchlein! Wird's viel Thränen trocknen müssen? Gott bewahre mein Kind vor bitteren Zähren! — Das Büchlein! Was wäre das Leben ohne Lernen, ohne Freude an bunten Bildern, ohne Gebet? — Die Rute fehlt! Sie gehört zur ernsten Erziehung; sie schmerzt, aber bessert. Wohl dir, wenn du ohne Rute folgst! Die Mutterliebe umwickelt sie mit roten Bändern und ziert sie mit einer Schleife! Durch die Strenge soll die Liebe leuchten, die bittere Arznei soll versüßt werden. — Schon elf? Wie eilt die Zeit, wenn das Herz die rechte Nahrung hat! „Den Glücklichen schlägt keine Stunde“, und die Liebe zählt und mißt ihre Arbeit nicht nach dem Stundenzeiger. — Heut' hat der heilige Christ eines Kindes Fleisch und Blut angenommen! Möchte mein Kind seinem Beispiele folgen und so brav wie er werden!

III. **Verwertung.** 1. Winke für Herz und Leben. Das Beste giebt uns der Herr im Schlafe, ohne unser Zuthun und über Bitten und Verstehen. — Wie zart weiß die Liebe mit andern umzugehen, um sie nicht zu stören und ihre Freude nicht zu verderben! — Wie erfindungsreich ist die Mutterliebe! — Wie giebt sie dem Kleinsten Wert und weiß überall das Schöne und Nützliche herauszufinden! — Tägliches Zuckerbrot verdirbt den Magen, und allzuviel gute Tage gefährden die Seele. — Wie schön hat Gott alles gemacht und ausgeschmückt! — Zur Lust kommt das Leid und die bittere Zähre ins bunte Tüchlein. — Das Leben ist

Lernen und Arbeit, ist Freude an schönen Bildern, ist Gebet! — Weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht! denn wen er liebt, den züchtigt er. — Wie du dich bettest, so schläfst du. — Bald mit Lieben, bald mit Leiden ziehst du mich, mein Gott, zu dir. — Wenn das Herz beteiligt ist, dann geht die Arbeit leicht und freudig von der Hand, und die Zeit verrinnt, man weiß nicht wie. — Die Liebe wartet nicht auf Anerkennung und Lohn, sie freut sich über das Glück anderer. — Gebet und Segenswunsch sei des Tages Schluß und jedes Kindes Wiegenlied!

2. Vergleichung von Hebels Gedicht mit dem nachstehenden von Rückert.

193b. Des fremden Kindes heil'ger Christ.

Friedrich Rückert, Gedichte. 1844. S. 221.

1. Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind. U. s. w.

(Das Gedicht findet sich in vielen Lesebüchern.)

I. **Zur Erläuterung.** Str. 2. Weshalb heißen die Weihnachtsbäume „lampenvoll"? Str. 4: Rücke die Worte in die gebräuchliche Wortstellung! Was hat dem Kinde gebrannt? Nach Str. 3 ein Bäumchen und ein Licht (Wachsstock). Str. 7. Weshalb wird das Kind nicht gehört? Eltern und Kinder sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt (Str. 8); die Fenster waren zum Teil mit Läden geschlossen (Str. 7); vielleicht hat das Kind auch aus Schüchternheit zu leise angeklopft. Str. 10: Was will der Dichter mit dem Worte „harret" ausdrücken? Das Kind hat das feste Vertrauen, den festen Glauben, daß Christus ihm helfen wird. — Wohin wendet es seinen Blick? Auf die Straße, von wo es ihn erwartet. Str. 12: vordessen = früher, gebildet wie „indessen, während dessen." Str. 13: Hort = Schatz, hier die Weihnachtsbescherung. Str. 15: Erläutere das Bild! Die dunkeln Zwischenräume zwischen den Sternen gleichen den Ästen und Zweigen eines Riesenbaumes; auf ihnen leuchten die Sterne wie die Kerzen am Weihnachtsbaume. Str. 16: Weshalb wird es dem Kinde still zu Herzen, im Herzen? Sein Sehnen ist gestillt: es ist nicht mehr verlassen, es hat Liebe und die Gabe der Liebe gefunden. — da's = da es! Str. 17: Die Englein bogen sich vom Himmel herab und langten, faßten mit ihren Händen liebevoll nach dem Kinde. Str. 18: Es ist zur Heimat gekehret und ist bei seinem heil'gen Christ. — Wie fand man das Kind am anderen Morgen? Erstarrt, auf dem Antlitz, das dem Himmel zugewandt war, ein seliges Lächeln schwebend. — Was bedeutet die Überschrift?

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung: A. Str. 1, 2 Das fremde Kind am heiligen Abend in fremder Stadt; Str. 3—6 des Kindes Klage; Str. 7, 8 seine Verlassenheit; Str. 9, 10 sein Gebet und Harren. B. Str. 11—14 Christkindleins Erscheinen und Trost; Str. 15—16 des

fremden Kindes Weihnachtsbescherung; Str. 17, 18 seine Heimkehr in die himmlische Heimat.

2. Grundgedanke. Str. 12: „Ich will dich nicht vergessen, wenn alles dich vergißt"; Str. 18: Und was hier (auf Erden) wird bescheret, es dorten (im Himmel) leicht vergißt.

3. Des Kindes Charakter: Es war traurig über den Verlust von Eltern, Geschwistern und Heimat, bescheiden, demütig, neidlos, betrübt über seine Verlassenheit, voll Vertrauen zum heil'gen Christe, getröstet, selig in der himmlischen Heimat.

4. Zur Charakteristik des Dichters: Die Sprache des Gedichtes ist nicht sorgfältig gefeilt, absichtlich wohl, weil der Dichter ihm das Gepräge des Kindlichen und Volkstümlichen geben wollte: Str. 3 Nur bloß ich armes nicht — wie Str. 6 Ich will ja nur am Schein . . . . mich laben ganz allein; Str. 5 Fleckchen; Str. 12 vordessen; Str. 17 da langten hergebogen Englein herab; Str. 18 dorten. — In der Wortstellung zeigt sich so große Freiheit, z. B. Str. 4, 14, 16.

III. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Lasset die Kindlein zu mir kommen! Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf. — Andersen, Das Mädchen mit den Schwefelhölzern (Märchen).

2. Rede- und Stilübungen. Erzähle die Geschichte des fremden Kindes! Welche Leiden trafen das Kind? (Es verlor Eltern, Geschwister und Heimat, war im fremden Lande verlassen, fand bei den Menschen keine Liebe, war ohne Weihnachtsfreude und wurde vom Frost geplagt.)

Was siehst du am heiligen Abend beim Blick in die erleuchteten Fenster? Vergleiche unser Gedicht mit dem Andersenschen Märchen! Vergleiche Hebels „Die Mutter am Christabend" und Rückerts „des fremden Kindes heil'gen Christ! Dr. P. Polack.

1. Hauptinhalt. In A die Mutterliebe, in B die Heilandsliebe am Christabend.

2. Ort. In A das behagliche Stüblein eines Bauernhauses, in B die kalten Straßen einer Stadt. In A ist die Kammer umschlossen von schlichten Wänden, in B die Straße von reich ausgestatteten Läden und strahlenden Fenstern. In A steht der angeputzte Weihnachtsbaum, in B der angezündete Riesenbaum des Sternenhimmels. In A ruht das Kind warm in seinem Bettchen, in B kauert es von Frost erstarrt im Gäßlein, kommt aber bald heim in die lichte Heimat des Himmels.

3. Zeit. A und B zeigen uns den Christabend, A, wie eine Mutter die Christfreude vorbereitet, B, wie eine Stadt im Lichte der Weihnachtsbäume erglänzt und die Bescherung vornimmt. (In der Stadt findet dieselbe meist am Weihnachtsabend, auf dem Dorfe früh am Christtage nach der Christmette statt.)

4. Personen. In A ein süß schlafender Knabe in seinem warmen Bettchen und eine geschäftige, sorgsame Mutter bei der Ausschmückung des Weihnachtsbaumes für ihr Kind; in B ein armes Waisenkind ohne Vater und Mutter, wohl ein Mägdlein, in einer fremden Stadt und auf

der kalten Straße, sodann der heilige Christ mit Vatersorge und Mutterliebe und den heiligen Engeln als Gehilfen.

5. Gedankengang. In A: Das Kind schläft. Die Mutter schmückt den Tannenbaum, gedenkt unablässig ihres Kindes, führt ein glückatmendes Selbstgespräch, schaut hoffend in die Zukunft und sucht gegen Mitternacht mit Gebet und Segenswunsch für ihr Kind ihr Lager. In B: Das fremde Kind irrt durch die Straßen, sieht den Glanz der Lichter, die reichen Gaben, die Liebe der Eltern und die Freude der Kinder, schaut voll Sehnsucht in eine vergangene schöne Zeit zurück und bittet den heiligen Christ um Rat und Hilfe. Er erscheint als Hort (Schutz und Schatz) der Waise, zündet ihm den Sternenhimmel als Christbaum an und läßt es von den herabgeneigten Engeln hinauf in die ewige himmlische Heimat ziehen.

6. Grundgedanke: In A die Weihnachtshoffnung auf Erden, in B die Weihnachtsfreude droben. In A sorgt die Mutter selbstlos, geschäftig und unermüdlich für das eigene Kind, in B nimmt der große Kinderfreund Jesus die verlassene und vergessene Waise in seine Obhut; er sieht ihre Thränen, hört ihre Bitte und zieht sie zu sich.

7. Eigentümlichkeiten. In A führt der Schlaf zur Weihnachtsfreude hienieden, in B das Leid und der Tod zu der Weihnachtsherrlichkeit droben. P.

194. Nachbar Helm und seine Linde.

Friedrich Karl Honcamp, Gedichte. Soest 1844. S. 27.

1. Im Häuslein gegenüber, da wohnt ein Zimmermann;
Heut' vor dem Haus die Linde fing er zu fällen an.
Ich sprach: „Gott grüß' euch, Nachbar! doch sagt, was ihr beginnt?
Der Baum beschützt das Häuslein vor Wetter doch und Wind!"

2. Da hielt er ein und schaute von seiner Arbeit auf
Und sah mich an und blickte zur Linde hoch hinauf!
Dann legt' er beide Hände still auf sein Arbeitszeug[1]),
Lehnt' an den Baum und sagte: „Nachbar, ich danke euch!

3. Die Linde pflanzt' mein Vater, als ich geboren war![2])
Sie grünt und blüht alljährlich schon über siebzig Jahr.
Mein Weib am Hochzeitstage — sie war ein junges Blut —
Steckt' mir von diesem Baume ein Zweiglein an den Hut.[3])

4. Viel Gäste that ich laden, zu enge ward das Haus,
Hier unter dieser Linde, da hielten wir den Schmaus.[4]) —
Ein Sohn ward uns geboren, da gab sich's viel zu freun,
Und seinen Namen grub ich in diese Linde ein.[5])

5. Die Linde wuchs und prangte, der Knabe ward ein Mann;
Bei Leipzig in der Ebne stand er im Heeresbann;
Zum Kampfe ziehend, trug er zwei Lindenzweig' am Hut;[6])
Bei Leipzig an den Wällen verrann sein junges Blut.

6. Nun hängt in unsrer Kirche die Tafel an der Wand,
Da steht: „Franz Helm, gestorben für König und Vaterland."
Mein Weib und ich, wir weinten viel um den guten Franz;
Wir wanden um die Tafel frisch einen Lindenkranz.[7])

7. Seht, unsre besten Tage, die waren nun dahin;
Der Franz lag meiner Alten zu sehr in Herz und Sinn.
Sie konnt' sich nicht mehr freuen, ich konnt' es auch nicht mehr:
Gott hat sie heut' erlöset von Jammer und Beschwer.

8. Seht, Nachbar, nun beginn' ich, die Linde umzuhaun[8]);
Ich will für meine Alte draus einen Sarg erbaun;
Ich hab' den Baum gemessen: wohl hält er Holz zu zwein;
Bald zimmr' ich auch den andern, und ihr — legt mich hinein."

I. **Vorbereitung.** Der Besitzer eines Bauernhofes in einem kleinen westfälischen Dorfe bekam eines Tages Besuch von einem guten Freunde aus der Stadt, der schon öfter bei ihm gewesen war und sich immer recht herzinnig über die schöne Linde gefreut hatte, die gegenüber von dem Bauernhofe auf der andern Seite der Dorfstraße stand. Auf den ersten Blick vermißte der Städter die Linde und fragte seinen Freund nach ihr. Der aber sprach wehmütig: „O die Geschichte von der Linde, die will ich dir gern erzählen, habe ich sie doch selbst heute Morgen erst ausführlich erfahren. Nun so höre zu!" (Vorlesen der Erzählung.)

II. **Vermittlung.** 1) Er stellte seine lange Axt vor sich hin und legte die Hände darauf. 2) In vielen Gegenden Deutschlands ist es Sitte, daß die Landleute bei der Geburt eines Sohnes eine Linde pflanzen, die dann sein Geburtsbaum ist. 3) Die Linde wuchs mit ihm zusammen auf. Als er 24 Jahre alt war, schnitt seine Braut einen blühenden Zweig von der Linde und steckte ihn ihrem Bräutigam, dem Zimmermann, an den Hut. 4) Unter dem Schatten der Linde wurde im Juni die Hochzeit gefeiert. 5) In die Rinde der Linde schnitt er die Buchstaben Fr. H. hinein. 6) Wahrscheinlich folgte er als junger Mann 1813 dem Aufruf des Königs an sein Volk. Die gesamten Heere der Verbündeten werden hierbei als Heeresbann bezeichnet. Als er zum Heere ausrückte, schmückte abermals ein Lindenzweig seinen Hut. 7) Alljährlich zweimal, zu seinem Geburts- und zu seinem Todestage, wanden die Alten in der Kirche, um die Gedächtnistafel, die ihrem bei Leipzig gefallenen Sohne gestiftet worden war, einen Kranz von Lindenzweigen. 8) Nun sollte die Linde seinem Weibe und später auch ihm den letzten Ehren- und Liebesdienst erweisen. In einem Sarge vom Holz dieser Linde wollten sie zur letzten Ruhe gebettet sein.

III. **Vertiefung.** 1. Charakter des alten Zimmermanns. Er war ein kräftiger und rüstiger Greis; er war höflich und mitteilsam; ein guter, treuer Familienvater (warum?). Auch war er ein heiterer, fröhlicher, gastfreundlicher Mann; dazu ein guter Patriot. Nach dem Tode seines Sohnes war er ein stiller, sinniger und trauriger Mann geworden. Er war ein guter, liebender Ehegatte und dazu ein sparsamer Hauswirt, ein geschickter und kluger Handwerker, und endlich ein verlassener, aber fürsorglicher Greis. (Jede einzelne Eigenschaft oder Behauptung ist aus dem Texte nachzuweisen.)

2. Grundgedanke. Wie die Linde mit mir gelebt und Freud' und Leid geteilt hat, so soll sie mit mir nun auch sterben, mir ins Grab hinabfolgen und mit mir verwesen.

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Fasse den Bericht von den Schicksalen und Erlebnissen der Linde so ab, als ob die Linde selbst dieselben erzählte! 2. Zu welchen wichtigen Lebensereignissen des alten Zimmermanns hatte die Linde als Schmuck und Zierde oder als Ehrenbeweis gedient? a) Sie war zum Angedenken an seine Geburt gepflanzt. Sie war sein Lebens- und Ehrenbaum. b) Zu seiner Trauung brach seine Braut einen blühenden Zweig von der Linde und steckte ihn zur Ehr' und Zierde auf seinen Hut. c) Sein bescheidenes Hochzeitsfest wurde unter dem Schatten des Lindenbaumes gefeiert. d) In die Rinde der Linde wurde Namen und Geburtstag seines einzigen Sohnes eingeschnitten. e) Zwei blühende Zweige der Linde zierten den Hut des in den Krieg für Freiheit und Vaterland ausziehenden Sohnes. f) Ehrenkränze, geflochten von den Zweigen der Linde, schmückten alljährlich die in der Kirche gestiftete Gedenktafel seines im Freiheitskampfe gefallenen Sohnes. g) Aus dem Holze der gefällten Linde zimmerte er seiner entschlafenen Ehegattin einen Sarg. h) In einem Sarge aus ihren Brettern sollte man auch ihm die letzte Ehre erweisen. i) Wie die Linde ihm zu Ehren gepflanzt war, sollte sie nun auch mit seinem Tode ihm ins Grab, in den dunklen Schoß der Erde, folgen und seine irdischen Überreste bergen. R. D.

195. Bei dem Grabe meines Vaters.

Matth. Claudius. Werke, Originalausgabe. Gotha. 9. Aufl. 1871. T. VI, S. 93.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Der Vater des Dichters Matthias Claudius, des liebenswürdigen Wandsbecker Boten, war Pfarrer in dem holsteinischen Orte Reinfeld, ein schlichter, kernfester, bibelkundiger und bibelgläubiger Mann, ein wackerer Seelsorger seiner Gemeinde und ein trefflicher Erzieher seiner Kinder. Seinen Sohn Matthias bereitete er selbst für die höheren Gymnasialklassen vor und gab ihm bei seinem Abgange nach der Universität Jena eine schriftliche „Anweisung zu fruchtbaren akademischen Studien" mit, die bis heute erhalten ist und von der Einsicht des Vaters zeugt. Matthias hing mit zärtlicher Liebe an seinem Vater und pries schon als Knabe dessen Verdienste in einem Gedichte. Als er nach Jahren das Grab seines Vaters auf dem stillen Friedhofe besuchte, da gestaltete sich seine Liebe und Wehmut, sein Dank und seine Hoffnung zu dem nachstehenden ebenso einfachen wie rührenden Gedichte:

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes![1]) Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.[2])

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.[3])

3. Er entschlief[4]); sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein![5])

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken.[6]) — Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr![7])

II. **Erläuterungen.** 1) Der Heimgegangene hat hier nach des Lebens Unruhen und Kampf Ruhe gefunden und ist zum Frieden gekommen.

Darum soll es auch still um seinen Grabstein sein. Hier ziemt sich's nicht, in laute Klagen auszubrechen, sondern das Herz zu stillen und den Frieden zu suchen. 2) Der Gemeinde war er ein treuer Seelsorger, ein guter und geliebter Mann, dessen Verlust alle beklagen. Dem Sohne aber war er viel, viel mehr, ein Segensquell leiblicher und geistiger Güter, ein himmlischer Stern, der seinen Weg erhellte und sein Herz erwärmte, eine Himmelswolke, aus welcher irdischer und himmlischer Segen herabfloß in Geist und Herz, wie der Regen aus der Wolke auf ein durstiges Land träuft (träufelt, trieft) und es fruchtbar macht. „Wie der Tau, der vom Hermon herabfällt auf die Berge Zion." 3) Er hat mir zu viel gegeben, und ich bin zu jung, arm und schwach, um es ihm wieder vergelten zu können. 4) Der Tod ist den Frommen nur ein Schlaf. „Das Mägdlein ist nicht gestorben, sondern schläft nur." „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh' —." 5) Wie die Blumen auf dem Grabe duften (düften), so möge der süße Trost der Unsterblichkeit, den uns das göttliche Wort giebt und den der Entschlafene so oft an Gräbern den Betrübten verkündigt hat, und die Ahnung, ja feste Hoffnung eines seligen Wiedersehens um seine Gruft, in der seine Gebeine ruhen, wie ein Duft der Ewigkeit wehen und unsere Herzen mit Zuversicht erfüllen. 6) So wolle er in Frieden in seiner Kammer ruhen, der Sohn aber im Glauben weiter durch das Land der Thränen wallen, bis Jesus Christus einst wiederkommen, alle Toten erwecken und die Seinen, darunter den heimgegangenen Vater, zur ewigen Freude in seines Vaters Reich führen wird. 7) Mit dem schmerzlich-süßen Seufzer der ersten Strophe: „Ach, sie haben —" scheidet der Sohn von dem Grabe des Vaters.

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Als das Gedicht 1774 zum erstenmal erschien, da war es durch folgendes Bild illustriert: Auf einem Friedhofe mit Grabhügeln und Leichensteinen lehnt an einem hohen Grabsteine ein Jüngling mit aufgelöstem Haar und mit Thränen in den Augen und gießt aus einem Kruge Öl auf den Leichenstein, wie einst Jakob bei Bethel auf den aufgerichteten Stein, der sein Kopfkissen gewesen war, Öl träufelte.

2. Vater und Sohn. Der Vater entschlief, der Sohn lebt. Der V. ruht im Grabe, der S. steht an seinem Leichensteine. Der V. hat den Frieden gefunden, der Sohn klagt noch in sanfter Trauer. Der V. unterwies den Sohn und war ihm eine Quelle von Wohlthaten, der S. muß den Dank lebenslang schuldig bleiben. Der V. hat seiner Gemeinde den Trost der Ewigkeit verkündigt, der S. glaubt an diesen Trost und ahnt ein seliges Wiederfinden. Der V. war der Gemeinde viel, dem S. alles.

3. Gedankengang. Str. 1. Sanfter Friede weht um den Grabstein eines guten Mannes, der dem Sohne alles war. Str. 2. Er war ihm eine Quelle reichen, unvergeltbaren Segens. Str. 3. Der einzige Trost am Grabe ist die Hoffnung eines seligen Wiedersehens. Str. 4. Sie erfüllt sich am jüngsten Tage.

Grundgedanke, der das Gedicht einleitet und schließt: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!" Oder: der einzige Trost an Gräbern ist der Glaube an das Wort des Herrn, die Liebe, die gab und empfing, und die Hoffnung auf ein seliges Wiedersehen.

4. Form der Dichtung. Die sanfte Wehmut, der feste Glaube, die schlichte Sprache, die trochäischen Verse, der umarmende Reim, die um einen Fuß verkürzte vierte Verszeile: das alles zusammen wirkt ergreifend und stillt doch wie sanfte Musik das Weh des Herzens.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. a) Hölty's „Elegie beim Grabe meines Vaters". (Gedichte. Leipzig, Reklam. S. 108.)

1. Selig alle, die im Herrn entschliefen,
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst zu Gottes Ruh' 2c.

2. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun!
Schlummre wie im stillen Heiligtume,
Hingesäetes Gebein!

b) Claudius' Gedicht auf seine Tochter Christiane, die als hoffnungsvolles Mädchen von zwanzig Jahren starb (T. IV, S. 65).

1. Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

2. Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

3. Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

4. Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

c) Ad. Stöber: Der Dorfkirchhof. (Gedichte. Hannover 1845. S. 11.)

1. Friedlich Dorf! nach alter Sitte
Hast du noch dein Kirchlein stehn
In des stillen Hofes Mitte,
Wo zur Ruh' die Toten gehn.

2. Sonntags wallet die Gemeine
Beim Geläute da heraus;
Zwischen Kreuz und Leichensteine
Zieht die Schar ins Gotteshaus.

3. Wird sie nicht, um Gräber lenkend,
Schon zu tieferm Ernst gestimmt,
Daß die Seel', ihr End' bedenkend,
Besser Gottes Wort vernimmt?

4. Will sein Kind zur Taufe tragen
Hier ein Vater wohlgemut,
Sieht er erst die Hügel ragen,
Wo so manches Kindlein ruht.

5. Flüstert nicht ein Hauch des Windes
Aus der Kleinen Gruft herauf:
„Pflege doch des zarten Kindes,
Zieh es früh zum Himmel auf!"

6. Wenn bei hellem Festgeläute
Naht die muntre Hochzeitsschar,
Wandeln die geschmückten Bräute
Zwischen Grüften zum Altar.

7. Vor der Jungfrau mit der Krone
Bebt am Kreuz der Flitterkranz,
Mahnt zum Ernst mit leisem Tone,
Mitten durch Musik und Tanz.

8. Aber wankt in tiefen Schmerzen
Eine Schar zum Grabesrand,
Dann für die gebrochnen Herzen,
Ist der Trost auch nah zur Hand.

9. Gleichwie sanfter ja die Kinder
Weinen in der Mutter Schoß,
So vor Gottes Haus gelinder
Ringen sich die Thränen los.

10. Sanfter selbst die Toten ruhen
In der Kirche Hut und Acht,
Gleichwie Kinder in den Truhen,
Wo die treue Mutter wacht.

11. Dörflein! deine Kirch' umkränzet
Grün des Friedhofs ernst Geheg,
Und der Totenacker grenzet
Hart an deinen Lebensweg.

12. Wenn in deine Fest' und Freuden
Oft ein Sterb'gedanke bricht,
So verklärt sich auch dein Leiden
In des ew'gen Glaubens Licht.

2. Rede- und Stilübungen. a) Was haben Hölty's Elegie und Claudius' „Bei dem Grabe meines Vaters" gemeinsam und was verschieden? — b) Claudius vergleicht seine früh verschiedene Tochter Christiane mit einem Sternlein; wende die einzelnen Züge des Gedichts auf das Mägdlein an! — c) Welchen Segen bringt (nach A. Stöbers Gedicht) der Friedhof bei der Kirche in der Mitte des Dorfes den sonntägigen Kirchgängern, den Taufpaten und Vätern von Täuflingen, den Brautleuten, dem Leichengefolge, den Toten, den Vorüberwandelnden? P.

196. Der alte Landmann und sein Sohn.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Gedichte, Leipzig 1869. S. 186. Gekürzt.

1. Üb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab. U. s. w.

(Das Gedicht steht in allen Lese- und Liederbüchern.)

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Im Augenblick des Scheidens offenbart sich noch einmal alle Liebe und Sorgfalt für die Unsrigen. So versammelte der sterbende Erzvater Jakob seine Söhne um sein Sterbelager und gab einem jeglichen seinen Segen und besondere Mahnungen. So forderte der fromme Tobias vor seinem Tode seinen Sohn und dessen Kinder an sein Bett und sprach zu ihnen (Tob. 14, 10): „Dienet dem Herrn in der Wahrheit und haltet euch zu ihm rechtschaffen!" So that auch ein alter, frommer und ehrenfester Landmann, als er sein Ende nahen fühlte. Er rief seinen Sohn an sein Bett und ermahnte ihn eindringlich, immer auf Gottes Wegen zu wandeln, die Pfade des Lasters aber zu meiden, dann würde er in dem Pilgerleben hienieden Zufriedenheit und Glück, endlich einen seligen Tod und ein ehrenvolles Grab finden.

II. **Erläuterungsfragen**. Von welchem Worte ist wohl Treue abgeleitet? (Von trauen.) Wie hängt wohl das Wort Redlichkeit mit Rede und Rechenschaft zusammen? (Der Redliche weiß über all sein Handeln Rede zu stehen, Rechenschaft zu geben.) Wie übt man Treue und Redlichkeit? (Wenn man so redet und handelt, wie man's innerlich meint, im Guten ausharrt, so daß man uns fest trauen kann.) Wenn das Grab ein kühler Ort genannt wird, als was muß da der Dichter das Leben ansehen? (Als Hitze, als Last und Plage.) Was wird das Grab nach des Lebens Mühe, Not und Trübsalshitze sein? (Ein Ort des Friedens und der Erquickung.) Wann gehen wir Gottes Wege? (Wenn wir seine Gebote halten, seinen Willen thun.) Wann weichen wir nicht finger-, ja nicht haarbreit davon ab? (Wenn wir's mit seinen Geboten genau nehmen und nicht die kleinste Übertretung begehen.) Wie gleicht das Leben einer Pilgerfahrt? (Wir wandern nach einer heiligen Stätte, dem Himmel, und haben viele Entbehrungen zu ertragen.) Was sind grüne Auen? (Schöne Wiesen.) Ein anderes Wort für sonder! (ohne.) Wie verhält sich Grauen zu Furcht? (Gesteigerte Furcht. Mir graut vor dir!) Was sind Sichel und Pflug? (Ernte- und Acker-

geräte. Saat und Ernte.) Wie zeigt sich der zufriedene, frohe Sinn? (Durch Gesang selbst beim Wasserkruge, beim bescheidensten Tranke.) Wodurch wird sonst die Gesangeslust angeregt? (Durch Wein.) Wodurch wird dem Bösewicht alles schwer? Welche Macht übt der böse Feind, der Teufel, über ihn aus? (Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.) Wer ist Herr, wer Sklave? Wer befiehlt, und wer gehorcht? Wie zeigte sich bei dem Brudermörder Kain die Ruhelosigkeit? Wie unterscheiden sich Lug und Trug? (Falschheit in Worten und Thaten.) Wie lacht der Frühling und das Ährenfeld? Wie ist's, wenn man auf etwas erpicht ist? (Man hängt daran wie Pech.) Wozu wünscht sich der Bösewicht das Geld? Wie zeigt sich das böse Gewissen? Wie wird die kurze Spanne Lebenszeit genannt? (Raum, nach andern: Traum.) Warum giebt das Grab dem Gottlosen keine Ruhe? Warum wird die erste Strophe wiederholt? Wie zeigt sich die Liebe und Dankbarkeit der Kinder und Kindeskinder (Enkel)? Warum heißt das Grab „Gruft"? (Es ist eine künstliche Höhlung, Grotte von Crypta = unterirdisches Totengewölbe.) Wie wird der Ursprung der duftigen Sommerblumen auf dem Grabe erklärt? (Vergl. Ps. 126, 5. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.)

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. In dem Wohnzimmer eines Bauernhauses steht zur Sommerszeit ein Bett. In demselben liegt ein Greis mit weißen Haaren, eingefallenen Backen und erloschenen Blicken. Vor dem Bette steht sein rüstiger Sohn mit traurigem Gesichte und hat seine Hand gefaßt. Die Augen des Vaters ruhen voll Liebe und voll Ernst auf dem Sohne. Auf dem Tische steht ein Krug mit Wasser. Durch das Fenster fällt der Blick auf den Hof; da steht der Pflug, und da hängen Sichel und Sense an der Wand. An die grünen Wiesen (Auen) am Bache lehnen sich wogende Ährenfelder, die in der Ferne der dunkle Saum eines kleinen Waldes (Haines) begrenzt. Am Abhange eines Hügels liegt der Friedhof mit seinen Gräbern, Blumen und Kreuzen.

2. Charakter eines rechten Landmannes. Weise nach, daß er fleißig, fröhlich, genügsam und zufrieden, fromm und rechtschaffen, furchtlos vor dem Tode und geehrt nach dem Tode ist!

3. Gedankengang. Str. 1. Gottesfurcht, Treue und Redlichkeit führen glücklich und sicher durch das Leben zu einem seligen Sterben. Str. 2. Sie machen die Arbeit leicht und das Gemüt zufrieden, während die Gottlosigkeit alles schwer und das Herz ruhelos macht. Str. 3. Die Schönheit der Natur wird dem Bösewicht zum Schreckgespenst, das Grab zur Stätte des Fluchs. Str. 8. Das Grab der Frommen wird gesegnet und von Thränen der Liebe betaut sein.

Grundgedanken: Tob. 4, 6: Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot. — Jes. 57, 2: Die richtig vor sich (redlich) gewandelt, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern. — 1. Tim. 4, 8: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die

Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. — Jes. 32, 17: Der Gerechtigkeit Frucht wird Freude sein, und der Gerechtigkeit Nutzen wird ewige Stille und Sicherheit sein. —

4. Schönheiten in der Form. Die Wahrheit der Gedanken, die schlichte, volkstümliche Sprache und der innige Ton haben das Gedicht zu einem Volksliede gemacht, das viel gesungen wird. Der Gegensatz zwischen dem Guten und dem Bösen, einem glücklichen und einem unglücklichen Leben, der Zufriedenheit und der unersättlichen Habgier, der Ruhe des guten und der Qual des bösen Gewissens, einem ruhelosen Grabe und einer gesegneten Gruft ist anschaulich hervorgehoben. Die gewählten Bilder sind sehr treffend: Nach der Arbeits- und Trübsalshitze des Lebens das kühle Grab gleichfalls als schattige Laube. Gottes Gebote sind Gottes Wege. Die strenge Gewissenhaftigkeit weicht nicht finger-, ja nicht haarbreit von Gottes Wegen ab; denn reicht man dem Teufel einen Finger, so nimmt er bald die ganze Hand. Das Leben ist eine entsagungsvolle Pilgerfahrt nach heiligen Stätten. Sichel und Pflug sind die Vertreter von Aussaat und Ernte, Wasserkrug und Wein die Bilder der Dürftigkeit und des Wohllebens. Der Teufel hat als Herr den Bösewicht als Sklaven am Strick, so daß er ihm willenlos folgen muß. Frühling und Ährenfeld lachen wie fröhliche Kinder. Der Wind und das Laub sausen (blasen) dem Bösewicht Entsetzen ins Herz. Das Leben ist eine Spanne Zeit, ein schmaler Raum, ein kurzer Traum. Die schönen, duftigen Blumen auf dem Grabe sind Kinder der Liebeszähren dankbarer Enkel. — Schöne Wortmalerei liegt in den Ausdrücken: Furcht und Grauen, Sichel und Pflug, Lug und Trug, Wasser und Wein, her und hin.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnungen für Herz und Leben. Laß dich durch das Beispiel des Guten locken, durch das des Bösen schrecken! — Was der Mensch säet, das wird er ernten. — Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. — Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen. — Wer Liebe säet, wird Liebe ernten. —

2. Verwandtes. Der alte Tobias. — Der sterbende Jakob. — Kain und Abel, Saul und David. — „Was frag' ich viel nach Geld und Gut —." Besser arm in Ehren als reich in Schanden. — Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! — Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. — Ps. 23. Der Herr ist mein Hirte. — Hebels Wegweiser Str. 9 und 10: Wo geht's zum frohen Alter, sprecht! — Sechzig Ernten. — Ps. 1.

3. Rede- und Stilübungen. a) Zeichne den Charakter des Redlichen (treu, rechtschaffen, fromm, fröhlich, furchtlos, arbeitsfreudig, genügsam und zufrieden, dankbar) und des Bösewichts (träge, ruhelos, unempfänglich gegen Naturschönheiten, lügnerisch, trügerisch, habgierig, furchtsam)! b) Weise an Kain und Abel, Saul und David einzelne Züge dieser Charakteristik nach! c) Suche Sprüche, Sprichwörter, Lieder und

biblische Geschichten, die von dem Glück der Frommen und dem Unfrieden der Gottlosen handeln! P.

197. Der Wegweiser.

J. P. Hebel, übersetzt von Echtermeyer. Echtermeyers Auswahl der Gedichte. Halle 1877. S. 23. Hebels Werke, Berlin 1869. I, 76.

1. Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß geht,
Zum vollen Faß? Im Morgenrot
Mit Pflug und Karst durchs Weizenfeld,
Bis Stern an Stern am Himmel steht. U. s. w.

(Das Gedicht findet sich in allen Lesebüchern.)

I. **Erläuterung des Inhalts.** Dieses inhaltsreiche Gedicht ist eine schöne Predigt, aus welcher sich jedermann, er sei alt oder jung, vornehm oder gering, etwas zu Beherzigendes mit nach Hause nehmen kann. Ursprünglich ist das Gedicht in alemannischer Mundart geschrieben und beginnt:

„Weisch, wo der Weg zuem Mehlfaß isch,
Zuem volle Faß? Im Morgerot
Mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
Bis Stern und Stern am Himmel stoht."

Die uns vorliegende Übersetzung ist von Th. Echtermeyer und hält sich im ganzen ziemlich genau an das Original.

„Der Wegweiser" hat der Dichter sein Gedicht überschrieben. Es ist also eine Vergleichung mit der aus Holz oder Stein gefertigten Säule, welche gewöhnlich an Kreuzwegen steht, um den Wanderer auf seiner Straße zurecht zu weisen. Wir, die Menschen, sind ja in unserm Leben auch einem Wanderer zu vergleichen; denn oft genug kommen wir an Kreuzwege bei unserm Thun und Handeln und fragen: Was ist hier zu thun? Welchen Weg soll ich einschlagen, um zu meinem Ziele zu gelangen? Solch ein Wegweiser ist unser Gedicht in jeder Lage des Lebens; es zeigt uns, was wir zu thun und zu lassen haben.

Die erste Frage (Str. 1 und 2), welche wir mit dem Dichter an den Wegweiser stellen, ist die: „Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß geht" 2c. Mit andern Worten in Prosa ausgedrückt: Weißt du, wie man zu Brot und Nahrung gelangt? Die Antwort ist einfach: „Im Morgenrot mit Pflug und Karst (eine Hacke mit zwei Zinken) durchs Weizenfeld, bis Stern an Stern am Himmel steht." Also durch fleißiges Arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend erwirbt man sich alles, was zur Leibes-Nahrung und -Notdurft gehört. Aber nicht nur das Notwendigste erwirbt man durch rastlose Arbeit („ohne Ruh', schaut sich nicht um, bleibt nimmer stehn"), sondern man kommt auch zu einem gewissen Wohlstand („zum vollen Faß"). Hat man also seine Schuldigkeit in der Arbeit vollständig gethan, so wird sich nicht nur Scheune und Tenne füllen, sondern auch der Brotschrank in der Küche.

Str. 3. Die zweite Frage, welche wir an den Wegweiser stellen, die nach dem Gulden, beantwortet er ebenfalls in anschaulicher Weise. „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Groschens nicht wert," sagt das Sprichwort, und das ist auch des Wegweisers Meinung, wenn er sagt:

„Wer nicht um den Kreuzer sorgt, der bringt es auch zum Gulden nie!“ Also Sparsamkeit ist der Weg zum Wohlstande.

Str. 4 und 5. Die dritte Frage an den Wegweiser: „Wo geht der Weg zur frohen Sonntagszeit?“ hat abermals zunächst zur Antwort: Durch Arbeitsamkeit an den sechs Werkeltagen in der Werkstatt und im Felde. Jeder nach seinem Beruf. „Am Samstag ist er vollends nah!“ Hier will uns der Dichter erinnern, daß bei fleißiger Arbeit der Sonntag rasch genug herankommt, daher heißt es auch im Urtexte: „Der Sunntig wird scho selber cho.“ Diese rastlose Arbeit an den Werktagen verschafft uns aber nicht nur das Notwendigste, sondern wir können an dem Sonntage auch etwas besser leben als in der Woche: „Ich denk' ein Pfündchen Fleisch ins Mus (Gemüse), wohl auch ein Schöppchen Wein ist da.“ In Norddeutschland werden wir anstatt des Weines, der ja in der Heimat des Dichters billiger ist, ein Gläschen Bier vorfinden. — „Was deckt er wohl im Körbchen zu?“ 2c. In diesem Verse personifiziert der Dichter den Sonntag, wie er es überhaupt in seinen Gedichten gern thut und auch mit großer Meisterschaft durchführt.

Mit der 6. Str. beginnt ein besonderer Abschnitt. Hier zeigt uns der Wegweiser Orte, die wir meiden sollen.

„Wo geht der Weg zur Armut hin?“ Mit Spott führt er den betreffenden Leuten die verschiedenen Wege an, auf welchen sie bis zum Bettelstabe gelangen. Zuerst schauet der Säufer nach den Wirtshausschildern, dann geht er hinein ins Wirtshaus, dort trinkt er sich voll Wein und ergötzt sich am Kartenspiel. Von Stufe zu Stufe läßt der Dichter den Liederlichen in seinem Elend immer tiefer sinken.

„Schau nach den Wirtshausschildern hin!“ Die sind verlockend, und es währt nicht lange, so sitzt der Unglückliche im Wirtshause — er wird ein Säufer; des wohlerworbenen Geldes wird bald genug weniger werden, denn der Wein und ähnliche Getränke kosten Geld. Kommt nun noch das zweite Laster, die Spielsucht, hinzu, so ist der Lump fertig; die unausbleibliche Folge ist die Verarmung. Nichts mehr hat der Mensch, der sich den Lastern des Trinkens, des Spiels und der Tagedieberei hingiebt, als einen Bettelsack, den er zum Sammeln des Brotes, und einen hölzernen Becher, den er zum Wasserschöpfen gebraucht. Mit beißendem Spott schildert der Dichter das fortschreitende Herunterkommen eines solchen Menschen, der an seinem Unglück selbst schuld ist. Mit Verachtung nennt er ihn: „Du alter Lump!“ —

Was nach den ersten 5 Strophen durch Arbeitsamkeit gewonnen wird, das geht nach Str. 6 bis 8 durch liederliches Leben wieder verloren. Ja, das Elend wird für den Menschen um so größer, je bessere Tage er zuvor erlebt hat.

Die 5. Frage ist eine doppelte: „Wo geht's zum frohen Alter?“ und „Wo ist der Weg zu Ehr' und Ruh'?“ Beide Fragen sind im Urtexte zu einer zusammengefaßt: „Wo isch der Weg zue Fried und Ehr,

der Weg zuem gueten Alter echt?"*) Mit andern Worten: Auf welchem Wege gelangt der Mensch zu einem ehrenvollen, ruhigen und frohen Alter? Um überhaupt alt zu werden, muß man zunächst sich der Mäßigkeit befleißigen; um in Ehren alt zu werden, muß man treu seine Pflicht erfüllen und streng den Weg des Rechts wandeln, „grad vor dir hin", nicht auf krummen Schleichwegen, die nur Menschen aufsuchen, die etwas zu verbergen haben. Allerdings können auch ehrenhafte und pflichttreue Menschen in Verhältnisse geraten, in denen sie nicht gleich beurteilen können, was das Rechte ist. Das weiß auch der Dichter; drum sagt er:

„Und führt zum Kreuzweg dich die Spur" rc.

Also das Gewissen ist es, welches uns den rechten Pfad zeigt. Es kann ja deutsch, d. h. hier, es spricht eine Sprache, die jedem verständlich ist, man muß es nur fragen. Das Gewissen ist einem Kompaß zu vergleichen, der uns stets die Richtung nach dem Reiseziele angiebt. Rudert der Mensch auf seiner Lebensbahn ohne Hinblick auf diesen Kompaß, so gerät er wie der ins Ungewisse hineinfahrende Schiffer auf Klippen und Untiefen. Mit kurzen Worten können wir also den Inhalt dieser drei Strophen so fassen: Ein ruhiges, frohes und ehrenvolles Alter erreicht man durch Mäßigkeit in allen Genüssen, durch treue Pflichterfüllung, durch rechtschaffenen Wandel und durch Gewissenhaftigkeit.

Str. 11 und 12. Die letzte und ernsteste Frage: „Wo ist der Weg zum Leichenstein? (Wo mag der Weg zuem Kirchhof sy?)" richtet nun der Dichter an alle Menschen; denn jeder Weg führt „zur stillen Gruft im kühlen Grund." Hier brauchen wir also keinen Wegweiser, da ja der Tod zu jedem Menschen kommt. Der Dichter beantwortet daher auch die von ihm aufgestellte Frage nur mit dem Worte: „Geh, wo du willst!" Das wäre aber ein nüchterner, des schönen Gedichts ganz unwürdiger Schluß. Drum fügt er noch die letzte Strophe hinzu: „In Gottesfurcht nur wandle hier," dann wirst du zu der heimlichen (geheimen) Pforte gelangen und im Jenseits noch manches sehen, wovon du hier nichts gewahr wurdest. Im alemannischen Texte heißen diese letzten Worte:

Sell Plätzli het e gheimi Thür
Und's sin noch Sachen ehne dra."**)

So schließt unser Lehrgedicht mit einer ernsten Mahnung: Willst du ruhig dem Tode entgegen gehen, so wandle hier auf Erden in der Gottesfurcht.

II. **Gliederung des Inhalts.** Nach der speziellen Erläuterung finden die Kinder leicht, daß das Gedicht aus sechs Abschnitten besteht:

Abschnitt I. Str. 1 und 2. Durch angestrengte Arbeit erwerben wir uns alles, was zur Leibes-Nahrung und -Notdurft gehört.

Abschnitt II. Str. 3. Sparsamkeit führt zum Wohlstande.

Abschnitt III. Str. 4 und 5. Rastlose Arbeit in den 6 Wochentagen bereitet uns einen frohen Sonntag.

*) echt = wohl, etwa.
**) Sell = solch', ehne = jenseits.

Abschnitt IV. Str. 6—8. Trunksucht, Spielsucht und Liederlichkeit führen zur Armut.

Abschnitt V. Str. 9 und 10. Durch Mäßigkeit, treue Pflichterfüllung und ein gutes Gewissen erreicht man ein frohes, ehrenvolles Alter.

Abschnitt VI. Str. 11 und 12. Der Wandel in Gottesfurcht führt zu einem seligen Ende.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Wie gelangt der Mensch zum Wohlstande? (Str. 1—3.)

2. Wodurch gerät der Mensch in Armut und Not? (Str. 6—8.)

3. Wie gelangt man zu einem seligen Ende? (Str. 11—12.)

5. Vergleiche die 4. und 5. Strophe mit folgenden Versen von Goethe:

„Tages Arbeit, abends Gäste;
Saure Wochen, frohe Feste."

6. Vergleiche Str. 1—3 mit folgendem Spruche:

„Ich habe gute Dienerschaft;
Die Knechte heißen Selbstgeschafft
Und Spätzubett und Aufbeizeit,
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch;
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebet und Gutgewissen,
Die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.
W. D.

198. A. Die alte Waschfrau.

Ad. v. Chamisso. Gedichte. Berlin 1874. S. 56.

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen. U. s. w.

(Das Gedicht findet sich in den meisten Lesebüchern.)

I. **Vermittlung.** 1. Quelle. Das Weib, welches der Dichter uns hier vorführt, war des Dichters Waschfrau, deren frommen Sinn und musterhaftes Leben er in einem „zweiten Liede von der alten Waschfrau" schildert, um dadurch die Aufmerksamkeit seiner Freunde in Berlin auf sie zu richten, als sie in ihren letzten Tagen nicht mehr arbeiten konnte und Not litt. In jenem Liede (Gedichte. Berlin 1874. S. 58) heißt es.:

Solang' sie rüstig noch beim Waschtrog stand,
War für den Dürft'gen offen ihre Hand:
Da mochte sie nicht rechnen und nicht sparen,
Sie dachte bloß „ich weiß, wie Hunger thut!"
„Vor eure Füße leg' ich meinen Hut,
Sie selber ist im Betteln unerfahren.
Ihr Frau'n und Herr'n, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein Sterbekissen.
Denn, wohl von allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen."

Der Erfolg, welcher durch diese einfache und wahrheitsgetreue Schilderung hervorgebracht wurde, bestand darin, daß durch edle

Menschenfreunde dem armen Weibe eine namhafte Geld-Unterstützung zu teil wurde.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts:

Das Gedicht können wir in drei Abschnitte zerlegen: I. Abschn. (Str. 1): Die Persönlichkeit der alten Waschfrau. II. Abschn. (Str. 2—5): Das Leben der alten Waschfrau. III. Abschn. (Str 6): Der Wunsch des Dichters.

2. Grundgedanke:

„Ein Jeder wirke in dem durch die Verhältnisse ihm angewiesenen Lebens- und Geschäftskreise mit ganzer Seele und Kraft, mit stetem Gottvertrauen; dann verdient er Achtung und kann allem, selbst dem Tode, ruhig entgegengehen." (Kellner.) Der Schüler vergleiche damit Matth. 25, 21: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude"! ferner den Spruch von Rückert:

„Die wahre Tugend ist, daß jeder jede Frist
Das tüchtig thut, wozu er taugt und tüchtig ist." —

endlich das Sprichwort: „Bete und arbeite!"

3. Charakteristik. Die alte Waschfrau ist ein Vorbild der treuesten Pflichterfüllung und echten Frömmigkeit und bestätigt die Erfahrung, daß wahre Tugend und wahrhaftes Glück in jeder, auch der niedrigsten Sphäre, im engsten Wirkungskreise, zu finden sind.

Der Dichter stellt uns zunächst (Str. 1) das Weib in ihrer äußeren Erscheinung vor. Eine rüstige, sechsundsiebzigjährige Greisin ist's, die wir vor uns sehen, und deren Fleiß wir bei der sauren Arbeit bewundern müssen; dieser Fleiß ist aber nicht etwa nur ein zeitweiser, sondern ein anhaltender, treuer und emsiger; denn nach dem Tode ihres Mannes mußte sie allein die drei unerzogenen Kinder ernähren; gewiß ein schweres Stück für eine Witwe, und wir wollen's glauben, daß sie oft Tag und Nacht gesonnen und gearbeitet hat.

Bewundernswert ist sie ferner wegen ihres heitern Mutes, den sie sich jederzeit bewahrt hat. Der Mann erkrankte; sie mußte ihn pflegen, und der Verdienst war in dieser Zeit gewiß sehr knapp, aber „Glaub' und Hoffnung" hat sie nicht verloren. Dieser heitere Mut war die Frucht ihres christlichen Sinnes, ihrer echten Frömmigkeit, die sie sowohl bei der Arbeit wie auch in allen anderen Lebenslagen bekundete. Ohne diesen Mut und ohne diese Frömmigkeit hätte sie ihr Leben, das nur selten von Freuden erheitert war, schwerlich ertragen können. Glaube und Hoffnung ließen sie „das Los des Weibes" tragen, welches darin bestand, daß sie bei den Mühen und Sorgen, die durch die Pflege des kranken Mannes und die Erziehung der Kinder an sie herantraten, sich im Entsagen und Dulden übte. Ihre Frömmigkeit äußert sich aber auch ferner in der Art und Weise, wie sie die Kinder erzog:

„Sie zog sie auf in Zucht und Ehren; der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut."

Das war das beste Geschenk fürs Leben, welches die an irdischen Gütern arme Witwe ihren „Lieben“ mitgeben konnte. Fleiß und Ordnung und der Segen Gottes sind bei frommem Sinne eine Mitgift, die besser durchs Leben hilft als große Reichtümer.

Aber zu dem Fleiße und der Ordnung gesellte sich bei dem musterhaften Weibe noch eine dritte Tugend, die Sparsamkeit:

„Sie hat gespart und hat gesonnen und Flachs gekauft und nachts gewacht.“

Trotz aller Arbeit fand aber das Weib noch die gehörige Zeit, auch ihrem Herrn zu dienen; denn den Sonntag widmete sie dem Worte Gottes.

Der rührendste Zug aber ist in Strophe 4 und 5 ausgedrückt, wo uns der Dichter in ausführlicher Weise ihre Sorge um das Sterbehemde beschreibt.

„Dieser neue Zug beweist schon, wie bedacht auf alles und wie sorgsam in allem die Frau ihr ganzes Leben hindurch gewesen sein muß. Und welch ein schönes, vertrauendes Aufblicken zu Gott spricht sich zugleich in diesem einen Zuge aus! Der Tod hat für sie keine Schrecken, darum hat es auch das Totenhemd, dessen Namen vielen Menschen schon Grauen einflößt, nicht.“ (Gude.) Alle diese verehrungswürdigen Eigenschaften, welche der Dichter an seiner Waschfrau erblickt, lassen ihn zum Schlusse noch ausrufen:

„Und ich, an meinem Abend, wollte“ ꝛc.

Gewiß stimmt in den Wunsch der letzten Strophe jeder ernste und fromme Mensch mit ein.

4. Sprachliche und poetische Darstellung.

Neben der großen Einfachheit und schlagenden Kürze, mit welcher der Dichter die Begebenheiten erzählt, ist das Gedicht auch nicht ohne poetische Schönheiten. So wird schon dadurch, daß der Dichter in der ersten Strophe gewissermaßen den Leser anredet, die Phantasie lebhaft ergriffen, und die Darstellung gewinnt an Lebendigkeit und Interesse. Eine treffliche Wirkung bringt der Dichter in Strophe 4 durch die öftere Wiederholung des Bindewortes „und“ hervor:

„Sie hat gespart und hat gesonnen und Flachs gekauft und nachts gewacht.“

Durch diese Redefigur, Polysynthese (Häufung der Bindewörter) genannt, wird jede einzelne Vorstellung noch besonders hervorgehoben. Ebenso wirksam ist die in der 5. Strophe angewandte Steigerung: „Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es.“ Durch Anwendung dieser Redefigur erscheint der Begriff Sterbehemd als ganz besonders wichtig.

In den Worten von Str. 6:

„Ich wollt', ich hätte so gewußt, am Kelch des Lebens mich zu laben“

hat der Dichter eine Vergleichung angebracht, die uns das Leben des Weibes gleichsam nochmals in einem kurzen Zuge vorführt. Wie der Kelch den erquickenden Wein und die bittere Medizin enthalten kann, so wechseln auch im Leben gute und böse Tage, Leid und Freud. Das Weib nimmt beides mit „heiterm Mut“ aus der Hand Gottes. So konnte der Dichter sagen: Sie labte (d. h. erquickte) sich an dem Kelche des Lebens! —

Nach Inhalt und Form gehört das Gedicht zu den besten poetischen Erzählungen, deren Inhalt eine der Wirklichkeit des Lebens entsprechende Begebenheit ist, die einfach und ohne besondere Ausschmückung zur Darstellung kommt. Diese poetische Gattung unterscheidet sich von der Romanze und Ballade besonders dadurch, daß in ihr weder Wunderbares noch Sagenhaftes vorkommen darf. Die Form und Sprache der poetischen Erzählung muß einfach sein; häufig ist jedoch die poetische Erzählung mit der Ballade und auch mit der Romanze verwandt, wie z. B. „Tells Tod“ von Uhland (romanzenartige Erzählung), „Die Sonne bringt es an den Tag“ von Chamisso (balladenartige Erzählung).

5. Rede- und Stilübungen. a) Charakteristik der Waschfrau (II, 3.) b) Vergleichung mit dem Gedichte:

B. Am Sarge eines Tagelöhners.

Berthold Sigismund. Echtermeyer. Auswahl 2c. Halle 1877. S. 567.

1. Du altes, ehrliches Gesicht,
Da liegst du nun und kennst mich nicht;
Du faltest deine rauhen Hände
Zur süßen Ruhe ohne Ende.

2. Behaglich, Alter, liegest du
Wie bei der kurzen Ernteruh',
Wenn hinter einem Garbenhaufen
Du dich gelagert, zu verschnaufen;

3. Behaglich, wie am Nachmittag
Des Sonntags du am grünen Hag
Verspottetest die jungen Leute,
Die statt der Ruh' der Tanz erfreute;

4. Behaglich, wie — Gott wird's verzeihn —
Du in der Kirche schliefest ein,
Trotz deines Straußes, der den Alten
Zur Predigt sollte munter halten.

5. Du treuer Knecht, im Weinberg hast
Getragen saurer Jahre Last,
Getagelohnt dein langes Leben:
Nun wird zum Lohn dir Ruh' gegeben!

6. Einen Rosenstrauch ich für dich band,
Den will ich dir in deine Hand
Mit aller Vorsicht heimlich stecken,
Um dich nicht aus der Ruh' zu wecken.

Ähnlichkeiten: Beide Personen gehören dem Arbeiterstande an. Beide haben ihr Lebtag gearbeitet und ihre Pflicht gethan. Beide sind zu hohem, ehrenvollem Alter gelangt. Beide haben in ihrer Armut die Freuden des Lebens genossen. Beiden ist die Himmelsruh' beschieden. Beide Personen geben uns die Lehre, daß zum Glück des Lebens nicht Reichtum, sondern Zufriedenheit mit seinem Lose und Treue in der Pflichterfüllung gehören.

Verschiedenheiten: In A wird ein Weib, in B ein Mann uns vorgeführt. A spricht von dem Weibe bei Lebzeiten, B vom Manne nach dem Tode. Daher führt der Dichter die Waschfrau in ihrer Lebensthätigkeit vor, während in B nur vom Tagelöhner gesagt wird, was er war (ein treuer Knecht 2c.)

Welche Tugenden der Arbeiter rühmen die beiden Gedichte?

W. D.

199. A. Lob der Freundschaft.

Simon Dach. Bibl. deutscher Klassiker. Hildburghausen 1863. Bd. III, S. 89.

1. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann;
Wann er mit seinesgleichen
Soll treten in ein Band[1]),
Verspricht sich[2]), nicht zu weichen[3]),
Mit Herzen, Mund und Hand.

2. Die Red'[4]) ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
Und fern von Leuten sein;
Wir sollen uns befragen
Und sehn auf guten Rat,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten[5]) hat.

3. Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?[6])
Das giebt ein doppelt Lachen[7]),
Was Freunden wird erzählt.
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt[8]);
Der muß sich selbst auffressen[9]),
Der insgeheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich giebt.[10])
Mit diesen Bundsgesellen
Verlach' ich Pein und Not,
Geh' auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.[11])

5. Ich hab', ich habe Herzen
So treue, wie gebührt[12]),
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wissentlich berührt![13])
Ich bin auch ihnen wieder,
Von Grund der Seelen hold[14]);
Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als alles Erdengold.[15])

I. **Erläuterungen.** 1) Band = Bund, Verbindung, hier Freundschaftsbündnis. 2) Er verspricht (gelobt) sich dem Freunde mit dem Herzen (der Liebe), dem Munde (dem Worte) und der Hand (dem deutschen Handschlag). 3) Nicht zu weichen, abzulassen von dem Freunde, die Freundschaft nicht zu brechen. 4) Die Rede oder menschliche Sprache ist uns als Brücke zwischen den Seelen, als Verkehrsmittel der Herzen in Freud und Leid gegeben. 5) Das uns betreten oder getroffen hat. 6) Freude, die von der Einsamkeit verhehlt, d. h. verborgen oder versteckt wird, also allein ist, kann uns nicht glücklich machen. 7) Doppelt Lachen ist erhöhte Freude. Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteiltes Leid halbes Leid. 8) Mitteilung erleichtert das Herz. 9) Der muß sich selbst auffressen, d. h. in Gram langsam verzehren, dem ein geheimer Kummer am Leben nagt. 10) Gott ist der höchste Gegenstand meiner Liebe; aber nach ihm kommt der Freund, der sich mit ganzem Herzen mir ergiebt. 11) In treuer Gemeinschaft mit Gott und einem rechten Freunde werde ich Meister über die Not des Lebens, die Schmerzen der Seele, die Pein des Todes und das Toben der Hölle. Solche Bundesgenossenschaft lehrt die Feinde dieses und jenes Lebens besiegen. 12) Wie sich's gebührt, wie sie sein müssen. 13) Sie heucheln keine Liebe, sondern sind wahr und nehmen es nicht leichtfertig (als Scherz) mit der Freundschaft und ihren Pflichten. 14) Ich erwidere ihre Freundschaft mit ganzer Seele. 15) Diese Freunde und Brüder (die den Königsberger Sängerbund zur Zeit des großen Kurfürsten bildeten) liebte der Dichter mehr als alle Güter der Erde.

B. Freundschaft.

Friedr. Bodenstedt. Aus der Heimat und Fremde. Berlin 1856. S. 72.

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich, glaub ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht:
Mißtrau der Welt und gieb dem Freunde recht![1])
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde giebt.[2])

Ein Freundesherz ist ein so seltner Schatz,
Die ganze Welt beut nicht dafür Ersatz[3]);
Ein Kleinod ist's, voll heil'ger Wunderkraft,
Das nur bei festem Glauben Wunder schafft.[4])
Doch jedes Zweifels Hauch trübt seinen Glanz;
Einmal zerbrochen, wird's nie wieder ganz.[5])
Drum: wird ein solches Kleinod dir beschert,
O, trübe seinen Glanz nicht; halt es wert;
Zerbrich es nicht![6]) Betrachte alle Welt
Als einen Ring nur, der dies Kleinod hält,
Dem dieses Kleinod selbst erst Wert verleiht!
Denn, wo es fehlt, da ist die Welt entweiht.[7])
Doch würdest du dem ärmsten Bettler gleich,
Bleibt dir ein Freundesherz, so bist du reich;
Und wer den höchsten Königsthron gewann
Und keinen Freund hat, ist ein armer Mann.[8])

I. **Erläuterungen.** 1) Den Freund kennst du besser als die Welt (andere Menschen), die das Strahlende zu schwärzen liebt. 2) Wer nicht fest vertrauen kann, ist keinen Freund wert und wird auch keinen finden. 3) Rechte Freundschaft ist fortwährender Glücksgenuß, wie ihn nichts weiter in der Welt bieten kann. Verlieren wir ihn, so ist er durch nichts zu ersetzen. 4) Die rechte Freundesliebe begeistert zu ungewöhnlicher That. „Der Glaube, das unerschütterliche Vertrauen, kann Berge versetzen.“ 5) Als Petrus auf dem Meere zweifelte, da hob er an zu sinken. Der Zweifel nimmt dem Herzen die freudige, mutige Thatkraft. 6) Vertrauen baut, aber Zweifel zerbricht die Freundschaft. 7) Freundschaft ist ein köstlicher Edelstein, den die Welt (Natur und Menschen) wie ein Ring einfaßt. Die Welt erscheint in schönerem Lichte, wenn die Freundschaft ihre Strahlen darauf wirft. Sie erscheint uns farblos, fade und entweiht, wenn wir sie ohne Freund durchwandern. 8) Der ärmste Mensch, der einen rechten Freund hat, ist reich; denn er entbehrt nichts. Und der reichste und mächtigste Fürst, der keinen Freund fand, ist arm, denn er wird seiner Schätze und seiner Macht nicht froh, da er sie allein genießen muß. „Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen (den Freund) nicht!“

II. **Vergleichung.** 1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte enthalten ein warmes Lob der Freundschaft. Rechte Freundschaft ist ein Herzens- und Lebensbedürfnis. Sie muß wahr, treu und gegenseitig sein. Sie erhöht den Wert des Lebens, stärkt die Kraft zum Thun und zum Dulden und giebt den übrigen Dingen der Welt erst Glanz und Licht. Sie ist ein wertvollerer Schatz als Gold, ja als ein Königsthron.

2. Verschiedenheiten. A ist im schlichten, herzlichen Tone des Volksliedes gehalten, B hat die Form eines Lehrgedichts. A preist mehr den reichen Segen der Freundschaft in den verschiedenen Lagen des Lebens, B warnt vor dem Verluste. A zeigt die Notwendigkeit der Freundschaft selbst, B fordert unerschütterliches Vertrauen als unentbehrliche Grundlage der Freundschaft. A behandelt die Freundschaft als beglückendes Band, B als wertvolles Kleinod. In A preist sich der Dichter selbst glücklich

im Besitze seiner Freunde, B läßt den Dichter zurücktreten und hält sich allgemein. A hat eigentümlich: die Freundschaft als schönstes und eigenstes Band zwischen den Menschen, den Segen der Rede, der Mitteilung von Freud und Leid, der Bundesgenossenschaft mit Gott und einem Freunde, das eigene Glück in der Freundschaft. B hat eigentümlich: Vertrau dem Freunde und mißtrau der Welt! Die Freundschaft ist ein Kleinod voll Wunderkraft, dessen man sich nur durch Vertrauen wert macht. Zweifel trübt den Glanz und zerbricht das Kleinod. Die Welt ist nur die ringförmige Einfassung dieses Kleinods und erhält von letzterem erst die rechte Beleuchtung. Den Bettler macht die Freundschaft reich, den König der Mangel derselben arm. P.

200. Das getreue Herz.[1])

Paul Fleming. Nach: Deutsche Poemata. Lübeck 1642. S. 532.

1. Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis.[2])
Der ist selig zu begrüßen[3]),
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.[4])

2. Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders, als man will und meint[5]),
Ein getreues Herz hilft streiten
Wider alles, was ist feind.[6])
Mir ist wohl ꝛc.

3. Sein Vergnügen steht alleine
In des andern Redlichkeit[7]),
Hält des andern Not für seine[8]),
Weicht nicht auch bei böser Zeit.[9])
Mir ist wohl ꝛc.

4. Gunst die kehrt sich nach dem Glücke[10]),
Geld und Reichtum das zerstäubt[11]),
Schönheit läßt uns bald zurücke[12]),
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl ꝛc.

5. Eins ist da sein und geschieden[13]),
Ein getreues Herze hält,
Giebt sich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.[14])
Ich bin froh[15]) bei höchstem Schmerze ꝛc.

6. Nichts ist süßers als zwei Treue,
Wenn sie eines worden sein.[16])
Dies ist's, des ich mich erfreue[17]),
Und sie giebt ihr Ja auch drein.[18])
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

I. **Erläuterung.** 1) Die Treue (von trauen) ist das Ausharren im Guten, die Stetigkeit und Festigkeit der Gesinnung. 2) Ein getreues Herz gilt so viel wie der höchste Schatz. 3) Wer ein treues Herz sein eigen weiß, der ist selig (glücklich) zu preisen. 4) Der Dichter kennt ein solches Herz als sein Eigentum, und das macht ihn so glücklich, daß selbst der höchste Schmerz seinen Stachel verliert. Liebe und Treue lindern jeden Schmerz und lassen das Gefühl des Glückes nie verschwinden. 5) Das Glück (Fortuna) wird mit einem launischen, eigensinnigen Weibe verglichen, das gern die Wünsche vereitelt und alle Pläne und Berechnungen kreuzt. 6) Die Stetigkeit aber siegt immer im Streite wider das wetterwendische und feindliche Glück und Geschick und zwingt es endlich zum Gehorsam. Die Bundesgenossenschaft mit einem treuen Herzen macht geduldig, zäh und froh und dadurch sieghaft. 7) Das treue Herz findet sein höchstes Glück in der Redlichkeit = der Rede gemäß, oder in der aufrichtigen Erwiderung des andern Teiles. 8) „Einer trage des andern Last.“ Geteiltes Leid ist halbes Leid. 9) Es verläßt ihn nicht in der Not. Das auch kann einen doppelten Sinn haben: Das getreue Herz weicht nicht, wie falsche Freunde thun;

oder es weicht nicht, auch wenn die Zeiten böse sind. 10) Gunst (von gönnen) oder Wohlwollen oder Zuneigung wendet sich meist denen zu, die im Glücke sind. 11) Die Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden. Motten und Rost fressen diese Schätze. 12) Die Schönheit ist ein flüchtiges Gut, das wir nicht festzuhalten vermögen. 13) Dem treuen Herzen ist es eins (gleich), ob der geliebte Gegenstand da ist, bei ihm weilt, oder von ihm geschieden ist. Es hält in jedem Falle fest an Glauben, Lieben und Hoffen. 14) Irrt es einmal, wird es getäuscht, gekränkt, ja mit Füßen zu Boden getreten, immer wieder erhebt es sich zum Glauben, Lieben und Hoffen. 15) Der Kehrreim „Mir ist wohl —“ ändert sich hier in „Ich bin froh —“. Das Wohlgefühl steigert sich zur Freude beim Hinblick auf die höchste Leistung des getreuen Herzens. 16) Kein schöner Bild und kein süßer Glück giebt es auf Erden, als wenn zwei Treugesinnte (Freunde, Brautleute, Gatten) in der Liebe eins geworden sind. „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.“ 17) Dieses Glückes erfreut sich der Dichter, denn er hat die gefunden, mit der sein Herz in treuer Liebe vereint, eins ist. 18) Und sie, die Geliebte des Herzens, spricht ihr Ja zu dem Bunde der Herzen, der am Altar seine Weihe und Besiegelung findet.

II. **Vertiefung.** 1. Die Eigenschaften des treuen Herzens: Es übertrifft an Wert alle Schätze, beseligt den Besitzer und lindert den Schmerz. Es bleibt standhaft im Ungemach und entwaffnet endlich alle Feinde. Anspruchslos will es nur aufrichtige Erwiderung, teilt und trägt fremde Not wie eigene und verläßt auch in böser Zeit den Geliebten nicht. Es ist nicht wandelbar und läuft nicht dem Glücke, dem Reichtum und der Schönheit nach. Auch bei der Trennung hält es aus, bleibt zufrieden bei Entbehrungen, erholt sich von jedem Schlag, erhebt sich von jedem Fall und verwindet die schmerzlichsten Enttäuschungen. Die höchste Seligkeit auf Erden ist es, wenn zwei getreue Herzen völlig eins geworden sind.

2. Gedankengang. Str. 1. Ein treues Herz ist der höchste und beglückendste Schatz auf Erden. Str. 2. Es ist der beste Bundesgenosse in den Widerwärtigkeiten des Lebens. Str. 3. Es findet in schrankenloser Hingabe und im Tragen fremder Lasten sein Glück. Str. 4. Im Wandel und Wechsel von Glück, Reichtum und Schönheit bleibt es beständig. Str. 5. Auch Trennung, Schlag und Fall wirft es nicht nieder. Str. 6. In voller Gemeinschaft der Herzen erblüht das süßeste Glück.

Grundgedanke ist der Kehrreim: Mir ist wohl bei höchstem Schmerze, denn ich weiß ein treues Herze.

3. Schönheiten der Form. Der schlichte Vers- und Strophenbau in der Weise des Volksliedes, ein warmer Hauch der Innigkeit, der Gegensatz zwischen der Unbeständigkeit alles Irdischen und der Beständigkeit eines treuen Herzens, zwischen den Schmerzen des Lebens und der beglückenden Macht der Treue, und endlich der schöne Kehrreim, wie das

jubelnde Ausklingen in einem Preisgesang des eigenen Glückes, ergreifen wunderbar in dem Gedichte.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Simon Dachs Lob der Freundschaft (II, Nr. 199). — „Des Christen Herz auf Rosen geht, und wenn's auch unterm Kreuze steht." — Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. — „Sei getreu bis in den Tod —." Einer trage des andern Last (Gal. 6, 2). — Die Welt vergehet mit ihrer Lust (1. Joh. 2, 17). — 1. Mos. 2, 24: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen —. „Wo zwei Herzen eins geworden, blaut der Himmel allerorten."

2. Aufgaben. a) Wie zeigt sich ein treues Herz in den verschiedenen Lagen des Lebens? b) Suche Beispiele treuer Herzen aus Lesebuch oder Bibel! c) Vergleiche: Lob der Freundschaft (S. 593) und das getreue Herz. P.

201. Der Postillon.

Nikolaus Lenau. Werke. Leipzig, Bibliogr. Institut. Bd. I, S. 102.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen. U. s. w.

(Das Gedicht findet sich in vielen Lesebüchern.)

I. **Vorbereitung.** Der Dichter Lenau suchte in Amerika das Glück, das er in Deutschland nicht gefunden hatte. Aber auch dort floh es ihn, und nichts als schmerzliche Enttäuschung fand er in der neuen Welt. Aus seinen widerlichen Verhältnissen auf seiner Farm am Missouri flogen seine sehnenden Gedanken zurück nach Deutschland und malten ihm die Bilder der Heimat in den schönsten Farben. So gestaltete sich eine nächtliche Reiseerinnerung aus Schwaben zu dem köstlichen Gedichte „Der Postillon". Er legte das Lied einem Briefe an seine Freundin, Frau Hofrat Emilie Reinbeck in Stuttgart, datiert vom 5. März 1833 aus Lisbon, bei. In einer mondhellen Mainacht fuhr Lenau im Postwagen von Stuttgart über Tübingen und Hechingen nach Balingen durch eine schöne schwäbische Landschaft, ein blühendes Revier. Vier flinke Rosse zogen den Wagen; auf dem einen saß ein gewandter Postillon, d. h. Postkutscher, den die Reisenden scherzhaft auch Schwager nennen (von Schwalger, einer Entstellung des Wortes chevalier, d. i. Reiter, wie man die ersten reitenden Postboten unter Kaiser Maximilian I. nannte). Er schwang die Geißel (Peitsche) und blies auf seinem Posthorn muntere Wanderlieder. Die Fahrt ging über Berg und Thal, durch Wiesen und Haine (Wälder), durch schlafende Dörfer und blühende Hage (Gehege, Gebüsche, Zäune) im Fluge davon (dahin, fort). Unter einem Berghange, an den sich ein Friedhof lehnte, machte der Postillon Halt und entschuldigte sich bei seinem Passagier wegen der Säumnis, die aber die Erreichung des Reiseziels nicht gefährden (in Gefahr bringen, in Frage stellen) sollte. Im bleichen Mondenschimmer ragte aus den Kreuzen und Leichensteinen das „Kreuzbild

Gottes", d. h. ein hohes Kreuz mit dem gekreuzigten Gottessohne. Hier am Ruheplatz der Toten übte der Postillon als treuer Freund einen rührenden Kultus der Liebe, der dem Dichter unvergeßlich blieb.

II. **Erläuterungsfragen.** Was ist ein Postillon? Wann und wo trug sich das Ereignis zu? Warum heißen die leichten Wolken am Himmel Silberwölkchen? (Der blaue Himmel schimmert durch sie, und das bleiche Mondlicht färbt sie silbergrau.) Wie deutet der Dichter ihre liebliche Färbung und ihr behagliches Dahinziehen? (Als ob der Frühling sie in freudige Bewegung gesetzt und gleich einem Schleier über die Pracht gebreitet habe.) Welches Wörtchen kann in Str. 1. für „ob" gesetzt werden? (Über.) Woran sieht man den Schlummer von Wiese und Hain? Wovon sind sonst die Pfade (Wege, Straßen) belebt? Wer ist jetzt der einzige Wächter? Wie wacht er? (Er scheint überall hin, so daß sich die Bösen nicht ins Dunkel verstecken können.) Warum heißen die Blumen Frühlingskinder? Welches ist ihr Schlafgemach oder Schlafzimmer? Wie sprach das Lüftchen? (Es säuselte in den Blättern.) Warum leiser und gelinder, wärmer und milder, als gewöhnlich? (Um die lieblichen Schläfer nicht zu stören.) Wie schlich das Bächlein heimlich? (Sein Wasser verbarg sich unter Gebüsch, Gras, Blumen und floß geräuschlos.) Warum schlich es nur langsam, gleichsam zögernd? (Als ob es sich nicht von dem Blütenduft trennen könnte.) Womit vergleicht der Dichter den Duft der Blüten? (Mit Träumen.) Wie zeigte sich in der zarten Frühlingsschönheit die Rauheit des Postillons? Wohin ging die Fahrt? Warum hörte man so deutlich und fernhin den Hufschlag der vier Rosse? (Alles still; der Weg fest; der Tritt sicher und rasch.) Was ist das blühende Revier? Warum trabten die Pferde (liefen in kurzen Schritten) mit Behagen? (Die Last war nicht schwer, der Weg gut, die milde Luft angenehm, die Hitze nicht drückend, der Posthornton ermunternd.) Wie wurden Wald und Flur gegrüßt und dann gemieden? Wie zeigte sich der Dörfer Frieden? Wie schwand er? (Es wurde rasch hindurchgefahren.) Wie zeigte sich das Maienglück? Was ist der rasche Wanderblick? (Der nach Schönheit und Abwechselung umherschweifende Blick eines Wanderes.) Warum wird er festgehalten und veranlaßt ernstes Sinnen? Womit war der Gottesacker umgeben? Was ist das Kreuzbild Gottes? Warum stand es in Trauer? Wer ist der Schwager? Warum wird er still, sieht trübe aus und hält an? Wer lag auf dem Friedhof begraben? (Ein Kamerad, auch ein Postillon, sein Freund, den er wie einen Bruder geliebt.) Wie hält Roß und Rad? Wie konnte der Aufenthalt den Reisenden gefährden? Was rühmt der Postillon an seinem toten Kameraden? (Sein fröhlich Gemüt und sein kunstvolles Blasen.) Was ist das Leiblied? (Das Lieblingslied.) Was sind Wandersänge? (Die Melodien von Reiseliedern.) Welchen treuherzigen Glauben hatte der Postillon? (Sein Freund und Bruder höre die Lieder im Grabe.) Was that das Echo vom Berge? (Es antwortete.) Wie

war da dem Postillon? (Als ob der tote Kamerad in seine Lieder einstimme.) Warum ging's weiter mit verhängtem Zügel, also in großer Eile? (Um die versäumte Zeit wieder einzuholen.) Was glaubte der Reisende noch lange zu hören? (Das wunderbare Echo vom Friedhof, das wie eine Stimme aus jener Welt geklungen hatte.)

III. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Es ist eine stille, milde Maiennacht in einer Hügellandschaft. Leichte, silberfarbige Wölkchen ziehen über den blauen Himmel; der Mond wandert schweigend über die schlafende Erde und überflutet sie mit seinem Lichte. In dem Laube des Haines flüstert der warme Nachtwind. Durch die Wiese eilt zwischen einer Einfassung von Gebüsch das Bächlein. Überall duften die Blumen. Über den Berg und durch das Thal zieht sich die Landstraße wie ein weißes Ordensband. Die Häuser eines Dorfes sind schier begraben zwischen Obstbäumen. Alles schläft in Frieden. Am Fuße eines Hügels hält auf der Landstraße der Postillon. Hufschlag und Räderrollen, das weithin durch die stille Nacht scholl, ist plötzlich verstummt. Die vier Rosse stehen schnaubend still. Der Postillon legt die Peitsche beiseit und greift zum Posthorn an seiner Seite. Vor ihm am Bergeshang liegt ein Friedhof, den eine bleiche Mauer umfaßt. Inmitten der Gräber, Kreuze und Leichensteine erhebt sich ein hohes Kruzifix. Der Postillon bläst auf seinem Horn ein ergreifendes Lied, und vom Friedhofsberge antwortet das Echo wie eine Stimme von oben. Gerührt, ja erschüttert lauscht ein Passagier im Wagen den ergreifenden Klängen.

2. Charakter des Postillons. Zeige aus dem Gedicht, daß er rauh und doch höflich, kräftig und rasch, aber von tiefem Gemüt, ein gewandter Rosselenker und geschickter Hornbläser, ein treuer Freund und guter Kamerad war!

3. Gedankengang. Abschn. I. Die schöne Frühlingsnacht (Str. 1—4): a) Himmel, b) Erde, c) Blumen, d) Bächlein. Abschn. II. Die nächtliche Postfahrt (Str. 5—7): a) Peitschenschall und Posthornklang, b) die trabenden Rosse und der rollende Wagen, c) der flüchtige Flug durch Wälder, Fluren und Dörfer. Abschn. III. Der ernste Friedhof (Str. 8—9): a) wie er den Blick fesselte, b) wie er aussah. Abschn. IV. Der Kultus der Liebe (Str. 10—15): a) Halt, b) Entschuldigung, c) Lob des Freundes, d) Grund des Haltens, e) Liebesgruß, f) Antwort. Abschn. V. (Str. 16): Die Weiterfahrt.

Grundgedanke. In der Frühlingspracht — ein Friedhof, auf rascher Fahrt — ein plötzlicher Halt, in treuer Pflichterfüllung — der Dienst der Liebe: das sind die wechselnden Bilder des Erdenlebens!

Oder: Die Liebe höret nimmer auf; am Grabe ist ihre heilige Opferstätte.

4. Schönheiten. Das Gedicht ist reich an herrlichen Bildern. Str. 1. Silberwölkchen sind wie ein zarter Schleier über die Frühlingspracht hingezogen. Str. 2. Wiese und Hain schlummern. Auf den verlassenen Straßen ist der Mondenschein der einzige Wächter. Str. 3. Das

Lüftchen flüstert leiser und zieht gelinder über die stille Erde, um die schlafenden Blumen nicht zu wecken. Str. 4. Das Bächlein fließt nur widerwillig weiter, weil die Duftträume der Blüten ihm gar zu gut gefallen. Str. 5. Peitschenknall und Hörnertöne fallen rauh in diese Schönheit, eilen aber mit dem rollenden Wagen rasch über Berg und Thal dahin. Str. 6. Die Natur ein blühendes Revier, Hufschlag in der stillen Nacht das einzige Lebenszeichen. Str. 7. Die schnelle Fahrt ist Traumesflug, ein flüchtiger Gruß, dem sofortiges Scheiden und Meiden folgt. Str. 8. Der trunkene Blick haftet erschrocken auf dem Kirchhof mitten in der Frühlingsherrlichkeit. Str. 9. Die hingelehnte bleiche Mauer und das Kreuzbild in stummer Trauer. Str. 10. Wie sich die Schnelligkeit der Fahrt mindert, so schwindet die Freudigkeit aus dem Antlitz des Postillons. Str. 11. Roß und Rad, statt Pferde und Wagen. Str. 13. Das Leiblied als Brudergruß. Str. 14. Die Hornklänge als Liebesboten. Str. 15. Das Echo vom Berge als Antwort des toten Freundes. Str. 16. Der verhallte Klang lag als Erinnerung im Ohre und klang als fortwirkende Mahnung im Herzen weiter.

IV. **Verwertung.** 1. Für Herz und Leben. Laß deine Toten in deiner Liebe weiterleben! — Die Liebe reicht als Treue über das Grab hinaus. — Wenn dich Gott grüßt bei stiller Nacht oder am hellen Tage, in Freud oder Leid, durch Blumen oder Gräber, durch Kirchhof oder Kirche, — so danke ihm und geh nicht stumm und empfindungslos vorüber; Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.

2. Verwandtes. „Ich hab' mein Roß verloren" — (I, 367) — „Ich hatt' einen Kameraden" — (I, 361) — Ein Grab. — (I, 204) — „Wir zogen miteinander" (II, Nr. 227) — Der Trompeter an der Katzbach (II, Nr. 226 B) — „Beim Totengräber klopft es an" (II, Nr. 111).

3. Aufgaben. a) Schilderung einer Maiennacht! b) Wie zeigte der Postillon sein Geschick, wie seine treue Freundschaft, und wie seine Einfalt und Treuherzigkeit? — c) Wie zeigt sich der Friede der Nacht auf einem Dorfe? d) Kurze Erzählung des Gedichts in Prosa! —

P.

202. A. Beschreibung einer frommen Magd.

Bartholomäus Ringwaldt. Die Lauter-Wahrheit. Erfurt 1595. S. 307.
(In heutiger Schreibweise.)

Ein' fromme Magd von gutem Stand[1])
Geht ihrer Frauen[2]) fein[3]) zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.

Sie trägt und bringt kein' neue Mär[4]),
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines keuschen Muts
Und thut den Kindern alles Guts.

Sie ist auch munter, hurtig[5]), frisch,
Verbringet ihr Geschäfte risch[6])
Und hält's der Frauen wohl zu gut,
Wenn sie um Schaden reden thut.[7])

Sie hat dazu ein' fein' Gebärd,
Hält alles sauber[8]) an dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht
Und schlummert in der Kirchen nicht.

I. **Vermittlung.** 1) — von gutem Stand = von gutem Rufe, die streng auf Zucht, Ehre und guten Namen hält. 2) der Frauen.

Hierbei sind die Schüler zu belehren, daß in den vorigen Jahrhunderten die Feminina häufig noch nach der starken Deklination gebeugt wurden, z. B. der Frauen, der Kirchen, der Erden, der Nasen ꝛc. 3) das Wort „fein" hatte früher und demnach auch hier die Bedeutung von wohl, gut, brav. 4) sie ist nicht klatschhaft. 5) hurtig. Synonymen: fleißig, emsig, hastig, geschwind, rasch, risch, behende, flink, schnell. 6) risch = sehr lebhaft, schnell, rasch. Bürger: rischrasch. 7) sie zürnt ihrer Herrin nicht, wenn dieselbe über angerichteten Schaden schilt. 8) sauber. Synon.: fein, schön, schmuck, blank, rein, (militärisch) proper.

II. **Vertiefung.** Das Gedicht ist eine treffliche Charakteristik einer braven Magd und schildert uns 1. wie sie ist. a) Sie ist behilflich, zuvorkommend (Str. 1, V. 2); b) reinlich und ordentlich (V. 3); c) nicht schwatz- und klatschsüchtig (Str. 2), sondern d) still, ehrsam und arbeitsam; e) treu, keusch und züchtig, liebreich und freundlich mit den Kindern. f) Sie ist heiter, fleißig, flink und rasch (Str. 3); g) sie ist nicht mürrisch oder gar widerspenstig, sondern demütig und bescheiden. h) Sie ist wohlgesittet und artig (Str. 4), vorsichtig mit dem Feuer und fromm und andächtig in der Kirche. 2. Was sie thut. Siehe den Text! (In St. 2, V. 3 und Str. 3, V. 1 ist die eigenschaftliche Aussage in eine durch ein Thätigkeitswort ausgedrückte zu verwandeln, z. B. sie übet Treue und beweiset einen keuschen Mut.)

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Übertragung des Inhalts*). Der brave Knecht. Ein braver Knecht geht seinem Herrn fein zur Hand, ist willig und dienstfertig in allen Stücken. Er hält Hof, Stall, Geschirr und Vieh rein zu seinem und seines Herrn Preis. Er redet die Wahrheit und verleumdet andere nicht, sondern er beweiset Treue und Ehrlichkeit, ist nicht roh und unkeusch in Worten und Thaten und gegen das Vieh nicht unbarmherzig, sondern liebreich. Er ist heiter und fleißig, verrichtet unverdrossen seine Arbeit, ist nicht mürrisch und widerspenstig, wenn sein Herr schilt. Er ist endlich ordnungsliebend und hält alles sauber und rein, was ihm übergeben ist; dazu bewahrt er auch das Feuer und das Licht, geht Sonntags zur Kirche und ist dort fromm und andächtig.

2. Vergleichung mit einem Gedicht verwandten Inhalts.

B. Jungfer Margaret.

Jul. Sturm. Harfe und Leyer. Hannover 1854. S. 120. Neue Gedichte. Leipzig 1856. S. 136.

1. Das war die träge Margaret,
Die wollte die Hand nicht regen,
Da mußte die alte Mutter allein
Wischen, waschen und fegen.

2. Das war die eitle Margaret,
Die putzte sich schon am Morgen;
Da mußte die alte Mutter allein
Keller und Küche besorgen.

---

*) In Oberklassen der gemischten Volksschule empfiehlt es sich sehr, Dichtungen, die für die Mädchen geschrieben sind, auch auf die Knaben, und umgekehrt die für Knaben bestimmten auch auf die Mädchen mit den notwendigen Änderungen anzuwenden.

3. Das war die schöne Margaret,
Die thät den Burschen gefallen;
Die tanzten und kosten gern mit ihr,
Doch nahm sie keiner von allen.

4. Das war die verlassene Margaret,
Es kamen und gingen die Jahre;
Vorbei war Putz und Spiel und Tanz,
Die Mutter lag auf der Bahre.

5. Das ist die hungrige Margaret,
Sie mochte die Hand nicht rühren;
Dort kommt sie mit dem Bettelsack
Und bettelt vor den Thüren.

Rede- und Stilübungen. I. Übereinstimmende Punkte in beiden Gedichten. — II. Gegenteile und Gegensätze. — III. Eigentümliches A. im ersten und B. Eigentümliches im zweiten Gedichte. R. D.

203. Die Tabakspfeife.

K. Pfeffel. Poetische Versuche. Frankfurt 1796. 4. Auflage. I, 24.

1. „Gott grüß euch, Alter! — schmeckt das Pfeifchen? —
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rotem Thon mit goldnen Reifchen!
Was wollt ihr für den Kopf?“ U. s. w.
(Das Gedicht findet sich in vielen Lesebüchern.)

I. **Geschichtliches.** Die in Str. 2 und 3 erzählte Begebenheit ereignete sich wahrscheinlich, als Belgrad, das früher türkisch-serbische Handelsstadt und Grenzfestung am Einfluß der Save in die Donau war, im Jahre 1717 von den Österreichern unter dem Prinzen Eugen belagert wurde. — Der Prinz Eugen von Savoyen war 1663 in Paris geboren. Er ging in österreichische Dienste, weil ihn der König Ludwig XIV. von Frankreich wegen seiner unansehnlichen Figur und augenscheinlich geringen Körperkraft nicht annehmen wollte. Im Jahre 1797 wurde er schon Feldmarschall-Lieutenant und bald darauf österreichischer General-Feldmarschall. Ganz besonders zeichnete er sich als Sieger bei Belgrad am 16. August 1717 aus. Er starb, geliebt von seinen Soldaten und gefeiert als Held, im Jahre 1736 und lebt noch heute in dem Volksliede fort: „Prinz Eugen, der edle Ritter“ 2c.

II. **Erläuterungen.** Str. 1. „Ein Blumentopf von rotem Ton mit goldnen Reifchen.“ Der kostbare Pfeifenkopf, aus Meerschaum gemacht, hatte die Form eines Blumentopfs.

Str. 2. „Bassen“ oder Bassa, Pascha, ist der Statthalter einer türkischen Provinz, der gewöhnlich auch im Kriege General der Soldaten seiner Provinz war. Das Wort entstammt der persischen Sprache und bedeutet soviel als Fuß des Schahs oder Sultans (Kaisers).

Str. 3. „Wie Grummet sah man unsere Leute der Türken Glieder mähn“, d. h. die Türken fielen so massenhaft und widerstandslos, wie das Grummet (Grüngemähte), wenn es gemäht wird. „Türkenglieder“, kann heißen: einmal die Glieder der einzelnen Türken, sodann auch die Glieder der Heeresabteilungen.

Str. 4. „Tropf“ = thörichter, wunderlicher, einfältiger, verstandesschwacher Mensch.

Str. 5. „Gnadensold" = die Pension oder das Geld, welches die abgedankten und nicht mehr kampffähigen (invaliden) Soldaten von ihren Fürsten erhielten. Warum aus Gnade? —

Str. 6. „Janitscharen" waren in frühern Zeiten die besten türkischen Fußsoldaten. Das Wort bedeutet soviel wie neue Krieger. Ursprünglich rekrutierten sie sich aus klugen und kräftigen Christenknaben, die alle fünf Jahre im ganzen Reiche ausgehoben und streng im Islam und in steten Waffenübungen erzogen wurden.

Str. 11. „Auf der Streife", beim Umherstreifen, auf dem Streifzuge.

Str. 12. „Zähren", d. h. Thränen.

Str. 13. „Ahne" = Vorfahr, mindestens Großvater.

Str. 15. „Nun topp," d. h. nun wohlan! eingeschlagen! es sei! es gilt! 2c.

III. **Gliederung des Inhalts.** I. Teil. Str. 1—5. Der Handel um den Pfeifenkopf.

Str. 1. Ein alter Invalide und ein junger Edelmann treffen zusammen; der letztere fordert den Alten auf, ihm seinen Pfeifenkopf zu verkaufen. Str. 2. Der Alte weigert sich und sagt, woher er den Kopf erhalten habe. Str. 3. Der Alte erzählt einige Züge aus der Schlacht vor Belgrad. Str. 4. Der Edelmann will davon nichts hören und bietet dem Alten einen hohen Preis (nach unserm Gelde etwa 20 Mark). Str. 5. Auch dieses Anerbieten weist der Alte zurück.

II. Teil. Str. 6—11. Die Geschichte des Pfeifenkopfs.

Str. 6. Bei einer Verfolgung, erzählt der Alte, wurde sein Hauptmann verwundet. Str. 7 und 8. Der Alte schildert die Samariterdienste, welche er dem Hauptmann erwiesen, und die Dankbarkeit des Hauptmanns. Str. 9. Die Verwendung der Erbschaft. Str. 10 und 11. Der Alte teilt mit, wie wert ihm die Pfeife ist.

III. Teil. Str. 12—14. Der Erfolg der Erzählung des Alten.

Str. 12. Der Edelmann ist durch die Erzählung des Alten gerührt und wünscht den Namen des Hauptmanns zu wissen. Str. 13. So unbestimmt auch der Alte den Namen bezeichnet, so erkennt der Edelmann in dem Hauptmanne seinen Vorfahren. Str. 14. Aus Dankbarkeit erbietet sich der Edelmann, den Alten mit auf sein Schloß zu nehmen.

IV. Schluß. Str. 15. Das Vermächtnis.

Str. 15. Der Alte geht mit und vermacht dem Edelmanne die Pfeife.

IV. **Charakter der beiden Personen.** So verschieden die beiden Personen nach Alter, Stand und Vermögen sind, so schnell werden sie Freunde und gewinnen unser Interesse.

Der Alte ist ein Invalide mit einem Stelzfuße. Er erscheint als ein ruhiger und bedächtiger Mann, der behaglich sein Pfeifchen schmaucht. Zu dieser Ruhe und Bedächtigkeit paßt seine Bescheidenheit, mit welcher er, ohne auf die Frage direkt zu antworten, dem

jungen Edelmanne seine Erlebnisse zu erzählen beginnt. Dem Alten eigentümlich ist auch seine Redseligkeit, mit der er seine Erinnerungen aus dem Türkenkriege in ausführlicher Breite erzählt. Er giebt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er selbst bei dem Kampfe gewesen ist, erkennt aber auch in großer Bescheidenheit die Verdienste anderer an, besonders seines Vorgesetzten, des Prinzen Eugen, und seiner tapferen Kameraden. Seine Weigerung, den Kopf selbst um einen hohen Preis abzulassen, beruht wiederum auf einer edlen Eigenschaft, nämlich auf der Liebe und innigen Zuneigung zu seinem Hauptmann. Der Pfeifenkopf ist ihm für Gold nicht feil. Darin bekundet der Invalide auch seine Treue und Anhänglichkeit an seinen Hauptmann. Seine Tapferkeit, Tüchtigkeit und Treue belohnte der Hauptmann durch seine Liebe und sein Vertrauen. Mehr aber als alle andern Eigenschaften leuchtet bei dem Alten ein hochherziger, edelmütiger Sinn hervor, welcher sich des vom Unglücke Heimgesuchten erbarmt. Diese erbarmende Liebe, welche der Alte in seiner Erzählung in so ungeschminkter Wahrheit, ohne jegliche Selbstgefälligkeit vorträgt, gefällt dem Leser eben so sehr wie dem reichen Edelmanne; auch wir möchten dem braven Stelzfuße die Hand herzlich drücken. Endlich müssen wir auch noch die große Uneigennützigkeit und den selbstlosen Sinn des Invaliden bewundern, der bei seiner Armut — er lebt von einem kleinen Gnadensolde — um so bewundernswerter erscheint.

Der junge Edelmann beweist durch seinen ersten Gruß eine gewisse Freundlichkeit, die allerdings durch das „Weist her!“ sowie durch die plötzliche Forderung, ihm den Preis für den Kopf zu stellen und ihm den letztern käuflich abzulassen, etwas beeinträchtigt wird. Im Gegensatze zu der Ruhe und Bedächtigkeit des Alten zeigt sich der Edelman ungestüm und rasch, was seinem jugendlichen Charakter ganz und gar gemäß ist. Allein dieses ungestüme Wesen und diese scheinbare Rauheit, die sich in den Worten „Hier, Alter, seid kein Tropf!“ kund giebt, schlägt durch die ergreifende Erzählung des Alten in große Milde und Freundlichkeit um. Seine frühere Gleichgiltigkeit gegen diese Mitteilungen („Ein andermal von euren Thaten!“) wird nicht nur in Interesse für dieselben verwandelt, sondern in seinem Herzen werden dadurch auch die edelsten Gesinnungen wach: die Hochherzigkeit und wahrhafte Menschenliebe und zugleich auch die Achtung und Liebe gegen seinen Vorfahren. So ehrt er sowohl sich selbst wie den alten Soldaten und seine Ahnen.

V. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Erzähle die Geschichte, als wärest du der Edelmann! 2. Vergleiche die beiden Männer nach ihren Eigenschaften! 3. Welche Eigenschaften a) des Invaliden, b) des jungen Mannes sind nachahmenswert? 4. Entwirf nach dem Gedichte eine Situationszeichnung! (Dorf — Hütte — Bank davor — Invalide mit Stelzfuß — Krücke — Pfeife — Reiter auf der Straße ꝛc.) W. D.

204. Lorelei.

Heinr. Heine. Buch der Lieder. Hamburg 1874. S. 129.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn. U. s. w.

(Das Gedicht ist allgemein bekannt.)

I. **Vorbereitung.** Über St. Goarshausen steigt dicht am rechten Ufer des Rheines senkrecht und steil ein Felsen 130 m hoch auf. Es ist der Lorelei- oder Lurlei-Felsen; der Name bedeutet nach dem altsächsischen Worte „leia“ „Schieferfelsen“. Er war früher den Schiffern durch seine Riffe, d. h. Sand- oder Klippenbänke, und Strudel im Wasser sehr gefährlich. Heute sausen die Bahnzüge durch seinen 400 m langen Tunnel und gleiten die Schiffe ungefährdet an ihm vorüber. Die Augen aller derer aber, die auf der unvergleichlich schönen Rheinfahrt von Koblenz nach Bingen hier vorbeikommen, richten sich nach der sonnbeglänzten Höhe des Berges und wähnen dort, besonders im Glanze der Abendsonne, eine strahlende Jungfrau sitzen zu sehen. Alle Ohren lauschen dem wundervollen Echo, das die Felswände als Antwort geben auf die Töne eines Hornes oder einer lauten Menschenstimme vom gegenseitigen Ufer, oder auf den Donner einer Kanone vom Schiffe. Sie meinen den wehmütigen, ergreifenden Gesang der Jungfrau aus der Höhe zu hören. Unwillkürlich stimmen sie H. Heines herrliches Lied von der „Lorelei“ an.

Schon der mittelhochdeutsche Dichter Marner erwähnt den „Lurlenberg“ als den Ort, wo der Nibelungenhort versenkt läge. Um 1800 dichtete Klemens Brentano die Ballade:

„Zu Bacherach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin;
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.“

Er erzählt weiter: Von ihrem Geliebten treulos verlassen, irrte die Unglückliche seitdem fried- und freudlos umher. Ohne daß sie wollte, schlug ihre Schönheit alle Männerherzen in Fesseln, ja selbst das des Bischofs, der sie wegen Zauberei verurteilen sollte. Sie war des Lebens müde, beklagte ihr Geschick und bat dringend um einen christlichen Tod in den Flammen. Der Bischof aber verdammte sie nicht, sondern ließ sie von drei Rittern in ein Kloster bringen. Auf dem Wege dahin bat sie, von der Höhe eines steilen Felsen noch einmal nach dem Schloß des treulosen Geliebten und in den tiefen Rhein sehen zu dürfen, dann wollte sie willig ins Kloster gehen und „Gottes Jungfrau“ werden. Sie erklomm den steilen Felsen, sah ein Schifflein auf dem Rhein daherfahren, meinte in dem Schiffer den Geliebten zu erkennen, jubelte laut auf und stürzte sich hinab in den Rhein. Die nachgekletterten Ritter konnten nicht wieder hinab vom Felsen und kamen „ohne Priester und ohne Grab“ dort um. Seitdem ruft das Echo den vorüberfahrenden Schiffern vom „Dreiritterſteine“ dreimal „Lorelei“ zu.

Diesen Balladenstoff hatte der phantasievolle Brentano frei erfunden. Nikolaus Vogt aber nahm ihn als „Rheinsage" in seine Sammlungen auf; er ging als Sage ins Volk über und wurde von vielen für uralt gehalten, bis die Kritik seinen eigentlichen Ursprung nachwies. Nach Brentano haben noch viele Dichter den dankbaren Stoff verarbeitet und umgestaltet (z. B. Eichendorff, Wolfgang Müller von Königswinter, Simrock 2c.). Der nächste war wohl der Graf von Loeben mit seiner „Lorelei, eine Sage vom Rhein". (Erzählungen. Dresden 1824. Bd. II, Nr. 197.)

1. Da, wo der Mondschein blitzet
Ums höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

2. Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber, —
Lieb Knabe, sieh nicht auf!

3. Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dir's angethan.

4. Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir.
Glaub's nicht, daß sie dich meine!
Sieh nicht, horch nicht nach ihr!

5. So blickt sie wohl nach allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden, goldnen Tanz.

6. Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel;
Drum scheu die Wassertücke!
Denn Flut bleibt falsch und kühl.

Der Meisterguß der Sage in die poetische Form gelang dem hochbegabten Dichter Heinrich Heine. Er hat das vorstehende Lied von Loeben zweifellos gekannt und benutzt, die einzelnen Züge desselben aber so wesentlich umgestaltet und das Ganze in eine so reine, schöne Höhe der poetischen Kunst gehoben, daß sein Lied ein völlig neues und viel, viel schöneres als das Loebensche geworden ist.

II. **Erläuterungen** zu dem Heineschen Gedichte. Str. 1. Im fremden Lande erinnerte sich der Dichter seiner Heimat, des schönen Rheinlandes, und einer unglücklichen Liebe, die früher sein Lebensschiff fast zum Scheitern gebracht hatte, und die noch immer sein Leben zu vergiften drohte. Da kommt eine tiefe Traurigkeit über ihn, er weiß selbst nicht, wie ihm geschehen ist und was das bedeuten soll. Die süßen, glänzenden Erinnerungen an seine Heimat und die schmerzlich-wehmütigen an seine unglückliche Liebe fließen zusammen und gewinnen sichtbare und faßbare Gestalt in einem rheinischen Märchen, d. h. hier in einer früher gehörten Sage, der Sage von der bezaubernden Lorelei auf dem Loreleifelsen am Rhein. Str. 2. Wie zeichnet der Dichter so schlicht und meisterhaft den „Abend auf dem Rheine!" Str. 3. Das Geschmeide — von schmieden — ist ein kostbarer, vom Goldschmied gefertigter Schmuck, der in funkelnden, zuckenden Blitzen das Abendlicht wiederstrahlt. Str. 4. Die Dichter brauchen in dem Worte „Melodie" nicht selten statt „ie" „ei", die alte Form der Endsilbe, wegen des Reimes und Wohlklanges, oder wegen des Anklanges an die alte Zeit. Str. 5. Unten die gefährlichen Riffe (Sandbänke und Felsklippen mit Strudeln und Wirbeln dazwischen) und oben der verlockende Gesang und die bezaubernde Schönheit der Jungfrau!

Gefahren oben und unten, oben lockend, unten unbeachtet! Eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Besitze der Jungfrau, die bei ihrer Aussichtslosigkeit zu wildem Weh wird, läßt den Schiffer alle Gefahren und seine Pflicht vergessen. Str. 6. Nicht untergehen sehen wir den Schiffer, — die Dissonanz würde zu grell sein! — aber wir glauben (ahnen, fürchten), daß er diesem Geschick nicht entfliehen wird. Und das stimmt uns tief traurig. Nicht wenig trägt zu dieser Wirkung des Liedes die ergreifende Silchersche Melodie bei.

III. **Vertiefung**. 1. Schauplatz. Ein Sommerabend auf dem Rheine. Im Thale dunkelt der Abend; kühl weht der Wind; ruhig fluten die grünblauen Wasser des Rheines dahin. Der hohe Gipfel des Loreleifelsens funkelt noch im Abendgolde. Die spielenden Lichter auf den wunderbaren Felsformen gleichen einer Jungfrau, die ihr goldhelles Haar kämmt. Am Fuße des Felsen, nahe den Riffen und Wirbeln, schwimmt ein Nachen. Ein Schiffer sitzt darin, schaut mit verzückten Blicken in die Höhe und läßt die Ruder müßig und machtlos ins Wasser hängen. Geheimnisvolle Töne lassen sich wie Gesang aus der Höhe vernehmen.

2. Der Charakter der Jungfrau, des Schiffers und des Dichters ist kurz nach dem Gedichte zu zeichnen.

3. Gedankengang. Str. 1. Eine Erinnerung stimmt den Dichter traurig. Str. 2. Im Geiste sieht er den Rhein an einem schönen Abend. Str. 3. Auf dem Gipfel des Berges sitzt die schönste Jungfrau in herrlichem Schmucke. Str. 4. Sie kämmt ihr goldhelles Haar und singt ein wunderbares Lied. Str. 5. Der Schiffer im Nachen am Fuße des Felsen vergißt die Gefahr zwischen den Riffen und lauscht mit schmerzlicher Sehnsucht empor. Str. 6. Der zauberische Gesang wird wohl seinen Untergang herbeiführen.

Grundgedanke: Das Sehnen und Verlangen einer unglücklichen Liebe, die gegen Gefahren blind und taub macht, den Willen und die Kraft erschlafft, führt ins Verderben. Oder allgemeiner: Sehnst du dich nach einem unerreichbaren Gute, legst dabei die Hände in den Schoß, bist blind gegen die Gefahren und vergissest deine Pflichten, so wird dein Lebensschiff zu Grunde gehen.

4. Schönheit der Dichtung. Die schlichte, natürliche und doch so treffende Sprache zeigt in der höchsten Einfachheit die höchste Schönheit. Die abwechselnd jambischen und daktylischen Verse sind ein besonders kleidsames Gewand für den Inhalt. Die berückende Schönheit der Jungfrau oben und der schlichte Schiffer im kleinen Kahne unten, das bestrickende Lied oben und das Brausen des Rheines zwischen den Riffen unten, die Unerreichbarkeit des herzlosen Weibes oben und das wilde Weh und sehnende Verlangen des Schiffers unten, Lust und Schönheit oben, Nacht und Verderben unten, der friedliche Abend in der Natur und die wilde Katastrophe in einem Menschenherzen und Menschengeschick sind erschütternde Gegensätze in dem Gedichte.

Eine Dreiheit von Thatsachen: eine Naturscene, eine Sage und ein Erlebnis des Dichters fließen in dem Gedichte zu poetischer Einheit zusammen. Die Naturscene ist der Loreleifelsen am Rheine, dessen Gipfel golden in der Abendsonne glänzt, während an seinem Fuße der Rhein sich in Dunkel hüllt und dem Schiffer die gefährlichen Klippen verbirgt. Die Sage berichtet, daß die schöne aber herzlose Lorelei abends und im Mondenscheine auf dem Felsen sitzt und durch ihre Schönheit und ihren Gesang den Schiffer im Nachen berückt, so daß er Pflicht und Gefahr vergißt und von den Wellen verschlungen wird. Das Erlebnis des Dichters: Ein schönes aber liebloses Weib hatte seine Augen gefesselt und sein Herz gebunden; sie erwiderte seine Liebe nicht, und doch konnte er sie nicht vergessen und seine Gedanken nicht von ihr wenden. Er fürchtete, daß an dieser unglücklichen, hoffnungslosen Liebe sein Lebensglück scheitern würde.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Simrocks „Warnung vor dem Rhein", Str. 5.

„Und im Strome, da tauchet die Nix' aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und grüßt dich die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn."

Eichendorffs „Loreley" (Gedichte, Leipzig 1874. S. 414).

1. „Es ist schon spät, es wird schon kalt;
Was reitst du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut, ich führ' dich heim!"

2. „„Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist.
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh! du weißt nicht, wer ich bin!""

3. „So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib;
Jetzt kenn' ich dich — Gott steh mir bei!
Du bist die Hexe Loreley."

4. „„Du kennst mich wohl! — von hohem Stein
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät; es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!""

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche Heines Lied mit dem Loebens! — b) Mit dem Eichendorffs! — c) Mit welchem Rechte konnte Heine seine Erinnerung mit dem Loreleifelsen und der Loreleisage verknüpfen? — d) Wie hat die Sage den sonnigen Felsgipfel, die spielenden Lichter, das Rauschen und Klingen des Rheines und das Echo der Felsen, die Felsenriffe im Wasser, den gespannten Aufblick der Reisenden zur Höhe, die Gefahr des Schiffleins poetisch umgestaltet? P.

205. Freie Kunst.

L. Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. T. I, S. 47.

I. **Vorbereitung.** Die Dichtkunst ist ein freies Geschenk des Himmels, eine göttliche Gabe. Wem dieser himmlische Funke, dies göttliche Samenkorn in die Seele sank, der hat ein Recht, zu singen und zu sagen von dem, was sein Herz bewegt. Einen Zunftbrief kann ihm niemand darüber ausstellen.

Die Dichtkunst ist kein Handwerk, das nachgeahmt und nach Regeln gelernt werden kann, keine geheime Kunst wie die Nekromantik, die abgeschiedene Seelen zurückrief und über die Zukunft befragte, oder wie die Alchymie, d. h. Scheidekunst, die durch geheimnisvolle Formeln und Schmelzprozesse den Stein der Weisen erfinden und aus schlechten Metallen Gold machen wollte. Die Dichtkunst läßt sich nicht in tote Regeln und geheime Formeln zwängen, sonst entartet sie und sinkt zum zünftigen Handwerk herab.

So verstieg sich im Mittelalter der Minnegesang oder die Ritterpoesie an den Höfen und auf den Ritterburgen zu immer größerer Künstlichkeit und stellte ein System von Regeln auf, das jede freie Bewegung und jeden geistigen Schwung erdrückte. So artetete der Meistersang der Handwerker in ihren Singschulen durch den Regelkram in lächerliche Künstelei und inhaltslose Spielerei aus und übte auf seine Mitglieder einen zunftmäßigen Zwang aus.

Die Poesie ist die freie Kunst des dichterischen Schaffens. Die Berechtigung zum Dichten (Singen) kann kein Fürst im Marmorpalast, kein Priester im Tempel und kein berühmter Name verleihen. Sie folgt der freien Begeisterung, dem Drang und Triebe des Herzens. „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet" spricht der Goethesche Sänger. Und auch Uhland fordert das Recht zur freien Übung der Dichtkunst und muntert jeden zum Singen auf, dem Gott des Gesanges Gabe und einen liedersüßen Mund geschenkt hat.

II. **Unmittelbarkeit.** Vortrag des Gedichts.

1. Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenns von allen Zweigen schallt.

2. Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land.

3. Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

4. Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

5. Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden!
Muntre Jugend hascht es ein.

6. Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

7. Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

8. Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln dumpf und tot,
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

III. **Vertiefung.** 1. Erläuterungsfragen. Str. 1. Wie wird der Gesang gegeben? Warum gleichen die deutschen Dichter einem Walde? (Es sind ihrer so viele von mannigfacher Begabung und Größe. Sie stellen das Grünen und Blühen, das Singen und Klingen des deutschen Geistes und Lebens dar.) Womit ist ihr Singen verglichen, da es von allen Zweigen (aus allen Orten und Ständen) schallt?

Str. 2. Nenne einige stolze (hochberühmte) Namen, mit denen der Begriff dichterischer Meisterschaft untrennbar verbunden ist! (Goethe und

Schiller.) Wie ist der göttliche Same der Dichtkunst über alles deutsche Land ausgestreuet? (Es finden sich überall sangeslustige und sangeskundige Deutsche.)

Str. 3. Wie giebt man die Triebe des vollen Herzens keck (mutig) im Klange frei? (Wenn man das, was uns innerlich nagt und plagt, drängt und treibt, getrost dichtet, singt und sagt.) Wie wandelt die Liebe säuselnd vorbei? (Wenn die Liebesgedichte zart, sanft und süß wie milde Lüfte sind.) Wie wandelt der Zorn (der Unmut über Schlechtes) donnernd an uns vorbei? (Wenn die Gedichte, welche das Unrecht geißeln, laut und stark, herb und derb — gleich einem Gewitter oder tosendem Waldstrom — die Wahrheit sagen.)

Str. 4. Warum ist die Jugend besonders gesanglustig? (Sie ist voll Lebenskraft, voll Begeisterung und voll Hoffnung! Wes das Herz voll ist, gehet der Mund über.) Wem gleichen sie darin? (Den Nachtigallen, die im Blütenmonat Mai am schönsten singen.)

Str. 5. Welche Stunden sind gemeint? (Der dichterischen Begeisterung.) Was verleihen sie? (Glückliche Gedanken, Lust zum Dichten.) Warum kann man die dichterischen Erzeugnisse solch' angeregter Stunden nicht in Bücher binden? (Es sind nur einzelne Lieder und oft nicht wertvoll genug zum Aufbewahren.) Was stand auf den fliegenden Blättern? (Einzelne Gedichte, Kinder des Augenblicks, zu besonderen Zeiten und für besondere Gelegenheiten gedichtet.) Wie gab man sie den Winden? (Man bot sie auf Märkten, in Wirtshäusern und auf den Straßen feil, ja warf sie als lustiges Spiel der Winde in die Luft und unter die Haufen der Kinder, die munter hinterher jagten und eins zu erhaschen strebten.) Wie erfüllte ein so erhaschtes Blatt oft seine Aufgabe? (Es wurde daheim gelesen, ging von Hand zu Hand, und das Lied bürgerte sich in Familien und Gesellschaftskreisen ein, — wurde zum Volksliede.)

Str. 6. Welche Geheimkünste (geheime Kunden) sollen verabschiedet werden? (Nekromantik und Alchymie.) Warum hat die Poesie nichts mit ihnen zu thun? (Sie ist eine freie Kunst und weiß nichts von geheimen Kunststücken.) Wodurch läßt sie sich nicht einengen und fesseln? (Durch Regeln und Formeln.)

Str. 7. Welche Geister sind heilig geachtet? (Denen Gott die Gabe der Dichtkunst verliehen hat, und die Großes geschaffen haben.) Wann sind berühmte Namen Dunst, d. h. wesenlose Luft, lästige Aufblähung? (Wenn sie den Geist der Poesie in Regeln schlagen und zur sklavischen Nachahmung zwingen wollen.) Wie ehren wir die Meister würdig? (Wir erkennen ihre Verdienste an, stellen sie hoch über uns und suchen von ihnen zu lernen.) Wozu darf aber die Verehrung nicht werden? (Zur blinden Nachahmung. — Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.)

Str. 8. Wo ist Wohnung und Werkstätte des deutschen Dichtergeistes? (In der freien Natur, in den frischen Eichenhainen.) Wo

nicht? (In Marmorpalästen, wo ein kaltes, steifes, herkömmliches Zeremoniell den frischen, freien Geist in Fesseln legt. Auch nicht in dumpfen, toten Tempeln, wo Formendienst die Seele ermattet und stumpf macht, statt daß lebendige, freudige Frömmigkeit die Flügel des Geistes regt.)

2. Charakter der Poesie. Sie ist eine himmlische Gabe, kein Vorrecht einzelner, sondern verbreitet im ganzen deutschen Lande. Sie schafft Freude und Leben, findet den zarten Ausdruck der Liebe und den zerschmetternden des Zorns. Sie ist insonderheit die Sprache der Jugend, der klangvolle Ausdruck ihres heißen Dranges. Sie läßt sich nicht herbei zwängen, sondern kommt zur glücklichen Stunde. Sie weiß nichts von geheimen Künsten und entringt sich den Fesseln der Formen und Regeln. Sie erniedrigt sich nicht zur Nachahmung, flieht kalte Paläste und dumpfe Tempel, hat aber in den frischen Wäldern, den stolzen deutschen Eichenhainen, ihre wahre Heimat.

3. Gedankengang. Str. 1. Wer kann, der singe im deutschen Dichterwalde. Str. 2. Die Liederkunst ist Recht und Eigentum der ganzen deutschen Nation. Str. 3. Sie ist die Sprache des Herzens, Str. 4 der Nachtigallenschlag der Jugend. Str. 5. Ein einziges Lied auf fliegendem Blatt kann Freude und Segen bringen. Str. 6. Die Poesie darf nicht wie eine Geheimkunst durch Formeln gefesselt sein. Str. 7. Sie muß die Meister ehren, aber ihre Freiheit wahren. Str. 8. Nicht in der Fürsten- und Herrengunst, sondern im lebendigen, freien Verkehr mit der Natur gedeiht sie.

Grundgedanke. Die deutsche Dichtkunst ist kein Privilegium einzelner, sondern ein allgemeines Recht. Nur in der Freiheit und im innigen Verkehr mit der Natur treibt sie ihre schönsten Blüten.

IV. **Verwertung.** Zeige an Uhlands Morgenlied (Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. I., S. 72), „Wie in frischen Eichenhainen webt und rauscht der deutsche Gott“!

1. Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.

2. Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.

3. Ich hab' mich längst ins Feld gemacht,
Und habe schon dies Lied erdacht,
Und hab' es laut gesungen.

a) Entstehung des Liedes. Die Dunkelheit liegt noch wie ein Schleier auf der Frühlingserde. Kein Strahl des goldnen Morgenlichts säumt den östlichen Himmel. Keine Glocke im Dorfe summt den frühen Morgengruß. Still und schweigend ruht der weite, grüne Wald. Kein Vogelsang schwingt sich zum Morgenhimmel auf. Nur zuweilen läßt sich leises Zwitschern wie ein klingender Hauch von den träumenden Vögeln auf den Zweigen hören. Nur der Dichter ist wach. Es hat ihn aufgeweckt und hinaus getrieben in Feld und Wald. Die heilige Stille, die Unendlichkeit des Waldes, die schlafenden Lieder der Vögel ergreifen

und erheben seine Seele. Seine Gedanken und Empfindungen weben sich zum Gedichte und rauschen und klingen als lautes Lied aus dem übervollen Herzen in die heilige Waldeinsamkeit.

b) Gedankengang. Schlaf im Dorfe, Stille im Walde, Leben und Erhebung im Gemüte. Es schweigt die Glocke, die Zunge des Dorfes; es schweigt der Vogelsang, die Sprache des Waldes; aber es erklingt das Lied, die Sprache des Herzens. — Der Dichter ist der erste und berufenste Dolmetscher der Natur. Sein Fuß steht auf der Erde, sein Gedanke dringt ein in das geheime Leben und Weben der Natur, und seine Seele schwingt sich auf zum Himmel. P.

206. Das Schifflein.

Ludwig Uhland, Gedichte und Dramen. Stuttgart 1876. II, 62.

1. Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise[1]);
Es schweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern.[2]).

2. Was zieht hier aus dem Felle[3])
Der braune Weidgeselle?[4])
Ein Horn, das sanft erschallet.
Das Ufer wiederhallet.[5])

3. Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stift und Habe[6])
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.[7])

4. Das Mädchen saß so blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede[8]);
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.[9])

5. Die Rudrer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen[10]);
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget.[11])

6. Hart stößt es auf am Strande[12]);
Man trennt sich in die Lande[13]):
„Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?"[14])

I. **Erläuterungen.** 1) Das Schifflein, ein Kahn oder Nachen, zieht in die silberhelle Flut des Flusses dunkle Furchen, die mit Geleisen oder Wagenspuren verglichen sind. 2) Die Fahrt hat eben begonnen. Die Reisegefährten sind von allen Seiten an der Landestelle zusammengekommen und in das Schifflein getreten. Sie kennen sich nicht. Nun sitzen und stehen sie umher, reden aber nicht miteinander, weil sich jeder scheut, zuerst das Schweigen zu brechen. Man fürchtet sich vor dem Klange der eigenen Stimme und vor einer kühlen Abweisung. 3) Eine Jagdtasche, die mit Dachs- oder Hundefell überzogen ist. 4) Ein Jägerbursche (Weidmann = Jäger, Weidwerk = Jagd), dessen Gesicht und Hände von der Sonne, von Wind und Wetter gebräunt sind. 5) Die sanften Töne des Jagd- oder Waldhornes werden von den Hügeln des Ufers als Echo zurückgeworfen. 6) Ein Wanderbursch schraubt von seinem Reisestocke oben die Habe, d. h. den Handgriff, und unten den Stift, d. h. die Spitze oder den Stachel, und siehe! es ist eine Flöte, d. h. eine Querpfeife mit Löchern und Klappen, daraus geworden. 7) Die hellen Flötentöne verbinden sich mit den dumpfen, ergreifenden Horntönen. 8) Das schüchterne Mädchen, das unter den fremden Menschen scheu und schweigsam vor sich niederschaute, wird durch die bekannte Melodie, ihre Gesangslust und die sichtliche Teilnahme der Reisegefährten zum Gesange des Liedes ermutigt. 9) Ein Terzett aus einem musikalischen Blech-

instrumente, einem Holzinstrumente und einer Menschenstimme! Wald, Landstraße und Haus vereinigen sich in einem Volksliede. 10) Die Musik belebt und regelt mit ihrem Rhythmus die Arbeit der Ruderer, die nun nach dem Takte ihre Ruder in das Wasser niederschlagen und emporheben. 11) Dadurch wird die Bewegung des Schiffes regelmäßig, sanft und rasch. Die Musik schaukelt und wiegt es gleichsam wie eine Wiege. 12) Am Landungsplatze des Ufers stößt es mit einem Ruck an. Das Ende der schönen Fahrt ist auch ein Ruck und Stoß an die Herzen. 13) Die Reisegefährten eilen in verschiedenen Richtungen auseinander und gehen verschiedenen Berufszielen nach. 14) Sie sind bekannt geworden, haben sich lieb gewonnen und müssen sich nun trennen. Da erhebt sich die Frage und Klage der Wehmut: „Wann kommen wir je wieder so schön zusammen?"

II. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. An einem schönen Sommertage gleitet ein Ruderschiff auf einem wasserreichen Strome, es sei der Rhein, dahin und zieht dunkle Furchen in die helle Flut, die um das Schiff leicht schäumt und sich kräuselt. Die Ufer sind mit Weinbergen eingefaßt, die Hügel mit Burgen gekrönt. Viele Reisende sitzen auf Bänken umher. Ein gebräunter Jägerbursche bläst auf dem Waldhorn, ein bestäubter Wanderbursch auf einer Flöte. Ein Mädchen singt ein Lied dazu. Die übrigen Wandergenossen hören teilnahmvoll zu oder summen mit. Von den Ufern antwortet das Echo. Die Ruderleute heben und senken die Ruder nach dem Takte der Musik.

2. Gedankengang. Str. 1. Die Wanderer schweigen im dahingleitenden Schiffe. Str. 2. Ein mutiger Jägerbursche zieht ein Horn aus der Jagdtasche und bläst darauf. Str. 3. Ein Wanderbursch verwandelt seinen Stock in eine Flöte und begleitet das Horn. Str. 4. Das schüchterne Mädchen fällt ermutigt mit Gesang ein. Str. 5. Die Ruderer bewegen das Schiff nach dem Takte der Musik rasch und sanft. Str. 6. Man trennt sich mit Wehmut und wünscht ein Wiedersehn.

Grundgedanke. „Finden und verlieren, vereinigen und trennen," so geht's auf Reisen, so im Leben! — Scheiden ist unser Los, Wiedersehen unsere Hoffnung. — Kaum hat man sich genähert, so wird man getrennt; kaum ist die Zuneigung geweckt, so muß sie verwelken; kaum hat sich der Mund zutraulich geöffnet, so muß er Lebewohl sagen. — Es giebt eine Sprache, die alle verstehen, welche die Fremden bekannt und vertraut macht, die das Gemüt erfreut, den Mund öffnet und die Herzen nähert: das ist die Musik, das ist jede Kunst.

III. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. a) Verwandle das Gedicht in eine schlichte Erzählung! — b) Schildere den Schauplatz! — c) Suche Gedichte, Geschichten und Sprüche, die vom Finden und Verlieren, vom Scheiden und Wiedersehn handeln! — d) Vergleiche unser Leben mit einer Stromfahrt! — e) Was mildert den Schmerz der Trennung? P.

207. Wanderlied.

Justinus Kerner, Lyrische Gedichte. Stuttgart 1854, S. 105.

1. Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben,
Geschieden muß sein.
Ade, nun ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus. U. s. w.

(Das Lied ist ganz bekannt.)

I. **Erläuterung.** Str. 1. Wohlauf zum Wandern! so heißt die Losung. Jedem deutschen Jüngling steckt neben der Liebe zur Heimat die Wanderlust im Blute. Den schönsten, sangbarsten Ausdruck hat diese „Sehnsucht in die Ferne“ in dem Kerner'schen Wanderliede gefunden. Ein frischer, stattlicher Bursche sitzt zum letztenmale im Kreise seiner Lieben und trinkt mit ihnen den Abschieds- oder Valettrunk. Ein unwiderstehlicher Drang zieht ihn in die Weite. Er will die Welt sehen, die Städte der Menschen bewundern, die Wälder durchschweifen und die Meere durchschiffen. Jetzt erhebt er sich mit den Worten: „Wohlauf denn, es muß geschieden sein!“ Noch einmal klingen die Gläser mit dem funkelnden Wein zusammen. „Auf glückliche Reise und frohe Heimkehr!“ ruft man ihm zu. Dann wirft er das Ränzel auf den Rücken, greift zum Wanderstabe und sagt den lieben Menschen und der lieben Heimat Lebewohl. (Ade oder Adieu heißt: mit Gott!) Str. 2 und 3. Woher diese Wanderlust? Die Sonne am Himmel umzieht unermüdlich Länder und Meere mit ihrem Strahlenkreise; die Wogen kommen und gehen am einsamen Meeresstrande; die Stürme brausen mächtig über die Lande dahin; die Wolken eilen über das blaue Himmelszelt, und mit ihnen um die Wette fliegen die Wandervögel dem schönen Süden zu: Alles auf der Mutter Erde ist in Bewegung und wandert rastlos hin und her. Warum sollte der Bursche den Beispielen, die ihn rings umgeben, nicht folgen, der wanderlustigen Mutter „Welt“, d. h. Erde, nicht zu gleichen suchen? Str. 4 und 5. Was findet er Heimatliches in der Fremde? Die bekannten Zugvögel aus der Heimat, vom väterlichen Hause und Hofe, begrüßen ihn mit heimatlichen Liedern in der Ferne. Bekannte Blumen blühen und duften am fremden Strande. Wie sind sie hierher gekommen? Vor Jahren pflanzte der Jüngling Blumen dieser Art in den Garten seiner Eltern, um diesen oder der lieben Braut dann einen Strauß daraus zu binden. Die Lüfte trugen den reifen Samen ins Meer; die Wogen aber spülten ihn an den fremden Strand; hier ging er auf, und nun begrüßen die bekannten Blumen wie Boten der Liebe aus der Heimat den Wanderburschen. So folgt ihm die Liebe, giebt ihm Mut und Freudigkeit in der Fremde, schafft sie zur Heimat um und zieht ihn immer wieder dahin zurück, wo ihr Urquell ist.

II. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild. Im Zimmer steht ein frischer Jüngling in knapper Reisekleidung. Auf dem Rücken hängt das Ränzel,

an der Seite die umstrickte Flasche. Die linke Hand hält einen derben Knotenstock, die erhobene Rechte ein Glas mit funkelndem Wein. Seine Freunde, die zur Abschiedsfeier gekommen sind, haben sich am Tische erhoben und stoßen mit ihm an auf „glückliche Reise und frohe Heimkehr". Die Eltern des Burschen trocknen sich die Thränen, welche das Weh der Trennung aus ihren Augen preßt. Draußen lacht blauer Himmel und goldener Sonnenschein. Leichte Wolken wandern über den Himmel; Vögel fliegen durch die Luft; ein frischer Wind bewegt Blätter und Zweige und trägt den Duft der Blumen ins Zimmer. Am väterlichen Dache zwitschern die Schwalben. Unfern stehen die blauen Berge mit der Wälderkrone auf dem Haupte und den Weinbergen an den Seiten. — Schildere als zweite Scene: Der Jüngling am fremden Strande (z. B. in Ägypten, Algier 2c.) sieht heimatliche Zugvögel, wandernde Wogen und ziehende Wolken von Norden kommen, bemerkt bekannte Blumen und saugt ihren Duft ein. Die Macht liebender Erinnerung umfängt ihn.

2. Charakter des Jünglings. Weise nach, daß der Jüngling wanderlustig, frohgemut, sanglustig, ein Freund der Blumen, verständnisvoll für die Sprache der Natur, im Banne der Erinnerung und von der Liebe begleitet und gehalten wird!

3. Gedankengang. Str. 1. Der Wandertrieb reißt den Jüngling aus der Heimat und von den Lieben hinaus in die Ferne. Str. 2 und 3. Er folgt dem Beispiele der Sonne, der Wogen, der Stürme, der Wolken und der Zugvögel. Str. 4 und 5. In der Fremde findet er als Grüße der Liebe aus der Heimat bekannte Zugvögel und duftige Blumen, die ihm die Heimat in das fremde Land zaubern.

Grundgedanke: Die Wanderlust zieht uns hinaus in die Fremde, aber die Erinnerung begleitet und die Liebe hält uns; sie macht die Fremde zur Heimat und führt uns endlich wieder zurück.

4. Schönheit in der Form. Die wellenartig bewegten Daktylen, der Wohllaut der Sprache, die schönen Bilder, der Hauch von Liebe und Leben, die Versöhnung von Wanderlust und Heimatsliebe, vom unruhigen Schweifen in der Ferne und vom ruhigen Haften an der heimatlichen Scholle, und endlich nicht zum geringsten die schöne Melodie haben das Lied zu einem Liebling von jung und alt, zum beliebtesten Scheide-Hymnus bei Trennungen gemacht.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." — Willst du wandern, dann nimm die Erinnerung an und die Liebe aus der Heimat mit — „Wo meine Liebe, da ist meine Heimat."

2. Verwandtes. „Das Wandern ist des Müllers Lust" — (I, S. 237). „O wunderbares, tiefes Schweigen" — (II, Nr. 174). Suche andere Reiselieder!

3. Aufgaben. 1. Vergleiche von Ludw. Tieck: „Zuversicht." (Bibl. deutsch. Klass. Hildburghausen 1864. Bd. XIV, S. 244.)

1. Wohlauf, es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

2. Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort.
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

3. Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

4. Und, Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern'?
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh die Fremde gern!

5. Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh und such es nur!
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur!

6. Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau!
Es wechselt Freude stets mit Leid:
Dem Glücke nur vertrau!

7. Soweit dich schließt der Himmel ein,
Gerät der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte sind Wanderlieder, die mit Wohlauf! beginnen. In beiden locken die rastlose Sonne, das rauschende Wasser und der brausende Wind hinaus in die weite Welt, in Feld und Wald, über Berge, Felder und Meere. In beiden ist die Liebe der Ring, der die Wanderer hält und zur Heimat des Glückes wird.

2. Verschiedenheiten. A ist der Abschiedsgruß eines Scheidenden, B die Aufforderung zum Wandern an solche, die sich zwar hinaussehnen, aber doch zaghaft daheim hocken bleiben. In A haftet die Woge des Meeres nicht am Strande, in B rauscht der Strom lustig fort. In A eilen die Wolken, in B reist der Mond hin und her. In A wandern die Zugvögel, in B kommt der Abend und flieht der Morgen. In A reißt sich der Wanderer frohgemut los, in B muß er getrieben und geschoben werden. In A wandert er ziellos hinaus, in B soll er draußen sein Glück suchen. In A wird dem Wandrer die Fremde zur vertrauten Heimat durch bekannte Vögel, Blumen und liebende Erinnerungen, in B muß ihm erst Sorgen und Bangen ausgeredet und das Glück der Liebe in der Ferne verheißen werden. P.

208. Der Jäger Abschied.

Joseph v. Eichendorff, Gedichte. Leipzig 1874. S. 149

1. Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl, den Meister will ich loben,
Solang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

2. Tief die Welt verworren schallt;
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

3. Banner, der so kühle wallt,
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu uns aufgezogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

4. Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten;
Ewig bleiben treu die Alten.
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl,
Schirm dich Gott, du schöner Wald!

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Am 3. Februar 1813 erließ Friedrich Wilhelm III. von Preußen einen Aufruf an die gebildete Jugend

seines Volkes, sich freiwillig zu bewaffnen und in den Dienst des Vaterlandes gegen den fremden Unterdrücker Napoleon zu stellen. Tausende folgten dem Rufe, strömten von allen Seiten des Vaterlandes zusammen und bildeten die freiwilligen Jäger, von denen besonders die Lützower berühmt wurden. Auch der 24jährige Freiherr Joseph von Eichendorff auf Lubowitz in Schlesien trat freiwillig ein und machte die Befreiungskriege mit. Seinen und seiner Kameraden Abschied von dem geliebten Walde hat er nach der Meinung mancher Ausleger ergreifend in dem obigen Liede dargestellt. Dasselbe wäre danach ein Wald- und Jägerlied mit patriotischem Unter- und Hintergrunde. Durch die herrliche Komposition Mendelssohns ist es zu einem Lieblinge der deutschen Sänger geworden. Nur hat der Komponist Strophe 3 weggelassen und die 4. Zeile der vierten Strophe geändert in: „Bis das letzte Lied erschallt." — Dr. K. Reisert in Würzburg hat in den „Blättern für das Gymnasialschulwesen", XXXI. Jahrg. S. 401—410, überzeugend nachgewiesen, daß das Lied nicht als „gewaltige patriotische Dichtung" 1813 entstanden, mit den Jägern nicht die Lützower, mit dem Walde nicht Deutschland gemeint sei; das Lied sei 1810 entstanden, als Joseph von Eichendorff mit seinem Bruder Wilhelm von Lubowitz nach Wien abreiste, um in österreichische Staatsdienste zu treten. Mit dieser Abreise könne man das Lied in Beziehung setzen.

II. **Erläuterungsfragen.** Str. 1. Wie ist der Wald aufgebaut? (Er steigt gleichsam in Stockwerken immer höher hinauf.) Wie lange soll das Lob des Baumeisters erschallen? (Solange die Stimme einen Klang, das Herz einen Schlag hat.) Warum muß der schönen Heimat Lebewohl gesagt werden, und warum wiederholt sich dieser Kehrreim? (Der Abschied ist gar zu schwer, aber die Umstände fordern ihn.) — Str. 2. Wie liegt die Welt (d. h. die Stätten des regen Menschenverkehrs) zu dem einsamen Walde? (Tief, in der Tiefe.) Was schallt verworren (wirr, bunt) durcheinander? (Waffenlärm, Krieg und Kriegsgeschrei.) Welch friedlich schönen Gegensatz bietet der Wald oben zu der Unruhe unten? (Grasende Rehe.) Wie verlassen die Jäger den Wald? (Mit Hörnerklang.) Wie verhallt er tausendfach? (Das Echo antwortet von Bäumen und Felsen.) — Str. 3. Warum ist wohl hier dem Banner (Heerfahne) das männliche Geschlecht gegeben? (Der Banner ist ein Zauberer, der mit geheimnisvoller Macht alle in seinen Bann schlägt, in seinen Dienst zwingt, wie die Fahne den Soldaten. Möglich, daß dem Dichter beide Bedeutungen ineinander flossen.) Wie wallt das Banner kühle und hat grüne Wogen? (Ein kühler Luftzug setzt das Blättermeer in wallende Bewegung.) Welche frommen Sagen knüpfen sich an den Wald? (Von schirmenden Baum- und Quellengottheiten.) Wie hat der Wald die Jäger treu aufgezogen? — Str. 4. Was haben sie im Walde gelobt? (Dem Vaterlande Kraft, Liebe und Leben zu widmen.) Wie wollen sie's ehrlich halten? (Indem sie tapfer kämpfen, bluten, ja sterben.) Was wollen sie als heiliges Erbe der Väter, der Alten oder

Altvordern, bewahren? (Die deutsche Treue.) An welche deutsche Paniere (Banner), die rauschend im Winde wallen, denkt der Dichter? (An die bewegten Blätter des Waldes und das flatternde Fahnentuch.) Warum wird der Wald zuletzt dem Schutz und Schirme Gottes empfohlen? (Weil seine bestellten Wächter und Hüter fortziehen müssen.)

III. **Vertiefung.** 1. Zeichne nach dem Gedichte ein Lagebild, wie eben ein Trupp bewaffneter Jäger den Wald verläßt!

2. Suche die Eigenschaften und Thätigkeiten eines rechten Jägers!

3. Gedankengang. Str. 1. Der allmächtige Baumeister des herrlichen Waldes sei immerdar gepriesen — auch beim Abschiede. Str. 2. Mit Hörnerklang, dem das verhallende Echo antwortet, verlassen wir den einsamen Wald droben und steigen nieder in den Lärm der Welt. Str. 3. Bisher lebten und wirkten wir unter dem grünen, kühlen Banner des Waldes. Str. 4. Nun ziehen wir hinaus, stellen uns unter das deutsche Panier und wollen ehrlich und treu unser Waldgelübde erfüllen.

Hauptgedanke: Lebe wohl, lebe wohl, du schöner Wald, die Pflicht ruft uns hinaus! Gott schirme dich!

4. Schönheiten. Recht wirkungsvoll sind die Gegensätze zwischen dem Frieden des Waldes und dem verworrenen Lärm der Welt, den grasenden Rehen und den gerüsteten Jägern, der Neigung zum Bleiben und der Pflicht zum Marschieren, dem grünen Banner des Waldes und dem deutschen Panier, dem Gelübde im Walde und der Erfüllung draußen. Der Kehrreim spiegelt den Schmerz des Abschieds wieder. Das letzte Mal fließt eine Bitte um den göttlichen Schutz hinein.

IV. **Verwertung.** 1. Vergleiche Eichendorffs Abschied (im Walde bei Lubowitz) (Gedichte. Leipzig 1874. S. 151) a) nach seinen verwandten und b) nach seinen eigentümlichen Zügen!

1. O Thäler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen[1])
Andächt'ger Aufenthalt![2])
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt[3]);
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt![4])

2. Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt[5]),
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt[6]),
Da mag vergehn, verwehen,
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.[7])

3. Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort.[8])
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.[9])

4. Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde gehn[10]),
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn[11]);
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.[12])

1. Erläuterungen. 1) Der Dichter nimmt Abschied von dem Walde, der ihm wie eine Heimat lieb geworden ist. 2) Der schöne ein-

same Wald war ihm ein Tempel, dem er andachtsvoll sein Weh und seine Lust anvertraute. 3) Draußen rauscht und saust die Welt in ihrer geschäftigen Erwerbslust und Genußsucht; alles rennt nach Glück und Genuß; einer betrügt den andern; das Leben gleicht dem bunten Gewirre der Webstühle in einer Webefabrik. 4) Welch herrlichen Gegensatz bildet das weite, stille, grüne Zelt des Waldes mit seinen Laubbogen und Baumhallen! 5) Morgens steigen die Nebel wie weißer Rauch auf, und der Tau blinkt wie Perlen am Grase. 6) Im Herzen klingen frohe Lieder. 7) Jeder neue Morgen soll mit der Nacht das alte Leid begraben und neue Kraft erstehen lassen. 8) „Der Wald steht schwarz und schweiget", ein einziges, großes, stilles, ernstes Gotteswort: „Thu still und treu deine Pflicht; liebe selbstlos Gott und deine Brüder; vertraue unerschütterlich Gott als deinem Hort (Schatz und Schutz)!" 9) Wer Gottes Wort und Willen versteht, der versteht sich selbst, seine Aufgaben und die Rätsel des Lebens. 10) Er ist der Welt und ihrem Treiben fremd, wie sie ihm fremd und unverständlich ist. 11) Die auf den Gassen und Straßen sich bunt durcheinander drängende Menschenmenge ist ein Schauspiel für ernste Zuschauer, die innerlich zur Klarheit gekommen sind. 12) Die Erinnerung an das ernste, reine Leben im Walde wird eine Quelle ewiger Jugend, steter Frische und Freudigkeit für den im Menschengewühl Einsamen werden. Seine Seele wird sich zu Gott erheben, sein Herz in Erinnerung glücklich sein, und einsam wird er nicht allein, wird nicht unglücklich sein.

2. Beweise nach Strophe 1, daß unter dem grünen Laubdach des Waldes Friede und Schönheit, in der Welt aber Unruhe und Betrug herrscht; nach Str. 2, daß die Schönheit des Waldes in der Morgenfrühe das Leid vertreibt und die Kraft verjüngt; nach Str. 3, daß das Leben im Walde, seine stille, ernste Schönheit das Herz über sich und seine Pflicht klärt; nach Str. 4, daß ich fremd und einsam durch das Getümmel des Lebens gehen, aber in den tiefen Eindrücken des Waldaufenthalts einen Quell ewiger Jugend in mir haben werde!

P.

209. Lieb Heimatland, ade!

A. Disselhof. (Volkslied.)

1. Nun ade, du mein lieb Heimatland,
Lieb Heimatland, ade!
Es geht jetzt fort zum fernen Strand,
Lieb Heimatland, ade!
Und so sing' ich denn mit frohem Mut,
Wie man singet, wenn man wandern thut,
Lieb Heimatland, ade!

2. Wie du lachst mit deines Himmels Blau,
Lieb Heimatland, ade!
Wie du grüßest mich auf Feld und Au,
Lieb Heimatland, ade!
Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn;
Doch jetzt zur Ferne zieht's mich hin,
Lieb Heimatland, ade!

3. Begleitest mich, du lieber Fluß?
Lieb Heimatland, ade!
Bist traurig, daß ich wandern muß?
Lieb Heimatland, ade!

Vom moos'gen Stein am wald'gen Thal,
Da grüß' ich dich zum letzten Mal,
Mein Heimatland, ade!

I. **Vorbereitung.** Ein Jüngling, dessen Heimat an einem der sechs großen deutschen Flüsse gelegen war, fühlt in sich den unwiderstehlichen Drang nach der Ferne und Fremde. Er geht darum auf die Wanderschaft. Kaum aus seinem Heimatsorte herausgetreten, beginnt er auf der Straße ein Abschiedslied zu singen, in welchem er der Heimat ein „Lebewohl" zuruft, sein Wanderziel angiebt (zum fernen, weiten Strand des Meeres treibt es ihn) und in welchem er es ausspricht, daß er mit Freudigkeit und frohem Mute auf die Wanderung sich begiebt. Das Wetter ist heiter, die Sonne lacht von dem blauen Himmel hernieder, sein Heimatland ist schön — und ihm ist's, als ob die traute Heimat — die grünen Wiesen, die fruchtbaren Felder, das freundliche Himmelsblau und der muntere Fluß — ihm noch einen herzlichen Gruß zurufen und sagen wollten: „Bleibe doch hier!" Dem entgegnet er, daß er seine Heimat — Gott weiß es — treulich und inniglich liebt, daß aber jetzt seine Sehnsucht nach der Ferne und Fremde noch größer ist. Den heimischen Fluß, der ihm seit seinen Knabenjahren ein lieber Freund war, fragt er, ob er ihm das Geleite geben wolle, und ob er über seinen Abschied trauere. Nachdem er einen Berg erstiegen, wendet er sich noch einmal um und setzt sich auf den großen, mit Moos bewachsenen Stein am Waldessaume. Da liegt sie vor ihm, die schöne Heimat, durchzogen von dem Silberbande des Flusses, der traute Heimatsort (Dorf oder Stadt) und das liebe Vaterhaus, und er ruft wehmütig aus: Euch alle grüß' ich jetzt zum letztenmal, ade! lebt wohl und Gott befohlen!

II. **Zur Erläuterung.** 1) Ade aus dem Französischen à dieu = mit Gott! Gott befohlen! im weitesten Sinne: leb wohl! 2) Strand = Ufer des Meeres, Küste, Gestade. 3) Gott weiß = Beteurung der Wahrheit. 4) Zu dir steht stets mein Sinn = dich lieb' ich, du bist mir ewig wert, teuer und lieb. 5) Zur Ferne zieht's mich hin, das will sagen: In mir lebt ein unwiderstehlicher Zug nach der Ferne und Fremde. 6) Fluß, du begleitest mich, denn auch du willst wie ich zum fernen Meeresstrande, auch dich drängt es, wie mich, dorthin.

III. **Vertiefung.** 1. Grundgedanke: In der Brust eines jeden Deutschen herrscht namentlich während der Jünglingszeit ein heftiger Widerstreit zwischen der innigen Liebe zur Heimat und zwischen dem starken Zuge des Herzens nach der Ferne und Fremde, nach Erweiterung des Wissens und nach einem größeren Wirkungskreise.

2. Verwandtes: Siehe die Scheidelieder Nr. 210 und 211!

3. Nachweis der Schönheiten dieses Liedes, namentlich, daß es völlig frei von jeder Sentimentalität der Scheidelieder und wohl geeignet ist, zu einem Volksliede zu werden. R. D.

210. A. Sehnen und Scheiden.*)

„Unsere Lieder.“ 3. Aufl. Hamburg 1861. S. 182.

1. Da drunten im tiefen Thale,
Da treibet das Wasser ein Rad;
Mich aber, mich treibet das Sehnen
Vom Morgen bis Abend spat.

2. Das Mühlrad ist nun zerbrochen,
Das Sehnen hat nimmer ein End'.
Und wenn sich zwei Freunde thun scheiden,
So reichen's einander die Händ'.

3. Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat solch unsägliches Leiden
Manch jungem Herzen gebracht.

I. **Vorbereitung**. Ein junger Wanderbursch, im Banne des Heimwehs stehend, kommt auf seiner Wanderung in ein tiefes Thal, wo im Schatten dunkler Erlen einsam eine Wassermühle liegt. Im Anschauen derselben vertieft, bricht er unwillkürlich in die Worte der Str. 1 aus. — Nach Jahresfrist kehrt er hierher zurück und stimmt in die Klage ein, die in Str. 2 und 3 ausgesprochen ist.

II. **Vermittlung und Vertiefung**. Gliederung des Inhalts. a) Wie das Wasser das Mühlrad, so treibt den Wanderburschen die Sehnsucht wieder nach der Heimat. b) Das Mühlrad ist zerbrochen, die Mühle steht still, aber die Sehnsucht im Herzen des Wandrers hat nimmer ein Ende. c) Grund: Er hat seinem Freunde die Hand darauf gereicht, zu ihm zurückzukehren. d) Klage über den Ursprung des Scheidens und Meidens. Die allein richtige Antwort hierauf giebt der Dichter Ernst von Feuchtersleben:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.“

e) Klage über die traurigen Folgen und das Ende des Scheidens. Treffend ausgesprochen von E. Geibel (Gedichte, Stuttgart 1876. 81. Aufl. S. 275):

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größres nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

III. **Verwertung**. Vergleichung mit einem zweiten Volksliede:

---

*) Aus der großen Anzahl von Scheide- und Abschiedsliedern, an denen unsere vaterländische Litteratur so reich ist, und von welchen nicht wenige auch in die Lesebücher aufgenommen sind, haben wir hier zur Erläuterung zwei Volkslieder ausgewählt, eins eines Längstgeschiedenen und eins eines Scheidenwollenden. Ähnlich der Erläuterung dieser Lieder wird sich auch die Behandlung der übrigen Scheidelieder zu gestalten haben.

B. Lebewohl.

Vergl. Arnim und Brentano. Des Knaben Wunderhorn. 2. Aufl. Berlin 1876. Bd. II. S. 273 und G. Scherers Jungbrunnen. 3. Aufl. Berlin 1875. S. 179.

1. Morgen muß ich weg von hier
Und muß Abschied nehmen;
O du allerschönste Zier,
Scheiden das bringt Grämen!
Scheiden macht mich so betrübt,
Da ich dich so treu geliebt,
Über alle Maßen,
Soll ich dich verlassen.

2. Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen; —
Sonn' und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen.
Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treulich liebend Herz
Muß von seines Gleichen
Eine Zeitlang weichen.

3. Dort auf jener grünen Au
Steht mein jung frisch Leben.
Soll ich ich denn mein Lebenlang
In der Fremde schweben? —
Hab' ich dir was Leid's gethan,
Halt ich um Verzeihung an;
Reich mir Mund und Hände,
Denn es geht zum Ende!

4. Denk zu Zeiten noch an mich,
Wenn ich nun werd' scheiden;
Du wirst mir auf ewiglich
Im Gedächtnis bleiben.
Hörst du oftmals Vögelein,
Wisse, daß es Boten sei'n,
Die mit ihrem Singen
Einen Gruß dir bringen.

5. Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sei'n,
Die ich zu dir sende.
Tausend schick' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke,
Weil ich dein gedenke.

A. Ähnlichkeiten. 1. Beide Volkslieder sprechen die tiefe Klage und den Schmerz über die Bitterkeit des Scheidens aus. 2. Beide sagen, daß sich die Scheidenden zum Abschiede Mund und Hände reichen.

B. Verschiedenheiten. 1. In dem ersten Liede ist von einem Geschiedenen die Rede, der schon lange Zeit der Heimat und den Lieben fern ist, in dem zweiten hingegen von einem Scheidenden, der erst morgen die Heimat verlassen will. 2. In A wird danach gefragt, wer nur das Scheiden erdacht hat, in B wird ein Grund dafür angegeben (Sonne und Mond bewegen sich 2c.)

C. Eigentümliches von A: 1. Hier wird das Sehnen des Herzens nach der Heimat und den Lieben mit dem Wasser verglichen, das jahraus, jahrein das Mühlrad treibt. 2. Das Mühlrad steht still, weil es zerbrochen ist, das Sehnen des Herzens hat kein Ende, weil die Liebe ewig währt.

D. Eigentümliches von B: 1. Die Bitte um Verzeihung. 2. Die Bitte des Scheidenden an seine Lieben, seiner zu gedenken, und sein Versprechen, auch sie im Gedächtnis zu behalten. 3. Erinnerung und Versprechen des Scheidenden, daß er die Vöglein als Boten seiner Grüße und die Winde und Lüftlein als Zeichen seiner Seufzer und Klagen senden will. R. D.

211. A. Scheiden.

E. v. Feuchtersleben. Veränd. n. Colshorn in „Des Mägdleins Dichterwald". Hannover 1875. S. 62.

1. Es ist bestimmt in Gottes Rat,¹)
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden;
Wiewohl doch nicht's im Lauf der Welt²)
Dem Herzen, ach, so sauer fällt
Als Scheiden, ja Scheiden!

---

¹) Rat = Ratschluß, Fügung, Wille Gottes. ²) Lauf der Welt = die Art und Weise, wie es in der Welt zu gehen pflegt.

2. So dir geschenkt ein Knösplein was,[3]
So thu es in ein Wasserglas!
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf:
Das wisse, ja wisse!

3. Und hat Gott Liebes dir beschert,
Und hältst du es recht innig wert,
Das deine:
Es wird nur wenig Zeit wohl sein,
Da läßt es dich so gar allein;
Dann weine, ja weine!

4. Nun mußt du mich auch recht verstehn,
Nun mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn:
Wenn Menschen auseinander gehn,
So sagen sie: „Auf Wiedersehn!
Auf Wiedersehn!"

I. **Vorbemerkung.** Aus pädagogischen Gründen sind einige kleine Textänderungen vorgenommen, die hier entschuldigt werden können; dieselben beziehen sich auf die 3. Strophe, welche bekanntlich nach Mendelssohn so lautet:

„Und hat dir Gott ein Lieb beschert,
Und ist sie dir recht innig wert,
Die deine:
Es wird nur wenig Zeit wohl sein,
Da läßt sie dich so gar allein,
Dann weine, ja weine!"

Im ganzen wird durch diese Veränderungen dem Inhalte kein Zwang angethan, und die Schönheiten des Gedichtes leiden nur wenig darunter. Anderseits ist es aber notwendig, die Jugend mit diesem schönen, volkstümlichen Liede bekannt zu machen, denn es ist ja eins von denjenigen, welches dank der Komposition Mendelssohns in geselligen Kreisen so gern gesungen wird, und das, recht verstanden, trotz des Anflugs von Sentimentalität, nicht nur zu edlen Gedanken und Entschließungen anregt, sondern auch wirklich eine erziehende und veredelnde Kraft äußert.

II. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1: „Es ist bestimmt in Gottes Rat ꝛc." Nach „Gottes Rat" müssen wir „vom Liebsten" scheiden. In diesen Worten stellt uns der Dichter sogleich auf einen sittlichen Standpunkt; Gottes Ratschluß ist es, daß man nicht für immer mit dem „Liebsten, was man hat," zusammen sein kann. Ein frommer Mensch findet darin schon einen Trost; denn der Wille Gottes ist für ihn heilig; bittet er doch in der dritten Bitte: „Dein Wille geschehe." Vom „Liebsten" muß man scheiden. Was ist denn das „Liebste"? Dem Kinde sind's die Eltern, den Eltern sind's die Kinder, dem Freunde ist's der Freund, dem Manne das Weib, dem Bräutigam die Braut: kurz jeder muß von dem, was er in der Welt am meisten liebt, früher oder später scheiden. Zwar giebt es noch andere Dinge außer den Menschen, von denen wir einmal scheiden müssen, das Vaterhaus, die Heimat, das Vaterland und alle Güter dieser Welt; aber zunächst sind uns nur Personen das Liebste. Für sie opfert man alles Übrige. Welche Opfer legt sich ein liebender Vater auf wegen seines Sohnes; welche unsägliche Leiden, Mühen und Entbehrungen duldet eine treue Mutter für ihr geliebtes Kind! Wie treu halten im Unglück liebende Gatten und Brautleute zusammen!

---

[3]) was = ward.

Was man aber für sein „Liebstes“ auf dieser Welt hält, von dem scheidet man ungern. Darum sagt der Dichter: „Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt“ 2c.

Nichts auf der Welt fällt unserm Herzen so sauer, d. h. drückt unser Herz so schwer, als die Scheidestunde. Alle Gründe, die der Verstand etwa vorbringt, können unser Herz nicht befreien von der Last, die durch den Verlust auf dasselbe gewälzt ist. Wie wahr der Dichter in den wenigen Worten die Gemütsverfassung der Scheidenden schildert, das können nur diejenigen begreifen, die schon solche Verluste erlebt haben. Was drückt schwerer als die Thräne, welche wir am Grabe unserer Lieben weinen? Dem Menschen ist von Gott die Liebe ins Herz gepflanzt. Mit dem Scheiden unserer Lieben ist gleichsam die Liebe zu Ende; wir können sie nicht mehr durch Worte und die That beweisen, wie wir es bisher so gerne thaten. Wir können nicht mehr mit unsern Lieben uns freuen; wir können nicht mehr mit ihnen den Schmerz und den Kummer teilen. O, das ist schwerer als alles andere auf der Welt! Das alles drückt der Dichter so schön in den wenigen Zeilen aus. Nicht umsonst hat er das „ach!“ mitten in den fünften Vers eingefügt, denn dadurch wird der herbe Schmerz noch nachdrücklicher bezeichnet; ebenso wirkungsvoll ist hier, wie bei allen anderen Strophen, die Wiederholung des Wortes „Scheiden“, welches die Grundidee andeutet.

Str. 2: „So dir geschenkt ein Knöspleín was 2c.“ Den in der ersten Strophe vorgeführten Hauptgedanken vom Scheiden veranschaulicht nun der Dichter durch ein besonderes Beispiel. Es ist eine Rose, das Sinnbild der Liebe, welche wir als Knospe zum Geschenk von einer lieben Person empfangen haben. Dadurch ist sie uns lieber und werter als jede andere Rosenknospe, und sie wird uns in noch höherem Grade lieb, wenn wir sie durch unsere Pflege („so thu es in ein Wasserglas“) zum Aufblühen bringen. Dadurch vereinigt sich gleichsam unser Herz mit dem Herzen dessen, der die Knospe uns geschenkt hat. Aber der Dichter ruft uns schon, ehe wir eigentlich rechten Genuß von der Rose haben, zu: „Doch wisse!“ Diese beiden Worte bereiten uns auf den Verlust vor, ehe wir den Gegenstand ganz und vollständig haben. Und was der Dichter damit meint, führt er in den beiden folgenden Versen aus: Morgen blüht das Röslein auf, und schon in der folgenden Nacht welkt es; „das wisse, ja wisse!“ —

So steht die Rose als ein Bild der Vergänglichkeit vor uns. Wie mit der Rose, so ist's auch mit den von uns geliebten Menschen. Sagt doch schon der Psalmist: „Du lässest sie dahin fahren wie ein Strom und sind wie ein Schlaf, gleich wie ein Gras, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret.“

So leitet uns der Dichter hinüber in die 3. Strophe: „Und hat Gott Liebes dir beschert 2c.“ Wie uns die Rose von lieber Hand geschenkt wird, so beschert uns Gott der Herr etwas „Liebes“: den Kindern die Eltern, dem Freunde den Freund, dem Manne die Frau, der Braut den Bräutigam 2c. Bei dem Verluste der Rose fordert uns der Dichter durch

das Wort „wisse!“ zum Nachdenken auf, denn der Verlust war immerhin ein geringer. Anders ist's bei dem Verluste unserer Lieben. Da ist der Schmerz ein so tiefer, ein so gewaltiger, daß wir uns nicht mit dem Gedanken an das Gesetz der Natur, daß alles Irdische vergänglich ist, trösten lassen. Da ist es nicht nur erlaubt, sondern auch recht, wenn wir unsern Schmerz durch Thränen zu erleichtern suchen: „Dann weine, ja weine!“ Nur erst dann, wenn die Thränen fließen, wird das Herz leichter, und wir sind dem Troste zugänglicher. Gar schön hat der Dichter den Grund zu dem großen Schmerze angegeben, indem er sagt: „Da läßt es dich so gar allein.“ Gerade diese Einsamkeit ist es, welche dem Herzen so schwer und sauer fällt. Wer wird uns nach der Trennung des Liebsten, was wir auf der Welt hatten, noch lieben? „Einsam“, so denkt der Zurückbleibende, „wandelst du in diesem Leben dahin! Niemand nimmt mehr Anteil an deinen Freuden und Leiden.“ Und dieses Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins, der Einsamkeit preßt uns bittere, schmerzliche Thränen aus. Aber der Dichter läßt uns nicht in unserem Schmerze vergehen. Nachdem er uns hat ausweinen lassen, bringt er in der vierten Strophe den besten, den einzigen Trost: „Nun mußt du mich auch recht verstehn 2c.“ „„Du mußt nicht meinen, sagt der Dichter, daß ich dir weiter keinen Rat zu geben wüßte als den, daß du deinen Thränen freien Lauf lassen sollst; nein, vielmehr weise ich dich auf den Trost hin, der schon von Ewigkeit her in die Herzen der Menschen gepflanzt war, auf den Trost, den fast jede Religion den Menschen giebt, auf den Trost des Wiedersehens. Weine, aber höre auch auf zu weinen und hoffe und freue dich der Zeit, wo du mit dem Liebsten, was du hienieden hattest und von dem du hast scheiden müssen, einst in verklärter Gestalt zusammentreffen und ewig zusammen sein wirst!““ (Günther.) Mit dieser festen Zuversicht wollen auch wir, wenn es einst nach Gottes Ratschlusse beschlossen sein soll, vom Liebsten, was wir haben, scheiden.

III. **Gliederung und Grundgedanke.** Das Gedicht spricht in der ersten Strophe den bekannten Satz aus: Scheiden thut weh; in der zweiten weist es an der Rose nach, wie schnell alles Irdische vergeht; in der dritten führt es den Nachweis, daß auch das Liebste, was wir besitzen, einst von uns scheiden wird; in der vierten tröstet es uns mit der Zuversicht des Wiedersehens. Diese kurze Inhaltsangabe läßt sich als Grundidee des Liedes in die wenigen Worte fassen: Bei der nach Gottes Ratschluß unvermeidlichen Trennung von unseren Lieben tröstet uns der Gedanke an das einstige Wiedersehen.

IV. **Rede- und Stilübungen.** 1. „Scheiden thut weh.“ (Warum? Welchen Trost haben wir?) 2. Vergleichung von „Scheiden“ mit:

B. O lieb', solang du lieben kannst.

F. Freiligrath. Zwischen Garben. Stuttgart 1849. S. 69.

1. O lieb', solang du lieben kannst! Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
O lieb', solang du lieben magst! Wo du an Gräbern stehst und klagst. U. s. w.

(Das Lied findet sich in allen Lesebüchern.)

1. Wovon wird in beiden Gedichten gesprochen? (Vom Scheiden.) 2. Als was wird in beiden Gedichten das Scheiden dargestellt? (Als etwas Schmerzliches.) 3. Womit tröstet uns Feuchtersleben, wenn wir scheiden müssen? (Mit dem Wiedersehen.) 4. Was thut dagegen Freiligrath? (Er benutzt den Gedanken an das Scheiden nur dazu, um eine Mahnung und Aufforderung an uns zu richten.) 5. Wozu werden wir von Freiligrath aufgefordert und ermahnt? 6. Was ist überhaupt in Freiligraths Gedichte die Hauptsache? (Die dauernde Liebe.) 7. Was heißt in B: „Wer dir seine Brust erschließt?" (Wer dir seine innersten, tiefsten, geheimsten Gedanken als Freund und Bruder offenbart.) 8. Welche Absicht haben beide Gedichte? (Sie wollen uns trösten und beglücken, das eine dadurch, daß wir uns den Trennungsschmerz durch den Gedanken an das Wiedersehen erleichtern, das andere dadurch, daß wir uns durch eine dauernde, treue und herzliche Liebe beim Tode unserer Mitmenschen bittere Vorwürfe ersparen.) 9. Welcher Gedanke kehrt in beiden Gedichten mehrmals wieder? (Der Gedanke ans Scheiden.) 10. Wie kehrt er in „Scheiden" und wie in „O lieb —" wieder? (Dort in veränderter Form und hier dreimal in denselben Worten: „O lieb, solang du lieben ꝛc.") 11: Wie oft spricht Freiligrath seine Ermahnung und Feuchtersleben seinen Trost aus? 12. Welches der beiden Gedichte spricht den Hauptgedanken kurz aus, und welches führt ihn weitläufig durch? 13. Welche Unterschiede und Ähnlichkeiten sind in beiden Gedichten hinsichtlich der äußeren Form zu erkennen? (Versbau. Reime ꝛc.)

3. Vergleiche „Scheiden" und

C. Gottes Zucht.

Fr. de la Motte-Fouqué. Frauentaschenbuch. Nürnberg 1816. S. 187.

1. Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Und gäb' dir keine Last:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt.

2. Nun fällt — eins nach dem andern —,
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft. —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

1. Welchen gleichen Gedanken sprechen beide Gedichte zunächst aus? (Daß es nach dem Tode ein glückliches Wiedersehen giebt.) 2. Welches Urteil fällen beide über das Scheiden? (Es thut weh.) 3. Welche Notwendigkeit sprechen beide Gedichte aus? (Daß wir uns nach Gottes Willen von unseren Lieben trennen müssen.) 4. Wodurch unterscheidet sich der Trost, den uns beide Gedichte geben? (Feuchtersleben tröstet uns mit dem Wiedersehen im Jenseits, Fouqué dagegen tröstet uns damit, daß uns das Scheiden hier auf Erden leichter wird, wenn uns erst liebe Personen ins Jenseits vorangegangen sind.) 5. Welches sind die Ähnlichkeiten in der äußeren Form beider Gedichte? (Beide gehören der Liederpoesie an [warum?]; beide sind in Jamben geschrieben; in beiden ist die Sprache ebenso einfach wie der Satzbau.) 6. Welches sind die Unterschiede in der äußeren Form? (A hat sechszeilige Strophen mit

vierfüßigen Jamben, die zweimal mit abgekürzten zweifüßigen wechseln, C achtzeilige Strophen mit dreifüßigen Jamben; in A herrschen die männlichen Reime vor, in C wechseln sie regelmäßig mit weiblichen ab.)

4. Vergleiche „Scheiden“ und

D. Wiedersehen.

Hugo Göring. Colshorn, Dichterwald. Hannover. 7. Aufl. S. 62.

1. Weine nicht,
Wenn aus dem stillen Vaterhaus
Das Kind zieht in die Welt hinaus.
Du rufst als letzten Gruß beim Gehn:
„Lieb Kind, lieb Kind, auf Wiedersehn!“
Drum weine nicht!

2. Weine nicht,
Wenn sanft ein liebes Auge bricht,
Das Auge war die Seele nicht.
Wenn wir am Totenbette stehn,
So sagen wir: „Auf Wiedersehn!“
Drum weine nicht!

3. Weine nicht!
Und sank auch in das kalte Grab
Ein Herz, das du geliebt, hinab.
Hörst du's durch Trauerweiden wehn?
Da rauscht es süß: „Auf Wiedersehn!“
Drum weine nicht!

1. Was sagen beide Gedichte vom Scheiden? (Es thut dem Herzen weh.) 2. Wovon scheidet der Mensch nach Feuchtersleben, Str. 1? (Vom Liebsten, was er hat; das kann Vater, Mutter, Kind, Mann, Weib, Braut, Bräutigam, Freund ꝛc. sein.) 3. Wer scheidet in Görings Gedichte? (Das Kind aus dem Vaterhause. Dort ist also die Person unbestimmt gelassen und hier bestimmt bezeichnet.) 4. Von welchem Scheiden spricht Görings Lied in der ersten Strophe im Gegensatz zu Feuchtersleben? (Vom Scheiden für einige Zeit.) 5. In welchen Strophen ist vom Wiedersehen nach dem Tode die Rede? (In A in Str. 1 und 3, in D in Str. 2 und 3.) 6. Wie oft wiederholt jeder Dichter das Trostwort: „Auf Wiedersehen“? (Feuchtersleben nur einmal in der letzten Strophe, Göring in jeder der drei Strophen seines Gedichts.) 7. Wie rechtfertigen wir das „Weine nicht!“ in Görings Gedichte und das „Dann weine!“ in „Scheiden“? (Wenn uns Göring stets das „Weine nicht!“ zuruft, so meint er, daß wir nicht unnütz klagen sollen. Feuchtersleben dagegen sagt, daß es ganz recht ist, bei großem Trennungsschmerze zu weinen; denn Thränen erleichtern das Herz; nur sollen die Thränen auch zur rechten Zeit gestillt werden. Und das wird geschehen, wenn wir uns durch den Gedanken an das Wiedersehen trösten lassen.) 8) Wodurch unterscheiden sich beide Gedichte hinsichtlich des Versbaues? („Scheiden“ hat drei sechszeilige Strophen und eine fünfzeilige Schlußstrophe; „Wiedersehen“ ist überhaupt nur aus drei sechszeiligen Strophen gebildet.) 9. Was ist für ein Unterschied hinsichtlich der Reime? („Scheiden“ hat je vier männliche und zwei weibliche, „Wiedersehen“ dagegen nur männliche Reime.)

W. D.

212. Der unerbittliche Hauptmann.

Volkslied. G. Scherers Jungbrunnen. 3. Aufl. Berlin 1875. S. 278.

1. O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben so mannicher Soldat.

2. So mancher und schöner und tapferer Soldat, der Vater und lieb' Mutter böslich verlassen hat.

3. Verlassen, verlassen, es kann nicht anders sein! Zu Straßburg, ja zu Straßburg, Soldaten müssen sein.

4. Der Vater, die Mutter, die gingen vor Hauptmanns Haus: „Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann, gebt mir meinen Sohn heraus!"

5. „Euren Sohn kann ich nicht geben für noch so vieles Geld; euer Sohn der muß marschieren ins weit' und breite Feld.

6. Ins weite, ins breite und auch noch vor den Feind, wenn gleich sein schwarzbrauns Mädchen so bitter um ihn weint."

7. Sie weinet, sie greinet, sie klaget also sehr: „Ade, Herzallerliebster! Wir sehn uns nimmermehr."

I. **Erläuterungsfragen.** Warum heißt Straßburg eine wunderschöne Stadt? (Lage in der Nähe des Rheins zwischen Schwarzwald und Vogesen; reger Verkehr, tüchtige Bewohner, altertümliche Häuser, das herrliche Münster.) Warum hat der Soldat böslich seine Eltern verlassen? (Aus Lust am Soldatenleben oder infolge eines Streites mit seinen Eltern ꝛc. hat er sich anwerben lassen.) Warum müssen gerade in Straßburg viele Soldaten sein? (Starke Grenzfeste zwischen Deutschland und Frankreich.) Warum liegen viele schöne und tapfere Soldaten dort begraben? (Sie sind bei der Verteidigung der Festung gefallen in den vielen Kriegen zwischen Deutschland und Frankreich. Einzelne sind auch erschossen worden, weil sie desertieren, d. h. von der Fahne fliehen wollten.) Wer bemüht sich vergeblich, den Soldaten vom Hauptmann wieder loszubitten? (Eltern.) Warum finden sie keine Erhörung? (Der Soldat hat zur Fahne geschworen, und ein Krieg ist vor der Thür.) Warum heißt die Braut schwarzbraunes Mädchen? (Sie hat schwarze Haare und braune Augen, auch wohl leicht gebräunte Gesichtsfarbe.) Wie unterscheiden sich weinen, greinen und klagen? (Thränen vergießen, dabei den Mund verziehen, den Schmerz in Worten ausdrücken.) Wie drückt die Braut ihre Liebe und wie ihre Hoffnungslosigkeit aus?

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Zeichne ein Lagebild: Die Eltern vor dem Hause des Hauptmannes.

2. Gedankengang. Der Sohn hat sich in Straßburg, der Stadt voll Soldaten, dem Bollwerk zwischen Deutschland und Frankreich, als Soldat anwerben lassen. Die unglücklichen Eltern suchen ihn bei dem Hauptmann loszubitten. Die Bitte wird abgeschlagen,. weil der Krieg ausbricht und jeder Soldat nötig ist. Mit der hoffnungslosen Klage der Braut des Soldaten schließt das Lied.

3. Eigentümliches. Das Lied wirkt ergreifend durch den rührenden Inhalt und die einfache aber packende Melodie. Nach der Weise des Volksliedes springt es mit seinen Gedanken und läßt dies und das erraten, z. B.: Warum hat der Soldat seine Eltern verlassen? Ist die Braut mit den Eltern gekommen oder weinte sie daheim ihre Thränen? Der Soldat, um den es sich handelt, bleibt gleichsam hinter dem Vorhange verborgen ꝛc. Das Lied stellt neben das Lob der wunderschönen Stadt die Erinnerung an die Thränen des Schmerzes und der Hoffnungslosigkeit,

die dort geflossen sind. Es versetzt uns nach Straßburg, der alten Liebe Deutschlands, und in den alten Kampf zwischen Deutschland und Frankreich. Gleichsam dramatisch (handelnd) führt es uns vor: Die schöne Stadt voll Soldatengräber, die angeworbenen Soldaten, die weither gekommenen flehenden Eltern, den unerbittlichen Hauptmann und die ferne Braut in Thränen. In manchen Sammlungen ist das Lied überschrieben: „Die Fremdenlegion." Sein schlichter, wahrheitsgetreuer Inhalt hat sich in jener Zeit der geworbenen Söldnerheere unzähligemal abgespielt. Weil das Lied bekannte, sich oft wiederholende Thatsachen und Empfindungen in schlichter, ergreifender Weise aussprach, darum wurde es von Mund zu Mund getragen und in fliegenden Blättern verbreitet, wurde — Volkslied! Einen Dichter und Komponisten kennt niemand.

P.

213. Der Schweizer (Zu Straßburg auf der Schanz).

Volkslied. G. Scherers Jungbrunnen. 3. Aufl. Berlin 1875. S. 280.

I. **Vorbereitung** und dann Gedichtsvortrag. Ein Schweizer hat sich in Straßburg bei den Franzosen als Soldat anwerben lassen. Eines Tages steht er als Schildwache auf einer Schanze (einem Erdaufwurf oder Erdwall) der Festung und blickt nach den fernen Bergen seiner Heimat. Da hört er von dem gegenüber liegenden Schwarzwalde (oder glaubt zu hören) die Töne eines Alpenhorns, wie sie in der Schweiz so oft von den Hirten geblasen werden und von den Bergen in die Thäler niederschallen. Da zieht Trauer über sein Geschick in sein Herz. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach den Bergen und Freuden seiner Heimat faßt ihn. Er verläßt den Posten, flieht nach dem Ufer des Rheines, stürzt sich in die Fluten und will sich schwimmend an das deutsche Ufer retten. Aber plötzlich donnern die Kanonen als Signal (Zeichen), daß ein Soldat desertiert (der Fahne und Soldatenpflicht entflohen) ist. Alles gerät in Bewegung, um den Deserteur zu suchen und zu ergreifen. Bald hat man seine Spur gefunden. Kähne werden vom Ufer gelöst, rudern dem Flüchtling nach, holen ihn ein und fischen ihn aus dem Strom. Inzwischen ist der Abend hereingebrochen. Der Flüchtling wird vor das Haus des Hauptmanns geführt. Dieser läßt ihn fesseln und von drei Soldaten abführen und bewachen. Morgen soll er vor dem ganzen Regimente um Pardon (Gnade) bitten und dann — er weiß sein Schicksal im voraus — als Deserteur erschossen werden. Seine rührende Klage auf dem Todeswege spricht das folgende Volkslied aus:

1. Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an; das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen, ins Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen: Das ging nicht an.

2. Ein Stund' in der Nacht sie haben mich gebracht; sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus, ach Gott! sie fischten mich im Strome auf: Mit mir ist's aus!

3. Früh morgens um zehn Uhr stellt man mich vor das Regiment; ich soll da bitten um Pardon, und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn: Das weiß ich schon.

4. Ihr Brüder allzumal, heut' seht ihr mich zum letztenmal. Der Hirtenbub' ist doch nur schuld daran, das Alphorn hat mir solches angethan: Das klag' ich an.

5. Ihr Brüder alle drei, was ich euch bitt', erschießt mich gleich; verschont mein junges Leben nicht; schießt zu, auf daß das Blut 'raus spritzt! Das bitt' ich euch.

6. O Himmelskönig, Herr, nimm du mein' arme Seel' dahin; nimm sie zu dir in den Himmel ein; laß sie ewig bei dir sein und vergiß nicht mein!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Das Ereignis fällt in das vorige Jahrhundert, da Straßburg noch französisch war und die Schweizer sich als Söldner anwerben ließen. Die Festungswerke zu Straßburg sind der Schauplatz der Handlung. Schildere den Soldaten a) auf der Wacht, b) auf der Flucht, c) auf dem Gange zur Hinrichtung! (a) Auf den Wällen der Stadt geht gegen Abend ein Soldat mit dem Gewehr auf und ab. Sehnsüchtig schaut er nach der dunklen Kette des Schwarzwaldes im Osten und nach den Vogesen im Westen, hinter denen die Sonne untergehen will. Da glaubt er in der Ferne den Ton eines Alpenhorns zu hören, mit dem ein Hirtenbub seine Herde gegen Abend zusammenruft. Er schaut sich um, ob er unbeobachtet ist, wirft das Gewehr weg und eilt gegen den Rhein ꝛc.)

2. Charakteristik des Deserteurs. Beweise, daß er ein Sohn der Berge, Soldat, voll Heimweh, ein Schwimmer, schmerzerfüllt, todesmutig, ergeben und fromm war!

3. Gedankengang. St. 1. Der Klang des Alphorns lockt den Soldaten zur Flucht über den Rhein. Str. 2. Er wird aus dem Strome aufgefischt und eine Stunde nach Einbruch der Nacht zum Hauptmann gebracht. Str. 3. Er soll vor dem Regiment um Gnade bitten, weiß aber, daß ihn der Tod durch die Kugel erwartet. Str. 4. Er klagt den Kameraden die Ursache seiner Flucht. Str. 5. Er bittet sie um einen raschen Tod. Str. 6. Er ruft den Himmelskönig um eine selige Heimfahrt an.

Grundgedanke. Die Sehnsucht nach der irdischen Heimat verleitet den Soldaten zur Fahnenflucht. Im Angesichte des Todes richtet sich seine Sehnsucht nach der himmlischen Heimat.

Eigentümliches. Die ursprüngliche Form dieses Volksliedes (Simrock, Die deutschen Volkslieder. Frankf. 1851, S. 483) weiß nichts davon, daß der Deserteur ein Schweizer war und durch den Klang des Alpenhorns zur Fahnenflucht bewogen wurde. Diese Ausschmückung erscheint erst in „Des Knaben Wunderhorn" von Brentano und Arnim (Berlin 1876. I, 158). Sie giebt dem Liede einen besonders rührenden Ton. Die ursprüngliche Form heißt:

1. Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Unglück an; da wollt' ich den Franzosen desertieren und wollt' es bei den Preußen probieren, das ging nicht an.

2. Eine Stunde in der Nacht haben mich gefangen eingebracht. Man führt mich gleich vors Hauptmanns Haus; der Hauptmann schaut zum Fenster hinaus: Mit dir ist's aus.

3. Des Morgens um halb zehn Uhr, da stellt man mich dem Regimente vor. Da wollt' ich bitten um Pardon, doch werd' ich kriegen meinen Lohn; das weiß ich schon.

4. Ihr Brüder allzumal, heut sehn wir uns zum letztenmal; schont meines jungen Lebens nicht, schießt, daß das rote Blut 'rausspritzt; schießt alle zugleich, das bitt' ich euch!

5. O Himmelskönigin, nimm du meine arme Seele dahin! Nimm sie zu dir in den Himmel hinein zu dem allerbesten Vater mein; vergiß nicht mein!

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendungen. Wer den Regungen des Herzens allzu rasch nachgiebt, der bricht leicht die Pflicht. — Das Herz sei empfänglich und weich, aber der Wille stark und fest! — Hast du gesündigt, so erdulde willig die Strafe! — Über der irdischen glänzt die himmlische Heimat! — Wohl uns, daß wir einen Trost in Sterbensnot haben!

2. Verwandtes. Die Schlange lockte Eva; letztere folgte und verlor das Paradies. — Die Sirenen lockten Odysseus und seine Mannen mit süßen Tönen in den Abgrund; er aber verstopfte den Schiffsleuten die Ohren mit Wachs und ließ sich selbst fest an den Mast binden. — Fern von Gottes Herzen — (Bd. II, Nr. 170). — Die Loreley von Heine. — Erlkönig und Fischer von Goethe. — Hofers Todesgang (Bd. II, Nr. 88).

3. Aufgaben. a) Vergleiche die beiden Formen des Volksliedes! — b) Schildere die Flucht, die Wiederergreifung und die Hinrichtung des Deserteurs! — c) Suche in Geschichte, Leben und Lied Beispiele von geheimnisvollen Stimmen, die ins Verderben gelockt haben! P.

214. Der Soldat.

Adelb. v. Chamisso. (Nach dem Dänischen von Andersen.) Werke, Bd. I. Berlin 1864. S. 183.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Ein Soldat erzählt, wie sein liebster Kamerad zum Tode geführt worden ist, wie er selbst die Hinrichtung mit vollzogen und was er dabei gelitten hat.

1. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang[1]) — Wie weit noch die Stätte! Der Weg wie lang![2]) O wär' er zur Ruhe und alles vorbei![3]) Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei![4])

2. Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt, — nur ihn, dem jetzt man den Tod doch giebt.[5]) Bei klingendem Spiele wird paradiert[6]), dazu bin auch ich kommandiert.[7])

3. Nun schaut er auf zum letztenmal in Gottes Sonne freudigen Strahl; — nun binden sie ihm die Augen zu; — dir schenke Gott die ewige Ruh'![8])

4. Es haben die neun wohl angelegt; — acht Kugeln haben vorbeigefegt; — sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz[9]); — ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.[10])

II. **Erläuterungen.** 1) „Dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlegel vor". Sein Herz ist voll Weh, und seine Hände zittern, darum giebt die Trommel nur einen gedämpften, dumpfen und leisen Klang. Es ist gleichsam die Totenglocke des Soldaten. 2) In den Gliedern liegt es wie Blei, auf dem Herzen wie ein Berg, darum erscheint die Stätte der Hinrichtung so weit, der Weg dahin so lang. 3) Vorbei die Unruhe und Angst, der Schmerz und die Hoffnung! 4) Den schwersten Schmerz nennt man herzbrechend. 5) Warum giebt man ihm wohl den Tod? (Er hat zu seinen unglücklichen Eltern entfliehen wollen

oder sich an seinem Vorgesetzten vergriffen, der ihn mißhandelte.) 6) Das Regiment zieht in Parade auf; die Soldaten tragen den besten Anzug und volle Ausrüstung; dazu klingt die volle Regimentsmusik. Es ist die letzte Ehre für den Unglücklichen. und ein Beweis, daß er sich sonst trefflich geführt hat. 7) Unter dem Exekutions-Kommando von 9 Mann ist auch der liebste Freund des Delinquenten. 8) Ergreifende Gegensätze: Wie ein strahlendes Gottesauge leuchtet die Sonne und spendet allen Freude, ihm aber bindet man die Augen zu, und für ihn lacht keine Freude! Unruhig drängt's und treibt's ringsum, ihm winkt die ewige Ruhe. 9) Alle lieben den Unglücklichen, zittern vor Schmerz und fehlen ihn deshalb. 10) Sein Herz blutete, aber das Auge war ohne Thränen, — der größte Schmerz hat ja keine Thränen, er wirkt versteinernd! — und die Hand zitterte nicht. So traf er den Freund mitten ins Herz. Das war der letzte Liebesdienst, daß er die Qual seines unglücklichen Freundes abkürzte, daß die Liebe dem Geliebten den Tod gab.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Der „freudige Strahl von Gottes Sonne" läßt auf die Frühlings- oder Sommerzeit schließen. Von der Stadt zieht der Zug nach der Bastei (den Festungswällen). Das Regiment ist im Paradeaufzug mit klingendem Spiel und Trommelklang. Der Unglückliche schaut noch einmal betend zum Himmel auf, dann werden ihm die Augen verbunden. Eine Strecke davon liegen neun Mann mit ihren Gewehren im Anschlage; neun Schüsse krachen; acht Kugeln fliegen vorbei; eine trifft ihn ins Herz; tot sinkt er nieder.

2. Charakteristik. Woraus geht hervor, daß der Delinquent ein edler Mensch war? Was machte dem Freunde den Gang so schwer? Warum traf er allein den Freund ins Herz?

3. Gedankengang. Str. 1. Der schwere Gang zur Richtstätte. Str. 2. Der Aufmarsch des Regiments. Str. 3. Der letzte Blick zum Himmel. Str. 4. Der Tod.

Grundgedanke: Wenn auch das Herz blutet und bricht, die Pflicht muß erfüllt werden.

4. Eigentümliches. Das kleine Gedicht ist eine erschütternde Schilderung der Liebe und des Schmerzes, des Kampfes und des Sieges der Pflicht über die Neigung. Jede Zeile ist ein Pinselstrich von ergreifender Wahrheit auf dem düsteren Bilde, auf dem nur die Liebe und die Pflicht, der Schmerz der Kameraden und die Hoffnung auf Gottes Erbarmen Lichtpunkte sind. Nicht die Gefühle des Delinquenten, der mit der Erde abgeschlossen hat und zur ewigen Ruhe eingeht, sondern der Schmerz des überlebenden Freundes, der seine Erinnerung weiter durchs Leben tragen soll, wird geschildert. Das unbestimmte „Es geht" — am Anfange erfüllt mit banger Ahnung eines Unglücks, wie ein heranziehendes Gewitter, wie das „ihn hat es weggerissen" in Uhlands „gutem Kameraden." Der Schluß scheint herbe und verletzend, und doch ist er versöhnend. Die Liebe aller Kameraden wirft das schönste Licht auf den Charakter des Unglücklichen. Von der Hand der Liebe — die den Schmerz

bändigt — stirbt er rasch und ohne Qual, nicht wie Hofer mit der Klage „Ach, wie schießt ihr schlecht!“

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Die Liebe decket auch der Sünden Menge. (1. Petr. 4, 8.) Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes gehen. (Apostelg. 14, 22.) Die Liebe ist stärker als der Tod, der Himmel schöner als die Erde. — In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. (Joh. 14, 33.)

2. Verwandtes. „Hofers Tod“ von Mosen. — „Der gute Kamerad“ von Uhland. — „Die Exekution“ von Scherenberg: Wer da wiederbringt den Deserteur —.

3. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche das behandelte Gedicht mit den unter IV, 2 erwähnten Gedichten! b) Vergleiche I: „O Straßburg“ — II: „Zu Straßburg auf der Schanz“ — und III: „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang!“ —

Ähnlichkeiten. Alle drei Gedichte sind im Tone des Volksliedes gehalten und singbar. Sie führen uns in eine Festung und zeigen uns das Soldatenleben einer früheren Zeit, die unerbittlich strenge Disziplin, einen unglücklichen Soldaten, die Teilnahme und Liebe seiner Kameraden und Angehörigen und den Schmerz der Trennung ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen hienieden.

Verschiedenheiten. I wird dem Dichter, II dem Deserteur, III dem Freunde in den Mund gelegt. I und II führen uns nach Straßburg, III in eine ungenannte Garnison. I schildert die Anwerbung, II die Dersertion, III die Exekution eines Soldaten. Der Soldat in I erwartet seinen Tod im Schlachtgewühl, der in II soll wegen Desertion erschossen werden, der in III wird aus unbekannter Ursache erschossen. Der in I soll von den Kugeln der Feinde sterben, der in II durch drei Kameraden, der in III stirbt durch den liebsten Freund. In I und II wird der Hauptmann, in III das ganze Regiment erwähnt. In I jammern Eltern und Braut, in II der Deserteur, in III der Freund. In I suchen die Eltern vergeblich den Sohn loszubitten, in II hören wir den Deserteur auf dem Todesgange die Geschichte seines Unglücks erzählen, in III fühlen wir das ungeheure Opfer mit, das ein Freund dem andern durch eine Kugel ins Herz bringt. I klingt in einem Wehlaut — ohne Hoffnung auf Wiedersehn! — II in einem gläubigen Gebete, III in dem Wunsche der ewigen Ruhe aus. P.

---

3. Vaterlandslieder.

---

215. A. Das Lied der Deutschen.

Heinr. Aug. Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Berlin 1874. S. 374.

1. Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt. U. s. w.

(Das Lied ist allgemein bekannt).

I. **Vorbereitung.** Was wir sind und was wir haben, das verdanken wir dem Vaterlande. In ihm liegen die Wurzeln unserer Kraft; an ihm haftet unsere Liebe; zu ihm zieht uns die Sehnsucht, wenn wir in der Fremde sind. Es ist die treue Nährmutter unseres Leibes, Geistes und Gemütes. Die Liebe zu ihm ist so natürlich wie die Liebe zu Vater und Mutter. Diese Liebe beglückt uns und begeistert uns zu rechtem Thun. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sie sich fort, besonders auch durch die Vaterlandslieder. Dieselben sind wie ein ewiges heiliges Feuer, an dem das junge Geschlecht immer und immer wieder die Fackeln der Begeisterung entzündet.

Zu den schönsten Vaterlandsliedern gehören die von Hoffmann von Fallersleben. Als Student besuchte derselbe Jakob Grimm, den Altmeister deutscher Sprache und Volksart, und sprach demselben seine Absicht aus, in Italien und Griechenland seine lateinischen und griechischen Sprachstudien fortzusetzen. „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?“ meinte der deutsche Mann. Diese Frage schlug bei Hoffmann wie ein Blitz ein. Er widmete sich hinfort dem Studium der deutschen Litteratur. Zu Hoffmanns schönsten und bekanntesten Vaterlandsliedern gehört „das Lied der Deutschen: Deutschland, Deutschland über alles!“ Es wird in allen Schulen nach der österreichischen Nationalhymne von Joseph Haydn: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ gesungen.

Das Lied preist die Größe, die Schönheit und das Glück des Vaterlandes. Groß ist das deutsche Vaterland: es reicht von dem Flusse Maas an der belgischen, bis zur Memel an der russischen, von der Meerstraße des kleinen Belt an der dänischen bis zu dem Alpenflusse Etsch an der italienischen Grenze. Wenn seine Fürsten und Völker treu zusammenhalten, können sie sich vor allen Angriffen schützen und allen Feinden Trotz bieten.

Schön ist das Vaterland: im Hause und in der Familie waltet die deutsche Frau gleich einer Priesterin; die Männer sind treu ihrer Pflicht und zuverlässig im Verkehr; deutscher Wein spendet Kraft und Freude; deutsche Lieder begeistern zu rechtem Thun und Lieben.

Glücklich ist das Vaterland durch die Einigkeit, wenn alle ein Volk von Brüdern sind, durch das Recht, wenn nicht Willkür, sondern das Gesetz regiert, durch die Freiheit von Druck und Gewalt. Einigkeit, Gerechtigkeit und Freiheit sind die Unterpfänder oder Bürgen des Glückes und der Blüte des Vaterlandes.

II. **Vortrag des Gedichts!**

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Entwirf nach dem Liede ein knappes Bild Deutschlands nach seinen Grenzen, seinen Flußthälern und Rebenhügeln, seinem Verkehr, seinem Familienleben und seiner Wehrhaftigkeit!

2. Charakter eines echten Deutschen. Der rechte Deutsche liebt sein Vaterland über alles, ehrt das Weib, weilt gern in der Familie, übt die Treue gegen Fürst und Obrigkeit wie im Verkehr, begeistert sich

an Wein und Lied zu edlen Thaten, lebt nach Gesetz und Recht, strebt nach Befreiung von Knechtschaft und unwürdigem Drucke, vergißt und läßt Hader und Zwietracht, hält brüderlich mit den Stammesgenossen zusammen und verteidigt das Vaterland gegen alle Feinde.

3. Gedankengang. Str. 1. Deutschlands Größe in seiner weiten Ausdehnung und in der Einigkeit seiner Kinder. Str. 2. Deutschlands Schönheit in seinen Frauen und seinem innigen Familienleben, in der Treue seiner Männer, in Wein und Lied. Str. 3. Deutschlands Unterpfänder (sichere Bürgen) des Glückes in der Einigkeit, dem Recht und der Freiheit.

4. Eigentümlichkeiten. Macht, Schönheit und Glück des Vaterlandes sind in kurzen Strichen meisterhaft gezeichnet. Die ersten beiden Zeilen jeder Strophe wiederholen sich gegen das Ende, um den Inhalt recht nachdrücklich wirken zu lassen. Bei der 3. Strophe kehren sie früher wieder, um in den beiden letzten Zeilen mit einem innigen Wunsche für die Blüte und das Glück des Vaterlandes zu enden.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Zersplitterung und Unglück Deutschlands zur Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons I. in Frankreich. Einigung und Glück des Vaterlandes in den Befreiungskriegen und in dem französischen Kriege 1870 und 1871. Deutsche Frauen: die Königin Luise ꝛc. Deutsche Treue: „Ein Wort — ein Wort, ein Mann — ein Mann!" Friedrich der Schöne und Ludwig der Bayer. Deutscher Wein: Weinlieder! „Daß der Wein erfreue des Menschen Herz —". Deutscher Sang: „Es braust ein Ruf wie —". Die Sänger der Befreiungskriege. Minnesänger und Meistersänger. Volkslieder. Einigkeit: Kaiser und Reich 1871! Recht: einheitliche Gesetze durch den Reichstag! Freiheit: die Verfassung!

Verwandte Vaterlandslieder.

B. Mein Lieben.

Hoffmann von Fallersleben. Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 377.

1. Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

2. Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit;
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud' und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und, sollt' es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.

3. Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
Solang ein Hauch von Liebe
Und Leben in mir ist.
Ich suchte nichts als dich allein,
Als deiner Liebe wert zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.

C. Deutschlands Ehre.

Walther von der Vogelweide. Wolffs poetischer Hausschatz. 27. Aufl. S. 19.

1. Lande hab' ich viel gesehen, nach den besten blickt' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehen, wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch? Deutsche Zucht geht über alle.

2. Von der Elbe bis zum Rhein und zurück bis an der Ungarn Land
Da mögen wohl die besten sein, die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser sind hier als andrer Länder Frauen.

3. Züchtig ist der deutsche Mann, deutsche Frau'n sind engelschön und rein,
Thöricht, wer sie schelten kann, anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne, wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide giebt: lebt' ich lange nur darinne!

2. Rede- und Stilübungen. a) Worin besteht die Macht, die Schönheit und das Glück des Vaterlandes? b) Wann ist man des Vaterlandes wert? (Vergl. III, 2! c) Was findet sich in „Deutschlands Ehre" von Walther von der Vogelweide ähnlich wie in Hoffmanns „Lied der Deutschen"? d) Worin zeigt sich die Trefflichkeit der deutschen Frauen und die Treue der deutschen Männer? P.

216. A. Des Deutschen Vaterland.

Von E. M. Arndt, Gedichte. Berlin 1865. S. 233.

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

2. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein! nein! nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

(Das Lied ist allgemein bekannt).

I. **Entstehung des Liedes.** Das „illustrierte Sonntagsblatt von Ruppius" 1881 Nr. 34 erzählt über den Ursprung des berühmten Liedes folgendes: „Desselben Weges, den der flüchtige Franzosen-Kaiser (im Dezember 1812) durch die unwirtbaren Steppen des zweiten Zarengebietes genommen hatte, fuhr vier Wochen später, in dem ersten Monate des neuen Jahres 1813, wiederum ein elendes Schneeschiffchen, und ebenso saßen darin zwei bis über den Scheitel in Pelz gehüllte Männer. So eisig auch der Schneesturm Bahn und Blick verwehte, der gute Humor, die Hoffnung eines guten Gewissens und Siegesfreude gaben dem Fahrzeug das Geleit, Freiheitsgedanken flogen vorauf, Heldenmut und Gottvertrauen, die keinen Deutschen verlassen, hielten das Gefährt in jeder Gefahr aufrecht und, um auch der Wirklichkeit die Ehre zu geben: auf dem Bocke saß neben dem unverwüstlichen russischen Rosselenker ein fast beständig betrunkener ausgedienter Österreicher als Kammerdiener. — Im Innern saß der deutsche Freiherr vom Stein und der deutsche Dichter Ernst Moritz Arndt, die folgendes Gespräch führten:

„Excellenz sehen heute recht unternehmend aus," bemerkte Arndt; „wir atmen heute zum erstenmal wieder deutsche Luft."

„Wie sollte mir auch," entgegnete der Freiherr, „nicht unternehmend zu Mute sein? wenn man in der Tasche eine respektable Vollmacht des Selbstherrschers aller Reußen hat, in dem Kopfe eine preußische Ständeversammlung —"

„Und ganz Deutschland im Herzen," fiel der nur allzu rasche Arndt dem Freund ins Wort, „da möcht' ich wohl den sehen, der sein Glück dem unsern gleichstellen könnte!"

„Die Herzensangelegenheiten," bemerkte Stein, „überlass' ich dem Poeten; mich erwartet zunächst die Prosa des Lebens; des Praktischen viel und mehr noch vielleicht des Unpraktischen."

Die beiden Reisegefährten hatten wiederum eine Zeit lang schweigend nebeneinander gesessen, als Stein mit entschieden sicherer Betonung sagte: „So soll es sein; so muß es sein: Die preußischen Stände werden einberufen, Landwehr, Landsturm aufgeboten, York muß auf Berlin losmarschieren, Preußen vorne, Österreich, Sachsen, Westfalen, Bayern, Schwaben, Tirol und so das ganze Deutschland hinterdrein!

„Ja, das ganze Deutschland soll es sein!" rief Arndt mit so hellem Jubel, daß der schlaf- und schnapstrunkene Österreicher auf dem Bocke davon wach wurde. — „Excellenz," fügte Arndt hinzu, „halten für Deutschland die Bundesverfassung und ich das Bundeslied bereit; Sie teilten mir gestern Ihren Verfassungsplan mit, dafür sollen Sie heut mein Lied hören. Noch hab' ich's nicht ganz beisammen, aber Anfang und Schluß lassen merken, worauf es abgesehen ist." Und nun sang er nach einer eigen erfundenen Weise mit etwas frostbelegter Stimme:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

„Und wenn ich nun in zehn oder zwanzig Strophen alle die lieben Deutschländer werde aufgezählt haben und immer der Chor mit „Nein! nein!" geantwortet, dann kommen wir zum Schluß:

„Das ganze Deutschland soll es sein!"

Unter vertraulichem Gespräche über die „neue und große Zeit," welche für Deutschland kommen werde, wenn jenes Sollen zur Wirklichkeit und Wahrheit geworden, war der Schlitten in das littauische Städtchen Gumbinnen eingefahren, wo Präsident Schön, von der Ankunft Steins in Kenntnis gesetzt, für den besten Empfang seiner Insassen gesorgt hatte."

II. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. „Was ist des Deutschen Vaterland?" So beginnt nicht nur die erste, sondern auch jede der fünf folgenden Strophen. Damit soll die Wichtigkeit der Frage hervorgehoben werden.

Zunächst beantwortet der Dichter diese Frage noch nicht, sondern er führt nur einzelne wichtige Teile des Reiches an, um uns auch auf diese Weise die Größe und Schönheit des Landes recht tief zum Bewußtsein zu bringen.

Ist's Preußenland? Damit ist nicht das ganze Königreich Preußen gemeint, sondern die Provinzen rechts der Elbe, die ja von 1807 bis 1813 der ganze Besitz des Königs von Preußen waren. Die westlichen Provinzen waren zur Zeit der Entstehung des Gedichtes 1813 unter französischer Herrschaft; denn sonst hätte der Dichter nicht nachher

in Str. 3 noch andere preußische Provinzen genannt. Daß er aber Preußenland zuerst nennt, thut der Dichter nicht etwa nur deshalb, um die Preußen als die ersten zu rühmen, sondern um anzudeuten, wie gerade in Preußen die Erhebung vor den Freiheitskriegen zuerst begann.

Ist's Schwabenland? Daß der Dichter hier dies Land neben das Preußenland (von politischen Grenzen ist hier wie im ganzen Gedicht nicht die Rede) stellt, soll uns teils daran erinnern, daß das preußische Fürstenhaus, die Hohenzollern, und das berühmte Kaisergeschlecht der Hohenstaufen aus Schwaben stammen, teils daran, daß die Völker Preußens und Schwabens in ihrem Charakter Gegensätze sind, diese, die Schwaben, poetisch und gemütvoll, jene, die Preußen, nüchtern und verständig.

„Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?"*) Hier wechselt der Dichter mit der Frageform ab, indem er nicht den Volksstamm, sondern das schönste und charakteristische Erzeugnis des Landesteiles nennt und dadurch zugleich auch an den leicht erregbaren, lebendigen Rheinländer erinnert, der stets zur schnellen That bereit ist.

„Ist's, wo am Belt die Möve zieht?" Jetzt versetzt uns der Dichter an die Küsten der Ostsee in Jütland und Schleswig. Auch da wohnt ein braver Stamm von Deutschen, der trotz langjähriger Unterdrückung durch die Dänen mit Zähigkeit an seiner Sprache und Sitte festgehalten hat.

So schön und echt deutsch diese Länder auch sind, so läßt der Dichter den Chor doch dreimal antworten: „O nein! Denn des Deutschen Vaterland muß größer sein!"

Str. 2. Zum zweitenmal fragt nun der Dichter: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Er hat aus dem dreifachen Nein erfahren, daß es noch nicht das richtige ist. Wiederum werden zwei echt deutsche Länder „Bayerland und Steierland" genannt, und wiederum werden von zwei andern deutschen Länderteilen nur die charakteristischen Merkmale angeführt: „Ist's, wo des Marsen" ꝛc. Die Marsen sind die Bewohner der fruchtbaren Marschgegenden an der Nordsee in Holstein und Friesland. Gegenwärtig führt kein deutscher Stamm diesen Namen mehr, denn die Marsen waren ein deutsches Volk, welches zur Zeit Christi mit den Cheruskern und Chatten das römische Joch abschüttelte.

Neben dieses reiche, Viehzucht und Ackerbau treibende Volk stellt der Dichter einen durch seine Gewerbthätigkeit und Industrie ausgezeichneten deutschen Stamm, die Bewohner der Grafschaft Mark, die heute zu Westfalen gehört. Das Recken des Eisens, d. h. die Bearbeitung des Stabeisens, ist gleichsam die Hauptarbeit der gesamten Eisenfabrikation.

Aber auch diese vier herrlichen Landschaften mit ihren trefflichen Völkerstämmen sind noch zu klein, um als das deutsche Vaterland gelten zu können. Darum ruft der Kehrreim wiederum: „O nein ꝛc. sein Vaterland muß größer sein!"

---

*) In einer früheren Ausgabe hat Arndt geschrieben: „Die Rebe glüht," ähnlich wie Goethe: „die Goldorange glüht," d. h. die Frucht wird von der Sonnenglut zur Reife gebracht.

Str. 3. Zum drittenmal wird gefragt: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und zum drittenmal nennt der Dichter zuerst wieder zwei echt deutsche Länder, Pommern und Westfalen, sowie deren Bewohner in ihren Sitten und Charakter-Eigenschaften, und dann giebt er wiederum die charakteristischen Merkmale von zwei anderen Landschaften an, in denen deutsche Stämme wohnen. „Ist's, wo der Sand der Dünen weht?" d. i. die Küste der Nordsee und die davor liegenden Inseln. Vielleicht dachte der Dichter auch an Holland und Belgien, die ja früher zum Teil auch zu Deutschland gehörten.

„Ist's, wo die Donau brausend geht?" Hier kann nicht der Oberlauf des Flusses verstanden sein, denn an dem wohnen die schon in der zweiten Strophe erwähnten Bayern und Schwaben, sondern der mittlere Teil, wo die ehemaligen freien deutschen Reichsstädte Passau und Regensburg mit ihren Gebieten liegen. An Österreich hat der Dichter wohl auch nicht gedacht, denn das wird in Str. 5 besonders erwähnt. Auch hier erfolgt noch das wiederholte: „O nein!"

Str. 4. Nach der abermaligen Frage: Was ist" rc. folgt nun eine ungeduldige Aufforderung, das Land zu nennen: „So nenne mir das große Land!"

Aber der Dichter will auch jetzt noch nicht die vollständige Antwort geben. Er nennt wiederum zwei Länder, die einst auch zum Reiche gehörten, und deren Bewohner sich durch Treue, Tapferkeit und Freiheitsliebe ausgezeichnet haben, auch heute noch nach Sprache und Sitte echt deutsch sind: die deutsche Schweiz und Tirol.

Aber auch diesmal erfolgt das wiederholte: „Nein!"

Str. 5. Nun nennt der Dichter nur noch ein einziges, aber großes, ja lange Zeit das größte deutsche Land: das Österreich, das reich ist an „Ehren". Die Geschichte erzählt ja, wie dieses Land durch die Kaiserwürde Jahrhunderte lang geehrt wurde. Das „an Siegen reich" erinnert an die ruhmvollen Kämpfe Österreichs gegen die Türken und andere Feinde.

Da Österreich und Preußen die größten und wichtigsten deutschen Länder sind, so hat der Dichter das eine an den Anfang und das andere an das Ende seiner Fragen gestellt, um damit gleichsam alle deutschen Länder, auch diejenigen, welche er nicht aufgeführt hat, zu umschließen.

Aber auch hier bei dem ehren- und siegreichen Österreich antwortet der Dichter nochmals: „O nein!"

Str. 6. Nachdem also keins der genannten Länder dem Dichter groß genug erscheint, um als des Deutschen Vaterland zu gelten, ruft er zum letztenmal aus:

„So nenne mir das große Land!"

Nun endlich erfolgt die Antwort auf die fünfmal ausgesprochene, immer dringlicher gewordene Frage. Aber auch jetzt antwortet er nicht vollständig. Zuerst sagt der Dichter: „Des Deutschen Vaterland geht so weit, als die deutsche Zunge, d. i. Sprache, erklingt." Das sind die Grenzen in Nord und Süd, in Ost und West. Und wie erklingt diese deutsche Zunge? Sie singt Gott im Himmel Lieder! Denn kein anderes

Volk hat so schöne, fromme geistliche und Volkslieder aufzuweisen als das deutsche. Also, wo die deutsche Sprache und das fromme Lied gesprochen und gesungen werden, da ist des Deutschen Vaterland. Das ist gewiß ein schönes und herrliches Zeichen für dasselbe:

„Das soll es sein, das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein.“

Der wackre Deutsche, d. i. der echte, der wahre Deutsche, der kann sich nur da heimisch fühlen, der kann nur das Land sein Vaterland nennen, wo Sprache und Lied echt deutsch sind.

Str. 7. Aber des Deutschen Vaterland ist noch an anderen Dingen zu erkennen:

„Wo Eide schwört der Druck der Hand.“

Ein altes deutsches Sprichwort sagt: „Ein Mann, ein Wort.“ Was ein echter, frommer Deutscher (und deren giebt es ja so viel) verspricht, das hält er; wenn er aber seine Hand darauf giebt, so ist das einem Schwure gleich zu achten.

„Wo Treue hell vom Auge blitzt.“

Auch die Treue (das Festhalten einer auf Erkenntnis beruhenden vollen Hingabe des Herzens) ist seit alten Zeiten als eine echt deutsche Tugend gerühmt worden. Sie „blitzt vom Auge hell“, d. h. man nimmt sie im raschen, sprühenden Glanze leuchtender Blicke des Auges wahr, wie jedes andere lebhafte Gefühl im Auge erkannt wird. So blitzt aus dem Auge des einen Bosheit, aus dem des anderen Milde, aus dem des dritten List, aus dem des vierten Falschheit, aus dem des fünften Mut und Kühnheit ꝛc.

„Und Liebe warm im Herzen sitzt.“

Die Liebe eines deutschen Mannes zu seinem Weibe, zu seiner Braut, die Liebe der Frau und der Braut zum Manne, die Liebe der Mutter zu den Kindern, besonders auch die Liebe zum Vaterlande ist nicht nur eines Deutschen würdig, sondern sie ist das Kennzeichen des echten Deutschen. Die Innigkeit in der Liebe, wie besonders auch die Treue findet man bei keinem Volke tiefer als bei dem deutschen.

Str. 8. Unser Dichter, selbst ein echter Deutscher wie wenige, hat aber noch andere Kennzeichen für das deutsche Vaterland:

„Wo Zorn vertilgt den welschen Tand.“

D. h. wo der Deutsche in Anbetracht des großen Unheils, das die Franzosen über unser Vaterland brachten, mit Zorn (aufbrausendem Unwillen) den „welschen Tand“ (alles Eitle, Wertlose, alle Thorheiten, alle Possen der Franzosen) im Gegensatze zu deutscher Treue und Biederkeit, vertilgt und vernichtet: da ist des Deutschen Vaterland.

„Wo jeder Franzmann*) heißet Feind“;

*) In einer früheren Ausgabe von Arndts Werken steht: „Frevler“. Der Ausdruck ist allgemeiner und darum hier besser und richtiger, denn auch geborene Deutsche können Feinde des Vaterlandes sein.

d. h. wo jeder, der wie die Franzosen an deutscher Freiheit, deutscher Frömmigkeit und überhaupt an jeder deutschen Tugend sich vergreift, als Feind behandelt wird.

„Da ist des Deutschen Vaterland!“

Str. 9. „Das ganze Deutschland soll es sein,“ so schließt der Dichter die vorige, und so beginnt und schließt er die letzte Strophe. Das ganze Deutschland, d. h. das Deutschland, welches alle jene Länder umfaßt, das Deutschland, wo jene Tugenden geübt und wo die schöne deutsche Sprache gesprochen wird, dieses Deutschland soll es sein; nicht das aus vielen einzelnen selbständigen Staaten und Vaterländern bestehende, sondern das ganze, das einheitliche, ungeteilte, unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehende Deutschland soll es sein.

So hat der Dichter das Ziel der Sehnsucht, welches alle echten Deutschen schon zur Zeit der Entstehung des Liedes, im Jahre 1813, vergeblich anstrebten, dem deutschen Volke hingestellt und auch zuletzt den rechten Weg gezeigt, auf welchem das Ziel zu erreichen ist, nämlich durch das Gebet:

„O Gott, vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns echten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!“

Nun kommen wir zum Schluß. Der Dichter hat die Morgenröte des einigen und geeinten Deutschlands bei seinem Leben wohl manchmal erscheinen sehen, aber immer wurde sie wieder verdunkelt, so daß er sich ins Grab legen mußte, ehe der helle Tag dieser Morgenröte folgte; denn er starb am 29. Januar 1860.

Was er aber als Dichter im prophetischen Geiste gesehen und gewünscht, das ist elf Jahre nach seinem Tode in Erfüllung gegangen, indem am 18. Januar 1871 der König Wilhelm I. auf Wunsch der Fürsten und Völker die deutsche Kaiserkrone als Oberhaupt des ganzen Reiches annahm. Nun liegt es an jedem Einzelnen aus dem deutschen Volke, zur Erfüllung des Gebetes seine Schuldigkeit ebenfalls zu thun und sich vor allem die Tugenden eines echten Deutschen anzueignen.

III. **Gliederung des Inhalts.** 1. Was ist des Deutschen Vaterland nicht: Str. 1—6. a. nicht Preußen, Schwaben, Rheinland, Schleswig (Str. 1.); b. nicht Bayern, Steiermark, Holstein, die Mark (Str. 2); c. nicht Pommern, Westfalen, Friesland, die Nordsee-Küstenländer und die Donauländer (Str. 3); d. nicht die Schweiz und Tirol (Str. 4); e. auch nicht Österreich (Str. 5).

2. Was ist des Deutschen Vaterland: (Str. 6—8.) a. das Land, wo deutsch gesprochen und deutsch gesungen wird (Str. 6); b. das Land, wo das deutsche Manneswort und deutscher Handschlag noch gelten, deutsche Treue und deutsche Liebe noch im Herzen sitzen (Str. 7); c. das Land, wo deutscher Zorn alles Eitle und Wertlose (welschen Tand) vernichtet (Str. 8).

3. Schluß: Gebet zu Gott, uns echten deutschen Mut und Vaterlandsliebe zu geben (Str. 9).

IV. **Poetische und sprachliche Form der Darstellung.** Der Dichter hat, wie wir bereits gesehen haben, am Ende der Strophen jedesmal dieselbe Zeile wiederholt: „Das ganze Deutschland soll es sein.“ Diese Wiederkehr derselben Zeile und derselben Worte nennt man Kehrreim (Refrain). Der Zweck des Kehrreims ist hier ein doppelter; zunächst will der Dichter den Hauptgedanken des Gedichts ganz besonders hervorheben, sodann giebt der Refrain aber auch äußerlich dem Gedichte eine größere Abrundung und Einheit. Wir finden den Kehrreim besonders in Liedern, die gesungen werden. Auch unsere Lesebücher haben eine große Anzahl solcher Lieder und Gedichte. Zwar erscheint der Kehrreim in den meisten Gedichten gewöhnlich am Ende jeder Strophe, doch kommt er auch manchmal am Anfange und am Ende zugleich vor, z. B. in dem Liede: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab'“ und in: „Das ist der Tag des Herrn.“ Einen eigentümlichen Kehrreim finden wir in dem Gedichte von J. Mosen „Andreas Hofer“. Daselbst wird der Kehrreim in jeder Strophe mit anderen Worten wiedergegeben, und nur die beiden letzten Worte jedes letzten Verses „Land Tirol“ sind gleich! Diese Art des Kehrreims nennt man den flüssigen. Ein schönes Beispiel des flüssigen Kehrreims findet man in dem Gedichte „Johanna Sebus“ von Goethe. —

In vielen Liedern wird gewöhnlich der Kehrreim als Chorgesang benutzt, während das Gedicht selbst von einem Einzelnen gesungen wird.

V. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen. 2. Welche Tugenden muß sich ein echter Deutscher aneignen? 3. Warum sollen wir unser Vaterland lieb haben?

4. Vergleichungen. a. „Des Deutschen Vaterland“ und „Unser Vaterland“.

B. Unser Vaterland.

Bernhard Wächter. Trösteinsamkeit v. Ph. Wackernagel. 3. Aufl. Erlangen 1858. S. 219.

1. Kennt ihr das Land, so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den sanften Höhn
Die Traube reift im Sonnenglanz? —
Das schöne Land ist uns bekannt:
Es ist das deutsche Vaterland.

(Das Lied ist bekannt).

1. Mit welcher Frage beginnen beide Gedichte? 2. Was besingen beide Gedichte? 3. Welche Eigenschaften des Vaterlandes heben beide Gedichte hervor? 4. Welche deutschen Tugenden rühmen beide Gedichte? 5. Als was für ein Land bezeichnen beide Gedichte das deutsche Vaterland? (Land der Freiheit.) 6. Wozu fordern beide Gedichte den Leser auf? (Zur Vaterlandsliebe.) 7. Wann beantwortet Arndt die Frage (in Str. 6.) und wann Wächter? (In jeder Strophe.) 8. Was giebt Arndt in den 5 ersten Versen an? (Die wichtigsten Teile Deutschlands.) 9. Weshalb thut das Arndt? (Um die Größe Deutschlands recht anschaulich zu machen.) 10. Welche hauptsächlichsten Eigenschaften giebt dagegen Wächter

nur an? 11. Aus welchem Grunde? (Um es uns lieb zu machen.) 12. Wo ist nach Arndt das deutsche Vaterland zu finden? (Wo die deutsche Sprache gesprochen wird, wo deutsche Treue wohnt, wo in deutscher Weise das gegebene Wort gehalten wird, wo man mit echt deutscher Innigkeit lieben kann, wo man allen welschen Tand vertilgt, wo man jeden, der sich an deutscher Freiheit, Tugend und Sitte vergreift, als Feind behandelt.) 13. Welche dieser Tugenden rühmt auch Wächter, wenn auch nur im allgemeinen? (Treue, Liebe, Sitte, Freiheit und Frömmigkeit.) 14. Welche Eigenschaften schildert Wächter noch außerdem? (Die äußere Schönheit des Landes, seine Wälder, Berge, seinen Wein.) 15. Auf welche Weise schildert Arndt die Schönheiten und Vorzüge des Landes und die Trefflichkeit der Bewohner desselben? 16. Wodurch unterscheidet sich der Schluß in beiden Liedern? (A. schließt mit Gebet, W. mit einem Wunsche und Vorsatze.) 17. Welches Gedicht ist das ausführlichere? 18. Womit endigen die Strophen beider Gedichte? (Kehrreim.) 19. In welchem Versmaße sind die Gedichte geschrieben? 20. Was haben die Reime Gleichartiges und Unterschiedliches? —

b. Vergleichung: „Des deutschen Vaterland" und „Muttersprache" von Schenkendorf. Wir vergleichen hier nur Str. 6 aus „des Deutschen Vaterland" und Str. 3 und 4 aus „Muttersprache". 1. Welchen Reichtum der deutschen Sprache schildern beide Gedichte? 2. Welches der beiden Gedichte schildert diesen Reichtum ganz speciell? 3. Woran ist unsere Muttersprache reich? (An Liedern, die Gottes Lob singen, an schönen Worten, Formen, Wortbildern, an Erzählungen und Geschichten von unsern Vätern 2c.) 4. Weshalb sind die Lieder unserer Sprache nach beiden Gedichten schön zu nennen? (Weil sie unsere Helden und die Liebe der Menschen untereinander besingen.) 5. Weshalb sind die Lieder in „Muttersprache" fromm genannt? (Weil sie aufs neue in heiligen Schriften, d. h. in Gesangbüchern 2c., leben.) 6. Was loben also beide Lieder? (Die Muttersprache, die es wert ist, überall gesprochen zu werden.) W. D.

217. A. Muttersprache.

Max von Schenkendorf, Gedichte. Stuttgart 1871. S. 152.

1. Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut u. s. w.
(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Wir nennen die Sprache Muttersprache, weil sie die Sprache der Mutter ist, weil uns von der Mutter darin zuerst Liebesworte gesprochen wurden, weil sie uns darin die ersten Töne hat lallen gelehrt. „Mutterlaut" ist der bedeutungsvolle Klang oder Ton der menschlichen Stimme. Der Dichter nennt die Muttersprache wonnesam, d. i. voller Wonne und Freude, wonnebringend, und traut, d. h. sie ist uns über alles lieb, durch inniges Liebesband verbunden.

„Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort."

Dieser erste Laut erinnert uns an die Liebe und Sorgsamkeit der Mutter, an die Mühe, die es ihr gekostet, ehe wir im Sprechen zur Fertigkeit gelangten. Und welcher dankbare Sohn, welche dankbare Tochter erinnert sich nicht stets der treuen Mutter, unserer ersten Sprachlehrerin! Aber der Dichter nennt unser erstes Wort auch ein „süßes, erstes Liebeswort". Alle Liebe, deren der Mensch fähig ist, legt die Mutter in ihre ersten Worte, die sie zu dem Kinde spricht, und darum ist auch schon der bloße Klang, der Mutterlaut, so „wonnesam und traut".

Str. 2. „Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin!"

„Trüb' ist meinem Sinn", d. h. mein Herz ist mit Kummer erfüllt. Das können zwar die Kinder noch nicht verstehen; aber jeder, der schon im Auslande war, kann uns erzählen, welche große Freude es ihm bereitet, wenn er auf einmal seine Muttersprache wieder hört:

„Und jeden möcht' er in die Arme schließen,
Von dessen Lippen ihre Töne fließen."

Besonders „trüb' aber ist meinem Sinn", sagt der Dichter, wenn ich fremde Zungen üben und fremde Worte brauchen, d. h. fremde Sprachen sprechen muß. Da spricht nicht mein Herz, sondern nur meine Zunge; da muß ich erst gleichsam die fremden Wörter in meine Muttersprache übersetzen und sie so zu meinem Herzen führen.

Darum kann ich die fremde Sprache auch nimmermehr so lieb haben wie die Muttersprache, die mir, besonders in der Fremde, stets wie ein herzlicher Gruß von der Mutter und von der Heimat klingt.

Str. 3. In dieser Strophe führt uns der Dichter die schönen und herrlichen Eigenschaften der Muttersprache vor:

„Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!"

Also schön und wunderbar ist unsere Muttersprache und zwar zunächst durch den Klang. Was kann z. B. eine Mutter schon in den Ton legen, in welchem sie mit dem kleinen Kinde spricht! Versteht das Kind auch den Inhalt nicht ganz, so dringt doch der Ton zu seinem Herzen, und es fühlt gar leicht heraus, ob derselbe freundlich oder liebevoll, ob er ernst oder traurig ist.

Aber nicht allein hinsichtlich des Klanges ist die Sprache schön und wunderbar, sondern auch in Bezug auf den Reichtum an Worten und auf die Pracht an Ausdrücken. Nur muß man in die Sprache noch „tiefer sich vertiefen", d. h. ihre geistigen Schätze, Formen und Schönheiten immer mehr kennen lernen. Dann wird es mir auch sein,

„Als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht."

Gewiß, die Geschichten und Thaten unserer Väter, welche in der Muttersprache in Prosa und Poesie uns erzählt sind, erinnern uns erst recht an

den Reichtum und an diese Pracht und sind ein mahnender Zuruf unserer Väter aus vergangenen Jahrhunderten.

Str. 4. Während der Dichter in der vorigen Strophe uns in die Vergangenheit führte, beginnt er die 4. Strophe mit einem Hinblick auf die Zukunft:

„Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!"

Die Sprache soll nicht nur von allen Kindern des Vaterlandes gesprochen werden, sondern es sollen darin auch die Helden gepriesen werden, die sich selbst dieser Sprache bedienten. Sie ist aber auch dazu da, um unsere Liebe zu äußern („Liebeswort").

Werden wir uns noch tiefer in die Sprache „vertiefen", wie es der Dichter in Str. 3 verlangt, so werden die längst „verschollenen" (verklungenen, aus dem Gedächtnis verschwundenen) Lieder unserer Väter wieder erwachen, sie werden emporsteigen aus tiefen „Schlüften" (verborgenen Orten) und aufs neue fortleben „in heiligen Schriften". Damit sind neben der Bibel besonders die religiösen Lieder gemeint, die schon vor Jahrhunderten gedichtet wurden und noch heute ein Schatz für unser Volk sind, z. B. die von Luther und P. Gerhardt.

„Daß dir jedes Herz erglüht."

Wenn wir also die Heldensprache und das Liebeswort kennen, wenn die alten, längst verschollenen schönen Lieder unseres Volkes bei uns wieder neu aufleben, wenn wir diese Lieder mit rechtem Verständnis hören und lesen, dann wird unser Herz auch immer mehr für die Muttersprache erglühen (in Begeisterung geraten). Wir werden sie hoch und heilig halten und uns nicht etwa gar ihrer schämen, wie es einmal leider der Fall war, als Deutschland nach dem 30jährigen Kriege unter welschem Einflusse stand.

Str. 5. „Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch."

Hiermit führt uns der Dichter nochmals in die Fremde und meint, daß wir dort Gott auch wohl finden können, und daß auch dort heilige Sitten und Gebräuche herrschen;

„Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken:
Sprech' ich wie der Mutter Mund."

Diese Worte bedürfen kaum der Erklärung, so eindringlich und wahr sind sie gesprochen: Will ich mit meinem Gotte sprechen, will ich die seligsten Gedanken meines Herzens ausdrücken, dann kann ich es nur in der Muttersprache thun.

II. **Vertiefung.** Inhaltsangabe. Dieses Lied ist eine Verherrlichung der Muttersprache.

Str. 1 giebt an, weshalb wir die Sprache Muttersprache nennen.

Str. 2 preist die Muttersprache als Sprache der Heimat gegenüber den fremden Sprachen.

Str. 3 ermuntert uns zum weitern Vertiefen in die Schönheiten der Muttersprache und nennt uns die Gründe dazu.

Str. 4 erinnert uns an alles das Schöne, was in der Muttersprache ausgedrückt ist, und wünscht, daß sie auch ferner das schöne, gute Alte immer wieder von neuem zu Ehren bringen möge.

Str. 5 sagt, daß wir alles, was unser Herz bewegt, z. B. beten, loben, danken ꝛc., am besten in der Muttersprache ausdrücken können.

III. **Verwertung.** 1. Schriftliche Aufgaben. a) Preis der Muttersprache. b) Gedankengang des Gedichtes.

2. Vergleichung: „Muttersprache" und „An unsere Sprache".

B. An unsere Sprache.

Friedrich Rückert, Gedichte. Frankfurt am M. 17. Auflage. S. 428.

1. Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne
Und dich selber preisen kann.

2. Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Rätsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

3. Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höhn hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

4. Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

5. Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau und meißle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

6. Mach uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reihn!
Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

1. Welche Verwandtschaft haben beide Gedichte hinsichtlich der äußeren Form? (Beide Gedichte bestehen aus sechszeiligen Strophen, das von Schenkendorf aus fünf, das von Rückert aus sechs.)

2. Wodurch unterscheiden sich die Gedichte äußerlich? (In Schenkendorfs Gedichte wechseln doppelt soviel männliche als weibliche und in Rückerts Liede eben soviel weibliche als männliche Reime.)

3. Welcher poetischen Gattung gehören beide Gedichte an? (Beide Gedichte gehören, weil sie Gefühle schildern, der lyrischen Poesie an und sind Lieder.)

4. Welches ist der Hauptgedanke beider Gedichte? (Beide Gedichte sind ein schöner Preis auf die Muttersprache.)

5. Welcher Unterschied findet sich in der Ausführung des Hauptgedankens?

a) Schenkendorf preist die deutsche Sprache zunächst deshalb, weil sie die Sprache der Mutter ist, und weil wir in ihr zuerst unsere Gedanken ausdrücken lernten. Rückert preist die deutsche Sprache zuerst deshalb, weil sie so rein ist wie eine keusche, schöne Jungfrau, und weil

sie unsere geistige Mutter ist, sodann aber sagt auch Rückert, daß sie uns deshalb so lieb ist, weil wir sie von Jugend auf gesprochen haben. Während Schenkendorf diesen Gedanken nur in vier Zeilen (von „Erstes Wort" bis „gelallet") ausspricht, führt ihn Rückert in der ganzen zweiten Strophe durch. b) In der zweiten Strophe des Schenkendorfschen Liedes wird die Muttersprache im Gegensatz zu den fremden Sprachen als die Sprache der Heimat gepriesen. In Rückerts Gedichte ist davon nicht die Rede.

6. Welche Unterschiede machen die Dichter in Bezug auf die hauptsächlichsten Eigenschaften der deutschen Sprache?

a) Die schönen Eigenschaften der Muttersprache sind nach Schenkendorf Str. 3 folgende: Klarheit im Klange, Reichtum und Pracht in den Worten, Formen und Wortbildungen. Auch Rückert preist die Klarheit und den Reichtum, aber er findet noch andere Schönheiten: sie ist ihm eine Spenderin schöner Gaben, eine Deuterin dunkler Rätsel, eine Erschließerin aller Geheimnisse, eine Schöpferin, die stürmen, rauschen, lispeln, säuseln, zimmern, glätten, hauen und meißeln kann; endlich ist sie ihm auch eine Baumeisterin, die jeden Stoff zu verarbeiten vermag.

b) Schenkendorf hat die Sprache ferner lieb, weil sie uns an unsere Vorfahren erinnert, teils durch die alten Geschichten und Lieder, die wir von den Vätern geerbt haben, teils weil wir noch in denselben Lauten und Worten sprechen, deren sich unsere alten Helden bedienten, teils weil die schönsten weltlichen und religiösen Lieder in unserer Sprache geschrieben sind, und endlich weil wir, wenn wir unsere tiefsten und heiligsten Gedanken vom Grunde unseres Herzens aussprechen wollen, uns der Muttersprache bedienen. Rückert dagegen liebt sie besonders auch deshalb, weil wir in ihr leben, weil wir in ihr unsere Brüder kennen und nennen, und weil wir durch ihre Worte sie selber preisen können.

c) Beide Lieder fordern uns auf, die Sprache immer noch mehr kennen zu lernen, damit wir sie immer lieber gewinnen und immer besser gebrauchen lernen. W. D.

218. Gelübde.

Ferdinand Maßmann, Lieder für Knaben u. Mädchen. München 1832. S. 57.

I. **Vorbereitung.** Alles Gute, was unser Herz erfreut und unser Leben glücklich macht, finden wir in unserem lieben deutschen Vaterlande. Es wird Hermannsland genannt, weil der Cheruskerfürst Hermann es im Jahre 9 n. Chr. durch die gewaltige Schlacht im Teutoburger Walde von dem Joche der Fremden, der eingedrungenen Römer, frei gemacht hat. Es ist ein Land voll Liebe, weil hier die Bewohner noch Gott und ihre Brüder lieben. Es ist ein Land voll Leben, weil sich hier noch fröhlich rüstige Kraft zur Arbeit und zum Weiterstreben regt. Es ist ein Land der Freien, weil hier nicht die Willkür der Fürsten und Gewaltigen die Menschen zu willenlosen Knechten macht, sondern das Gesetz jeden schützt und ihm zu seinem Rechte verhilft. Es ist ein Land der Frommen, weil hier noch die Menschen an Gott glauben und an ihm

festhalten. Diesem herrlichen Vaterlande müssen schon die Herzen der Jugend zugewandt sein. Die Liebe muß wie ein heiliges Feuer entglommen (in Fünkchen angebrannt) sein. Das Herzblut muß frisch, freudig und fromm klopfen und den Mut zu rechten Thaten der Liebe erheben. Jeder Knabe und jedes Mädchen muß geloben (das Gelübde ablegen), dem Vaterlande die Liebe des Herzens zu ergeben und die Kraft der Hand zu widmen, würdig für dasselbe zu leben und, wenn es sein muß, in der Verteidigung seiner heiligen Güter zu sterben. Das folgende Gedicht enthält ein solches Gelübde eines deutschen Knaben.

II. **Vorlesen und Einlesen.**

1. Ich hab' mich ergeben Dir, Land voll Lieb' und Leben,
Mit Herz und mit Hand Mein deutsches Vaterland! U. s. w.

(Das Lied ist bekannt).

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Die Kinder werden nach ihrer Konfirmation von dem Lehrer aus der Schule entlassen. Sie sind zum letztenmal um den treuen Führer ihrer Jugend versammelt. Er ermahnt sie zum letztenmal mit bewegter Stimme und mit Thränen in den Augen, den Glauben an Gott und die Liebe zum Vaterlande fest und treu zu bewahren. Sie geloben es tiefbewegt durch Wort und Handschlag.

2. Charakter Deutschlands und des Deutschen. Warum heißt Deutschland unser Vaterland, ein herrliches, heiliges Land, voll Lieb' und Leben, ein Land der Freien und Frommen, das herrliche Hermannsland? Wie muß ich sein, und was muß ich thun fürs Vaterland? (Ich muß sein gläubig, fromm, frei, fest, treu, frisch, mutig, opferwillig. Ich muß mich dem Vaterlande ergeben, ihm das Herz zuwenden, in Liebe entglimmen, an Gott halten und glauben, treu bleiben, das Herzblut mutig erheben, Kraft erwerben (im Herzen die Liebe, im Arme die Stärke) und für die heiligen Güter des Vaterlandes leben und sterben).

3. Gedankengang. Str. 1. Mit Herz und Hand ergebe ich mich dem Vaterlande. Str. 2. Mein Herz ist ihm in brennender Liebe zugethan. Str. 3. Den Glauben an Gott und die Liebe zum Vaterlande will ich bewahren. Str. 4. Gott bitte ich um mutige Herzenserhebung und, Str. 5, um Kraft zur Verteidigung des Vaterlandes. — Ähnlichen Inhalt hat das Gedicht: „Mein Vaterland" von Hoffmann von Fallersleben. (Gedichte. 8. Aufl. Berlin. S. 383.)

1. Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand. U. s. w.

(Das Lied ist bekannt.)

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen! Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft." (Schillers Wilh. Tell.)

Uhlands „Das Vaterland" (Gedichte u. Dramen. Stuttgart 1876. I. 7. S. 92): „Dir möcht' ich diese Lieder weihen, geliebtes deutsches

Vaterland! denn dir, dem neuerstandnen, freien, ist all mein Sinnen zugewandt. Doch Heldenblut ist dir geflossen, dir sank der Jugend schönste Zier. Nach solchen Opfern, heilig großen, was gälten diese Lieder dir?"

E. Moritz Arndt: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. v. a. Vaterlandslieder. „Wo dir, o Mensch, zuerst — da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland." Theodor Körners und Max v. Schenkendorfs Vaterlandslieder.

R. Reinick: „Der Lieder Lust ist mir erwacht! Wer hat mir solchen Lenz gebracht? Das Vaterland! Ich schweifte in der Welt umher zum schönen Süden übers Meer; doch was ich nirgends wieder fand: dein Odem war's, o Vaterland!"

Jul. Sturm: „Dem Land, wo meine Wiege stand, ist doch kein andres gleich!" (Bd. I. S. 542.) — Die Befreiungskriege. Der Krieg 1870 und 71. —

2. Rede- und Stilübungen: a) Vergleiche „Gelübde" und Uhlands „Das Vaterland"! b) Wie können die Knaben und wie die Mädchen dem Vaterlande dienen? c) Nenne berühmte Männer und Frauen, die ihre ganze Kraft und Liebe dem Wohle des Vaterlandes gewidmet haben! d) Vergleiche „Ich hab' mich ergeben —" mit „Treue Liebe bis zum Grabe —"! P.

219. Deutscher Rat.

R. Reinick. Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch. Bielefeld 1876. S. 10.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann;
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

3. Sprich „Ja" und „Nein" und dreh und deutle nicht!
Was du berichtest, sage kurz und schlicht!
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht;
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hinternach;
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

5. Dann wach und kämpf! Es ist ein Feind bereit:
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit;
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

I. **Vermittlung und Vertiefung.** Ein Knabe verläßt das elterliche Haus und tritt zum letztenmal vor den Vater und bittet um seinen Segen. Dieser wird ihm zuteil und mit dem Segen zugleich eine eindringliche gute Lehre: „Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!" Die Worte „vor allem" erinnern daran, daß wir noch manche Pflicht zu

erfüllen und manche Tugend zu üben haben, aber kein anderer Rat ist so wichtig als dieser: „Sei treu und wahr!“ Unser Gedicht beantwortet nun folgende 3 Fragen: 1. Was heißt: Sei treu und wahr? 2. Warum sollen wir treu und wahr sein? 3. Wie fangen wir es an, treu und wahr zu sein?

1. Was heißt: Sei treu und wahr? Die Erklärung giebt uns die 3. Strophe. „Sprich Ja und Nein und dreh und deutle nicht.“ Was „Ja“ ist, soll „Ja“ sein und nicht in „Nein“ umgedreht werden. „Ja“ soll ein ganzes „Ja“ sein, ohne daran zu „deuteln“, d. h. hast du ein Versprechen gegeben, so muß dein „Ja“ bis ins kleinste giltig sein, ohne daß du etwa eine kleinliche, spitzfindige Auslegung oder Deutung des Versprechens versuchst, nach welcher du das Ja wieder zurücknehmen könntest. (Beispiele!) „Was du berichtest, sage kurz und schlicht!“ Wer viele Worte macht, der setzt leicht etwas hinzu oder verdunkelt den Inhalt dessen, was er berichtet oder mitteilt. „Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht.“ „Geloben“ heißt heilig versprechen, sein Wort zu halten. Wenn aber das „Wort“ oder Versprechen heilig ist, so soll man es nicht „verschwenden“, d. h. ohne Überlegung, in der Übereilung oder leichtsinnig geben. — Treu und wahr ist also der, welcher da, wo er „Ja“ sagen muß, nur „Ja“ sagt, ferner der, welcher das, was er zu sagen und zu berichten hat, kurz und schlicht ausspricht, ohne etwas hinzuzufügen, endlich der, welcher das, was er gelobt, d. h. aufs heiligste versprochen hat, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte auch zu erfüllen sucht.

2. Warum sollen wir treu und wahr sein? a) Es war von alters her der größte Ruhm des deutschen Volkes, getreu und wahr zu sein. Willst du also deinen Vorfahren Ehre machen, so sei treu und wahr wie sie (Beispiele aus der Geschichte!). Str. 1. b) Das Wort Gottes befiehlt es uns, treu und wahr zu sein, wie Str. 3 andeutet: Eure Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Übel,

3. Wie fangen wir es an, stets treu und wahr zu sein? a) Wir sollen bedenken, daß wir deutsche Kinder sind (Str. 2). b) Wir müssen schon in der Jugend uns der Wahrheit befleißigen; denn im Alter lernt sich's schwer (Str. 2). c) Wir müssen auf unsere Worte achten, nichts deuteln und drehen, und nicht zuviel sagen (Str. 3). d) Wir müssen uns vor der ersten Lüge hüten; sie ist auch zuerst ein Zwerg, d. h. noch sehr klein, sie wächst zum Riesen empor, denn eine Lüge erzeugt mehrere. e) Wir müssen auf die Stimme unseres Gewissens hören, denn wenn wir von der Wahrheit weichen, ruft uns dasselbe zu: „Sei wach!“ d. h. merke auf deine Worte, damit keine Lüge unterläuft (Str. 4). f) Wir müssen endlich auch kämpfen, denn die Lüge in uns, unser größter Feind, ist immer bereit zu erscheinen (Str. 5). g) In diesem Kampfe sollen wiederum unsere Vorfahren unser Vorbild sein. Auch sie kämpften allezeit tapfer gegen die Lüge und waren „treu und wahr“ (Str. 5).

II. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Was heißt: Sei treu und wahr? (Durch Beispiele erläutern!) 2. Warum sollen wir treu und wahr sein? (Str. 3.) 3. Wie fangen wir es an, stets treu und wahr zu sein? (Str. 2—5.) W. D.

220. A. Die Wacht am Rhein.

M. Schneckenburger, Lieder zu Schutz und Trutz. Berlin 1871. S. 220.

1. Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein. U. s. w.

(Das Lied ist bekannt).

I. **Geschichtliches.** Keine Stadt, kein Dorf im deutschen Vaterlande dürfte wohl zu finden sein, wohin im Laufe des Krieges gegen Frankreich die Klänge dieses Liedes nicht gedrungen wären. Tausendstimmig erscholl der Gesang, als unsere tapferen Heere gen Welschland zogen; tausendstimmig klang es an unser Ohr, wenn wir im lieben Vaterlande die Siege feierten, welche unsere Truppen jenseits des deutschen Stromes erfochten.

So vernahmen wir das Lied in seiner schwungvollen Weise auf den Bergen und in den Thälern unseres Vaterlandes, am Rhein wie an der Ostsee, an der Donau wie an der Nordsee. Überall, wo ein fröhliches Häuflein Menschen sich zusammengefunden,

„Hub einer wohl zu singen an,
Und alle stimmten ein;
Gesegnet, der dies Lied ersann,
Gesegnet sei der Rhein.“

So wurde im Jahre 1870 „die Wacht am Rhein“ zu einem Volksliede, wie selten ein anderes in so kurzer Zeit. Lange Jahre wußte niemand, wer dies Lied „ersann“, d. h. wer es gedichtet hatte. Erst in dem für Deutschland so ruhmvollen Jahre 1870 hat man es erfahren.

Als im Jahre 1840 der frühere Präsident von Frankreich, Thiers, es wiederholt öffentlich aussprach, daß der Rhein die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich sein müßte, da sang Max Schneckenburger, ein geborener Württemberger, seine „Wacht am Rhein“. Aber lange Jahre war das Lied nur einzelnen im Volke bekannt, und leider sollte der treue, deutsche Mann den großartigen Einfluß und die erhebende Begeisterung, welche sein treffliches Lied auf unser ganzes Volk ausübte, nicht mehr erleben: denn er starb schon im Jahre 1851, kaum einige dreißig Jahre alt, zu Burgdorf im Kanton Bern, wo er sich als Kaufmann niedergelassen hatte.

Glücklicher war in dieser Hinsicht Karl Wilhelm, der Komponist der Melodie. Derselbe wurde 1815 geboren und lebte 25 Jahre lang als Musikdirektor in Krefeld. Schon im Jahre 1854 hatte er seine schöne Melodie komponiert, aber erst im Jahre 1870 brauste das Lied „wie ein hunderttausendstimmiger Völkerchoral“ durch die Welt. Krank

an einem unheilbaren Leiden, lebte er zu jener Zeit amtlos und dürftig in der kleinen, alten Stadt Schmalkalden in Thüringen. Da ging ein rührender Zug der Dankbarkeit durch das ganze deutsche Volk. Briefe und Ehrengaben flossen ihm reichlich zu. Der König und Kaiser Wilhelm I. ehrte ihn mit der großen goldenen Medaille und der Reichskanzler Fürst Bismarck durch ein herzliches Schreiben vom 23. Juni 1871, in welchem es u. a. heißt: „Sie haben durch die Komposition von Max Schneckenburgers Gedicht „Die Wacht am Rhein" dem deutschen Volke ein Lied gegeben, welches mit der Geschichte des eben beendigten großen Krieges untrennbar verwachsen ist. . . . . . Ihr Verdienst ist es, unserer letzten großen Erhebung die Volksweise geboten zu haben, welche daheim wie im Felde dem nationalen Gemeingefühle zum Ausdruck gedient hat. Ich folge mit Vergnügen einer mir vom geschäftsführenden Ausschuß des deutschen Sängerbundes gewordenen Anregung, indem ich der Anerkennung, welche Ihnen von allen Seiten zu teil geworden ist, auch dadurch Ausdruck gebe, daß ich Sie bitte, die Summe von eintausend Thalern aus dem Dispositionsfond des Reichskanzleramtes anzunehmen. Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, Ihnen alljährlich den gleichen Betrag anbieten zu können."

Diese Verheißung des Fürsten ward auch erfüllt, aber schon im Jahre 1873 am 26. August hatte sich die Gruft über des Sängers Leben und Leiden geschlossen. Das deutsche Volk aber wird des Mannes nimmer vergessen; denn unsere Väter, Brüder und Söhne, die den Krieg in Frankreich so glücklich zu Ende geführt haben, fühlten ihre Herzen stolzer und mutiger schlagen, wenn in den Feierstunden, auf dem Marsche oder im Biwak das Lied angestimmt wurde und von Regiment zu Regiment weiter brauste.

II. **Vermittlung des Verständnisses.** 1. Erläuterung der einzelnen Strophen. Str. 1. Vers 1 bis 3. Mit diesen Worten, die schon durch ihren äußeren Klang etwas Gewaltiges und Festes ausdrücken, redet der Dichter das deutsche Volk an. In prophetischem Geiste sieht er, wie 30 Jahre später jenseits der Grenze der Feind mit Waffengeklirr und mit Geschützesdonner in großen Heereswogen herangezogen kommt, um uns den Rhein, den echten deutschen Strom, zu entreißen. Aber sein Ruf übertönt das Toben des Feindes. Er erschallt wie der Donner eines starken Wetters, er braust, wie die an die Felsen prallenden Wogen des Meeres, an das Ohr des deutschen Volkes. Und dreimal wiederholt er seinen Ruf immer stärker:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein."

So ist das Volk schon mächtig aufgeregt, besonders durch den letzten Ruf: zum deutschen Rhein. Da ist alles gespannt und aufmerksam, und deshalb läßt der Dichter auch gleich die Frage folgen:

„Wer will des Stromes Hüter sein?"

Ebenso schnell ist er aber auch mit der Antwort da:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein" ꝛc.

Der Dichter vertraut seinem Volke, daß es sofort den Rhein beschützen wird, wenn der Ruf erschallt.

Wer aber ist die feste und treue Wacht am Rhein? Das hören wir in der folgenden Strophe.

Str. 2. Vers 1—4.

„Durch Hunderttausend" ꝛc.

Damit führt uns der Dichter die „Wacht" vor. Kaum hören die Hunderttausend, daß der Welsche mit Heeresmacht heranzieht, da blitzen die Augen vor Erregung, Mut und Begeisterung hell. Diese Hunderttausend wollen ihren Rhein beschützen. Hier hat der Dichter 30 Jahre vorher gesungen, was sich 1870 und 71 erfüllte. Nicht nur Hunderttausend, sondern mehr als eine Million Krieger aus allen deutschen Gauen, ja sogar Landsleute, die in fernen Ländern wohnten, zogen kampfesmutig und begeistert über den Rhein, um die heilige Landesmark jenseits des freien, deutschen Rheines zu schützen. Fromm und stark nennt Schneckenburger die deutschen Männer mit Recht, denn die Blätter der Geschichte geben uns viele Beispiele dieser Frömmigkeit und Stärke.

Str. 3. Ohne Aufblick zum Himmel geht kein echter Deutscher an sein Werk, am allerwenigsten aber an ein solches Werk, wie der Krieg es ist. So beugten denn auch vor dem Kriege nicht nur die deutschen Krieger und ihr Heerführer, der ruhmgekrönte König Wilhelm I., ihre Kniee vor dem Lenker der Schlachten, sondern das ganze deutsche Volk strömte in die Gotteshäuser, um vom Herrn der Heerscharen den Sieg zu erflehen. — Ferner soll aber der Aufblick in des „Himmels Blaun" die Krieger auch daran erinnern, daß die toten Helden, welche schon früher für das Vaterland gestorben sind, und diejenigen, welche für dasselbe gekämpft, aber die schöne Zeit der Jahre 1870 und 1871 nicht mehr erlebt haben, auf sie aus dem Himmel herabschauen. Ähnliches sang der Dichter der Freiheitskriege, Theodor Körner, in seinem Aufrufe:

„Und all ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!"

Diese Helden der Befreiungskriege, die nach einem schönen, kindlichen Glauben als Schatten, d. i. Geister, auf ihre tapfern Söhne und Enkel vom Himmelszelt herabschauen, wie sehr werden sie sich freuen, wenn diese mit derselben deutschen Tapferkeit und deutschen Frömmigkeit sich im Schlachtgetümmel zeigen, und mit Stolz dürfen wir es aussprechen: Unsere Heldenväter brauchen sich der Heldensöhne aus dem Kriege 1870 und 1871 nicht zu schämen. Diese haben sich in allen Kriegstugenden jener würdig gezeigt.

Hat aber der deutsche Krieger sich seinem Gott befohlen und seiner ruhmreichen Väter gedacht, dann wird es ihm leichter, den Schwur auszusprechen:

„Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!"

Die Worte „Du bleibst deutsch" deuten uns aber auch zugleich an, daß der Rhein von jeher deutsch gewesen ist, denn es wohnten seit undenklichen Zeiten deutsche Völker an seinen Ufern; er hörte nur die

deutsche Sprache reden; in seinen Wellen spiegelten sich nur deutsche Bauwerke; auf beiden Seiten herrschten nur deutsche Sitten und Gebräuche 2c. Daher hat das Wort E. M. Arndts: „Der Rhein ist Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ die vollste Berechtigung. Das alles drängt den Dichter im Namen der deutschen Kämpfer, auch am Ende dieser Strophe wie bei jeder andern auszurufen: Lieb Vaterland, magst“ 2c.

Str. 4. Allein so gar leicht ist es nicht, den Schwur zu halten, denn die Kämpfe mit dem Nachbar sind schwer; mancher deutsche Held muß den Besitz mit seinem Blute erkaufen; aber das hält die Kämpfer nicht zurück. Wenn denen, welche heute um das herrliche Kleinod kämpfen, auch „das Herz im Tode bricht“, so fürchten sie doch noch nicht, daß der deutsche Strom „ein welscher“ wird, denn

„Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.“

Wer erinnert sich bei diesen Worten des Dichters nicht wiederum an die Helden in den Befreiungskriegen? Wie strömten da die Jünglinge, Männer, ja sogar Greise herbei, als der König von Preußen rief! Jeder wollte sein Heldenblut hingeben, um das Vaterland zu retten und die Welschen weit über den Rhein zu drängen. So wurde jeder wahre Deutsche zum Helden für sein Vaterland, und da dies also war und, wie wir in dem letzten Franzosenkriege gesehen, noch heute so ist, so kann der Dichter auch am Ende dieser Strophe das Trostwort sprechen: „Lieb Vaterland“ 2c.

Str. 5. Der Gedanke der vorigen Strophe wird in dieser noch weiter ausgeführt:

„Solang ein Tropfen Blut noch glüht“ 2c.

Also die deutschen Männer wollen alle Kraft, die ihnen zu Gebote steht, für den Rhein einsetzen, und wenn das geschieht, — und gewiß wird's geschehen, dafür bürgt uns die Vergangenheit — so kann der Dichter, und wir mit ihm, wieder ausrufen: „Lieb Vaterland“ 2c. Wir wissen ja, daß Tausende unserer Väter und Vorfahren ihr Herzblut haben fließen lassen fürs Vaterland; wir wissen, daß viele noch gefochten und gekämpft haben, als ihnen die Faust erlahmte und der Arm ermüdete. Aber der Schwur, treue Wacht zu halten, bis der letzte Blutstropfen dahinfließt, feuerte sie immer wieder von neuem an, so daß das Unmöglichscheinende möglich wurde.

Str. 6. Der Schwur ist gesprochen, und die deutschen Männer haben sich den Inhalt desselben nach allen Seiten vergegenwärtigt; da beginnt die Woge zu rinnen, d. h. die deutsche Heeresmacht zieht an den Rhein mit wehenden, flatternden Fahnen. Und nochmals kehrt der Gedanke zurück, daß nicht bloß die Männer, die von Beruf Soldaten sind, die Wacht bilden sollen, sondern

„Wir alle wollen Hüter sein.“

Jeder also muß und wird das Seine thun nach seiner Kraft und seinen Gaben. Das ganze Volk nimmt teil an der Hüterschaft. Die

kampfesfähigen Männer mit der Waffe, die Dichter mit dem begeisternden Liede, der Geistliche mit dem tröstenden Worte Gottes, der Reiche mit seinem Gelde, die Frauen und Jungfrauen, indem sie betend „vor den Altar treten" und die Verwundeten pflegen, und sogar die Kinder, indem sie an der Bereitung von Verbandsachen sich beteiligen ꝛc. Und wahrlich! dieser Schwur ist im letzten Kriege nach allen Seiten feierlich gehalten worden. Jede Seite der Geschichte beweist uns das.

Einem Volke, das solche Wacht hält, kann der deutsche Rhein niemals genommen werden, und wir stimmen deshalb am Schlusse nochmals von ganzem Herzen mit dem Dichter ein:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

2. Sprachliche Darstellung. Die Wirkung des Liedes wird nicht nur durch den Inhalt und die schöne Melodie, sondern auch noch durch die äußere Form und durch die Sprache hervorgebracht. Die Kraft und Fülle der männlichen Reime (Hall — Prall, stark — Mark, Lust — Brust, Flut — Blut ꝛc.), die volltönenden zusammengesetzten Hauptwörter (Donnerhall, Wogenprall, Landesmark, Kampfeslust, Vaterland, Heldenblut ꝛc.) und endlich der jede Strophe schließende und den Hauptgedanken so schön zusammenfassende Kehrreim (Refrain) lassen das Gedicht auch in künstlerischer Hinsicht als ein vortreffliches Produkt deutscher Poesie erscheinen.

3. Gedankengang. Str. 1. Aufforderung an die Deutschen, des Rheines Hüter zu sein. Str 2. Die Deutschen kommen der Aufforderung nach. Str. 3. Das Volk blickt auf zum Himmel und schwört, die Landesmark zu beschützen. Str. 4. Die jetzigen Kämpfer trösten das Vaterland mit dem Versprechen, daß, wenn sie fallen, viele andere an ihre Stelle treten werden. Str. 5. Die Helden versprechen, bis auf den letzten Blutstropfen den Feind zu bekämpfen. Str. 6. Das ganze deutsche Volk beteiligt sich an dem Kampfe.

Hiernach teilt sich das ganze Gedicht in drei Abschnitte: a) Die Aufforderung zum Kampfe und deren Erfolg (Str. 1 und 2), b) der Schwur (Str. 3—5), c) Schluß (Str. 6).

III. **Verwertung.** 1. Schriftliche Aufgaben. 1) Das deutsche Volk als Hüter des Rheines (Anordnung der Gedanken nach den einzelnen Strophen). 2) Wie beteiligen sich Frauen und Kinder am Kriege?

2. Vergleichung. „Die Wacht am Rhein" und „Vaterlandslied".

B. Vaterlandslied. (1812.)

E. M. Arndt, Gedichte. Berlin 1865. S. 212.

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

2. So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

4. Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

5. Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

6. Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut' uns, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

1. Zu welcher Art von Liedern rechnen wir die beiden Gedichte?

Beide Lieder sind feurige und erhabene Kampflieder, die einem echten Patriotismus entsprossen sind; sie sind also **Vaterlandslieder**.

2. Welcher Unterschied ist zwischen beiden in Bezug auf ihre Entstehung?

Das Arndtsche Lied entstand 1812 vor Beginn der **Freiheitskriege** und feuerte Tausende von Kriegern zum mutigen Kampfe an; die „Wacht am Rhein" wurde gedichtet, als die Franzosen 1840 Miene machten, den deutschen Rhein als Grenzfluß zu verlangen.

3. Welchen Schwur enthalten beide Lieder?

In beiden Gedichten schwören die Krieger feierlich, das Vaterland zu schützen bis auf den letzten Tropfen Blut.

4. Wodurch unterscheidet sich die in beiden Liedern gegebene Aufforderung?

Während „die Wacht am Rhein" die Krieger nur zur Verteidigung des Vaterlandes auffordert, feuert das „Vaterlandslied" zum Angriff an.

5. Gegen welches Volk sind beide Lieder gerichtet?

Beide sind gegen die Franzosen gerichtet; in dem einen (Wacht am Rhein) soll der Feind von der Grenze abgehalten werden, in dem andern dagegen soll der Feind aus dem Lande vertrieben werden.

6. Welches ist der Hauptgedanke in beiden Liedern?

Durch beide Gedichte werden die Krieger von dem einen großen Gedanken und von dem einen großen Willen erfüllt: **das Leben für das Vaterland einzusetzen, zu siegen oder zu sterben.**

7. Worin sind in beiden Liedern die letzten Strophen sich ähnlich?

In beiden Liedern schildert die letzte Strophe, wie die Heere mit flatternden Fahnen in den Krieg ziehen.

8. Welcher Unterschied findet sich in der äußern Form der Gedichte?

a) Während das Schneckenburgersche Lied in lauter kräftigen männlichen Reimen endigt, benutzt Arndt die Abwechselung von männlichen und weiblichen Reimen.

b) Die Strophen in Arndts Gedichte bestehen aus acht und die Schneckenburgerschen aus sechs Versen.

c) Die „Wacht am Rhein“ schließt jedesmal mit einem Kehrreim, das „Vaterlandslied“ ist ohne solchen. W. D.

221. Der freie deutsche Rhein.

Nikolaus Becker, Gesammelte Gedichte. Köln 1841. S. 216.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag**. Um das Jahr 1840 erneuerte sich in Frankreich das alte Gelüst nach der Rheingrenze. Der schöne, stolze Rhein sollte nicht Deutschlands Strom, sondern Deutschlands Grenze sein, das linke Rheinufer also französisch werden. Hauptsächlich war es der französische Minister Thiers, der durch Zurückführung der Leiche Napoleons von St. Helena, durch die Befestigung von Paris und seine zündenden Reden die alte Raublust der Franzosen nach dem linken Rheinufer neu belebte. Da rührte sich aber der deutsche Patriotismus und schlug frische, hohe Wellen. Den treffendsten Ausdruck fand das vaterländische Gefühl 1840 in dem „Rheinliede“ des Gerichts-Auskultators Nikolaus Becker zu Köln: „Sie sollen ihn nicht haben —.“ Das Lied fand ungemessenen Beifall und machte den Dichter mit einem Schlage zum berühmten Manne. Wer im rechten Moment das rechte Wort trifft, das allen ungesprochen auf den Lippen liegt, das Gefühl ausspricht, das allen im Herzen brennt, der darf als Dolmetscher der Volksstimmung sicher auf Beifall und Anerkennung rechnen. Becker erhielt von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. einen Ehrensold von 3000 Mark und von dem Könige Ludwig von Bayern einen Ehrenpokal. Von den vielen Kompositionen des Liedes hat leider keine recht durchschlagen wollen, darum ist das Lied mehr und mehr hinter die „Wacht am Rhein“, die in derselben Zeit von Schneckenburger gedichtet wurde, zurückgetreten.

1. Sie[1]) sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben sich heiser darnach schrein[2]),
2. Solang er, ruhig wallend[3]), sein grünes Kleid noch trägt,
Solang ein Ruder schallend in seine Woge schlägt![4])
3. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Solang sich Herzen laben an seinem Feuerwein, —[5])
4. Solang in seinem Strome noch fest die Felsen stehn[6]),
Solang sich hohe Dome in seinem Spiegel sehn![7])
5. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Solang dort kühne Knaben um schlanke Dirnen frein[8]),
6. Solang die Flosse hebet ein Fisch auf seinem Grund,
Solang ein Lied noch lebet in seiner Sänger Mund![9])
7. Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut'n begraben des letzten Manns Gebein![10])

II. **Erläuterungen.** 1) Die Franzosen; der Dichter nennt sie gar nicht, weil sie als Erbfeinde Deutschlands und als lüstern nach dem linken Rheinufer bekannt sind. 2) Ein grelles, aber treffendes Bild, um das ungemessene und unverschämte Verlangen und die endlosen lauten Rufe der Franzosen nach der „Rheingrenze“ auszudrücken. 3) Dort im Westen wildes Schreien, — hier die ruhig und stetig dahin wallende grüne Wasserflut. 4) Der Rhein ist durch Fahrzeuge aller Art belebt. 5) Zu beiden Seiten des Rheines wächst edler, feuriger Wein. 6) Besonders auf der Strecke von Bingen bis Koblenz finden sich mächtige Felsen am und viele Klippen im Strome, z. B. die sieben Jungfrauen bei dem Loreleifelsen. 7) Z. B. die herrlichen Dome zu Köln, Speier rc. 8) Frische, mutige Jünglinge werben um schlanke Jungfrauen und führen sie als Gattinnen heim. 9) Kein Strom ist so viel wie der Rhein besungen worden, und nirgends weilen die Dichter lieber. Sein edler Feuerwein, seine Schönheit und die fröhlichen Menschen begeistern zum Singen. 10) Solange noch ein deutscher Mann lebt, so lange wird Deutschland den Rhein gegen Frankreich verteidigen.

III. **Vertiefung.** 1. Schauplatz. Ruhig und majestätisch wallt die breite, grüne Flut des Rheines dahin. Zahlreiche Fische, z. B. die schönen Rheinlachse, beleben das Wasser und schießen oft wie Silberpfeile in die Höhe. Große und kleine Boote beleben den Wasserspiegel, und schallend schlägt der Schiffer das Ruder ins Wasser. Die schönen Uferhänge sind mit Weinbergen bedeckt, in denen edler Wein gezogen und von dem fröhlichen Volk der Winzer gekeltert wird. Felsen erheben sich am Ufer und Klippen im Wasser. Zum Teil sind sie weggesprengt, um der Schiffahrt eine freiere Bahn zu öffnen. Saubere, helle Dörfer und Städte liegen an beiden Ufern, und fröhliche thätige Menschen leben und streben darin. Deutsche Lieder erklingen in den Weinbergen und auf dem Strome.

2. Gedankengang. Str. 1. Trotz ihres gierigen Geschreis sollen die Franzosen niemals den deutschen Rhein bekommen. Str. 2. In majestätischer Ruhe und Sicherheit wälzt der Strom seine Fluten dahin. Str. 3. Sein feuriger Wein erfreut und begeistert die Herzen. Str. 4. Seine Felsen stehen fest, und seine Dome spiegeln sich stolz im Wasser. Str. 5. Seine Bewohner rühren sich frohgemut. Str. 6. Seine Fische regen frei die Flossen, seine Sänger rühren begeistert die Harfe. Str. 7. Solange noch ein deutscher Mann lebt, so lange wird den Franzosen der Rhein streitig gemacht werden.

Der Grundgedanke ist viermal wiederholt: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“

3. Eigentümliches. Die mächtige Wirkung des Liedes erklärt sich aus der patriotischen Stimmung, die feurig hindurch klingt, aus der kurzen, treffenden Schilderung der Schönheiten des Rheines, aus der hypothetischen (bedingenden) Form: „Solange“ —, die aber ein „Niemals!“ bedeutet, und aus den frischen, flüssigen jambischen Versen mit lauter männlichen Reimen.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. Ganz dieselben Gedanken und Empfindungen sprach 1840 Max Schneckenburger in der „Wacht am Rhein" aus. (Siehe Nr. 220!) Der alte Ernst Moritz Arndt sang sein Lied „Als Thiers die Welschen aufgerührt hatte":

1. Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen,
Und klinge die Losung: „Zum Rhein! übern Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!" 2c.

Georg Herwegh dichtete in derselben Zeit das „Rheinweinlied":

Str. 1. Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben! 2c.

2. Aufgaben. a) Vergleiche Beckers „Rheinlied" mit der „Wacht am Rhein!" b) Gieb eine Schilderung des Rheines nach den beiden Gedichten! c) Unter welchen Bedingungen werden die Franzosen den Rhein erhalten? (Wenn seine Flut vertrocknet, kein Ruder mehr in die Wogen schlägt, kein Wein mehr an seinen Ufern wächst, seine Felsen versinken, seine Dome zerfallen, seine Anwohner verschwinden, kein Fisch mehr die Flossen regt, kein Lied mehr ertönt und des letzten deutschen Mannes Leiche im Strom begraben ist!) P.

222. A. An mein Vaterland.

Nikolaus Lenau, Gedichte. Stuttgart 1877. S. 103.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Der in Ungarn geborene Dichter Nik. Lenau (eigentlich Nik. Niembsch Edler v. Strehlenau) hatte nach vielen Irrfahrten und Enttäuschungen in Schwaben eine liebe Heimat und an Uhland, Schwab, Kerner u. a. Dichtern liebe Freunde gefunden. Aber ein dunkler, unruhiger Drang ließ ihn nirgends weilen. Er verließ 1832, 30 Jahre alt, Deutschland, die Heimat seines Geistes und seiner Liebe, und suchte in Amerika das Glück, das er niemals fand. In Amsterdam wollte er sich einschiffen, und dahin reiste er. Als er am Saum (der Grenze) des Vaterlandes, an dem Grenzfluß (dem Rhein oder der Maas) ankam, da übermannte ihn das Weh der Trennung. Er umfaßte den letzten Baum auf der Heimatserde, preßte sein Gesicht dagegen und weinte heiße Thränen, die an der Rinde herab rieselten. — Er langte im Hafen an, bestieg das Schiff und fuhr hinaus in die unendliche Wasserwüste. Die Küste wich immer mehr zurück in nebelgraue Ferne wie ein liebes Antlitz, das dem Fortziehenden stumm und traurig nachschaut. Bald war sie verschwunden wie das Jugendglück des Dichters. Die Nacht kam.

Auf dem Verdeck des Schiffes stand der Auswanderer, schaute hinaus in das weite Meer, horchte auf das Spiel des Windes und der Flut und träumte sich zurück in die verlassene Heimat und ihr Glück. Was er in jener Nacht empfunden und gedacht, das spricht sein Lied „An mein Vaterland“ ergreifend aus.

1. Wie fern, wie fern, o Vaterland, bist du mir nun zurück! Dein liebes Angesicht verschwand mir wie mein Jugendglück!

2. Ich steh' allein und denk' an dich; ich schau' ins Meer hinaus, und meine Träume mengen sich ins nächtliche Gebraus.[1])

3. Und lausch' ich recht hinab zur Flut, ergreift mich Freude schier; da wird so heimisch mir zu Mut, als hört' ich was von dir.[2])

4. Mir ist, ich hör' im Winde gehn dein heilig Eichenlaub, wo die Gedanken still verwehn den süßen Stundenraub.[3])

5. Im ungestümen Wogendrang braust mir dein Felsenbach;[4]) mit dumpfem, vorwurfsvollem Klang ruft er dem Freunde nach.[5])

6. Und deiner Herden Glockenschall zu mir herüberzieht und leise der verlorne Hall von deinem Alpenlied.

7. Der Vogel im Gezweige singt; wehmütig rauscht der Hain, und jedes Blatt am Baume klingt und ruft: Gedenke mein! —

8. Als ich am fremden Grenzefluß still stand auf deinem Saum, als ich zum trüben Scheidegruß umfing den letzten Baum,

9. Und meine Zähre trennungsscheu[6]) in seine Rinde lief: gelobt' ich dir die ew'ge Treu' in meinem Herzen tief.

10. Nun denk' ich dein so sehnsuchtsschwer, wo manches Herz mir hold, und ströme dir ins dunkle Meer den warmen Thränensold.[7])

II. **Erläuterungen.** 1) Wie entsteht das Gebrause? 2) Woran erinnert ihn das nächtliche Brausen der Wogen, und warum erfüllt es ihn mit Freude und Heimatsglück? (Es erinnert ihn an das nächtliche Rauschen der deutschen Eichenwälder, an den Wellensturz des heimatlichen Felsenbaches, an den Glockenklang der Herden und den Wiederhall der Alpenlieder, an den Gesang der Vögel und das Rauschen der Blätter.) 3) Wie der Wind die Blätter verwehet, so tragen die stillen Gedanken des Spaziergängers die Stunden, welche der Arbeit entzogen oder geraubt sind, angenehm oder süß davon. 4) Warum heißt der Bach „Felsenbach“, der Lauf seines Wassers ungestümer Wogendrang? 5) Welchen Vorwurf ruft er dem Freunde nach? 6) Zähre trennungsscheu würde wörtlich heißen: die Zähre scheut die Trennung vom Auge, weil sich der Mann zu weinen schämt und darum sein Gesicht verbirgt. (In der Werbung von Lenau: Still die scheue Männerzähre flüchtet in den Bart hinab.) Der Mann weint die bittre Abschiedsthräne, weil er die Trennung vom Vaterlande scheut. 7) Die heißen Thränen des Schmerzes und der Liebe sind die letzte Zahlung oder Abgabe an das Vaterland.

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Schildere nach der Vorbereitung den Dichter, wie er, auf den Bord des Schiffes gelehnt, hinaus träumt in die Nacht und Ferne!

2. Charakteristik. Beweise aus dem Gedichte den Schmerz des Abschieds, das Gelöbnis der Treue, die Sehnsucht nach den fernen Lieben, die Klage über das verlorne Vaterland und Jugendglück, die aufmerksame Betrachtung von Wind und Meer, das gedankenreiche Träumen in Gegenwart und Vergangenheit und das schmerzliche Glück der Erinnerung!

3. Gedankengang. Str. 1: Das Vaterland ist wie das Jugendglück verschwunden. Str. 2: Der Dichter träumt bei Nacht auf dem Schiffsverdeck ins Meer hinaus. Str. 3: Das geheimnisvolle Rauschen und Brausen des Meeres weckt die Erinnerung an die Heimat. Str. 4: Er hört wieder das Rauschen der Eichenhaine, in denen er manche Stunde in Gedanken süß verträumt hat. Str. 5: Aus dem stürzenden Felsenbache hört er die Vorwürfe eines Freundes, den er verlassen hat. Str. 6: Der Glockenklang der Herden und der Hall der Alpenlieder zieht ihm in verlornen Klängen nach. Str. 7: Vogelgesang und Blättergesäusel mahnen ihn: Gedenke mein! Str. 8 und 9: Er gedenkt des bittern Scheidegrußes an der Grenze und des Gelöbnisses der Treue. Str. 10: Dem Vaterlande und den Freunden weint er heiße Thränen der Liebe und Sehnsucht nach.

Grundgedanke: Erst in der Fremde empfindet man ganz die Schönheit, den Wert, den Besitz an Liebe und das Glück des verlornen Vaterlandes. Der Verlust erst zeigt uns seinen vollen Wert; aber die Erinnerung hält es treu und fest, und die Sehnsucht zieht uns dahin zurück.

IV. **Verwertung.** 1. Vergleiche von J. G. v. Salis-Seewis (Gedichte. Leipzig o. J. S. 28)

B. Lied eines Landmannes in der Fremde.

1. Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

2. Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch!

3. An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog;

4. An die Stunden, wo ich Meisen
Im Holunderkasten fing;
An des stillen Weihers Schleusen,
Wo ich Sonntags fischen ging.

5. Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder leibhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Wiederhallt in meinem Ohr.

6. Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See,
Schüttle Äpfel von den Bäumen,
Wässre ihrer Wiesen Klee,

7. Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag,
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag. —

8. Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo, gekühlt im Abendwinde,
Unsre frohe Jugend tanzt?

9. Wann des Kirchturms Giebelspitze,
Halb im Obstbaumwald versteckt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen heckt?

10. Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

Der Dichter Salis war ein geborner Schweizer, aber nach der Sitte seiner Zeit in französische Kriegsdienste getreten und in Versailles bis zum Hauptmann der Schweizergarde aufgerückt. Aus der Pracht und Unnatur des Hofes und dem Getümmel einer großen Stadt sehnte er sich nach der stillen verlornen Heimat (Seewis in Graubünden) zurück und wünschte sich wenigstens ein Grab auf dem Dorfkirchhofe bei seinen Vätern.

A. Ähnlichkeiten. Beide Dichter haben in dem Drange nach einem Glück in der Weite die Heimat verlassen, denken in der Ferne voll Liebe an ihre Freuden und Schönheiten zurück und bewahren ihr die Treue. Beide erinnern sich wehmütig und doch freudig des geschwundenen Jugendglückes. Beiden trüben Sehnsuchtsthränen den Blick. Beide werden von stillen Träumen zurückgeführt. Beide denken an die schönen Waldgänge, an das Geläute heimatlicher Glocken und an die Gewässer der Heimat.

B. Verschiedenheiten. Lenau verließ eben, Salis schon früher die Heimat. L. stand auf dem Verdeck des Auswandrerschiffes, S. lebte in seiner französischen Garnison. L. dachte an das weite Vaterland, S. an das enge Heimatsdörfchen (Weiler). L. hörte aus dem Rauschen der Eichen, dem Brausen des Baches und den Klängen der Glocken und Lieder Stimmen aus dem Vaterlande, die ihm Vorwürfe machten, ihn zurückriefen und zum treuen Gedenken mahnten. S. sah im Geist alle Schönheiten seiner Heimat, freute sich daran und wurde von Sehnsucht danach erfaßt. L. schildert den bittern Trennungsschmerz. S. fragt: Wann sehe ich dich, du trauliche und vertraute Heimat meiner Lieben, wieder? L. weint den Thränenzoll des Schmerzes und der Liebe ins Meer, S. wünscht sich ein Grab bei seinen Vätern.

2. Vergleiche von Julius Mosen (Gedichte. Sämtl. Werke. Oldenburg 1863)

C. Aus der Fremde.

1. Wo auf hohen Tannenspitzen, die so dunkel und so grün, Drosseln gern verstohlen sitzen, weiß und rot die Moose blühn: Zu der Heimat in die Ferne zög' ich heute noch so gerne.

2. Wo ins Silber frischer Wellen schaut die Sonne hoch hinein, spielen heimliche Forellen in der Erlen grünem Schein: Zu der Heimat 2c.

3. Wo tief unten aus der Erde Eisenerz der Bergmann bricht und die Zither spielt am Herde in der kurzen Tagesschicht: Zu der Heimat 2c.

4. Wo die Hirtenfeuer brennen, durch den Wald die Herde zieht, wo mich alle Berge kennen, drüberhin die Wolke flieht: Zu der Heimat 2c.

5. Wo so hell die Glocken schallen Sonntag früh ins Land hinaus, alle in die Kirche wallen, in der Hand den Blumenstrauß: Zu der Heimat 2c.

6. Doch mein Leid ist nicht zu ändern; zieht das Heimweh mich zurück, treibt mich doch nach fremden Ländern unerbittlich das Geschick. Zu der Heimat in die Ferne zög' ich heute noch so gerne.

3. Schildere Salis' Heimatsdörfchen! 4. Worin bestanden die Freuden des Knaben? 5. Schildere Mosens Heimat (Marianey im sächsischen Voigtlande) nach seinen Wäldern (Str. 1), Bächen (Str. 2), Bergwerken (Str. 3), Herden auf den Bergen (Str. 4) und seiner Sonntagsfeier (Str. 5). 6. Vergleiche Hoffmanns „Heimweh in Frankreich"! P.

223. Die Auswanderer.

Ferdinand Freiligrath, Gedichte. Stuttgart 1873. S. 10.

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar! U. s. w.
(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Vorbereitung.** Im Anfange der dreißiger Jahre machte sich in Deutschland ein starker Zug zur Auswanderung nach Amerika bemerklich. Eine Gesellschaft hatte am Flusse Missouri in Nordamerika weite Länderstrecken angekauft und lockte nun durch die Verheißung goldener Berge viele Auswanderer nach dem Lande der Freiheit. Besonders folgten viele Schwaben (aus dem Neckarthale und dem Schwarzwalde) und Franken aus der Umgegend des Spessart dem lockenden Rufe. Die Reise ging den Rhein hinab nach Amsterdam, wo große Auswandererschiffe sie aufnahmen und durch den Atlantischen Ocean nach dem fernen Westen führten. In jener Zeit lebte der junge Dichter Ferdinand Freiligrath aus Detmold in der holländischen Hauptstadt als Kaufmann. Oft ging er nach dem Hafen und sah der Einschiffung der Auswanderer zu. Er sah, wie sie geschäftig ihre Habe in die Schaluppe (ein Ruderboot) luden, die sie vom Lande nach dem vor Anker liegenden Schiffe führen sollte, sah, wie sie es gar eilig hatten, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, wie sie den Wert dessen, was sie verließen, nicht zu fühlen schienen, und wie sie sorglos, ja hoffnungsfreudig der fremden Welt zustrebten. Die Wehmut über das ungewisse Geschick seiner Landsleute und die eigene Sehnsucht nach der schönen deutschen Heimat gestalteten sich in ihm zu dem rührenden Gedichte „Die Auswanderer," in welchem er die europamüden deutschen Landsleute voll warmer Teilnahme anredet.

II. **Erläuterungsfragen.** Warum rühren die Auswanderer so geschäftig Hände und Füße? Warum kann der Dichter die Augen nicht von ihnen wenden? Welcher Schiffer ist in Str. 1. gemeint? Wie langen (reichen) die Männer nach den Körben? Warum ist das Brot vor der Reise nochmals geröstet? Wie sehen die Schwarzwaldmädchen aus? Warum gehen sie sorgsam mit den Geschirren um? Was ist die Schaluppe? Warum heißt die Bank grün? Wodurch wird das Bild der Heimat treu bewahrt werden? Wie malen die Krüge? Was ist der Missouri? Was könnte dort im Drange der Arbeit alles schweigen? (Lieder, Erinnerungen, Bücher 2c.) Wie muß die Quelle, wie die Küche, wie die Stube gedacht werden? Wie das Wasserholen? Was ist der ferne Westen? Wie wohnen die Ansiedler? Wer sind die müden kupferbraunen Gäste? Wer sind die Tscherokesen? (Ein indianischer Volksstamm in Nordamerika.) Wie wurden die Krüge bei der Wein- oder Rebenlese gebraucht? Wie wird Schönheit und Wohlhabenheit der Heimat kurz geschildert? Wie werden die Hirten auf den schönen Weiden des Spessartgebirges genannt? Warum wohl? (Ihr Leben hat Ähnlichkeit

mit dem der Alpenbewohner.) Was wird die Sehnsucht besonders reizen? (Str. 9). Was wird im Wachen und Träumen wie eine fromme Sage vor ihrer Seele stehen? (Das Leben in der alten Heimat.) Warum winkt der Bootsmann? Was wünscht ihnen der Dichter? (Eine friedliche und geschützte Reise, freudigen Mut und gesegnete Arbeit.)

III. **Vertiefung.** 1. Situationsbilder. a) Der Hafen. Ein Ruderboot liegt an der Landestelle. Ein Schiffer sitzt drin und wartet. Am Lande rennen geschäftig Männer und Weiber hin und her und reichen ihre Habseligkeiten dem Schiffer ins Boot. Die Männer tragen auf dem Nacken Körbe mit Brot, das aus dem Korn der Heimat gebacken und dann zu Schiffszwieback geröstet worden ist, damit es sich als Mundvorrat für die lange Seereise besser halte. Schlanke Mädchen aus dem Schwarzwalde mit lang herabhängenden Zöpfen, braunen Augen und dunkler Hautfarbe reichen Töpfe und Krüge, den Stolz und das Glück der Hausfrauen, in das Boot und stellen sie sorfältig auf den grün angestrichenen Seitenbänken in Reih und Glied. Nicht weit von dem Boote liegt ein großes Auswandererschiff vor Anker. Die Matrosen säubern das Verdeck und bringen das Segelwerk in Ordnung. Der Schiffer im Boote greift zu den Rudern, winkt und mahnt zur Eile, damit er das Schiff noch zur rechten Zeit erreicht. Vom Lande ruft und winkt man den Abfahrenden Grüße zu.

b) Das Heimatsdorf. Von Wäldern mit hohen, finstern Tannen, von Feldern mit gelben Korn- und Weizenähren und von Hügeln mit Weinbergen umgeben, liegt das Dorf wunderschön in einem Thale des Schwarzwaldes oder Spessart. In der Mitte sprudelt eine Quelle, die mit einer steinernen Einfassung umgeben ist, ihr klares Wasser. Frauen und Mädchen kommen dahin, plaudern traulich mit einander, bücken sich dann nieder zum Born (Brunnen), schöpfen mit ihren Krügen das Wasser und tragen es auf dem Kopfe nach Hause. Durch die offenen Thüren sieht man das Herdfeuer lodern und fröhliche Menschen in vertraulichem Geplauder daneben. Durch die offenen Fenster sieht man in die saubere Stube und bemerkt auf einem Brettersims an der Wand die Krüge und Töpfe, die als schönster Schmuck Stube und Küche zieren. Von der Höhe des Berges, wo die Herden weiden und die Hirten wie in den Alpen Milchwirtschaft treiben (daher Älpler), schallt der Kuhreigen aus dem Alpenhorn von Rinde hernieder. In den Weinbergen herrscht der Jubel der Weinlese, und die mit grünem Laube geschmückten Krüge werden hin- und hergetragen.

c) Die neue Heimat am Missouri. Eine gleichförmige Ebene dehnt sich weithin aus. Von endlosen Wäldern sind weite Strecken niedergebrannt und urbar gemacht. Große Flächen sind mit hohem Mais (Welschkorn) bestanden, andere in sumpfigen Niederungen mit Reis bestellt. Zerstreut umher liegen einzelne Blockhäuser, die aus unbehauenen Baumstämmen und Brettern gebaut sind, während man die Fugen mit Moos verstopft hat. Die innere Einrichtung ist sehr einfach und ungemütlich. Auf Wandgesimsen stehen die Gefäße aus der Heimat und wecken die Erinnerung an die verlassene schöne Heimat und die Sehnsucht danach.

Neben dem Blockhause fließt eine Quelle. Ein eingeborener rotbrauner Tscherokese mit Pfeil und Bogen ruht hier müde und bestäubt von der Jagd und erfrischt sich durch einen Wassertrunk aus dem Kruge. Unsere Landsleute sind in regster Thätigkeit auf den Feldern, aber der Schimmer der Freude ist von ihrem Antlitz gewichen. Allein, ohne häusliches Behagen, in harter Arbeit von früh bis spät: das ist ihr Leben in der neuen Heimat!

2. Charakter der Auswanderer. Leichtherzig haben sie sich von ihrer schönen Heimat getrennt, in der sie behaglich und fröhlich, besonders zur Zeit der Weinlese, am Dorfbrunnen und am häuslichen Herde lebten, und hoffnungsreich eilen sie dem fernen Westen zu. Vorsorglich haben sie sich mit den Bedürfnissen einer weiten Reise versehen, und geschäftig verladen sie ihre Habseligkeiten in das Boot. Die Mädchen sind schlank von Wuchs, braun von Auge und bräunlich von Hautfarbe, geschmückt mit langen Zöpfen und sorgsam im Aufstellen der zerbrechlichen Töpfe und Krüge. Im fremden Lande erwartet sie harte Arbeit, wenig häusliches Behagen und noch weniger Geselligkeit. Nur selten werden halbwilde Gäste bei ihnen einsprechen und ihre Gastfreundschaft genießen. Die Erinnerung an Deutschland wird ihr Glück und Schmerz, die Sehnsucht nach dem Leben und den Freunden dort unauslöschlich sein.

3. Gedankengang. A. Die Auswanderer im Hafen (Gegenwart): Str. 1. Den Dichter fesselt und rührt die treuherzige Geschäftigkeit und Eile der Auswanderer. Str. 2. Die Vorsorge der Männer für Nahrungsmittel. Str. 3. Die Schönheit der Mädchen und ihre Sorgfalt beim Aufstellen der Geschirre. Str. 8. Er fragt sie wehmütig, warum sie ihre schöne Heimat verlassen. Str. 11. Er wünscht ihnen Friede, Freude und Segen.

B. Die Auswanderer in der alten Heimat (Vergangenheit): Str. 4. Die Töpfe und Krüge, so oft am Born der Heimat gefüllt, malen das Bild des heimatlichen Dorfes ab. Str. 5. Sie erinnern an den Dorfbrunnen, den häuslichen Herd und die geschmückte Stube.

C. Die Auswanderer in der neuen Heimat (Zukunft): Str. 6. Im Blockhause des Westens wird müden, halbwilden Gästen ein Labetrunk aus den Krügen gereicht, Str. 7 auch der indianische Jäger erfrischt; doch gehen diese nie wieder laubgeschmückt zur Weinlese. Str. 9. Sie werden die Sehnsucht nach dem schönen Vaterlande wecken. Str. 10. Wie ein schöner Traum wird das Bild der alten Zeit durch die Seele ziehen.

Grundgedanken: „O sprecht, warum zogt ihr von dannen?" — Warum schweift ihr in die Ferne und sucht das Glück, während das Gute so nahe liegt? — Wer dem äußern Glück nachjagt, verliert oft das innere. — In der Fremde wird es klar, wie so schön die Heimat war.

4. Schönheiten. Ein ergreifender Ton der Wehmut klingt durch das Lied und weckt etwas wie Heimweh in uns. Die Schönheit der

Heimat kann nicht treffender, die Heimatsliebe nicht rührender besungen, dem aus dem Vaterlande Scheidenden kein unvergeßlicherer Scheidegruß zugerufen werden. Von besonderer Kraft sind die Gegensätze zwischen der alten und neuen Heimat. Von mächtiger Wirkung ist es auch, daß die zerbrechlichen Krüge zu Trägern der alten Heimat in die neue, zu Malern der heimatlichen Schönheit, zu Gedenktafeln des heimatlichen Glückes, zu Dienern der deutschen Gastlichkeit und zu Weckstimmen der Sehnsucht gemacht sind.

IV. **Verwertung.** 1. Mahnungen. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! — Die Welt wird alt und wieder jung, doch der Mensch hofft immer Verbesserung. — Was du in Liebe besessen, verlierst du nie ganz, es bleibt dir wenigstens als Erinnerung. — Die Sehnsucht ist das Zurückschauen der Liebe auf ein besseres oder verlornes Glück.

2. Verwandtes. Jul. Sturm: „Auf der Überfahrt." — Gottfr. Kinkel: „Die Auswanderer aus dem Ahrthale." — Vaterlandslieder. — Israels Wegführung in die Gefangenschaft. Ps. 137.

3. Aufgaben. a) Welche Ursachen hatten die Auswanderung veranlaßt? — b) Suche die Vorzüge der alten und der neuen Heimat! — c) Welche Rolle spielen die Krüge im Gedicht? P.

224. Heimkehr aus Frankreich.

Aug. Heinr. Hoffmann von Fallersleben. Gedichte. 8. Aufl. Berlin 1874. S. 386.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Der Dichter Hoffmann aus Fallersleben weilte auf seinem unsteten Wanderleben auch längere Zeit in Frankreich, um dort die Volksart zu studieren und nach vergrabenen Bücherschätzen in den Bibliotheken zu suchen. Auf einer Wanderung zwischen den Flüssen Saône und Rhone erfaßte ihn eine tiefe Sehnsucht nach dem lieben deutschen Vaterlande. Er sprach sie aus in dem Gedichte:

Heimweh in Frankreich. 1839.

1. Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder, nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein! Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder, nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!

2. Könnt' ich den Wolken meine Hände reichen, ich flöge windesschnell zu dir hinein. Könnt' ich dem Adler und dem Lichtstrahl folgen, wie ein Gedanke wollt' ich bei dir sein!

3. Die Fremde macht mich still und ernst und traurig; verkümmern muß mein frisches, junges Herz. Das Leben hier, wie ist es bang und schaurig, und was es beut, ist nur der Sehnsucht Schmerz.

4. O Vaterland, und wenn ich nichts mehr habe, begleitet treu noch diese Sehnsucht mich, und würde selbst die Fremde mir zum Grabe, gern sterb' ich, denn ich lebte nur für dich!

Nicht länger duldete es den Dichter in der Fremde; heimwärts zog es ihn unwiderstehlich. Als er die Grenze überschritt, wieder deutsche Worte und deutsche Lieder hörte, in deutsche Augen blickte und deutsche Hände drückte, da strömte seine Freude und sein Glück aus in dem nachstehenden Gruße an das Vaterland:

1. Deutsche Worte hör' ich wieder —1)
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!2)
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heitres Vaterland!3)
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!4)

2. O wie sehnt' ich mich so lange
Doch nach dir, du meine Braut,5)
Und wie ward mir freudebange,6)
Als ich wieder dich erschaut!
Weg mit welschem Lug und Tand,7)
Deutschland ist mein Vaterland!

3. Alles Guten, alles Schönen
Reiche, sel'ge Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh'!8)
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Deutschland, du mein Vaterland!

II. **Erläuterungen.** 1) Auf der Völkerscheide zwischen Frankreich und Deutschland, wo man wieder deutsch grüßt und spricht; voll Entzücken hört er die lang entbehrten Laute. 2) Das Herz ist voll Freude; die Hand streckt sich den Volksgenossen zu kräftigem Handschlag entgegen. 3) Zur deutschen Volksart gehört die Freude an allem Guten und Schönen, am Gesange, an Naturschönheit und an heitern Festen. 4) In der Einsamkeit und Öde der Fremde war die Erinnerung an die Heimat ein Trost und ein Glück. 5) Durch Liebe innig verbunden, wie einer Braut. 6) Voll Freude, aber doch bange, nicht alles mehr nach Wunsch zu finden. 7) Welscher Lug = Unwahrheit; die gerühmte französische Höflichkeit ohne Herzlichkeit, und ihre Verleumdungen Deutschlands. Welscher T a n d = leichtes Spielzeug; das leichtfertige Wesen der Franzosen in Sitten und Moden. 8) Deutschland ist reich an allem Guten und Schönen und das Volk selig (glücklich) im Genuß desselben. Seine schlichte Treue wird oft von Fremden (besonders Franzosen) als Einfalt verhöhnt, seine Ruhe oft durch ländergierige Eroberer gestört. Der Dichter spricht den Fluch (eine Verwünschung) über sie aus.

III. **Aufgaben.** 1. Was sieht und hört der heimkehrende Wanderer an der Grenze Deutschlands? — 2. Was hat die Fremde nicht? — 3. Gieb den Inhalt der einzelnen Strophen an! (Str. 1. Fröhliche Heimkehr und herzlicher Gruß an der Grenze des Vaterlandes. Str. 2. Wehmütiger Rückblick auf das Leben in der Fremde. Str. 3. Gruß und Segenswunsch der Heimat, Fluch ihren Feinden.) — 4. Wie und wann haben Fremde das Vaterland gehöhnt und seine Ruhe gestört? — Wie zeigt sich der w e l s c h e L u g und T a n d? — 5. Vergleiche Max v. Schenkendorfs „F r ü h l i n g s g r u ß a n d a s V a t e r l a n d 1814“! (Gedichte. Stuttg. und Tübingen 1815. S. 87.)

Str. 1. Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen, himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen, alles das ist deutsches Land. —

Str. 7. Segen Gottes auf den Feldern, in des Weinstocks heil'ger Frucht,
Manneslust in grünen Wäldern, in den Hütten frohe Zucht,
In der Brust ein frommes Sehnen, ew'ger Freiheit Unterpfand,
Liebe spricht in zarten Tönen nirgends wie im deutschen Land. —

6. Vergl. R. Reinicks „Im Vaterland“! (Lieder. Berlin 1844. S. 244).

Str. 1. Der Lieder Lust ist mir erwacht!
Wer hat mir solchen Lenz gebracht?
Das Vaterland!
Ich schweifte in der Welt umher
Zum schönen Süden übers Meer;
Doch was ich nirgends wiederfand:
Dein Odem war's, o Vaterland!

Str. 6. Da kehrt ich um und ward gesund
Und freu' mich nun aus Herzensgrund
Im Vaterland.
Gleich wie die Lerche schwingt mein Herz
Sich wieder jubelnd himmelwärts,
Und grüßet rings das grüne Land,
Das liebe deutsche Vaterland!

P.

225. A. Soldaten-Morgenlied.

Max v. Schenkendorf. Gedichte. Stuttgart 1871. S. 91.

1. Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot;
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

2. Du reicher Gott, in Gnaden
Schau her vom blauen Zelt!
Du hast uns selbst geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

3. Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an!

4. Dann Klang von allen Türmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb und Lebenslust!
Es schall' auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei! —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

I. **Vermittlung.** Str. 1. versetzt uns in das Biwak der Soldaten. Die Schläfer haben während der Nacht auf der kalten Erde geruht, nur von ihren Kleidern und dem schützenden Mantel zugedeckt. Als der Morgen anbricht, da erwachen zuerst die Pferde, die treuen Begleiter der Soldaten in die blutige Schlacht. Froh rufen sie durch ihr Wiehern den erwachenden Soldaten ihren Morgengruß zu. Auch die blanken, „lieben Waffen“, den Soldaten das Wichtigste im Felde, strahlen im Morgenrot, gleichsam als wollten sie die Krieger erinnern, daß es nun wieder Zeit zum blutigen Streite sei. Sie erinnern an die Siege und Ehren, welche durch sie erfochten werden können. „Man träumt von Siegeskränzen“, d. h. stellt sich im Geiste vor, wie die Sieger nach vollendetem Kampfe mit Ehren- und Siegeszeichen geschmückt werden, aber auch an den Tod denkt man, der so vielen Kriegern durch die Waffen bereitet wird.

Str. 2. Der Gedanke an den Tod stimmt den Krieger ernst; im frommen Gebet wendet er sich an den Herrn der Heerscharen und bittet ihn, daß er sein Antlitz ihm und seinen Kameraden gnädig zuwenden möge. Sein Gebet erscheint uns nach den beiden Zeilen „Du selbst hast uns ꝛc.“ in hohem Grade zuversichtlich; denn wenn Gott selbst die Krieger auf das Schlachtfeld ruft, so muß der Krieg ein heiliger Krieg sein, und Gott

muß denen beistehen, die seiner Einladung gefolgt sind. Darum sagt der Krieger weiter:

„Laß uns vor dir bestehen und gieb uns heute Sieg!"

Wenn aber die Krieger vor Gott bestehen und den Sieg erringen wollen, so müssen sie mit kühnem Mute in die Schlacht gehen. Und dieser Mut wird jeden Krieger erfüllen, wenn er bedenkt, daß der Krieg ein „heiliger Krieg" ist. Welcher Krieg gemeint ist, läßt sich leicht erkennen: es waren die Freiheitskriege 1813—1815, wo es galt, dem welschen Bedrücker die geraubten deutschen Lande wieder zu entreißen. Damit wir aber noch mehr daran erinnert werden, daß jener Krieg ein heiliger Krieg war, sagt er:

„Die Christenbanner wehen, dein ist, o Herr, der Krieg."

Als die Preußen auszogen, trugen sie das Zeichen des Kreuzes an ihrer Kopfbedeckung, und um dieses Kreuz waren die Worte geschrieben: „Mit Gott für König und Vaterland." Die Franzosen dagegen hatten ihre Banner nach römischer, also heidnischer Weise mit einem Adler geziert. So durfte der Dichter sagen: „Dein ist, o Herr, der Krieg." Und wie Schenkendorf diesen Krieg als einen von Gott befohlenen ansieht, so haben es auch andere Dichter jener Zeit ausgesprochen; wir erwähnen nur Th. Körner, welcher in seinem „Aufruf" sagt:

„Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg.
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!"

Str. 3. Ein Krieg, der unter dem Beistande, auf den Befehl, also gleichsam im Namen Gottes geführt wird, der muß auch zu einem glücklichen Ende führen. Darum läßt der Dichter seinen Krieger auch schon in die Zukunft schauen, die ihm glücklicher scheint:

„Ein Morgen soll uns kommen" 2c.

Von dem Morgen, an welchem der brave Soldat sein Gebet verrichtet, schweifen seine Gedanken hinüber zu jenem Morgen, der nach glücklich vollendetem Kriege anbrechen wird. Dieser Morgen wird „mild" sein, denn der Gedanke an den Tod wird in der Weise, wie er ihn heute fühlt, nicht vor seinem geistigen Auge stehen, und er wird „klar" sein, weil dann der Druck der Fremdherrschaft nicht mehr auf dem Vaterlande lastet, sondern weil die Deutschen dann einer glücklicheren und ruhigeren Zeit entgegensehen können. Zwar ist dieser Morgen noch fern, aber alle Frommen hoffen mit Zuversicht auf ihn, und die Engel sehen ihn schon. Diese Zuversicht ermutigt auch unsern Krieger so, daß er über die noch kommenden Kämpfe hinwegschaut nach dem wonnevollen Friedens- und Freiheitstage und diesen sehnsüchtig herbeiwünscht. „Einen Tag der Fülle" nennt ihn der Dichter, weil dann das volle Glück: „Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen" in Deutschland wiederkehren wird, und einen Freiheitstag, weil dann die Tyrannei vernichtet, die alte deutsche Freiheit wieder hergestellt sein wird.

Str. 4. Der Krieger wird durch den Gedanken an den Freiheitstag ganz entzückt und malt sich denselben als ein Siegesfest in seiner ganzen Herrlichkeit aus. Der Klang der Glocken von den Türmen findet einen Wiederhall in dem Klange der menschlichen Stimme und des Herzens, und nach den Stürmen des Krieges wird heilige Ruhe des Friedens und Liebe (anstatt Haß) und Lebenslust (anstatt der Todesgedanken) in Deutschland einkehren. Und wenn dann der Siegesjubel ertönt und die Heldenthaten der Tapferen gepriesen werden, dann kann auch unser Kriegsmann sagen: „Und wir, ihr wackern Degen (Kämpfer), wir waren auch dabei."

II. **Gliederung.** Str. 1. Das Erwachen des Kriegers am Morgen. Str. 2. Das Gebet des Kriegers. Str. 3. Der Krieger hofft auf einen Freiheitstag und sieht (Str. 4) im Geiste den Jubeltag des Friedens.

III. **Hauptgedanke.** Die Hoffnung auf Sieg wird bei einem Kriegsmanne fast zur Gewißheit, wenn er auf Gottes Beistand bauet und die Überzeugung gewonnen hat, daß er für eine gerechte Sache kämpft. —

IV. **Sprachliche und poetische Darstellung.** Die Sprache in unserm Liede ist im allgemeinen einfach und leicht verständlich, aber sie entbehrt doch auch des Schmuckes nicht. Zunächst fallen dem Leser einige schöne wohlklingende Wortverbindungen auf, die zugleich sehr bezeichnend sind, wie z. B. Siegeskränze, Waffenfeld, Christenbanner, Freiheitstag, Siegsgeschrei. Ebenso bezeichnend sind einige bildliche Ausdrücke wie „vom blauen Zelt". Der Himmel ist hier mit einem Zeltdache verglichen, wie solche im Biwak ebenfalls benutzt werden. Von eigentümlicher Schönheit sind auch die schmückenden Beiwörter in „Ein Morgen mild und klar". Mild ist im Gegensatz zu dem blutigen Schlachtgetümmel hier gebraucht und bezeichnet die Lindigkeit, Sanftheit und Freundlichkeit; klar steht im Gegensatz zu dem Trüben und Unsichern und bezeichnet das Reine, Gewisse, Helle, Leuchtende, Strahlende. Der attributive Genetiv: „Tag der Fülle" ist ebenfalls sehr wirkungsvoll und bezeichnend; denn „Fülle" erinnert an die Güter wie Freiheit, Tugend, Glück, Frieden, welche nach dem Siege in reichstem Maße dem deutschen Volke zu teil werden sollen. Der Freiheitstag scheint sonder Hülle wie die strahlende Sonne ohne Wolkendecke auf jeden deutschen Mann. Auch das Versmaß ist vortrefflich für den Inhalt geeignet, denn der jambische Vers ist der „Vers des sehnsüchtigen Gefühls, des kämpfenden Willens".

V. **Rede- und Stilübungen.** 1. Das Gebet eines frommen Kriegers am Morgen. 2. Beschreibung eines Friedensfestes. 3. Der Morgen im Biwak (Erwachen der Soldaten, der Pferde, Gebet und Wünsche der Krieger). 4. Vergleiche

B. Gotteskrieger.

E. M. Arndt. Gedichte. Berlin 1865. S. 228.

1. Frisch auf, ihr deutschen Scharen!
Frisch auf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg;
Mit Gott, dem frommen, starken,
Seid fröhlich und geschwind,
Kämpft für des Landes Marken,
Für Eltern, Weib und Kind!

2. Frisch auf! ihr tragt das Zeichen
Des Heils an eurem Hut:
Dem muß die Hölle weichen
Und Satans Frevelmut,
Wenn ihr mit treuem Herzen
Und rechtem Glauben denkt,
Für wieviel bittre Schmerzen
Sich Gottes Sohn geschenkt.

3. Drum auf für deutsche Ehre,
Du tapfres Teutsgeschlecht!
Der beste Schild der Heere
Heißt Vaterland und Recht;
Als schönste Losung klinget
Die Freiheit in das Feld;
Wo sie die Fahne schwinget,
Wird jedes Kind ein Held.

4. Drum auf, ihr deutschen Scharen,
Frisch auf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren
Im Tode und im Sieg:
Und wenn die ganze Hölle
Sich gösse über euch,
Ihr spült sie wie die Welle
Das Sandkorn weg von euch.

A. Ähnliches. Beide Gedichte feuern den Krieger zu mutigem Kampfe an, nennen den Freiheitskrieg einen heiligen Krieg (Warum?), sprechen vom Tode und vom Siege, atmen festes Vertrauen auf Gottes Beistand und nennen das Kreuz als ein Zeichen des heiligen Krieges.

B. Unterschiede. Während das Kriegslied nach der Aufforderung an die Krieger ein Gebet und einen Wunsch für den Frieden enthält, spricht das Lied von Arndt neben der Aufforderung noch die Hoffnung aus, daß Gott den Kämpfern beistehen wird. Suche in jedem Gedichte eigentümliche Züge! W. D.

226. A. Reiters Morgenlied.

Wilh. Hauff. Sämtliche Werke. Stuttgart. 12. Ausgabe. B. I. S. 44.

1. Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad. U. s. w.
(Das Lied ist bekannt.)

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. Ein Reiter im Feldlager wird uns hier vorgeführt. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, nur im Osten rötet sich der Himmel, da erhebt sich der Reitersmann von seinem feuchten und kalten Lager. Das Herz voll banger Sorge, sieht er das Morgenrot, den Verkündiger des Tages, immer heller werden. Ihm scheint es heute Blut zu bedeuten, denn er fragt:

„Morgenrot! leuchtest mir zum frühen Tod?"

Es ist ein Tag, an welchem der Reiter eine Schlacht erwartet, und da allerdings ist die bange Frage, ob er einen frühen Tod erleiden werde, gerechtfertigt. Wie die Sonne des Morgens gleichsam in jugendlicher Schönheit prangt, so gedenkt auch der Soldat an seine Jugend, an sein kurzes, heiteres Leben, das er lassen soll.

„Bald wird die Trompete blasen" 2c.

Der durchdringende Ton der Trompete — vergl. die Trommel in „Der gute Kamerad" — weckt die schlafenden Reiter und ruft sie zur

Schlacht. Die Trompete giebt das Zeichen zum Angriff und ist deshalb dem Reiter ein Mahnruf, daß er, wie viele Kameraden, dem Tode entgegensieht. Das betrübt den Jüngling, und noch größer wird der Schmerz, wenn er daran denkt, daß noch „mancher Kamerad“ den Tod auf dem Schlachtfelde sterben muß.

Str. 2. „Kaum gedacht, war der Lust ein End' gemacht!“

Von dem bevorstehenden Tode wenden sich die Gedanken des Jünglings noch einmal auf die Vergangenheit. Wie schnell vergeht die Lust der Jugend, die Lust des Reiters; kaum hat man an sie gedacht, so ist sie schon vorüber. Freud' und Leid, Leben und Tod, wie schnell wechseln sie!

„Gestern noch auf stolzen Rossen,“

d. i. auf edlen Pferden, die gleichsam auf ihre schön gestalteten, kräftigen, jugendlichen Reiter stolz sind, so wie diese auf ihre Rosse. Schnell aber ist das Gestern entflohen, drum heißt es weiter:

„Heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab.“

Zwischen gestern, heute und morgen, welche Gegensätze! Das blühende, jugendliche Leben, der schnelle Tod und das kühle Grab! Dieser schnelle Wechsel ist das Los des Reiters in der Schlacht.

Str. 3. „Ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt!“

Der Gedanke an einen frühen Tod erinnert den Reiter an die Hinfälligkeit alles Irdischen. Nicht blos den jugendlichen Reiter kann der plötzliche Tod wegraffen, sondern alles, was schön und reizend ist, kann bald ein Ende nehmen. Das schmerzt den Reiter, drum seufzt er: „Ach!“ In der Überzeugung, daß alle Schönheit schnell vergeht, spricht er nicht nur von sich, sondern von der gesamten Jugend:

„Prahlst du gleich mit deinen Wangen“ 2c.

Mancher Jüngling, manche Jungfrau prahlt, d. h. trägt zur Schau, die jugendliche Schönheit (Milch und Purpur: die Weiße der zarten Haut mit dem durch das pulsierende Blut hervorgebrachten Rot); doch wie bald sind diese Vorzüge verloren! Es geht ihnen wie den Blumen, die da frühe blühen und bald welk werden. Wer gedächte hier nicht des Sprichwortes: „Heute rot, morgen tot!“

Diese dritte Strophe bildet einen schönen Übergang von der zweiten zur vierten. In der zweiten redet der Reiter von seinem eigenen Tode, in der dritten von der Vergänglichkeit des Irdischen im allgemeinen, und nun in der vierten sagt er:

„Darum still füg' ich mich, wie Gott es will.“

Jetzt ist die Trauer und Wehmut verklungen; der Reiter hat den richtigen Tröster gefunden; er setzt seine Hoffnung auf den allein, der helfen kann, auf Gott. Mit treuer Ergebung unterwirft sich der brave Reiter dem Willen des Herrn. Das giebt ihm neuen Mut:

„Nun so will ich wacker streiten“ 2c.

Dieser Gedanke an Gott läßt den Reiter kaum noch an den Tod denken; ja er glaubt jetzt in seinem Vertrauen auf Gott sogar an die

Möglichkeit, daß er nicht fällt. Mit ruhigem Herzen und mit dem festen Vorsatze, seine Pflicht als Soldat zu thun, geht er nun in die Schlacht. Und wenn ich dann wirklich sterbe, meint er, nun dann sterbe ich als braver Reitersmann für mein teures Vaterland, das mich dann gewiß auch in gutem Andenken behalten wird.

II. **Gliederung des Inhalts.** Das kleine, echte Volkslied enthält die Gedanken eines ernsten Kriegers vor der Schlacht, und zwar Str. 1: die bange Sorge vor dem nahen Tode, Str. 2: den Rückblick und Vorblick auf gestern, heute und morgen, Str. 3: den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen, und Str. 4: den getrosten Mut und die fromme Ergebung in Gottes Willen.

III. **Kurze Charakteristik des Reiters.** Unser Reitersmann ist ein jugendlicher Held, kräftig und gesund, von ernstem Gemüt, gottergeben und tapfer. (Beweis aus dem Gedichte.)

IV. **Nutzanwendung für Herz und Leben.** Auch in der Jugend sollen wir an das Sprichwort denken: Heute rot, morgen tot. Der Krieger soll, ehe er zur Schlacht geht, sich dem Willen Gottes ergeben, dann wird er Mut zu wackerm Streiten haben.

V. **Sprachliche und poetische Darstellung.** Das Gedicht übt durch seinen ernsten, treffenden Gedanken und seine Kürze einen tiefen Eindruck auf den Hörer aus; dazu tragen besonders auch der Bau der kurzen, oft abgekürzten Sätze, sowie die schön angebrachten Gegensätze viel bei. Die schönste Melodie bleibt die bekannte einfache Volksweise aus G-dur, wie sie in Erks, Hentschels u. a. Liedersammlungen gegeben ist.

VI. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Gedanken eines Soldaten vor der Schlacht (nach der oben angegebenen Disposition).

2. Vergleiche: „Reiters Morgenlied" und „Der gute Kamerad" von Uhland. I. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte sind in Form eines Selbstgesprächs abgefaßt, sprechen von einer Schlacht und erinnern an den Tod. Die geschilderten Krieger sind pflichttreue Männer, die den Tod fürs Vaterland sterben.

II. Verschiedenheiten. a) In „Morgenrot" ist nur von einem Krieger die Rede, während Uhland von zwei Kameraden spricht. b) Hauff versetzt uns in die Zeit vor der Schlacht, Uhland in den Anfang der Schlacht. c) Hauff giebt die Tageszeit bestimmt an, Uhland nicht. d) Hauffs Reiter ist noch jung („Prahlst du gleich mit" 2c.), Uhland sagt nichts darüber. e) Uhland erzählt den Tod eines Kriegers, Hauff nur die Todesahnung des Reiters vor der Schlacht. f) Hauffs Krieger ist ein Reiter, Uhlands Krieger sind Fußsoldaten. g) Hauff führt in seinem Gedichte den Hauptgedanken durch: „Der Soldat soll wohl vor der Schlacht an den Tod denken, aber er muß mit getrostem Mut und in frommer Ergebung wacker streiten; dann darf er sich eines seligen Sterbens und eines guten Andenkens im Vaterlande getrösten." Uhlands Gedichte liegt der Gedanke zu Grunde: „Die Liebe zum Freunde ist etwas Hohes und

Schönes, aber über derselben steht die Erfüllung der Pflicht." h) Betreffs der Form: Hauff hat seine Schilderung weiter ausgeführt, Uhland sein Gedicht fast ohne jeden Schmuck der Rede gelassen. Beide haben meist nur einfache Hauptsätze in der Sprache angewandt. W. D.

226.b. Der Trompeter an der Katzbach.

Jul. Mosen. Sämtl. Werke. Leipzig 1863. I. S. 16.

1. Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket;
Der Brust entströmt das Blut. U. s. w.

(Das Gedicht steht in allen Lesebüchern.)

I. **Erläuterungsfragen.** Was weißt du von der Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813? Was hat der Trompeter zu thun? (Mit seiner Trompete bläst oder schmettert er die Signale oder Zeichen zum Angriff, zum Sammeln, zum Rückzug ꝛc.) Wann bläst er Viktoria? (Nach erfochtenem Siege.) Welches Geschick hatte den Trompeter in unserm Gedichte getroffen? Welches Verlangen läßt ihn nicht sterben? Welcher wohlbekannte Klang dringt oder bricht zu seinem Ohre? (Siegesrufe.) Warum sitzt er wie ein steinern Bild auf dem Pferde? (Die Augen sind halb gebrochen, die Glieder nur von einem eisernen Willen starr und gerade, wie von einem Krampf gehalten.) Wie wettert er „Viktoria!" in das Land? (Mit Aufbietung seiner letzten Kraft bläst er überlaut das Signal: Sieg, Sieg!) Was bedeutet die Wiederholung des Wortes „Viktoria"? (Auf dem ganzen Schlachtfelde wird es von Trompeten und Menschenstimmen wiederholt.) Wovon ist ihm das Herz zersprungen? (Von der übermenschlichen Anstrengung und von der Freude über den Sieg.) Warum sammelt sich's ganze Regiment um den toten Trompeter? (Durch sein Viktoriablasen hat er den Sieg entscheiden helfen, den Feinden Entsetzen, den Freunden Mut und Siegesfreudigkeit ins Herz geblasen.) Wer ist der Feldmarschall? Warum nennt er das Ende selig? (Der Trompeter ist in Erfüllung seiner Pflicht und im Glanze des erfochtenen Sieges heimgegangen.)

II. **Vertiefung.** 1. Gesamtbild: Der Trompeter, umgeben von seinem Regiment. (Weites Schlachtfeld. Die gelben, angeschwollenen Fluten der Katzbach mit treibenden Franzosenleichen. Flüchtige Franzosen stieben nach allen Seiten auseinander. Tote und Verwundete, Kanonen und Wagen bedecken das Schlachtfeld. Ein Reiterregiment hat einen Kreis gebildet. In der Mitte steht mit gesenktem Kopfe ein Streitroß. Daneben liegt der Reiter mit gebrochenen Augen, aber einem freudigen Zuge in dem erblaßten Antlitz. Die Hand hält krampfhaft die Trompete. Die Brust ist mit Blut überströmt. Der greise Feldherr Blücher blickt gerührt auf den toten Trompeter, der mit seinem schmetternden Viktoriablasen den Sieg entscheiden half.)

2. Charakter des Trompeters. Beweise, daß der Trompeter verwundet, schmerzgequält, in banger Erwartung, ent-

schlossen und pflichttreu, todesmutig, hochgeehrt und selig abgeschieden war!

3. Gedankengang. Str. 1: Der Trompeter ist an der Katzbach tödlich verwundet. Str. 2: Schmerzlich wartet er auf Siegesnachrichten. Str. 3: Trotz bittrer Todesschmerzen hört er einen Klang wie Sieg! aus dem Kampfgetümmel herübertönen. Str. 4: Mit letzter, krampfhafter Anstrengung schwingt er sich auf sein Pferd. Str. 5: Schmetternd bläst er Viktoria! Str. 6: Alle Trompeten und Stimmen hallen Viktoria! im Echo wieder. Str. 7: Tot sinkt hierauf der Trompeter vom Pferde. Str. 8: Das ganze Regiment mit dem Feldmarschall an der Spitze giebt dem toten Helden die letzte Ehre.

Grundgedanke: Selig, in der Erfüllung der Pflicht und im Bewußtsein des Sieges zu sterben!

III. **Vergleiche** mit dem „Trompeter an der Katzbach“ (I) „Reiters Morgenlied“ v. Hauff (II)!

Morgenrot! Leuchtest mir zum frühen Tod. U. s. w.

A. **Ähnlichkeiten.** Beide Gedichte haben einen patriotischen Inhalt. Sie zeigen uns tapfere, pflichttreue Reiter, mit Todesgedanken beschäftigt. Stolze Rosse, getroffene Reiter, Trompetenklang, Vergänglichkeit der menschlichen Kraft, Pflichttreue bis ans Ende und Gottergebenheit sind in beiden Gedichten erwähnt. (Weise nach, in welcher Weise!)

B. **Verschiedenheiten.** 1. Hauptinhalt. II ist das Morgenlied, I der Schwanengesang eines Reiters.

2. Ort und Zeit. II führt uns früh beim Aufbruch des Heeres in das Lager, I auf das Schlachtfeld an der Katzbach nach erfochtenem Siege. —

3. Personen. II zeigt uns einen braven Reiter inmitten seiner Kriegskameraden bei frommen Morgenbetrachtungen, I einen tapfern Trompeter, der den Heldentod gestorben ist, von seinen Kameraden umgeben.

4. Gedankengang. In II sieht ein Reiter ahnungsvoll die Schlacht, den Tod, die Vergänglichkeit aller irdischen Kraft und Schönheit, gelobt treue Pflichterfüllung und befiehlt Gott seine Seele. In I sehen wir die Erfüllung jener Ahnungen. Die Schlacht tobt; der Trompeter ist zum Tode getroffen; er stirbt selig in treuer Übung seiner Pflicht und wird von seinen Kameraden und dem Feldherrn noch im Tode geehrt. (Was der Reiter ahnte, das sehen wir beim Trompeter erfüllt.) Jener spricht sich Mut ein; dieser verkündet seinen Kameraden sterbend den Sieg. Jener lebt und kämpft, dieser kämpft und stirbt mit Gottvertrauen. Jener erwartet ein ehrenvolles Andenken im Vaterlande, diesen ehrt das ganze Regiment und der Feldmarschall. P.

227. Treuer Tod.

Georg Scheurlin. Gedichte. Ansbach 1852. S. 162.

1. Wir zogen mit einander,
Hornist und Musketier,
Vier Arme, wenn wir stritten,
Zwei Füße, wenn wir schritten,
Ein Herz, wenn im Quartier.

2. Wir hielten fest zusammen,
Was immer mochte sein;
Sobald mein Horn sich rührte,
Da focht und da marschierte
Der Brave hinterdrein.

3. Bis auf das Feld von Lützen,
Da traf die Kugel recht,
Da lag in seinem Blute
Der treue und der gute,
Der tapfre Landesknecht.

4. Und sprach: „Daß Gott genade,
Mir kommt die letzte Not!
Nun deck mich zu mit Rasen
Und thu das Lied mir blasen:
„Wohl starb er treuen Tod.“

5. Ich nahm ihn in die Arme,
Die Augen schloß er sacht; —
Ob er, ob ich geschieden? —
Wir lagen beid' in Frieden
Und tief auf uns die Nacht.

6. Drauf deckt' ich ihn mit Rasen,
So wie er mir gebot,
Und blies mit hellen Zähren
Ihm übers Grab zu Ehren:
„Wohl starb er treuen Tod.“

7. Als wir nun heimwärts zogen,
Die Fahne flog im Wind —
Da jauchzten Väter, Brüder,
Da drängte durch die Glieder
Ein Weib mit ihrem Kind.

8. Sie forschte rings und winkte
Mit Augen thränenrot;
Das Herz schier wollt' mir brechen,
Ich blies — nicht konnt' ich sprechen —:
„Wohl starb er treuen Tod.“

I. **Vermittlung.** Das Gedicht enthält die Erzählung eines Hornisten, der mit einem Kameraden (Musketier, d. h. ein mit einem Feuergewehr, einer Muskete, bewaffneter Fuß-Soldat) ins Feld zog und diesen in der Schlacht bei Lützen verlor. Die einfache, schlichte Erzählung des braven Musikers ist ein rührendes Lobgedicht auf treue, hingebende Freundschaft. Auch in den beiden ersten Strophen sind die Eigenschaften wahrer Freundschaft angegeben. „Wir zogen mit einander“; wo der eine ging, war auch der andere; Leid und Freud' teilten sie mit einander. „Vier Arme, wenn wir stritten!“ Diese vier Arme deuten an, daß einer für den andern stritt, und sie gleichsam von einem Geiste und Willen beseelt waren. „Zwei Füße, wenn wir schritten“, will sagen, daß beide nicht nur äußerlich nach dem Takte der Musik und der Trommel, sondern auch innerlich mit den Gedanken und Empfindungen im gleichen Schritt gingen. „Ein Herz, wenn im Quartier.“ Da gab es keinen Streit und Neid, sondern was dem einen gefiel und wohlthat, das war auch dem andern eine Freude. Fand der eine einen guten Bissen, so teilte er ihn gewiß mit dem andern. Sie waren, wie das Sprichwort sagt: „Ein Herz und eine Seele“. — Diese innige Freundschaft zeigte sich nach Str. 2 noch darin, daß beide auch in der größten Gefahr („was immer mochte sein“), und wo es dem einen oder dem andern schwer wurde, fest zusammenhielten. Da konnte es nicht fehlen, daß der Musketier, sobald das Horn des Freundes erklang, sofort zum Marschieren und Fechten bereit war.

Str. 3. Da kam es zur blutigen Schlacht,*) und der gute, brave, treue und tapfere „Landesknecht“ (d. i. hier nur soviel wie Krieger, Kriegs-

*) Welche von den beiden Schlachten bei Lützen gemeint sei, ist nicht gesagt. Der Ausdruck „Hornist“ läßt schließen, daß es nicht die Schlacht von 1632 gewesen ist, weil die Hornmusik erst am Ende des 17. Jahrhunderts beim Militär eingeführt wurde; dagegen waren die Musketiere gerade im 30jährigen Kriege eine wichtige Truppengattung. Die Schilderung der Heimkehr (Str. 7) stellt es außer Zweifel, daß die Schlacht von 1813 gemeint ist. Im 30jährigen Kriege erfolgte die Heimkehr der Soldaten erst 16 Jahre nach der Schlacht von Lützen und gewiß unter andern Umständen.

knecht; denn eigentliche „Landsknechte“ existierten nur bis Ende des 16. Jahrhunderts) wurde von einer Kugel tödlich verwundet. Er selbst fühlt (Str. 4), daß sein Tod nahe ist, und bereitet sich zum Abscheiden vor. Zunächst empfiehlt er sich als frommer Soldat der Gnade Gottes im schweren Todeskampfe („letzte Not“); hierauf verkündigt er dem Kameraden seinen letzten Willen:

„Nun deck mich zu mit Rasen und thu das Lied mir blasen: Wohl starb er treuen Tod.“

Str. 5. Der erschrockene Kamerad trägt den Sterbenden in seinen Armen vom Schlachtfelde und wacht bei der Leiche. Seinem tiefen Schmerze giebt er Ausdruck in dem die Erzählung unterbrechenden Satze: „Ob er, ob ich geschieden?“ und will damit sagen, daß er von Schreck und Schmerz betäubt, sich seiner selbst kaum bewußt ist.

Str. 6. Trotz der tiefen Trauer vergißt aber der Freund den letzten Willen des lieben Toten nicht; er deckt ihn mit Rasen zu und bläst unter bitterem Weinen das Lieblingslied desselben.

Str. 7. Der Krieg ist beendet; die Scharen ziehen heimwärts mit wehenden Fahnen und werden von den Ihrigen jauchzend empfangen. Auch der brave Musketier wird von Weib und Kind erwartet. Da erkennt (Str. 8) die Frau den Kameraden ihres Mannes und „winkt ihm mit den Augen thränenrot“. Das ist für unsern Hornisten zu viel. Der Schmerz ist so überwältigend, daß ihm das Herz schier brechen will und er kein Wort zu sprechen imstande ist. Nur sein Horn verkündigt der jammernden Frau: „Wohl starb er treuen Tod!“ Denn treu war er als tapferer Soldat seiner Fahne, treu dem Freunde, treu dem Weibe und Kinde und treu seinem Gott. —

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Str. 1 und 2. Schilderung der innigen Freundschaft zwischen Hornist und Musketier. Str. 3. Der Musketier fällt in der Schlacht. Str. 4. Der letzte Wille des Sterbenden. Str. 5 und 6. Die Ausführung des letzten Willens durch den Hornisten. Str. 7 und 8. Die Rückkehr in die Heimat.

2. Ort und Zeit der Handlung. Zuerst sehen wir die beiden Kameraden auf dem Marsche, dann in der Schlacht bei Lützen und zuletzt den einen in der Heimat.

3. Charakter der Freunde. Beide waren vereint im Kampf, auf dem Marsche und im Quartier, in Leid und Freud'. Der Gefallene wird als treu, gut, brav und fromm geschildert; der andere bewies noch nach dem Tode des Kameraden seine Liebe und Treue, indem er seinen letzten Willen bis ins kleinste erfüllte und der trauernden Witwe die Kunde des Todes überbrachte.

4. Poetische und sprachliche Darstellung. Die Sprache ist einfach und ohne bildliche Redensarten, wie sie für ein ernstes Gedicht, das von einfachen Kriegsleuten erzählt, allein passend ist. Str. 4.: „thu blasen“ ist ein volkstümlicher Ausdruck.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben.

Das Gedicht ist eine Verherrlichung der Freundschaft und will uns den Gedanken nahe führen: Wahre Freundschaft beglückt im Leben und überdauert den Tod. — Ein treuer Freund ist Goldes wert.

2. Verwandtes. Der Postillon von Lenau.

3. Rede- und Stilübungen. a) Welche Eigenschaften muß ein guter Freund besitzen? b) Vergleichung des Gedichts mit „Der gute Kamerad" von L. Uhland (Band I, Nr. 257).

4. Worin ähneln sich beide Gedichte? a) Beide Gedichte sprechen von Kriegern, die durch innigste Freundschaft mit einander verbunden waren. b) In beiden Gedichten fällt der eine der Freunde durch eine feindliche Kugel. c) In beiden Gedichten spricht der Überlebende seinen Schmerz über den Tod des Kameraden aus.

5. Wodurch unterscheiden sich beide Gedichte? a) Das Gedicht von Uhland ist kürzer gefaßt als „Treuer Tod". b) In Uhlands Gedichte sind die beiden Kameraden zwei Soldaten von gleicher Art, in Scheurlins Gedicht ist der eine Hornist, der andere Musketier. c) In Uhlands Gedichte ist die Zeit, in welcher das Ereignis geschah, nicht angegeben; Scheurlin sagt uns, daß der Musketier in der Schlacht bei Lützen gefallen ist. d) Uhlands Kamerad kümmert sich um seinen verstorbenen Freund nach dessen Tode nicht mehr; Scheurlins Hornist begräbt seinen Freund auf dem Schlachtfelde. e) Uhland schließt mit dem Abschiede auf dem Schlachtfelde; der Hornist bringt die Kunde von dem Tode des Musketiers in die Heimat. W. D.

228. Wer ist ein Mann? (1813.)

Ernst Moritz Arndt. Gedichte. Berlin 1865. S. 270.

1. Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut;
Wenn alles bricht, er zaget nicht:
Den Frommen nimmer graut.

2. Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei;
Denn diese Wehr bricht nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch entzwei.

3. Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm;
Die heil'ge Glut giebt hohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.

4. Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind;
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre That wird Wind.

5. Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht;
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

6. Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland;
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

7. So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott, dem Herrn, zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

I. **Erläuterungsfragen.** Welche Frage beantwortet das Gedicht? Was thut ein rechter Mann erstens? (Er betet, vertraut Gott und verzagt nicht in Trübsal.) Warum konnte 1813, als Arndt dies Lied dichtete, mancher zagen und Grauen empfinden? (Napoleon war mit neuen Heeren nach Deutschland gekommen, hatte die Verbündeten durch die Schlachten bei Lützen und Bautzen zurückgedrängt und die meisten deutschen

Fürsten derart eingeschüchtert, daß sie kein Bündnis mit Preußen wagten.) Wo ist die rechte Quelle unseres Mutes? — Was verlangt der Dichter zweitens von dem Manne? (Er soll glauben a) inbrünstig, d. h. innig, heiß, b) wahr, d. h. ohne Heuchelei, c) frei, d. h. ohne Zwang, freiwillig.) Warum ist der Glaube eine unzerbrechliche Wehr (feste Waffe)? (Weil er uns mutig und unverzagt macht. Der Mutlose unterliegt stets. Mut und Ausdauer überwinden alle Hindernisse.) — Was wird drittens von einem Manne gefordert? (Er soll fromm und warm lieben. Alle Liebe soll aus der Gottesliebe quellen und zu Gott führen; sie soll innig, eine heilige Glut sein.) Was verleiht solche Liebe dem Herzen und dem Arm? (Dem Herzen Mut, dem Arme Stahl, d. h. Kraft und Stärke.) Wofür soll der Mann streiten und kämpfen? (Für Weib und Kind, die liebsten, besten und heiligsten Güter.) Was macht ihn stark? (Gebet, Gottvertrauen, Glaube und Liebe.) Was fehlt der kalten Brust? (Jene inneren Güter und damit Kraft und Freudigkeit.) Wann ist eine That Wind? (Wenn sie leere Prahlerei bleibt oder ohne Kraft, Nachdruck und Wirkung ist.) — Wozu ist ein rechter Mann fähig? Was begeistert ihn dazu? (Die Freiheit — vom Despotenjoche, die Pflicht — der Vaterlandsliebe, das Recht des Gesetzes — als Gegensatz der Willkür.) Warum geht's dem frommen Mute (Gemüte, Gesinnung) selbst in Widerwärtigkeiten nicht schlecht? (Er sieht in allem Gottes weise Führung und unterwirft sich ihr willig. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Röm. 8, 28.) — Wofür kann der rechte Mann noch sterben? (Für Gott, d. h. seinen Glauben, und das Vaterland, den Inbegriff aller lieben und heiligen Güter.) Wie lange dauert diese Gesinnung? (Lebenslang.) Wie dient er Gott und dem Vaterlande mit Herz, Mund und Hand? (Im Herzen die Liebe, im Munde das Bekenntnis, das begeisterte Wort, in der Hand die befreiende That.) — Was bedeutet das zweimalige „so" in Str. 7? (So und nicht anders, in dieser Art.) Warum heißt der Mann ein deutscher und ein freier? Warum will er mit Gott in den Krieg ziehen? Wann hilft uns Gott? (Wenn wir im Rechte und der Hilfe wert sind und unsere Schuldigkeit treulich thun.)

II. **Vertiefung.** 1. Charakter eines deutschen Mannes. Weise nach, daß er fromm, gläubig, liebevoll, treu, begeistert, stark, mutig, frei, glücklich sein muß!

2. Gedankengang. Str. 1. Der rechte Mann betet, vertraut Gott und zagt nicht im Unglück. Str. 2. Sein Glaube ist seine beste Wehr. Str. 3. Seine Liebe ist seine beste Stärke. Str. 4. Die Liebe macht stark, die Gleichgültigkeit schwach. Str. 5. Der fromme Mut ist gottergeben und selbst in Widerwärtigkeiten nicht unglücklich. Str. 6. Der rechte Mann ist treu und weiß für Gott und Vaterland zu sterben. Str. 7. Er stellt Kampf und Sieg Gott anheim.

Grundgedanke. Mit Gott — mächtig, ohne ihn — ohnmächtig! Der rechte deutsche Mann ist ein frommer Mann, der in Gott seinen besten Bundesgenossen hat.

3. Eigentümlichkeit. Dreimal kehrt die Frage der Überschrift wieder und dreimal die Antwort: „Dies ist der Mann“! Die letzte Strophe faßt alles zusammen und heißt solch' freien, frommen, deutschen Mann zum heiligen Kriege ausziehen. P.

229. Gebet während der Schlacht.

Theodor Körner. Leyer und Schwert. Karlsruhe 1828. S. 37.

1. Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich,
Vater, du führe mich!

2. Vater, du führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich.

3. Gott, ich erkenne dich,
So im herbstlichen Rauschen der Blätter
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater, du segne mich!

4. Vater, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

5. Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde,
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum fallend wie siegend, preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

6. Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich,
Vater, ich rufe dich!

I. **Geschichtliches.** Es war wenige Tage vor dem Gefecht bei Wöbbelin, am 28. August 1813, als Theodor Körner, der begeisterte Sänger der Freiheitskriege, der Dichter von „Leyer und Schwert“, auf Vorposten befindlich, sich unter eine Eiche gelagert hatte und hier das oben stehende, echt christliche „Gebet während der Schlacht“ dichtete.

II. **Vertiefung.** 1. Lagebild. Des Dichters Phantasie versetzt ihn mitten in eine heiße Schlacht hinein. Er stellt sich vor und spricht es aus, welche Regungen und Gesinnungen seine Seele durchziehen, während er mit aller körperlichen Kraft, mit Auge, Hand, Fuß und Mund am Kampfe sich beteiligt. Das Gebet des Dichters giebt daher ein beredtes Zeugnis davon, daß Körner nicht nur ein begeisterter Dichter und enthusiastischer Patriot, sondern auch ein echt christlicher Krieger war.

2. Hauptgedanke und Gliederung des Inhalts. Welche Gesinnungen durchziehen das Gemüt eines echt christlichen Streiters während der Schlacht?

A. Fester, lebendiger Glaube an Gott: a) Vater, ich rufe dich; b) Gott, ich erkenne dich!

B. Ehrfurcht vor Gott. a) Herr, ich erkenne deine Gebote; b) Vater, ich preise dich.

C. Innige Liebe. a) Vater, ich rufe dich (wie ein Kind einen Vater ruft); b) Vater, du segne mich! (Wie eine liebende Mutter ihren Sohn segnet.)

D. Unerschütterliches Vertrauen. a) Vater, du führe mich, sei mein Heerführer, der Feldherr aller Feldherren! b) Herr, wie du willst, so führe mich! c) Der Herr hat mir das Leben gegeben, der Herr kann es mir wieder nehmen. Der Name des Herrn sei gelobt!

E. Völlige Ergebung in den Willen Gottes. a) In deine Hand befehl' ich mein Leben! b) Gott dir ergeb' ich mich! Str. 6 bis zum Ende. c) Zum Leben, zum Sterben segne mich! d) Drum fallend und siegend preis' ich dich.

F. Wahrhaft christliche Vaterlandsliebe: a) 's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde: um Geld und Gut, um Land und Leute, um Ehr' und Ruhm, sondern b) für geistige Güter: Mit Gott für König und Vaterland, für Freiheit und Selbständigkeit der deutschen Nation, für unsere Muttersprache, für unsere Religion.

3. Schönheiten der Dichtung. a) Die von hehrer Begeisterung und wahrer Gottinnigkeit zeugende Sprache, b) der der Ode ähnliche Stil und c) der schließende Kettenreim, durch welchen die einzelnen Strophen, wie durch Glieder einer Kette, zu einem einheitlichen Ganzen verbunden sind.

III. **Schlußbemerkung**: 1. Eine wörtliche Erläuterung*) und zergliedernde Behandlung „des Schlachtgebets“, sowie auch eine Verknüpfung von irgend welchen sprachlichen Übungen mit demselben ist in jedem Falle zu unterlassen, indem sonst der tiefe sittliche Eindruck, den diese Dichtung auf unverdorbene Kindergemüter ausübt, gänzlich zerstört werden würde.

2. Am besten ist diese religiös-patriotische Dichtung im Religions- und Geschichtsunterrichte zu verwerten, dort beim ersten Gebote, wo von den christlichen Gesinnungen, oder beim fünften Gebote, wo von den Ausnahmefällen der erlaubten Tötung die Rede ist; hier bei der Darstellung von Deutschlands Erhebung, wo von dem „Aufruf an mein Volk“, der Bildung des Lützow'schen Freikorps und den Dichtern des Freiheitskrieges erzählt wird. R. D.

230. Heil dir im Siegerkranz.

B. Schumacher nach Harries.

1. Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!
Heil, König, dir! U. s. w.
(Das Lied ist bekannt.)

I. **Geschichtliches**. Über die Entstehung des Liedes sind die Litterarhistoriker lange im Unklaren gewesen. Erst in neuerer Zeit ist durch die Untersuchungen H. Hoffmanns von Fallersleben und Dr. Ochmanns

*) Beim Lesen dieser Dichtung in den Oberklassen, in welchen ein planmäßiger grammatischer Unterricht stattfindet, sind die Schüler darauf aufmerksam zu machen, daß der Gebrauch der Partizipien „brüllend“ und „rasselnd“ nicht streng richtig ist, indem der Dampf der Geschütze nicht brüllend und die Blitze wohl leuchtend oder feurig, aber niemals rasselnd sein können.

Klarheit in die Sache gekommen. Der erstere spricht sich in seiner Schrift „Unsere volkstümlichen Lieder“ und der letztere in dem Büchlein „Veranschaulichung der Entstehung des preußischen Volksliedes „Heil dir im Siegerkranz“ darüber aus.

Nach diesen beiden Schriften hat H. Harries (geb. 1762 zu Flensburg und gestorben 1802 als Prediger in Brügge bei Kiel) am 27. Jan. 1790 im Flensburger Wochenblatte folgendes Lied veröffentlicht:

„Lied für den dänischen Unterthan,“ *)
zu seines
Königs Geburtstag (Christian VII.)
zu singen,
in der Melodie des englischen Volksliedes:
God save great George the King!

Heil Dir, dem liebenden
Herrscher des Vaterlands!
Heil, Christian, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Vater des Volks zu sein!
Heil, Christian, Dir!

Nicht Ross' und Reisige
sichern die steile Höh
wo Fürsten stehn.
Liebe des Unterthans,
Liebe des freien Manns
gründen den Herrscherthron
wie Fels im Meer.

Heilige Flamme glüh,
glüh und erlösche nie
fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
mutig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern
für Thron und Land.

Sei noch, o Christian, hier,
lange des Thrones Zier,
des Landes Stolz!
Eifer und Männerthat,
finde sein Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort
an Deinem Thron.

Tugend und Wissenschaft
hebe mit Mut und Kraft
ihr Haupt empor.
Jede geweihte Kunst
reife durch deine Gunst.
Jedes Verdienst erwarm'
an Deiner Brust!

Daurender stets zu blühn,
weh' unsre Flage kühn
auf jedem Meer.
Alles, was ehrenvoll
leitet zu Bürgerwohl
umfasse Dania
in ihrem Schoos!

Ha! wie so stolz und frei
schüttelt der nord'sche Leu
sein Mähnenhaar,
wirft über Land und Meer
flammenden Blick umher,
ob einer lüstern sei
sich ihm zu nahn!

Heil Dir, dem liebenden
Herrscher, des Vaterlands!
Heil, Christian, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Vater des Volks zu sein!
Heil, Christian, Dir! —

Drei Jahre später, am 17. Dezember 1793, wurde dieses Lied dem Könige Friedrich Wilhelm II. gewidmet, in der Spenerschen Zeitung abgedruckt und mit einigen notwendigen Veränderungen versehen. Dieses Lied lautet nach einer beglaubigten Abschrift so:

*) Orthographie und Interpunktion der Lieder gleichen genau den von Dr. Ochmann gegebenen Abdrücken der Originale.

Berliner Volksgesang.

God save the King.

Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!
Heil, König, Dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz:
Liebling des Volks zu sein! — Heil
Herrscher Dir!

Nicht Ross', nicht Reisige
sichern die steile Höh',
wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen den Herrscherthron wie Fels
im Meer.

Heilige Flamme glüh',
glüh' und erlösche nie
für's Vaterland!
Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern für Thron
und Reich!

Handlung und Wissenschaft
hebe mit Mut und Kraft
ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
finde ihr Lorbeerblatt
treu aufgehoben dort an Deinem
Thron! —

Sey Friedrich Wilhelm hier
lange der Preußen Zier,
Des Landes Stolz!
Jede geweihte Kunst
reife durch deine Gunst!
Bürger-Verdienst erwärm' an Deiner Brust! Sr.

Im Jahre 1801 erschien eine kleine Schrift: God save the King! (Gott erhalte den König!) Ritual eines preußischen Volksfestes, nach den Anordnungen der English ancient musical Society in London (Alter englischer Musikverein) auf deutschen Boden verpflanzt von Sr. Dr. d. R. In dieser Schrift steht das von Sr. in der Spenerschen Zeitung 1793 veröffentlichte Lied fast wörtlich, nur die erste Strophe beginnt:

„Heil, Friedrich Wilhelm, Heil!
Dem Landesvater Heil!
Glück, Segen Dir!"

und die 2. schließt: „Wie Fels in See'n!" In der 3. Str. lautet der Schluß: „für Thron und Land" und in der 4. Strophe heißt der 3. Vers: „Ihr Haupt zum Lohn". — In der Widmung dieser Schrift unterschreibt sich der Verfasser mit vollständigem Namen „B. G. Schumacher, Dr. d. R., Senior der Vikarien im hochw. Hochstifte der freien Reichsstadt Lübeck".

Hieraus ist nun sicher zu schließen, daß B. Schumacher das Flensburger Lied von Harries mit nur geringen Veränderungen hat nachdrucken lassen. Daher sagt Dr. Ochmann mit vollem Rechte: „Das Geheimnis, woher diese Gleichheit rühre, scheint mit B. G. Schumacher begraben worden zu sein, ... es sei denn, daß es einem gelänge nachzuweisen, beide nachgewiesenen Verfasser hätten einen und denselben dritten, und zwar einen deutschen, abgeschrieben."

Hoffmann v. Fallersleben, welcher in der genannten Schrift schon 1869 zu demselben Ergebnis, wie Dr. Ochmann 1878, gelangte, sagt daselbst S. 66: „und so blieb dem Schumacher nur das Verdienst, das

Harriessche Lied für den dänischen Unterthan mit kleinen Änderungen als preußische Nationalhymne nach Berlin eingeführt zu haben". —

Der oben an erster Stelle angeführte Text ist seit langen Jahren der gebräuchlichste und „schulgerechteste". Er findet sich als Beilage zu Dr. Ochmanns Schrift und trägt die Unterschrift: „Berlin am 3. August 1833". Das Blatt ist mit dem Bilde Friedrich Wilhelms III. geziert und enthält außer dem Texte kurze Erläuterungen zu jeder Strophe. Diese Erläuterungen stammen von L. Schneider, Unteroffizier, und A. W. Hayn, Wehrmann im 20. Landwehr-Regimente.

L. Schneider, der jüngst verstorbene Geh. Hofrat in Berlin, und sein Genosse A. W. Hayn ließen dieses Blatt, wie aus den Erläuterungen hervorgeht, drucken, um es am Geburtstage des Königs (3. August) an die Soldaten zu verteilen.

Die Veranlassung zur ersten Veröffentlichung (1793) mag folgende gewesen sein: Der König Friedrich Wilhelm II. hatte den Feldzügen von 1792 und 93 gegen die Franzosen persönlich beigewohnt, und sein Heer war besonders beim Schlusse des Jahres 1793 glücklich im Felde gewesen; auch hatte sich dem Könige die Stadt Mainz ergeben müssen. Als preußisches Volkslied fand aber das „Heil dir im Siegerkranz" erst nach den Feldzügen 1813 bis 1815 Eingang im Volke und wird seitdem fast bei jeder festlichen Gelegenheit, wo Preußen und Deutsche beisammen sind, gesungen.

II. **Erläuterungen.** Str. 1. Kein preußischer König hat mehr Ansprüche gehabt auf den Siegerkranz, d. h. das Ehrenzeichen für große Kriegsthaten, als der Kaiser und König Wilhelm I.; die Jahre 1864, 1866 und 1870—1871 haben uns allen die Beweise dafür geliefert. Wir nennen den König auch mit Recht den Herrscher des Vaterlands, und jetzt nicht bloß des Preußenlandes, sondern von ganz Deutschland; denn seit dem 18. Januar 1871 ist der König von Preußen auch deutscher Kaiser. König Wilhelm I. war es gelungen, was unsere Väter so sehnlichst gewünscht haben — nämlich die Vereinigung von ganz Deutschland zu einem großen, mächtigen Reiche. Darum singen nicht nur wir Preußen „Heil, König, dir", sondern ganz Deutschland singt seitdem mit uns: „Heil, Kaiser, dir!" — Str. 1 fährt aber bittend fort: „Fühl in des Thrones Glanz" 2c.

Wie ein Familienvater sich gücklich fühlt, wenn er von seinen Kindern geliebt wird, so muß sich auch ein Landesvater beglückt fühlen, wenn ihm seine Millionen Unterthanen von Herzen zugethan sind. Dieses Glück besitzt auch unser jetziger König und Kaiser in hohem Grade, wie die freiwilligen Liebesbeweise, welche unserem Fürsten bei jeder Gelegenheit vom Volke dargebracht werden, bekunden.

Str. 2. Wie viele Fürsten mußten von der steilen Höhe, d. h. vom Throne, herabsteigen, obgleich sie Rosse und Reisige, d. h. berittene Kriegsleute hatten! Wie oft haben z. B. in Frankreich trotz der Militärmacht die Träger der Krone gewechselt! Der unglückliche Ludwig XVI. mußte

vom Throne auf das Schafott steigen, der allmächtig scheinende Napoleon I. vom Kaisersitz in die Verbannung, Napoleon III. vom Throne in die Gefangenschaft gehen.

Die rechte Stütze, der Felsengrund der Throne, ist in der zweiten Hälfte der Strophe genannt: „Liebe des Vaterlands“ rc.

Zunächst nennt der Dichter die Liebe des Vaterlands. Ein Volk, das sein Vaterland liebt, hat auch Liebe zu dem Fürsten, der für das Glück des Landes besorgt ist. Aber diese Liebe kann nicht befohlen werden, sondern sie muß die Liebe des freien Manns sein, d. h. eine Liebe, die aus dem Herzen kommt und freiwillig dargebracht wird, ohne jeglichen Zwang. Solche Liebe ist den preußischen Königen oft dargebracht worden. Wir wollen uns nur erinnern an die Zeit von 1813 bis 1815 und an 1870 und 1871. Wie viele Jünglinge und Männer eilten da freiwillig aus Liebe zu König und Vaterland zu dem Heere! Solche Liebe aber gründet den Thron wie „Fels im Meer“. Und wenn die Wellen des Meeres den Fels noch so stark umbrausen, so schadet es diesem doch nichts; denn ohnmächtig brechen sie sich an ihm und prallen von ihm ab. Dieses Bild, auf den Thron des Königs bezogen, will sagen: daß wohl dann und wann Stürme über das Land kommen (vergl. Preußenlied), aber die treue Liebe des Volkes verteidigt dasselbe und mit ihm den Thron, so daß er niemals in seinem Grunde wankt.

Str. 3. Die Liebe fürs Vaterland ist eine heilige Flamme. Sie soll — so verlangt es nicht nur der Dichter, sondern auch das göttliche Gebot — niemals verlöschen und im Herzen jedes Preußen fortglühen und fortdauern. Das Bild ist insofern schön gewählt, als man sich die Liebe nicht ohne Wärme und Feuer denken mag; denn ein kaltes Herz empfindet keine Liebe. Heilig aber nennt der Dichter die Vaterlandsliebe, weil sie durch das Gebot etwas Göttliches, also Heiliges geworden ist. Wenn diese Flamme aber glüht, spricht der Dichter weiter, so muß sie auch Thaten reifen: „Wir alle stehen dann rc.“

Str. 4. Wenn Fürst und Volk so zu einander stehen, wie die vorige Strophe es schildert, dann muß auch zur Zeit des Friedens das Volk glücklich sein, und dieses Glück zeigt sich zuerst, wenn Handlung ihr Haupt mit Mut und Kraft emporhebt, d. h. wenn Handel und Gewerbe blühen, wenn jeder Bürger des Staates durch seine Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen kann, dann wächst der Wohlstand im Lande, und die Bürger sind äußerlich glücklich. Aber zu dem äußern Glücke gesellt sich noch das innere, welches durch das Gedeihen der Wissenschaften erblühet. Auch diese können nur zur Zeit des Friedens „ihr Haupt mit Mut und Kraft emporheben“; denn zur Zeit des Krieges haben die Fürsten weder Zeit noch Mittel für die Förderung der Wissenschaft und Volksbildung. Was aber im Frieden die preußischen Fürsten gethan haben, das lehrt uns die Geschichte des preußischen Staates vom großen Kurfürsten an bis auf die Gegenwart. Diese Fürsten zogen nicht nur große Gelehrte in ihre Staaten, sondern sie sorgten auch durch An-

legung von Schulen dafür, daß das Volk bis in die untersten Schichten hinein einen gewissen Grad von Bildung zu erlangen imstande war.

Aber auch des Wehrstandes gedenkt diese Strophe: „Krieger- und Heldenthat —“

Den Kriegern und Helden geziemt für ihre Thaten das Lorbeerblatt; das war bei den alten Völkern ein hohes Ehrenzeichen. Unsere Tapfern dagegen erhalten Denkmünzen und Orden als Auszeichnung für die treuen Dienste, welche sie im Kriege dem Vaterland und dem Könige geleistet haben; auch werden sie, falls sie zur Arbeit unfähig sind, mit einem Gnadengeld (Pension) bedacht, damit sie als Invaliden keine Not leiden. So sorgen also die Fürsten Preußens für den Nähr-, Lehr- und Wehrstand.*)

Str. 5. Hier bitten die treuen Landeskinder Gott zunächst um ein langes Leben für den geliebten König. Aber sie bitten den Herrn auch, daß der König die Zier (Zierde) des Volkes und der Stolz der Menschheit bleiben möge. In edlem Sinne stolz kann man nur auf wirkliche Vorzüge sein, und das Preußenvolk kann mit Recht auf seine Fürsten stolz sein; denn das Geschlecht der Hohenzollern hat eine so große Reihe von kräftigen, tapferen und weisen Fürsten aufzuweisen wie kaum ein anderes Fürstenhaus.

Der Schluß des Liedes wiederholt endlich noch einmal dieselbe Bitte wie die erste Strophe, daß der König sich, wie ein Vater über seine Kinder, als Landesvater beglückt fühlen möge in der Liebe seines treuen Volkes.

III. **Gliederung des Inhalts.** Str. 1. Glückwunsch und Bitte an den König von Preußen.

Str. 2. Nicht Kriegsmacht, sondern Volksliebe gründen und befestigen die Throne der Fürsten.

Str. 3. Wenn Volk und König in Liebe verbunden sind, so stirbt jeder gern fürs Vaterland.

Str. 4. Dann werden auch Handel und Wissenschaft blühen und die tapfern Kriegshelden vom Könige und Lande geehrt werden.

Str. 5 wünscht dem Könige eine lange und gesegnete Regierung.

W. D.

231. Preußisches Volkslied.

Bernhard Thiersch. (1830.)

1. Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?
Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran;
Daß für die Freiheit meine Väter starben,
Das deuten, merkt es, meine Farben an.
Nie werd' ich bang verzagen,
Wie jene will ich's wagen;
Sei's trüber Tag, sei's heitrer Sonnenschein:
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein! U. s. w.

(Das Lied ist bekannt.)

---

*) Im ersten Abdruck von 1793 steht diese Strophe, wie wir gesehen haben, in der Form eines Wunsches und ist demgemäß zu behandeln.

I. **Geschichtliches.** Im Jahre 1830 am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm III. (3. August) wurde dieses Lied zum erstenmal in der Harmoniegesellschaft zu Halberstadt, wo der Verfasser, Bernhard Thiersch, Gymnasialdirektor war, nach einer bekannten Melodie gesungen. Später wurde es von verschiedenen Musikern komponiert, aber die beliebteste Melodie blieb bis heute die von Neidhard, dem früheren Leiter des Berliner Domchors.

II. **Erläuterung.** Str. 1. „Ich bin ein Preuße!“ ruft der Dichter gleich zu Anfang des Gedichtes und

„Ich bin ein Preuße, will eine Preuße sein!“

wiederholt er in jeder Strophe noch einmal. Zunächst giebt er das äußere Kennzeichen, die Nationalfarben des Volkes an: schwarz und weiß. Diese Farben haben aber für den Preußen eine hohe Bedeutung.

Zunächst erinnern sie uns an den Ursprung des edlen Geschlechts der Hohenzollern.

Schon vor vielen Jahrhunderten, als die Grafen von Zollern noch im Süden Deutschlands wohnten, hatten sie in ihrem Wappen die beiden Farben; denn dasselbe besteht aus zwei silbernen (weißen) und zwei schwarzen Gevierten. Und dieses Wappen genoß schon in alter Zeit hohe Ehre, denn die kaiserlichen Burggrafen von Nürnberg, welche zu dem Geschlechte der Hohenzollern gehörten, hatten sich bei den deutschen Kaisern durch treue Dienste schon stets ausgezeichnet. Von allen aber war es dem Burggrafen Friedrich VI. vorbehalten, sein Geschlecht in glorreiche Bahnen einzuführen und sich den besondern Dank der Marken zu verdienen, indem er „ein Hort des Friedens, ein Hort des Rechts und ein ernster Rächer des Übermutes der Raubritter“ wurde.

Auch in der Provinz Preußen hatten die Nationalfarben des jetzigen Königreichs hohe Bedeutung, indem die deutschen Ritter, denen jene Provinz so viel zu danken hat, als Ordenstracht einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze trugen. Eine noch höhere Bedeutung haben aber die Farben dadurch, daß sie voran getragen wurden, wenn „für die Freiheit meine Väter starben“.

Unzähligemal gingen die Preußen mit ihren Fürsten in den Krieg und starben für die Freiheit des Landes; wir wollen nur an die Zeiten unter dem großen Kurfürsten, unter Friedrich dem Großen, an die Jahre 1813 bis 1815 erinnern.*) Und auch im Jahre 1866 und vor allem 1870 und 1871 haben Preußens Söhne bewiesen, daß sie die Bedeutung ihrer Landesfarben kennen, und daß für sie die Worte nicht nur Schein waren:

„Nie werd' ich bang verzagen, wie jene will ich's wagen.“

---

*) Preußischen Lehrern gegenüber, denn nur diese werden die obige Volkshymne in der Schule erläutern, genügt es hier, wenn ich nur die Hauptzeiten aus der vaterländischen Geschichte andeute. Die brandenburgisch-preußische Geschichte giebt ja unzählige Belege für die einzelnen Verse des Liedes.

Str. 2. Das ist eine der schönsten Eigenschaften eines Fürsten, wenn er seinem Volke gestattet, sich ihm mit „Lieb' und Treue" nahen zu dürfen, und wenn er als milder Landesvater mit ihm spricht. So sind Preußens Herrscher fast immer die Väter ihres Landes und Volkes gewesen. Wir dürfen nur an den großen Kurfürsten nach dem 30jährigen Kriege, an Friedrich den Großen nach dem 7jährigen Kriege und besonders auch an Friedrich Wilhelm III., zu dessen Zeiten dies Lied entstand, erinnern.

Diese gegenseitige Liebe und Treue, dieses schöne Band zwischen Volk und König, hat sich ganz besonders in den Jahren von 1807—1813 gezeigt, wo fast die Hälfte der preußischen Länder dem Könige durch Napoleon I. geraubt worden war. Und wie „fest der Liebe Bande" waren, erkannte alle Welt im Jahre 1813, als der Aufruf des Königs an sein Volk erschien; da konnte ein Dichter ohne Übertreibung singen:

„Der König rief, und alle, alle kamen."

Denn des Königs Ruf drang jedem Preußen tief ins Herz hinein, und jung und alt strömte zu den schwarz-weißen Fahnen.

Str. 3. „Nicht jeder Tag kann glühn im Sonnenlichte,
Ein Wölkchen und ein Schauer kommt zur Zeit!"

Das hat das preußische Volk oft genug erfahren, wenn Seuchen, Mißwachs und Teuerung über das Land hereinbrachen. Das waren oft recht trübe Wolken. Wie aber solch' Ungemach über jede Familie und über jeden einzelnen Menschen hereinbricht, und wie jeder solche Trübsale mit Geduld als Christ zu tragen hat, so auch das preußische Volk. So spricht denn auch der echte Preuße:

„Drum lese keiner mir es im Gesichte, daß nicht der Wünsche jeder mir gedeiht."

Solche trübe Wolken sind aber auch über jedes andere Land gekommen, oft sogar in viel höherem Maße. Drum läßt der Dichter den echten Preußen ausrufen: Wohl tauschten ꝛc.

Wir brauchen nur auf unsere westlichen Nachbarn, die Franzosen, zu schauen, um zu erkennen, was die letzten Worte bedeuten. Wie oft ist da die Ordnung gestört, die Regierung gewechselt, das Band der Liebe und Treue, welches Volk und Fürsten verbinden soll, zerrissen, das Glück zur Lüge und die Freiheit zu wesenlosem äußerem Scheine geworden! Wir sind frei durch das Gesetz und die Ordnung im Lande; darum rufen wir mit Stolz:

„Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!"

Str. 4. Wilde Stürme und tobende Gewitter, diese furchtbaren Naturereignisse, erheben sich oft plötzlich in der Nacht und erschrecken die Menschen. Wer da nicht verzagt, der ist ein rechter Mann. So brausten auch Stürme über unser geliebtes Preußenland, wie der 30jährige, der 7jährige Krieg und die Kriege im Anfange dieses Jahrhunderts. Da schien es manchmal, als ob Gott im Himmel das Vaterland verlassen hätte; aber unsere wackeren Vorfahren riefen: „Mag Fels und Eiche splittern" ꝛc.

Mögen also auch die festesten Gegenstände brechen, und mag das Kriegswetter noch so stark uns umtoben, unser Mut soll nicht sinken, unser Vertrauen auf den König und die gute Sache soll nicht wanken; denn solche Mutlosigkeit ist eines echten Preußen unwürdig. Das haben unsere Krieger noch zuletzt im Kampfe 1870 bewiesen, und so wollen auch wir, wenn einmal wieder solche Stürme kommen sollten, den Mut nicht sinken lassen und uns als echte Preußen zeigen.

Str. 5. Wenn je eine Behauptung Wahrheit hat, so ist es die in Str. 5. Wem ist es zu verdanken, daß das Preußenvolk jetzt als eines der mächtigsten dasteht? Woher kommt es, daß das preußische Volk zu den gebildetsten der Erde gerechnet wird? Wie kommt es, daß Handel und Gewerbe im Lande blühen? Hauptsächlich daher, daß das Volk stets zu seinen Königen und diese stets zu ihrem Volke gehalten haben. Und solange dieser schöne Bund in Preußen dauern wird, so lange wird des Volkes wahres Glück blühen. Darum schließt auch unser Gedicht mit einem feierlichen Eide: „So schwören wir aufs neue" ꝛc.

Mit Recht spricht hier der Dichter in der Mehrheit; denn einer soll den andern anfeuern, den Bund zu halten, und aus aller Mund soll der Ausruf erschallen: „Wir sind ja Preußen" ꝛc.; denn nur dann, wenn alle den Schwur halten, wird Gott der Herr das Preußenland segnen.

III. **Gliederung.** Str. 1 erzählt von der Bedeutung der preußischen Farben (schwarz und weiß) und enthält das Gelübde, denselben Ehre zu machen.

Str. 2 spricht von dem Bande der Liebe, welches das preußische Volk mit seinem Könige vereinigt.

Str. 3. Obgleich manchmal Unglücksfälle über das Land hereinbrechen, so tauschte doch mancher Nichtpreuße gern mit dem Preußen.

Str. 4. Auch in dem größten Ungemach, welches über das preußische Vaterland hereinbrechen könnte, weicht doch des Preußen Mut niemals.

Str. 5. Wo Fürst und Volk in Liebe und Treue sich vereinigen, da muß des Landes Wohlfahrt gedeihen.

IV. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Woran erinnern uns die Farben der preußischen Fahne? 2. Wodurch beweisen wir, daß wir echte Preußen sind? 3. Wann wird ein Volk glücklich sein? 4. Vergleiche A „Preußisches Volkslied" und B „Mein Vaterland"! (Siehe Bd. II, Nr. 218.)

1. Ähnlichkeiten. Beide Gedichte sind patriotische Lieder, handeln von treuer Liebe zum Vaterland und sprechen einen Schwur aus. Beide Sänger sind stolz auf ihr Vaterland und geloben, ihre Treue und Liebe durch die That zu beweisen.

2. Verschiedenheiten. A besingt das preußische Königshaus und B das deutsche Vaterland. A schwört Treue und Liebe dem König, B dem Vaterlande. A enthält den Schwur am Ende, B am Anfange und am Ende. B sagt, daß wir dem Vaterlande alles zu danken haben, A rühmt die trefflichen Eigenschaften des Königs und hält es für das größte Glück eines Landes, wenn Fürst und Volk in Lieb' und Treue sich

vereinigen. A schließt jede Strophe mit einem Kehrreim, B wiederholt die ganze erste Strophe am Ende. B besteht aus vier gleich langen trochäischen Versen; in A herrschen fünffüßige Jamben vor, mit denen in jeder Strophe zwei dreifüßige abwechseln. W. D.

232. A. Dem siegreichen Heere.*)

Em. Geibel. Spätherbstblätter. Stuttgart 1878. S. 131.

1. Heil euch im Siegerkranz,
Streiter des Vaterlands!
Gott war mit euch.
Glorreich in Wacht und Schlacht,
Bracht ihr des Erbfeinds Macht,
Halft in verjüngter Pracht
Bauen das Reich.

2. Einig in Süd und Nord
Stehn wir getrost hinfort
Jeder Gefahr.
Schirmende Flügel spannt
Wieder vom Ordensland
Bis an der Mosel Strand,
Kaiser, dein Aar.

3. Blühe, du deutsches Reich!
Wachse der Eiche gleich
Markig und hehr!
Friede beglücke dich,
Freiheit erquicke dich,
Herrlichkeit schmücke dich
Vom Fels zum Meer!

I. **Erläuterung des Inhalts.** Der erste Gruß (Str. 1) gilt den im Siegerkranz zurückkehrenden Streitern des Vaterlands. Ruhmreich haben sie in „Wacht und Schlacht" gekämpft. Die „Wacht" soll uns an die großen und schweren Belagerungen der Festungen Metz, Straßburg, Belfort und der Weltstadt Paris erinnern. Da mußten die tapfern Krieger gar sehr auf der Hut sein, daß ihnen der Feind nicht entfloh. Sie hielten aber aufmerksame Wacht, so daß endlich die vollständige Übergabe erfolgen mußte. Die Siege in den Schlachten von Weißenburg bis zum Falle von Paris nennt der Dichter mit Recht glorreich, d. h. reich an hohem Ruhme und Glanze. Mitten in der Strophe ruft der Dichter aus: Gott war mit euch! Gedenket daran, will er damit sagen, daß ohne Gottes Beistand kein Sieg errungen worden wäre. Als Folgen der glorreichen Arbeit führt der Dichter zweierlei an: einmal, daß des Erbfeinds (das sind die Franzosen von jeher gewesen, wie wir aus der Geschichte wissen) Macht gebrochen wurde, und zum andern, daß das Reich in verjüngter Pracht wieder erstehen konnte. —

Str. 2. Solange Deutschland nicht einig war, wurde es häufig genug von dem Erbfeinde heimgesucht. Wir erinnern uns da an den 30jährigen Krieg, an die Kriege zu Ludwigs XIV. und an die Kriege zu Napoleons I. Zeiten. Jetzt aber können wir jeder Gefahr widerstehen. Außer dem Heere und Gottes Beistande verdanken wir dieses dem siegreichen Kaiser Wilhelm I. Der preußische Adler spannt seine schirmenden Flügel vom

*) In den „Spätherbstblättern" von Em. Geibel (S. 131) lautet die Überschrift: „Zur Begrüßung der aus Frankreich heimkehrenden Truppen". Die obige Überschrift stammt aus dem Jahre 1871 und ist vom Dichter gutgeheißen.

Ordensland an der Weichsel bis an der Mosel Strand, also vom äußersten Osten bis zum entferntesten Westen und, da Süd und Nord einig sind, auch von der Nordsee bis zu den Alpen.

Den Wunsch des Dichters (Str. 3), daß das deutsche Reich blühen möge, teilt jeder echte Deutsche. Es soll wachsen wie die Eiche, markig und hehr. Markig deutet auf die innere Kraft. Hehr, d. h. von einer das Gemüt mit Ehrfurcht und heiligem Schauer erfüllenden Hoheit nach außen und nach innen. — „Friede beglücke dich, Freiheit erquicke dich!“ Bei diesen Versen erinnern wir uns an das Wort des Kaisers Wilhelm I., welches er in seiner Kaiser-Proklamation am 18. Januar 1871 dem deutschen Volke zurief: „Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ — Solange Gott den deutschen Kaisern diese Gnade verleiht, so lange dürfen wir sicher sein, daß das Reich „vom Fels zum Meer“ mit Herrlichkeit geschmückt sein wird.

II. **Gliederung des Inhalts.** Str. 1. Der Dichter feiert die Streiter des Vaterlands, welche das neue Reich bauen halfen. Str. 2 wendet sich der Dichter an den Kaiser als Schirmherrn des Reiches. Str. 3 spricht den Wunsch aus, daß das deutsche Reich immer mehr wachsen und gedeihen möge.

III. **Rede- und Stilübungen.** Vergleichung mit:

B. Deutscher Siegessang.

H. Lingg. Lieder zu Schutz und Trutz. Berlin 1875. S. 200.

1. Hoch wehen die Fahnen von blutigen Bahnen, vom Waffengang zum Festglockenklang. Den Sieg errang das Schwert der Germanen. Auf! frohen Empfang tön' Siegesgesang!

2. Mit prahlendem Mut rief der Feind uns heraus, zu beschirmen den Herd und das eigene Haus. Ihn lüstete längst nach dem reichen Gebiet, nach dem lachenden Gau, den der Rhein durchzieht, und er rückte heran mit verheerender Macht, mit dem Todesgeschoß, mit den Donnern der Schlacht, und zu Allah, wie einst an Gestaden des Meers, erscholl das Geheul des barbarischen Heers voll tigerhaft grausender Mordlust.

3. Doch es hielt nicht stand dem besonnenen Mut, der die Unsern durchdrang, der begeisterten Glut, und sie rückten zum Sturm und zum Angriff vor über Brücken und Wall und durch Gräben und Thor. Durch der Kugeln Gesaus, durch der Pferde Gestampf, mit dem freudigen Stolz, daß es gelte den Kampf um die heiligsten Güter der Menschheit.

4. Alle, die im Kampf geblieben, ehr' des Angedenkens Wort; alle wollen wir sie lieben, und so leben sie uns fort, die fürs Vaterland ihr Leben todesmutig hingeben.

5. Nun erhebt sich eine neue Zeit deutscher Kraft und deutscher Größe wieder, dauernd in der Völker Einigkeit, in dem Bündnis aller Stammesglieder.

6. Blüh dem kommenden Geschlecht, Sitte wahrend, Ernst und Recht, siegfroh, eichenzweigumlaubt, als Europas Herz und Haupt, mächtige Germania! Weltgebietend stehst du wieder da. Heil dir, Heil, Germania!

1. Ähnlichkeiten finden wir besonders zwischen A Str. 1, 2 und 3 und B Str. 5 und 6. Beide Gedichte drücken die Freude über die kommende neue Zeit im deutschen Reiche aus. Beide wünschen, daß das Reich ferner blühen möge. Beide freuen sich, daß alle Länder und Völker Deutschlands wieder geeint sind.

2. Verschiedenheiten. A feiert die siegreichen Krieger mit wenig Worten. B widmet ihnen einen ganzen Abschnitt. B fordert zum frohen Empfange und Siegesgesange auf. A beginnt sofort mit dem Siegesliede. B giebt den Grund an, weshalb der Erbfeind Deutschland angriff. A verkündet nur die Thatsache (Bracht ihr des Erbfeinds Macht). B beschreibt den Erbfeind und den Zug der Deutschen nach Frankreich. A sagt davon nichts 2c. — W. D.

---

4. Religiöse Lieder.

---

233. A. Sonntag.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Berlin 1874. S. 212.

1. Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträußchen auf dem Hut! —
Sein Aug' ist mild und heiter,
Er meint's mit allen gut.

2. Er steiget auf die Berge,
Er wandelt durch das Thal,
Er ladet zum Gebete
Die Menschen allzumal.

3. Und wie in schönen Kleidern
Nun pranget jung und alt,
Hat er für sie geschmücket
Die Flur und auch den Wald.

4. Und wie er allen Freude
Und Frieden bringt und Ruh',
So ruf auch du nun jedem
„Gott grüß' dich!" freundlich zu!

I. **Erläuterung des Inhalts.** Das kleine Lied, welches in vielen Lesebüchern und Gesangheften steht, ist eine Allegorie, denn es veranschaulicht durch sichtbare Bilder etwas Unsichtbares (die Schönheit 2c. des Sonntags).

Str. 1. „Der Sonntag ist gekommen!"

Wer ist der Sonntag, der da kommt? Ein alter Mann gewiß nicht; denn er trägt ja

„Ein Sträußchen auf dem Hut";

damit schmückt sich nur die fröhliche Jugend. Wir sehen also in dem Sonntag einen fröhlichen Jüngling vor uns, der sich festlich geschmückt hat. Zu dem Hute müssen wir uns noch andere schöne Kleidungsstücke denken; ein schönes Wämschen oder Röckchen, ein Höschen, schöne Strümpfe, blanke Schuhe 2c. So tritt er bei uns ein.

„Sein Aug' ist mild und heiter, er meint's mit allen gut."

Nicht bloß durch seine schöne Kleidung, also das Äußere, erfreut er uns, sondern auch durch sein Auge, den Spiegel des Innern, durch seinen Blick. Nicht verdrießlich, nicht zornig, nicht traurig, sondern mild und heiter blickt er uns an. Wir fassen sofort Zutrauen zu ihm und täuschen uns nicht, denn er meint's mit uns allen gut.

Das ist das erste Bild. Übersetzen wir es uns in Prosa, so werden wir ungefähr Folgendes sagen: Am Sonntage ist jeder, der es nur

möglich machen kann, besser gekleidet als an den Werktagen, so daß man schon äußerlich erkennt: heute ist Sonntag! Sodann sieht man auch an den heitern Gesichtern der Menschen, besonders der Jugend, daß der Sonntag ein Freudentag ist. Und wer sollte nicht milder und heiterer gestimmt sein an dem Tage, der nicht der sauern Arbeit, sondern der Erholung gewidmet ist?

Str. 2: „Er steiget auf die Berge, er wandelt durch das Thal."

Überall, so sagt das zweite Bild, wo Menschen wohnen, auf Bergen und im Thale, findet sich der heitere Knabe, Sonntag, ein und

„Er ladet zum Gebete die Menschen allzumal."

Dies Bild will sagen: Der Sonntag ist uns nicht nur zur Erholung und zur Freude gegeben, sondern auch insbesondere dazu, dem lieben Gott unsere Dankopfer zu bringen, sei es im Thal, oder sei es auf den lichten Höhen der Berge. Und jeder gute Mensch wird seinem Rufe folgen und anbetend vor seinem Gott niederknieen.

Str. 3: „Und wie in schönen Kleidern nun pranget jung und alt,
Hat er für sie geschmücket die Flur und auch den Wald."

Dem Rufe des Sonntags, so deuten wir das dritte Bild, folgen die Menschen gern; sie schmücken sich mit ihren besten Kleidern zu Ehren des lieblichen, freundlichen Jünglings und zur Ehre des lieben Gottes. Ja, nicht nur die Menschen, sondern auch die ganze Natur, Flur und Wald, schmücken sich am Sonntage; denn sind wir fröhlichen Gemüts, so sieht auch alles um uns herum freundlicher und schöner geschmückt aus.

Str. 4: „Und wie er allen Freude und Frieden bringt und Ruh',
So ruf auch du nun jedem „Gott grüß' dich!" freundlich zu!"

Aus den vorhergehenden Strophen haben wir erkannt, wie der Sonntag jedem Menschen Freude bringt, wie er uns überhaupt glücklich macht. Da ist es denn wohl in der Ordnung, daß auch wir gegen jedermann freundlich und friedlich uns zeigen und ihm unsern herzlichsten und schönsten Gruß: „Gott grüß' dich!" zurufen, und allen denen, die da leiden, mit tröstenden Worten nahen; denn der schönste Gottesdienst, sagt die Bibel, ist der, die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen.

II. Vertiefung. 1. Gliederung des Inhalts. Abschnitt I. Str. 1. Beschreibung des Sonntags: a) Sein Äußeres. b) Sein Inneres.

Abschnitt II. Str. 2 und 3. Thätigkeit des Sonntags: a) Er geht durch Berg und Thal. b) Er ladet zum Gebet. c) Er schmückt Wald und Flur.

Abschnitt III. Str. 4. Die Wirkung seiner Thätigkeit: a) Er bringt Freude, Friede und Ruh'. b) Er veranlaßt uns, ebenfalls gegen jedermann freundlich zu sein.

2. Hauptgedanke. Am Sonntage, dem Tage der Ruhe und Erholung, sind fromme Menschen froh gesinnt; daher kommt es, daß ihnen alles, was sie umgiebt, Berg und Thal, Wald und Flur, auch sonntäglich geschmückt erscheint. —

Der Sonntag ist ein Mahner zu friedlicher und freundlicher Gesinnung gegen andere.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Der Sonntag, ein freundlicher Jüngling (Beschreibung nach II, 1).

2. Vergleiche das Gedicht mit „Schäfers Sonntagslied" von Uhland! (S. Band I. Nr. 210.)

A. Ähnlichkeiten: Beide Gedichte sprechen vom Sonntag; in beiden Gedichten ist ein Sonntag im Sommer geschildert; in beiden Gedichten werden wir zum Gebet geladen 2c.; beide erregen in uns freudige Gefühle.

B. Verschiedenheiten: Hoffmann schildert den Sonntag als freundlichen Jüngling, während Uhland ihn den Tag des Herrn nennt. In Hoffmanns Liede ist die Schönheit der Natur ausführlicher beschrieben. Inwiefern? Uhlands Gedicht drückt die Idee aus, daß die freie Gottesnatur auch ein Tempel ist, wo wir zur Andacht und Anbetung getrieben werden. Die Idee in Hoffmanns Gedichte siehe II, 2! Bei Hoffmanns Liede ist der Sonntag selbst die handelnde Person, bei Uhland ist es der Schäfer.

3. Vergleiche B. „Sonntag" von Eichendorff (Gedichte. Leipzig 1875. S. 368):

1. Die Nacht war kaum verblühet;
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang.
Wen grüßt sie schon so frühe?

2. Und draußen in dem Garten
Die Bäume übers Haus
Sahn weit ins Land hinaus,
Als ob sie wen erwarten.

3. In festlichen Gewanden
Wie eine Kinderschar,
Tauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle standen.

4. Ich dacht': „Ihr kleinen Bräute,
Was schmückt ihr euch so sehr?"
Da blickt die eine her:
„Still, still, 's ist Sonntag heute!

5. Schon klingen Morgenglocken;
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den stillen Wald.
Da kniet' ich froh erschrocken."

I. **Ähnlichkeiten.** Beide Gedichte preisen den Sonntag 2c. (S. die vorhergehende Vergleichung mit „Schäfers Sonntagslied".)

II. **Verschiedenheiten.** In A ist's der Sonntag selbst, welcher uns als freundlicher Jüngling zur Feier einladet. In B rufen uns die Lerche, die Bäume, die Blumen und die Morgenglocken zum Gebet. In A ist der Sonntag besonders ein Mahner zu freundlicher Gesinnung gegen unsre Mitmenschen. In B werden wir durch den Anblick der geschmückten Natur überwältigt und zum Gebete veranlaßt. W. D.

234. A. Sonntag.

Jos. von Eichendorff. Gedichte. 8. Aufl. Leipzig 1874. S. 368.

1. Die Nacht war kaum verblühet;
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang.
Wen grüßt sie schon so frühe?

(Die übrigen 4 Strophen siehe Nr. 233 B!)

B. Weihnachten.

Jos. von Eichendorff. Gedichte. 8. Aufl. Leipzig 1874. S. 371.

1. Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus;
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

2. An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt.
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

3. Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld:
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

4. Sterne hoch die Kreise schlingen;
Aus des Schneees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Vergleichung.

I. **Ähnlichkeiten.** Heilige Stille und Weihe eines Feiertages! Der Dichter geht einsam durch die stille, weite Welt. Erwartung und Freude begrüßen überall einen hohen Gast, der dem Tage die Weihe geben soll. Alles stimmt zur Andacht. Der Dichter fühlt ein „süßes Grauen" im Herzen und ein „geheimes Wehen" um sich. Die Andacht hebt seine Seele zu Gott empor.

II. **Verschiedenheiten.** 1. Zeit und Ort. In A ein Sonntagmorgen auf dem Lande, in B ein Weihnachtsabend in der Stadt. A führt uns aus dem Felde in den Garten zu den Bäumen und Blumen, B über den Markt durch die Straßen und Gassen der Stadt an erleuchteten und geschmückten Fenstern vorüber, aus den Mauern auf das weite Schneefeld.

2. Personen. In A sind die Nacht, die Lerche, die Bäume und die Blumen personifiziert, in B die Mutter, die Kinder, die Stadt und die Sterne dargestellt, wie sie wirklich sind. — In A fragt der Dichter die Lerche: Wen grüßest du schon so frühe? die Bäume: Wen erwartet ihr? die Blumen: Was schmückt ihr euch so sehr? Als er die Antwort erhält: Heute ist's Sonntag; die Morgenglocken verkünden das Nahen des lieben Gottes! da fällt er froh erschrocken (durch das Unerwartete erschreckt und durch die hohe Freude beglückt) auf die Kniee. In B sieht der Dichter die stillen Straßen, die glücklichen Mütter und Kinder, das weite, einsame Schneefeld, die Sterne hoch am Himmel, den Glanz von oben und hört ein wunderbares Singen; da durchbebt ein heiliger Schauer sein Herz, und er stimmt in die Worte des Weihnachtsgesanges ein: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!

3. Gedanken. In A verblühet die Nacht (in der Morgenröte) wie die wunderbare riesige Seerose, Victoria regia, die in der Nacht blüht und duftet, am Morgen aber sich schließt und unter das Wasser sinkt; in B geht ein Glänzen und Leuchten über den Himmel, wie in der heiligen Weihnacht, da plötzlich ein Licht vom Himmel die Hirten umleuchtete. In A grüßt die Lerche in der Morgenfrühe den Herrn des Sonntags, in B klingt ein wunderbares Singen aus der Einsamkeit des Schneefeldes wie in jener heiligen Nacht, da die Menge der himmlischen Heerscharen sang: Ehre sei Gott in der Höhe 2c. In A schauen die hohen Bäume des Gartens erwartungsvoll wie mit aufgereckten Häuptern über das Haus

hinweg nach dem hohen Gaste; in B ziehen die Sterne hoch am Himmel ihre Kreise und schwingen sich gleichsam vor Freude. In A stehen die Blumen in festlichen Kleidern mit Tauperlen im Haar gleich einer Kinderschar, die den König empfangen will, erwartungsvoll da; in B sehen tausend Kinder still beglückt auf das bunte Spielzeug, das ihnen die Liebe der Mutter geschmückt hat. In A redet der Dichter mit den lieblichen Blumenbräuten, in B geht er sinnend durch die Stadt in das Feld. In A wird Gott von allen Geschöpfen im festlichen Schmuck erwartet, in B ist die Stadt zu Ehren des heiligen Christs festlich geschmückt. In A verkündigen die Morgenglocken, in B der wunderbare Gesang über dem Schneefelde die heilige Nähe Gottes.

4. Grundgedanke. In A frohe und doch bange Erwartung der Nähe Gottes am Sonntagmorgen, in B selige Freude über die Erfüllung der Weihnachtshoffnungen.

III. **Aufgaben.** 1. Welche Lieder, Sprüche und Geschichten haben wohl dem Dichter beim Dichten der beiden innigen Lieder in der Seele gelegen? (Jesu Einzug in Jerusalem. Die 10 Jungfrauen, die den Bräutigam erwarten. „Da merkte Elias, daß der Herr vorüberging.“ Die Weihnachtsgeschichte. O du fröhliche —! O wunderbares, tiefes Schweigen —!) 2. Ein Sonntagsmorgen (nach dem Gedicht)! 3. Ein Weihnachtsabend im Freien (nach dem Gedichte)! 4. Was enthält „O wunderbares, tiefes Schweigen —“ Verwandtes? 5. Wie unterscheiden sich beide Gedichte in der Form? (A Jamben. B Trochäen; A dreifüßig, B vierfüßig; A umarmender, B gekreuzter Reim; A 1. und 4. Zeile weiblicher, 2. und 3. männlicher Reim, B 1. und 3. weiblich, 2. und 4. männlich.) P.

235. Für die sieben Tage.

Ghasele von Friedrich Rückert. Gesammelte Gedichte. Erlangen 1834—1838.

I.

Sprich, liebes Herz, in deines Tempels Mitten,
Für sieben Wochentage sieben Bitten!
  Zum ersten Tag: Laß deine Sonne tagen
Und Licht verleihn der Erd' und meinen Schritten!
  Zum zweiten Tag: O laß nach dir mich wandeln,
Wie Mond der Sonne nach mit leisen Tritten!
  Zum dritten Tag: Lehr deinen Dienst mich kennen,
Und wie ich dienen soll mit rechten Sitten!
  Zum vierten Tag: Du sollst mich nicht verlassen
In meiner Woch', in meines Tagwerks Mitten!
  Zum fünften Tag: O donnr' ins Herz mir deine
Gebote, wann sie meinem Sinn entglitten!
  Zum sechsten Tag: O laß mich freudig fühlen,
Wodurch du mir die Freiheit hast erstritten!
  Zum siebenten: Die Sonne sinkt am Abend;
O dürft' ich mir so hellen Tod erbitten!

II.

Preis ihm, der nach den sieben Wochentagen
Verteilet hat des Lebens Lust und Plagen!

Preis ihm, der aufgehn über Gut und Böse
Läßt seiner Lebenssonnen Wohlbehagen!
Preis ihm, vor dessen Blick die Monde wechseln
Und seinen Preis in jedem Wechsel sagen!
Preis ihm, der seinen Dienst die Erde lehret,
Und der sein Joch die Himmel lässet tragen.
Preis ihm! Er thront in Mitte seiner Wonnen
Und hört ein Herz in Mitte seiner Klagen.
Preis ihm! Wenn mit dem Donner des Gesetzes
Er sprechen will, so muß der Mensch verzagen.
Preis ihm! Er hat mit Armen sanft gesprochen,
Hat frei gemacht, die da gefangen lagen.
Preis ihm! Es ist sein Blick' die Sonn' am Abend,
Die untergeht, um neu der Welt zu tagen.

I. **Vorbereitung**. Bekanntlich sind in unsern Andachts- und Gebetbüchern in der Regel auch solche Gebete enthalten, welche an den verschiedenen Wochentagen, sei es morgens oder abends, der Andacht dienen sollen. Indes ist ihre Bezugnahme auf die Stellung, welche diese Tage zu uns oder aber wir unsrerseits ihnen gegenüber einnehmen, eine bald mehr, bald minder enge. Da hat nun aber ein Dichter der Neuzeit, Rückert, für jene sieben Tage Gebetlein niedergeschrieben, in denen beinah überall gar sinnig die Bedeutung der Namen der einzelnen Wochentage selbst zum Gegenstande der an Gott gerichteten Bitten gemacht worden ist.

Ihr sollt das schönste Gedicht sogleich hören, nur sei zum besseren Verständnis desselben vorausgeschickt, was über die Entstehung der betreffenden Namen geschichtlich feststeht.

Die Woche (gotisch: viko) bedeutet ursprünglich eine Ruhe, eine Ordnung wiederkehrender Dinge, und umfaßt den Zeitraum vom Sonntage bis zum Samstage oder Sonnabend. Unsre Benennung der einzelnen Tage ist zum Teil eine Übersetzung ihrer lateinischen Namen, zum Teil aber auch deutschen Ursprungs.

Der Sonntag heißt bei den Römern dies solis, d. i. Tag der Sonne; der Montag dies lunae, d. i. Tag des Mondes: daher diese Benennungen im Deutschen! Die alten heidnischen Sachsen hatten ersteren Tag auch der Gottheit der Sonne geweiht; nach christlicher Deutung ist er der Tag, „wo die Sonne der Gerechtigkeit soll aufgehen und Heil unter ihren Flügeln" (Mal. 3,20). Der Dienstag oder auch Diestag, im Altnordischen: tyrdag oder tirsdag, hat seinen Namen von dem germanischen Kriegsgotte tyr (Genetiv tys); im Lateinischen heißt er dem entsprechend: dies Martis, d. i. Tag des Kriegsgottes Mars. Eine andere Ableitung ist die von Odin, dem obersten altdeutschen Gotte, der auch Wodan hieß, wobei das O in Wegfall kommt und eigentlich Dinstag, d. i. Odinstag, geschrieben werden müßte. Die Mittwoche, wofür gewöhnlich der Mittwoch nach der Ähnlichkeit des grammatischen Geschlechts der übrigen Wochentage gesagt wird, hat ihren Namen von der Stellung zwischen den drei vorhergehenden und den drei nachfolgenden Wochentagen. Der Donnerstag, angelsächsisch thunresdacg, ist der

Tag des Thor, des altdeutschen Donnergottes, der im Angelsächsischen auch Donner (thunder, thuner) hieß. Der Freitag (Freytag), althochdeutsch Fridag, hat seinen Namen von der altdeutschen Göttin Fria, Frigga, welche Benennung der lateinischen Bezeichnung dies Veneris, d. i. Tag der Venus, entspricht. Der Sonnabend ist eigentlich der Sonntagsabend, da man den Tag vor einem Feste statt Tag „Abend“ nannte. Die mehr in Süddeutschland gebräuchliche Benennung Samstag (gotisch: sabbatodags, althochdeutsch: sambazdag) ist jüdischen Ursprungs und aus dem Worte Sabbats-Tag (vom hebräischen sabbath, d. i. Ruhe) durch Zusammenziehung entstanden: Samstag mit eingetretenem m für Sabstag. Die Römer nannten ihn dies Saturni, Saturnstag, woran die englische Benennung Saturday erinnert, die im Französischen samedi lautet.

II. **Vortrag des Gedichts.**

III. **Vertiefung.** Wen redet der Dichter an? „Sein Herz.“ — (Vgl. P. Gerhardts Sommerlied: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!“) Das Herz ist hier der geistige Teil des Menschen, die Seele, nach 1. Kor. 3. und 2. Kor. 6 ein Heiligtum, ein Tempel des lebendigen Gottes. Die Mitte dieses Tempels ist das tiefste Innere der Seele und deutet auf die Innigkeit der Bitten hin.

A. Erläuterung der sieben Bitten.

1. Am Sonntag. „Wie das irdische Licht, die Sonne, den Tag bringt, indem sie die Erde erhellt, so wolle Gott auch Christum, das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, dem Beter scheinen lassen, daß er wandle als „am Tage“, wie die „Kinder des Lichts“.

2. Am Montag. Wie der Mond „in heiterm Glanze so still einhertritt“ auf seiner Bahn um die Sonne, so laß, bittet der Dichter, mich wandeln nach dir (= auf dem Wege zu dir hin) still, d. i. gelassen und gottergeben! („Sei wie der Mond, o du mein Herz, und bleibe sanft und rein! meinst du auch oft im herben Schmerz, erloschen sei sein Schein; wo du auch wandelst deine Bahn, schaut Gottes Lieb' dich freundlich an.“)

3. Am Dienstag. „Gott dienen“ heißt nach Paulus (Röm. 12, 1 f.): „ihm unsre Leiber zum Opfer begeben“ und nach Hesekiel 11, 20: „in des Herrn Sitten wandeln, seine Rechte halten und danach thun“. Das erfleht der Dichter an diesem Tage.

4. Am Mittwoch. Die Mitte der Woche findet den Beter mitten im Tagewerke, in der Ausübung seiner Berufspflichten, und so erfleht er denn zur weitern Vollbringung derselben die Nähe und damit die Hilfe Gottes.

5. Am Donnerstag. „Donnern“ heißt hier: „Laut und heftig reden“. Wir vergessen eben nur zu oft die Gebote Gottes. Gesetzgebung unter Donner und Blitz! 2. Mos. 20, 20. Gott ist gekommen, daß er euch versuchte, und daß seine Furcht euch vor Augen wäre, daß ihr nicht sündigt.

6. Am Freitag. An einem Freitag erstritt Christus durch seinen Tod uns die Freiheit a) vom Fluche des Gesetzes, b) von dessen Herr-

schaft und c) von der Sünde, deren Macht er brach. Wie muß doch die Wiederkehr jedes Freitags dies Bewußtsein in uns immer wieder lebhaft erneuern und unsre Freude über diesen köstlichen Besitz erhöhen!

7. Am Sonnabend. Der Sonnenuntergang in seiner hehren, stillen Pracht möge ein Ab- und Vorbild des friedlichen Abscheidens aus dem Erdenleben sein!

B. Des Dichters Aufforderung zum Preise Gottes.

1. Lust und Plage — Freud' und Leid — erstrecken sich über alle Tage der Woche. (Vgl. Matth. 6, 34: „Es ist genug, daß" ꝛc.)

2. Vergl. Matth. 5, 45: „Denn er läßt seine Sonne aufgehen" ꝛc.

3. Die Monde = die Gestirne überhaupt; vergl. Psalm 19, 1: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes" ꝛc.

4. „Erde und Himmel sind Gott unterworfen, gehorchen, dienen ihm."

5. „Obwohl Gott der Seligste an sich, ja allein selig ist, so vernimmt er doch die Klagen unsrer Herzen." Vergl. Psalm 145, 19.

6. Siehe 2. Mos. 20, 19! — „Laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben!"

7. Vergl. Matth. 11, 5: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt" und Gal. 5, 1: „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat!"

8. „Sein Blick" = sein Gnadenblick, seine Güte ist alle Morgen neu. Klagel. 3, 23.

IV. **Verwertung.**

1. Gieb mündlich und schriftlich in Gebetsform den Inhalt der obigen 7 Bitten wieder unter Benutzung der Erläuterung!

2. Verfahre ähnlich mit den Strophen 1—8 unter II!

3. Nutzanwendung für Herz und Leben. Dein Leben sei ein Gebetsleben! — Bete und arbeite! — Franz Knauth.

236. A. Sehet die Lilien auf dem Felde.

K. J. Ph. Spitta. Psalter und Harfe. Leipzig 1876. I. S. 90.

1. Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

2. Wie trägst du so ein weißes Kleid
Mit goldnem Staub besä't,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

3. Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich acht:
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

4. Das wäscht dein Kleid mit Tau so rein
Und trocknet's in dem Wind
Und bleichet es im Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

5. Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

6. Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

I. **Erläuterung des Inhalts.** (Vor der Besprechung des Gedichts wird eine kurze Beschreibung der Lilie seitens des Lehrers am Platze sein.)

Dem Liede liegt der Ausspruch des Herrn Matth. 6, V. 28 und 29 zu Grunde: „Und warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine.“

Str. 1. Die Lilie, das Bild der Reinheit, ist eine Blume voll Pracht und Schönheit. Da fragen wir wohl mit dem Dichter: Wer hat dich so schön gemacht?

Str. 2. Die Schönheit und Pracht zeigt sich in dem weißen Kleide (Blütenhülle) und dem goldnen Staube (Staubfäden). Einfach ist die Blume und nur zweifarbig, aber dennoch schön. Das mögen sich auch die Schülerinnen gesagt sein lassen, daß nicht allerhand Flitter- und Farbenreichtum schön macht, sondern die Reinheit und Einfachheit. Salomo war mit Prachtgewändern bekleidet, und dennoch bestand seine Herrlichkeit vor der einfachen Pracht der Lilie nicht. Und diese Herrlichkeit kostete dem Könige Salomo vieles Geld; denn die Purpurkleider, die zu seiner Zeit die Könige und Fürsten trugen, wurden mit Geld aufgewogen. Anders bei der Lilie!

In der 3. Str. wird die vorher aufgeworfene Frage, woher der Lilie Schönheit stamme, beantwortet: Gott ist es, der ihr die Pracht und Herrlichkeit schenkt. Er läßt die Blumen nicht nur aus der Erde Grund erstehen, sondern er hat, wie ein Gärtner, auch liebend auf sie acht, damit ihnen kein Unglück widerfahre. In der Nacht sendet er seinen Engel, damit der Frost ihnen keinen Schaden thue.

Str. 4. Erwacht das Blümlein am Morgen, so wäscht der Engel das Kleid der Lilie mit Tau und trocknet es im Winde, damit es wieder rein und glänzend erscheine. Am Tage aber bleicht der Sonnenschein das Blümlein, daß seine weiße Farbe womöglich noch reiner und glänzender als am Morgen wird. So schmückt Gott der Herr sein Blumenkind.

Str. 5. Diese schöne Lilie soll uns, wie der Dichter sagt, zunächst ein Vorbild sein. Rein wie ihr Kleid soll nicht nur unser Körper, sondern auch unser Herz sein. Sie ist aber auch ein Lehrer, von dem wir unerschütterliches Gottvertrauen lernen. Wie der gute Vater im Himmel seine Blumenkinder versorgt und sie mit Schönheit und Pracht ausstattet, so wird er gewiß auch für seine Menschenkinder sorgen. Hat er es nicht auch schon an dir, du Menschenkind, bewiesen? Hat er dich nicht auch geschaffen, ohne daß du ihn darum zu bitten brauchtest? Hat er nicht auch unzähligemal seinen Engel gesandt, der dich bei Nacht und am Tage beschützte? Hat er dir nicht treue Eltern gegeben, die für dich sorgen und dir gern Freude bereiten? — Denke daran, wenn du in Sorgen bist, und sprich vertrauensvoll mit der Lilie: „Der hohe Herr der Welt versorgt sein Blümchen auch“.

II. **Vertiefung.** 1. Gliederung des Inhalts. Unser Lied läßt sich in drei Teile zerlegen. Der 1. Teil (Str. 1 und 2) führt uns

die Lilie in ihrer Schönheit vor. Der 2. Teil (Str. 3 und 4) sagt, woher die Pracht der Lilie kommt, und der 3. Teil (Str. 5 und 6) stellt uns die Lilie als Vorbild und Lehrer hin.

2. Anwendung für Herz und Leben. Der Grundgedanke ist in dem oben erwähnten Bibelspruche, Matth. 6, V. 28 und 29, ausgesprochen. — Außerdem ist zu erinnern an den Spruch: Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen ꝛc.

3. Rede- und Stilübungen. 1. Die Lilie ein Vorbild und ein Lehrer des Menschen. 2. Vergleichung des Gedichts mit dem nachstehenden!

B. Eine Frage.

Aus dem Festkalender von Pocci und Görres. (Vergl. Colshorn. Dichterwald. Hannover 1875. S. 20.)

1. Wer lehrt die Vöglein singen
So süß und mannigfalt,
Und Hirsch und Rehe springen
Im grünen Buchenwald?

2. Wer heißt die Winde wehen
Bald stürmisch und bald leis,
Die Jahreszeiten gehen
In wundervollem Kreis?

3. Und wer die Bächlein gleiten
Herab von steiler Höh'
Und stolz die Ströme schreiten
Zur weiten, tiefen See?

4. Wer hat den Tag gezieret
Mit goldnem Sonnenschein,
Und wer am Himmel führet
Die tausend Sternelein?

5. Daß sie gleich guten Kindern
Still gehen ihre Bahn
Und nicht einander hindern
Und sich nicht stoßen an?

6. O sag! wer ist der eine,
Der Meister so geschickt,
Der mit so reichem Scheine
Die Blümlein hat geschmückt?

7. Der hoch am Himmelskreise
Sein Zelt gespannet aus
Und auch mit treuem Fleiße
Gebaut das Schneckenhaus?

8. Der über Länder zücket
Die Blitze weiß und blau
Und dann das Feld erquicket
Mit kühlem, frischem Tau?

9. Den Meister groß und milde,
Den nenne mir geschwind,
Der dich mit seinem Bilde
Geziert, mein liebstes Kind!

10. Und der, bist du gegangen
Dem stillen Grabe zu,
Dich jenseits wird empfangen
In seiner ew'gen Ruh'.

11. Und kannst du mir ihn nennen,
So folge ihm auch fromm,
Dann wird er dich auch kennen
Und sprechen: „Sei willkomm!"

1. Ähnlichkeiten. a) Beide Gedichte führen uns die Wohlthaten vor, die Gott der Herr seinen Geschöpfen ohne ihr Verdienst erweist. b) Beide Gedichte lehren uns: Wie Gott den leblosen und unvernünftigen Geschöpfen seine Liebe durch Wohlthaten offenbaret, so wird er dieselbe besonders auch dem Menschen erweisen. — 2. Verschiedenheiten. a) In A sind die Wohlthaten genannt, welche einem bestimmten Geschöpfe, der Lilie, erwiesen sind, in B dagegen die Beweise der göttlichen Liebe an verschiedenen Geschöpfen. (Welche sind es?) In A ist der Geber, Gott, genannt, in B sollen wir ihn selbst nennen ꝛc. W. D.

237. A. Sommerlied.

Paul Gerhardt. Gödeke, 11 Bücher deutscher Dichtung. Leipzig 1849. I. 398.

1. Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben! U. s. w.
(Das Lied ist bekannt).

I. **Vermittlung des Verständnisses.** Str. 1. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!" rc. Diese Aufforderung ergeht zunächst an das menschliche Herz, denn dieses ist der Sitz der Empfindungen und des Gemütes. Nicht mit dem Verstand sollen wir der „schönen Gärten Zier" (Schmuck) ansehen, sondern mit dem Herzen, denn nur dann können wir uns aufrichtig der Gaben Gottes freuen.

Wozu aber ist die Natur so schön? Das beantwortet der Dichter in den letzten Zeilen der ersten Strophe. Uns Menschen zuliebe hat Gott all' diese Pracht in der Natur geschaffen.

Str. 2. Nun beginnen wir mit dem Dichter unsere Wanderung. Zunächst treten wir in die Gärten, da sehen wir „die Bäume voller Laub" und unter ihnen den duftig grünen Rasen, der in schönem Bilde das „grüne Kleid" der Erde genannt wird. Warum? — Daneben auf den Blumenbeeten blühen die Narzissen und Tulpen.

„Die ziehen sich viel schöner an
Denn Salomonis Seide."

Der fromme Dichter benutzt hier einen Vergleich, den schon der Herr Christus auf die Blumen angewendet hat, als er sprach: „Sehet die Lilien auf dem Felde!" rc. Schön und kostbar kleidete sich Salomon, der reiche König, aber viel schöner als dessen Kleider ist die einfache Blume nach Gestalt und Farbe.

Str. 3. In dieser Strophe erkennen wir, daß die Wanderung am Morgen geschieht, denn besonders am Morgen erwachen die Vögel mit ihren Liedern. Der Dichter führt uns nun in das Feld. Hier sehen wir die Lerche, die schon früh der Sonne zujauchzt, dann die Taube,*) welche aus ihrem Versteck hervorkommt und in den nahen Wald fliegt (fleucht ist der altertümliche, von den Dichtern gern gebrauchte Ausdruck für fliegt. Wir haben noch eine Anzahl ähnlicher Wörter, z. B. geußt = gießt, kreucht = kriecht, schleußt = schließt). Auch die „hochbegabte Nachtigall", die beste Sängerin in unsern Gärten und Wäldern, läßt ihr Lied erklingen und ergötzt Berg, Hügel, Thal und Felder. Das Wort „füllt" erinnert uns zugleich an die Fülle und Kraft dieses schönen Gesanges.

Str. 4. Noch sind wir nahe bei dem Dorfe oder Gehöfte; denn der Dichter singt:

„Die Glucke führt ihr Völklein aus" rc.

---

*) Unsere Haustaube hält sich zwar nicht im Walde auf, wohl aber die Ringeltaube und die Holztaube.

Welch' ein lieblicher Anblick ist es, wenn wir die Glucke mit den kleinen, beweglichen Küchlein daher kommen sehen! Welch' schönes Bild der Mutterliebe zeigt sich uns, wenn dieses Tier beim Auffinden eines Körnchens das Völklein (d. i. eine Menge gleichartiger Wesen) durch lockende Töne heranruft oder durch ängstliches Rufen vor Gefahr warnt.

Nicht minder schön ist der Anblick der auf den Bauernhäusern nistenden Störche. Das ist ein schönes Zeichen des ländlichen, stillen Friedens. Aber zur Vollendung dieses Bildes gehört auch die Schwalbe, welche so gern an den Häusern und in den Ställen in der Nähe der Menschen nistet und dann, wenn sie Junge hat, eifrig hin und her fliegt, um im Fluge Mücken und Fliegen zu fangen, mit denen sie die Jungen füttert.

Doch nicht weit haben wir zu gehen, da kommen wir an den Saum eines Waldes. Hier bietet sich wieder ein anderer erfreulicher Anblick dar:

„Der schnelle Hirsch, das leichte Reh“ ꝛc.

Welch' ein Anblick! Das stattliche Tier mit dem ästigen Geweih kommt daher aus dem Walde auf den grünen Rasenplatz und schaut sich mit seinen klugen Augen nach allen Seiten um, ob die Umgebung sicher ist, dann folgen ihm auch die anderen Glieder seiner Familie und das leichtfüßige Reh, um auf der duftigen Waldwiese ihr Mahl zu halten.

Str. 5. Doch wir wandern weiter. Ein klares Bächlein, welches sich durch sein munteres Plätschern verriet, fließt zwischen grünenden, schattenreichen Bäumen*) dahin. An seinen Ufern breiten sich grasreiche Wiesen aus, auf denen das Lustgeschrei der Schafe und Lämmer und der fröhliche Gesang der Hirten erschallt.

Str. 6. Die Sonne steigt höher am Himmel empor, und immer mehr nimmt das Leben in der Natur zu. Summend kommt das „unverdrossene“ (unverdrossen ist, wer sich durch keine Mühe und Beschwerde abschrecken läßt) Volk der Bienen geflogen, um in den Kelchen der verschiedensten Blumen sich den Honig zu suchen. An den Abhängen der Kalkberge bewundern wir ferner den „süßen Weinstock“, dessen Reben von dem „starken Safte“ neue „Stärke und Kraft“ kriegen und bald genug Trauben ansetzen.

Str. 7. Endlich erfreut sich der Wanderer auch der üppig wachsenden Weizenfelder, zwischen denen er auf dem Heimwege hindurchgeht. Sie stehen so schön, daß sich jung und alt darüber freut, und der Wanderer hört auch, wie die Landleute dabei die große Güte des göttlichen Gebers rühmen.

Str. 8. Alle diese Pracht und Herrlichkeit und das Lob, welches der fromme Landmann dem Schöpfer darbringt, sind eine Aufforderung an den Wanderer, in dieses Lob mit einzustimmen.

Str. 9. Der fromme Dichter findet nun Veranlassung, die Erde

*) Die „Myrte“, welche bekanntlich in Deutschland nicht wild wächst, kann hier nicht gemeint sein. Vielleicht trägt in irgend einer Gegend Deutschlands ein anderer Baum (Weide oder Erle?) diesen Namen.

mit dem Himmel zu vergleichen. Obgleich es hier so schön ist, so nennt er die Erde doch im Vergleich zum Himmel „arm". Denn trotz der vielen und großen Freuden, die uns die Erde darbietet, sind die „im reichen Himmelszelt und güldnen Schlosse" unzähligemal größer.

Str. 10. Der Gedanke an diese Seligkeit im Himmelszelt wird beim Dichter in der letzten Strophe zu einem sehnsüchtigen Verlangen, wenn er sich also vernehmen läßt:

„O wär' ich da, o stünd' ich schon" ꝛc.

Die letzte Zeile deutet auf den ewigen Frieden, welcher im Himmel herrscht, denn die Palme ist das Zeichen des Friedens. Wer also die Palme vor den Thron des „süßen", d. h. hier „lieben" Gottes bringt, der ist selbst zum Frieden gelangt. Dort oben aber in dem Friedensreiche ertönt ewig der Gesang der Engel und der Seligen zur Ehre des Allerhöchsten. In diesen Gesang will auch der Dichter einstimmen.

II. **Gliederung des Inhalts.** A. Einleitung: Str. 1. Der Dichter fordert zu einer Wanderung in der Sommerzeit auf.

B. Hauptteil: Str. 2—7. Die Wanderung durch Garten, Feld und Wald. Bei dieser Wanderung bewundert er: Str. 2 die Bäume, das Gras und die Blumen; Str. 3 die Lerche, die Taube und die Nachtigall; Str. 4 die Hühner, die Störche, die Schwalben, die Hirsche, die Rehe; Str. 5 den Bach, die Wiesen, die Schafe und die Hirten; Str. 6 die Bienen und den Weinstock; Str. 7 das Getreide.

C. Schluß: Str. 8—10. Der Segen der Wanderung. Str. 8. Der Anblick der Natur fordert uns auf, den Herrn zu loben und zu preisen; Str. 9 vergleicht die arme Erde mit dem reichen Himmel; Str. 10 spricht das Verlangen aus, bald mit in dem Himmel zu sein, um dort nach der Weise der Engel Gott zu loben.*)

III. **Der Hauptgedanke des Liedes** ist folgender: Der Anblick der Natur in der Sommerzeit fordert den frommen Menschen auf, Gott zu loben und zu preisen.

IV. **Verwertung.** Rede- und Stilübungen. 1. Wanderung an einem Sommermorgen. 2. Wanderung an einem Sommerabend. 3. Vergleichung mit den beiden folgenden Gedichten:

B. Morgenwanderung.

Von E. Geibel. Gedichte. I. Stuttgart 1876. S. 240.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen!
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern,
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

*) Ursprünglich hatte das Lied nicht 10, sondern 15 Strophen.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht ans Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröte Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

C. Der frohe Wandersmann.

J. v. Eichendorff. Gedichte. Leipzig 1875. S. 5.

1. Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

2. Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
Wie sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

3. Den lieben Gott lass' ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt. (Gekürzt.)

a) „Sommerlied“ und „Morgenwanderung“.

1. Welche Freude erfüllt beide Dichter? (Die Freude, welche eine Wanderung im Sommer uns bringt.)

2. Wozu fordert nach beiden Gedichten die Sommerwanderung den frommen Menschen auf? (Gott zu loben und zu preisen.)

3. Was thun deshalb auch beide Dichter? (Sie stimmen mit in das Lob ein.)

4. In welcher Tageszeit soll die Wanderung unternommen werden? (Nach Geibel in der ersten Frühe des Morgens, wenn das Leben in Wald und Flur noch nicht erwacht ist, nach Gerhardt zwar auch am Morgen, aber erst dann, wenn die Natur schon belebt ist.)

5. Wodurch unterscheidet sich deshalb der Genuß, den beide Dichter in der Natur haben? (Gerhardt erfreut sich am Leben in der Natur, Geibel dagegen an der Ruhe und Stille.)

6. Welches Lebenszeichen des Baches erwähnen beide Gedichte? (Das Rauschen des nimmerruhenden Baches.)

7. Was sagen beide vom Gesange der Lerche? (Gerhardt begrüßt ihn mit Freuden, Geibel bemerkt, daß er fehlt.)

8. Weshalb hat Gott, der treue Herr, die Erde so geschmückt?

9. Welche Veränderung geht in beiden Gedichten mit der Scene vor? (Wie Gerhardt die Gärten, das Feld und den Wald nach und nach durchwandert, so geht Geibel über Berg und Thal, wo der Gesang der Nachtigall endlich auch alle anderen Sänger weckt.)

10. Welcher Unterschied findet sich in der Schilderung der Natur in beiden Liedern? (Gerhardt geht mehr auf die einzelnen Gegenstände und Vorzüge ein, während Geibel sich mehr an das Große und Allgemeine hält. Daher spricht jener von der Lerche, der Taube, der Nachtigall, der Glucke, dem Storch ꝛc. und dieser nur vom Walde, von den Blumen, den Sternen und von Berg und Thal ꝛc.)

b) „Sommerlied" und „Der frohe Wandersmann".

1. Von welcher Wanderung ist in beiden Liedern die Rede? (Sommerwanderung.)

2. Wodurch unterscheiden sich die beiden Wanderungen? (Im „Sommerliede" besteht die Wanderung in einem Spaziergange, im „Wandersmann" in einer Reise.)

3. Wofür halten beide Lieder die Wanderung? (Für eine Gnade und Gunst Gottes.)

4. Wozu soll nach beiden Gedichten die Wanderung unternommen werden? (Um die Schönheiten der Natur zu bewundern.)

5. Was folgt daraus, daß das Eichendorffsche Lied kürzer ist als das Gerhardtsche? (Eichendorff begnügt sich nur mit allgemeinen Andeutungen, und Gerhardt führt einzelne Gegenstände an.)

6. Wodurch werden beide Dichter veranlaßt, aus vollem Herzen Gottes Lob zu singen? (Durch den Gesang der Vögel.)

7. Wodurch unterscheidet sich der religiöse Eindruck, welchen die Natur auf die beiden Dichter ausübt? (Gerhardt wird hauptsächlich zum Lobe Gottes und zur Sehnsucht nach dem Himmel, in dem es besser ist als auf dem schönsten Fleck der Erde, angeregt; das Eichendorffsche Lied dagegen spricht das feste Vertrauen auf Gott aus, „der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld und Erd' und Himmel will erhalten", daß er auch die Sache des Wanderers glücklich ausführen wird.) W. D.

238. Verzage nicht!

Oskar v. Redwitz.

1. Ich höre leis den Baum mich fragen:
„Was ist dein Herz so gramverstimmt?[1])
Ich will ja auch darum nicht klagen,
Daß mir der Herbst die Blätter nimmt![2])

2. Denn wie mir Gott zur rechten Stunde
Die Blätter nimmt und wieder leiht,[3])
So schlägt und heilt des Herzens Wunde[4])
Auch dir dein Gott zur rechten Zeit."

3. Und aus dem Bächlein hör' ich's sprechen:
„Was weinest du? Verzage nicht!
Ich muß durch Kluft[5]) und Dornen brechen
Und komme doch am End' ans Licht.[6])

4. Viel goldner aus der Klüfte Dunkeln[7])
Mir dann das Licht des Tages scheint: —
So wird die Freude sel'ger funkeln[8])
Dereinst aus Augen trübverweint."

I. **Vermittlung.** 1) Gramverstimmt = durch Leiden und Unglück niedergedrückt. Das Herz ist verstimmt = es ist nicht in der Stimmung, sich zu freuen und sich zu erheben. 2) Der Herbst nimmt die Blätter = sie fallen im Herbste ab. 3) Die Blätter leihen = sie geben bis zur Zeit des Abfallens. 4) Des Herzens Wunde = der Gram, welcher das Herz erfüllt. 5) Kluft = durch Felsen eingeengter Weg. 6) Ans Licht kommen = aus den dunklen Klüften ins Freie hervortreten. 7) Aus der Klüfte Dunkeln = aus der Finsternis, die mich in den Klüften umgiebt. 8) Die Freude funkelt aus den Augen = die sonst trübverweinten (durch Weinen matt und glanzlos gewordenen) Augen strahlen wieder hell und freudig.

II. **Vertiefung.** Gliederung des Inhaltes. 1. Das Gedicht will einem Bekümmerten unter Hinweisung auf Gottes Hilfe Trost zusprechen. 2. Es werden Vergleichungen mit dem Baum und Bächlein aufgestellt. Letztere werden redend eingeführt. Wie fragt der Baum und wie das Bächlein? a) Der Baum verliert im Herbste auch seine Blätter, aber der liebe Gott leiht sie ihm auch wieder zur rechten Zeit. b) Das Bächlein muß aus Kluft und Dornen brechen, bis es ans Licht kommt. 3. Bei dem Baume ruht der Hauptgedanke auf dem Worte „zur rechten Zeit." „Denn wie mir Gott — so auch dir dein Gott zur rechten Zeit." 4. Bei dem Bächlein liegt der Hauptgedanke in den Worten „und komme doch am End' ans Licht". Wie bei dem Baume „nehmen und leihen" in Gegensatz gebracht sind, so stehen bei dem Bächlein „Kluft und Licht" einander gegenüber. 5. In der 4. Strophe beziehen sich die beiden ersten Verszeilen noch auf das Bächlein; die beiden andern Verszeilen weisen den Bekümmerten auf die Zeit, in welcher wieder Freude in das Herz eingekehrt sein wird. Wie das Licht des Tages dem Bächlein aus der Klüfte „Dunkeln" viel goldener scheint, so wird auch dem tief Bekümmerten nach überstandenem Leide die Freude sel'ger funkeln, und die sonst trübverweinten Augen werden in hellerem Glanze strahlen.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung. Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. — Hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nötig ist.

2. Rede- und Stilübungen. a) Vergleiche die Frage des Baumes mit der des Bächleins! b) Welches Fragewort könnte man statt „was" auch setzen? c) Welche Ähnlichkeit und welcher Unterschied liegt in der Antwort des Baumes und des Bächleins? d) Wo findest du in dem Gedichte selbst die Überschrift des Gedichtes? e) Nenne Sprüche aus der heil'gen Schrift, welche uns gebieten, daß wir nicht kleingläubig und verzagt sein sollen! L. Dosch.

239. A. Schifferlied.

Johannes Falk. Bibliothek deutscher Klassiker. Hildburghausen 1862. Bd. XIII. S. 822.

I. **Vorbereitung und Vortrag.** Ein furchtbarer Sturm hatte vier Schiffer in ihrem Kahne hinaus in die wild erregte Ostsee getrieben. Wie wilde Tiere mit grimmigem Unverstande stürzten die Wellen über das Schifflein her. Bald trugen sie es hoch auf die Schaumkämme der Wogen, bald schleuderten sie es tief hinab in die Wellenthäler. Stoß auf Stoß schnaubte der Wind; Schlag auf Schlag klatschten die Wogen gegen und über das Schiff. Die Schiffer ruderten mit aller Kraft, aber ein Ruder nach dem andern zerbrach. Nirgends zeigte sich Land, nirgends Rettung. Die Nacht brach herein; Mond und Sterne verschwanden hinter dicken, schwarzen Wolken. Mit jeder Welle, die heranschäumte, tranken sie tropfenweise den bittern Kelch des Todes, der ihrer in den Fluten wartete. Da dachten sie in ihrer Not, als Menschenhilfe fern und die eigene Kraft ohnmächtig war, des Heilandes, der einst auf dem See Genezareth während eines wilden Sturmes im Schifflein schlief und

dann die um Hilfe schreienden Jünger und das Schiff rettete (Matth. 8, 23—27; Mark. 4, 37—44; Luk. 8, 23—25). Sie gedachten weiter daran, wie einst die Jünger auf dem See Not von den Wellen litten, Jesus ihnen auf dem See erschien und dem sinkenden Petrus die starke Rettungshand reichte. Zu ihm, dem einzigen und rechten Helfer, erhoben sie ihr Herz und ihre Stimme: „Christ, Kyrie! Komm zu uns auf dem See!" Und siehe! da teilten sich die Wolken, und der Abendstern leuchtete wie eine helle Hoffnung am Himmel. Der Sturm legte und das Meer beruhigte sich allmählich. Als der Tag anbrach, setzten die Schiffer Notsegel auf, die sie aus ihren Hemden herstellten, und wurden von einem günstigen Winde an das Ufer getrieben. Mit Erstaunen sahen die Zuschauer am Lande die vier halbnackten Männer im Schifflein und hörten ihr Loblied, das über das Wasser scholl.

1. Nach dem Sturme fahren wir
Sicher durch die Wellen,
Lassen, großer Schöpfer, dir
Unser Lob erschallen.
Lobt ihn mit Herz und Mund,
Lobt ihn zu jeder Stund'!
Christ, Kyrie, komm zu uns auf dem See!

2. Wie mit grimm'gem Unverstand
Wellen sich bewegen!
Nirgends Rettung, nirgends Land
Vor des Sturmwinds Schlägen!
Einer ist's, der in der Nacht,
Einer ist's, der uns bewacht!
Christ, Kyrie, du schlummerst auf dem See!

3. Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffleins Ruder bricht,
Wo nun Rettung finden?
Wo sonst als bei dem Herrn!
Seht ihr den Abendstern?
Christ, Kyrie, erschein uns auf dem See!

4. Einst, in meiner letzten Not,
Laß mich nicht versinken!
Sollt' ich von dem bittern Tod
Well' auf Welle trinken:
Reich mir dann liebentbrannt,
Herr, deine Glaubenshand!
Christ, Kyrie, komm zu uns auf dem See!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Siehe Vorbereitung!

2. Gedankengang. Str. 1: Lobgesang nach dem Sturme. Str. 2 und 3: Erinnerung an die Gefahr im Sturme und den Hoffnungsstern im Dunkel und Graus. Str. 4: Bitte um Rettung in der letzten Not.

Grundgedanke: In Not und Tod ist Christus unser Helfer; zu ihm müssen wir unsere Zuflucht nehmen. Ps. 50, 15. Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. Ps. 145, 18, 19. Der Herr ist nahe —.

3. Eigentümlichkeiten. Das Lob des Schöpfers steht voran; es gewinnt an Wärme und Innigkeit durch die Erinnerung an die Gefahr. Die überstandene Not mahnt zu rechter Vorbereitung auf den Tod, damit wir einst nicht hilf- und hoffnungslos in den dunkeln See der Ewigkeit versinken. Christus reicht uns seine starke Gnadenhand, die wir mit unserer Glaubenshand ergreifen. — Dem „großen Schöpfer" wird das Loblied gesungen, weil die Schiffer eben seine Macht als Schöpfer und Beherrscher des gewaltigen Meeres bewundert haben. — Jede Strophe endet mit dem kurzen Stoßseufzer: „Christ, Kyrie! (Christus unser Herr!) Komm zu uns auf dem See!" Dieser Refrain hat in jeder Strophe eine andere Bedeutung. In Str. 1: Rette uns nun völlig! In Str. 2: Du Helfer bist bei uns auf dem See, aber du schlummerst; deine Stunde zum

Helfen ist noch nicht gekommen. In Str. 3: Mit dem Abendstern — der Hoffnung — erschein uns wach und hilfbereit! In Str. 4: Komm einst zu uns auf dem dunkeln See des Todes, wenn wir in langsamer Sterbensnot versinken, und rette uns durch deine Liebe! — Es heißt nicht auf „der See" (dem Meere), sondern auf „dem See", weil der Dichter immer das Bild des Sturmes auf dem See Genezareth im Sinne hat.

III. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung und Verwandtes. Jesus stillt den Sturm, wandelt auf dem Meere und reicht Petrus seine rettende Hand. — Jonas (Kap. 1) wird bei einem Sturme ins Meer geworfen. — Ps. 46, 4: Wenn gleich das Meer wütete und wallete — Ps. 42, 8: Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe —. Der Reiter und der Bodensee. — Wie ein Schifflein überm Meere, schwebt das Leben überm Tod —. Ein Gesang über den Wassern (Blätter aus dem Rauhen Hause): „Nach Amerika geht die Straße weit, und wer dahin will, muß mehr als einen Sonntag unterwegs bleiben ꝛc."

2. Aufgaben: a) Schildere nach dem gegebenen Material die „Not auf der See"! — b) Wie unterscheidet sich der viermalige Refrain in seiner jedesmaligen Bedeutung? — c) Vergleiche den Tod im Glauben mit der Rettung aus dem Sturme! — d) Welche Momente sind aus der biblischen Geschichte in das Schifferlied übergegangen? — e) Vergleiche

B. Gottes Treue.

Fr. v. Meyer. Des Mägdleins Dichterwald. v. Colshorn. 7. Aufl. Hannover 1875. S. 99.

1. Es steht im Meer ein Felsen,
Die Wellen kreisen herum;
Die Wellen brausen am Felsen,
Doch fällt der Fels nicht um.

2. Es zieht einher ein Wetter
Und rasselt am starken Baum.
Zur Erde sinken wohl Blätter,
Doch eisern steht der Baum.

3. Ein Turm ragt überm Berge
Und schaut in das Thal hinab;
Die Winde rasen am Berge,
Doch fällt kein Stein herab.

4. Des Höchsten ewige Treue
Steht fester denn Fels und Turm
Und grünt und blühet aufs neue
Und trotzt dem rasenden Sturm.

I. Ähnlichkeit. Der Herr ist stärker als Meer, Sturm und Hagel. Seine Treue steht fester als der Grund der Erde, und mit seiner Hilfe ist er uns überall nahe. Klag. Jer. 3, 23: Seine Barmherzigkeit ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß.

II. Verschiedenheiten. A führt uns auf das Meer während eines furchtbaren Sturmes, B auf einen Felsen in der Meeresbrandung, zu einem starken Baum im Hagelwetter und auf einen hohen Turm im Sturmesbrausen. In A ohnmächtige Schiffer und der allmächtige Retter, in B Fels, Baum und Turm als schwache Sinnbilder der göttlichen Treue und Hilfe in den Stürmen des Lebens. In A Sturmesnot, Hilferufe, Rettung, Bitte um Beistand in der letzten Not; in B brausende Wellen, rasselndes Hagelwetter, rasende Stürme, unerschütterliche Treue und Liebe Gottes. Grundgedanke in A: Christ ist mit seiner Hilfe auf dem See; in B: seine Treue ist unerschütterlich und ohne Ende. P.

240. Hoffnung.

Fr. v. Schiller. Werke. Leipzig. Bibl. Institut. I, S. 361.

1. Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

2. Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben;
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

3. Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Vierzig Jahre lang wanderte das Volk Israel in der Wüste und schaute mit Sehnsucht nach dem verheißenen Lande, da Milch und Honig floß. Endlich stand es an der Grenze desselben. Moses, der treue Führer des Volkes, stieg auf die Spitze des Berges Nebo. Von hier zeigte ihm der Herr das gelobte Land in seiner Schönheit und sprach: „Dies ist das Land, das ich euern Vätern geschworen habe. Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinein kommen!" Und wie dem Manne Gottes, Moses, so geht es uns bis zu diesem Tage. Das Leben ist eine Wanderung durch die Wüste. Schmerz, Not und Entbehrung bringt jeder Tag. Da eilt der Wunsch und die Sehnsucht aus der unbefriedigenden Gegenwart in eine künftige Zeit und in ein fernes Land, wo die Klagen schweigen, die Wünsche sich erfüllen und Sonnenschein die Landschaft verklärt. Dies sehnende Ausschauen nach dem Glück der Zukunft und die stille Zuversicht auf die endliche Erreichung des — bessern Loses — ist die *Hoffnung*. Sie ist die treue Begleiterin durchs Leben und macht die schlimmen Tage, die uns nicht gefallen, erträglich.

II. **Erläuterungsfragen.** Str. 1. Wie unterscheiden sich *träumen* und *reden*? (Die *Träume* gaukeln uns im Geiste schöne, aber unbestimmte Gebilde künftigen Glückes vor; die *Rede* kleidet sie in Worte, giebt ihnen Ausdruck.) Was bietet die *Gegenwart*, wenn sich die Menschen nach einer *bessern* Zukunft sehnen? (Entsagung, Schmerzen, Not ꝛc.) Warum heißt das *Strebeziel golden*? (Es ist hoch, kostbar, wertvoll. — Mit Gold glaubt man das Glück zu erkaufen. Am Golde hängt, nach Golde drängt ja alles.) Wie unterscheiden sich *rennen* und *jagen*? (In der *Rennbahn* steht das Ziel fest, und der Weg ist vorgeschrieben. Bei der *Jagd* entfernt sich das Ziel und ändert sich der Weg.) Wie wird die Welt *alt* und wieder *jung*? (Auf das alte Jahr folgt ein neues; auf das Sterben der Natur im Herbste eine fröhliche Auferstehung im Frühjahr; auf die alte, absterbende Generation eine junge, aufstrebende. Es erneuert sich das Jahr, die Gestalt der Erde und das Menschengeschlecht.) Was für eine Verbesserung hofft der Mensch? (Seiner Lage und der öffentlichen Zustände.)

Str. 2. Wie führt die Hoffnung den Menschen ins Leben ein? (Sie begrüßt das Kind bei der Geburt und erwartet Glück und Freude von ihm.) Womit wird sie verglichen, da sie den Knaben umflattert? (Mit singenden und schwingenden Vögeln oder bunten, gaukelnden Schmetterlingen. Es ist kein sichrer Verlaß darauf.) Wie begeistert sie den Jüngling durch ihren Zauberschein? (Sie malt ihm das Leben der Zukunft, seine Aufgaben und sein Glück in wunderbaren Farben aus und weckt dadurch alle Kräfte des Geistes.) Welche Hoffnungen hat der Greis? (Auf die Liebe der Seinen, ein ehrenvolles Gedächtnis und die Seligkeit des Himmels.) Welchen Lauf beschließt das Grab? Warum heißt er müde? (Die Kraft zur Arbeit und zum Streben ist erloschen.) Womit ist die Hoffnung am Grabe verglichen, da sie aufgepflanzt wird? (Mit einer Fahne, die der Sieger auf der eroberten Schanze aufpflanzt.) Ist's die Kreuzesfahne, welche Hoffnung darf dann der sterbende Greis haben? (Seligkeit, Wiedersehen in der Ewigkeit.) Wer mit allen Fasern an der Erde hängt, womit trägt sich der selbst im Angesichte des Todes? (Mit allerlei irdischen Hoffnungen.)

Str. 3. Was ist ein Wahn? (Vergl. wähnen oder meinen! — Scheingebilde, unbegründete Vorstellungen und Urteile.) Wann ist er leer? (Wenn er ohne Inhalt, ohne Wahrheit, ohne Grund, also ein Irrtum ist.) Warum heißt er schmeichelnd? (Er gefällt uns, täuscht uns angenehm, trägt uns süß kosend und gaukelnd über Schmerz und Not der Gegenwart hinweg.) Was ist hier mit Thor gemeint? (Ein Mensch, der allerlei Phantasie- oder Wahngebilde ausheckt.) Wo ruht die Begründung der Hoffnung? (Im Herzen.) Was für einen Ursprung hat sie also? (Einen göttlichen.) Zu welch Besserem sind wir geboren? (Zur Vollendung in der Ewigkeit, zur Gemeinschaft mit Gott und zum Wiedersehen unserer heimgegangenen Lieben.) Was spricht die göttliche Stimme in der Bibel und in unserm Innern? (Über der Erde ist der Himmel, nach dem Grabe folgt die Auferstehung.) Was hofft die Seele? (Seligkeit im Himmel.) Wann wäre sie getäuscht, d. h. betrogen? (Wenn die innere Stimme löge.) Warum kann sie das nicht? (Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß).

III. **Vertiefung.** 1. Charakter der Hoffnung. Sie ist das sehnende und zuversichtliche Ausschauen nach einem künftigen Glück, nach höherer Vollendung; sie ist die Begleiterin des Menschen durch das ganze Leben, die Trösterin in der Not der Gegenwart. Sie regt sich überall und zu allen Zeiten und bleibt auch stetig beim Wechsel ringsum. Sie begrüßt das Kind bei der Geburt, umflattert den Knaben, begeistert den Jüngling, tröstet den Greis. Sie ist kein Phantasiegebilde, sondern eine göttliche Stimme in uns und die Bürgschaft unserer dereinstigen Vollendung im Lichte der Ewigkeit.

2. Gedankengang. Str. 1. Die Hoffnung erfüllt den Menschen überall und zu allen Zeiten. Str. 2. Sie begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe. Str. 3. Sie ist göttlichen Ursprungs.

3. Grundgedanke: Die Hoffnung ist göttlichen Ursprungs und führt uns durch das wechselvolle Leben endlich zur Vollendung. — Wenn Hoffnung nicht wär', so lebt' ich nicht mehr.

4. Schönheiten der Sprache. Bilder: Das Leben ist ein Wettrennen nach goldenem Preise, eine Jagd nach flüchtigem Glücke. Die Hoffnung ist die Amme des Kindes, ein flatternder Schmetterling für den Knaben, ein Zauberlicht für den Jüngling, eine Siegesfahne für den Greis.

IV. **Verwertung.** 1. Verwandtes. „Und dräut der Winter noch so sehr —" (II, Nr. 140). Der Traum von einem goldenen Zeitalter der Menschheit. — 1. Mos. 47, 9: „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens." — 1. Kor. 9, 24: „Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen —". 1. Mos. 8, 22: „So lange die Erde stehet —". Luk. 2, 29: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren —". Hebels Wegweiser (II, Nr. 197): „Sel Plätzli het e gheimi Thür, und's sin noch Sachen ehne dran."

2. Aufgaben. a) Warum erscheint uns die Gegenwart schlimmer als die Vergangenheit im Lichte der Erinnerung und die Zukunft im Lichte der Hoffnung? — b) Worin suchen die Menschen das Glück? — c) Wie wird die Welt alt und wieder jung? — d) Welche Hoffnungen hat der Knabe, der Jüngling, der Greis? — e) Was hoffen wir nach den Verheißungen der Bibel von der Ewigkeit? P.

241. A. Über ein Stündlein.

Paul Heyse. Gesammelte Werke. I. Bd. Berlin 1872. S. 1.

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Die Berggipfel glänzen früh im Sonnenschein, aber auf den Thälern liegt noch Nebel oder Dämmerung. Hohe Türme ragen himmelan, glänzen im Sonnengolde und schicken den Glockenschall hinaus ins Land, aber in den düstern Kammern der engen Gassen graut erst der Morgen und seufzt die Armut. Der reiche Mann kleidete sich in Purpur und köstliche Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freuden, aber der arme Lazarus lag vor seiner Thür voller Schwären und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen. So stoßen überall im Leben die Gegensätze hart zusammen; Licht und Schatten, Glück und Unglück, Genuß und Entbehrung scheinen ganz ungleich verteilt, und überall wird die Frage laut: Warum ist Lust und Leid mit so ungleichem Maße den Menschen zugemessen? Und mit dieser Frage schießt der Neid auf, der dem Nächsten das vermeintliche Glück nicht gönnt.

Einem Herzen, das sein licht- und freudenarmes Los beklagt und in thörichtem Neide aus seiner dunkeln Kammer in der engen Gasse empor nach der lichtumflossenen Turmstube schaut, hat der Dichter Paul Heyse ein gutes Wort zugerufen. Hört es!

Dulde, gedulde dich fein![1]
Über ein Stündlein[2]
Ist deine Kammer voll Sonne![3]

Über den First, wo die Glocken hangen[4],
Ist schon lange der Schein gegangen,
Ging in Türmers Fenster ein.[5]
Wer am nächsten dem Sturm der Glocken[6],
Einsam wohnt er, oft erschrocken[7],
Doch am frühsten tröstet ihn Sonnenschein.[8]
Wer in tiefe Gassen gebaut[9],
Hütt' an Hüttlein lehnt sich traut[10],
Glocken haben ihn nie erschüttert[11],
Wetterstrahl ihn nie umzittert[12],
Aber spät sein Morgen graut.[13]

Höh' und Tiefe hat Lust und Leid.[14]
Sag ihm ab, dem thörichten Neid![15]
Andrer Gram birgt andre Wonne.[16]

Dulde, gedulde dich fein!
Über ein Stündlein
Ist deine Kammer voll Sonne![17]

II. **Erläuterungen.** 1) Ertrage still dein Geschick und lerne mit fröhlichem Gemüte warten! 2—3) Nach kurzer Zeit des Wartens strömt auch in deine düstere Kammer das Sonnenlicht und in dein verdüstertes Herz die Freude. 4) Der First (auch die Firste, der Forst oder vërst) ist die oberste Längenlinie des Daches. Über dieselbe gleiten die Strahlen der aufgehenden Sonne nach oben, nach dem obersten Teile der Turmes, wo die Glocken hangen. Je höher aber die Sonne steigt, desto besser schaut sie über die Häuserfirste nieder in die Straßen und Gassen. 5) Nahe den Glocken wohnt der Türmer, der die Glocken zu läuten, die Uhr zu stellen und nach Feuerschein auszulugen hat. In sein Stüblein blickt die Sonne zuerst und erfüllt sie mit Licht. 6) Aber die sonnige Wohnung des Turmwächters hat auch ihre Schattenseiten: der grelle Schall der nahen Glocken braust wie ein Sturm in die Ohren. 7) Er wohnt allein und kann Leid und Freude mit keinem Nachbar teilen. Oft erschreckt ihn ein Gewitter oder Feuerschein in der Stadt oder Sturmgebraus, so daß der ganze Turm zittert und bebt. 8) Für diese Gefahren und Unbequemlichkeiten entschädigt ihn früh der erste und abends der letzte Sonnengruß und ein klarer Blick in die Nähe oder Ferne. 9—10) Tief unter der Turmstube liegen die Gassen oder engen Straßen der Stadt. Da haben kleine, arme Leute Haus an Haus gebaut. Wie sich die Hütten gleichsam traulich und zuversichtlich an einander lehnen, so stehen sich die Menschen drin auch herzlich nahe, tragen Freud' und Leid zusammen und helfen sich gegenseitig. 11—12) Der Glockenklang erschreckt die friedlichen Bewohner nicht, sondern ist ihnen ein freundlicher Gruß aus der Höhe. Der aus der Gewitterwolke niederzuckende Wetterstrahl trifft nicht die niedern Hütten, sondern den hohen Turm. 13) Aber es wird spät Tag in der Tiefe; das freundliche Sonnenlicht kommt zuletzt hierher. 14) Wie der hohe Turm und die niedere Gasse jedes in seiner eigenen Art Lust und Leid, Glück und Gefahr hat, so geht's auch auf den Höhen und in den Tiefen der Menschheit. Reichtum und hohe Stellung scheinen ein großes Glück, schließen aber auch viele Gefahren ein. Armut und Niedrigkeit scheinen ein Unglück, bergen aber doch oft ein reines, stilles Glück. 15) Entsage dem Neide über anderer Glück und verjage ihn aus deinem Herzen, denn er ist eine Thorheit. 16) Wonne und Gram im Herzen stehen in inniger Wechselbeziehung; je größer das eine, desto größer auch das andere.

Nicht auf äußere Glücksumstände, sondern auf das Herz kommt es an. 17) Jedes Leben hat seinen Sonnenschein und jedes Herz sein Glück. Lerne zufrieden und still darauf warten; auch deine Zeit kommt!

III. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. Wir sind in einer volkreichen Stadt. Ein hoher Turm ragt über das Häusermeer empor. Ein Blitzableiter läuft von dem vergoldeten Kreuze bis zur Erde herab. Auf den Fenstern der Türmerstube glänzt der erste Strahl der Sonne. Die Glocken rufen den Morgengruß nieder in die Stadt. In engen Gassen stehen dicht gedrängte Häuserzeilen um den Fuß des Turmes. Eins versperrt dem andern Luft und Licht. Drin wohnen die „kleinen Leute". Hier graut erst der Morgen, und die Dämmerung webt noch ihren Schleier in den Gassen. Beim Schein einer Lampe sitzt in dunkler Kammer eine Nähterin schon an der Arbeit. Sie schaut empor zu dem sonnbeglänzten Turme und zu dem glücklichen Türmer, der droben fröhlich in die Weite schaut, und dann hinaus in die düstere Straße, wo noch aus manchem Fenster Lichtschein glänzt, und etwas wie Neid will ihr Herz beschleichen. Da grüßt die Morgenglocke von oben und eine freundliche, teilnehmende Nachbarin von der Seite. Ihre Hände falten sich zum Gebet, und die Nachtgespenster verschwinden. Tiefer und tiefer steigt nun der Sonnenschein in die dunkeln Gassen, bis auch ihr Stüblein endlich voll goldenen Lichtes ist.

2. Charakter der Höhe und der Tiefe. Droben Sonnenschein, drunten Dämmerung; droben ein luftiges, sonniges Stüblein und ein weiter Blick, drunten eine dunkle Kammer und ein begrenzter Blick; droben Erschrecken über den lauten Glockenklang, drunten Freude über den Gruß von oben; droben Einsamkeit, drunten liebevolle Menschengemeinschaft; droben Gefahr vom Wetterstrahl und Sturz von der Höhe, drunten Sicherheit; droben Sturmgebraus und sorgenvolle Umschau, drunten Stille und Ruhe.

3. Gedankengang. a) Mahnung zu geduldigem Warten (1—3). b) Glück und Gefahr auf der Turmhöhe (4—9). c) Glück und Not in der Tiefe (10—13). d) Ausgleich zwischen Höhe und Tiefe (15—17). e) Verheißung des Sonnenscheins (18—20).

Grundgedanke: „Genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast; ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last." — Oder: „Wenn der Winter ausgeschneiet, tritt der schönste Frühling ein; also wird auch nach der Pein, wer's erwarten kann, erfreuet."

4. Schönheiten. Mit ein und derselben Mahnung und Verheißung klingt das sinnige Gedicht an und aus: Das erste Mal nur beschwichtigend, das zweite Mal überzeugend und siegesgewiß. — Unter dem Bilde des hohen Turmes und der niedern Hütten, des eigenartigen Lebens droben und drunten sind schlicht und treffend die Gegensätze des Lebens zusammengestellt und versöhnt. Zufriedenheit und Frieden, Trost und Versöhnung gießt das Gedicht wie milden, warmen Sonnenschein in die Herzen.

IV. **Verwertung.** 1. Nutzanwendung für Herz und Leben. Die rechte Freude und das rechte Glück kann nur das Herz geben. Was

von außen dazu gethan wird, um beides zu erhöhen, das sind nur Flitter. Im Herzen ist die Freistatt, wo Armut und Reichtum gleich sind, wo sich Höhe und Tiefe begegnen, wo ein und dieselbe Gabe hier die höchste Befriedigung und dort das tiefste Mißbehagen erzeugen kann. Darum ist das Herz der Regulator, durch den die ewige Liebe die Ungleichheit der äußern Glücksumstände und die scheinbaren Ungerechtigkeiten des Geschicks ausgleicht. Unglück ist nur in der Unzufriedenheit. Sie wächst mit den Bedürfnissen, und jeder neue Genuß steigert die Ansprüche. Glücklich, wer nicht neidisch vergleicht und nicht begehrlich wünscht! Auf den Höhen ist viel Licht, aber auch Sturm, Gewitter und Hagelschlag. Je höher die Stellung, desto tiefer der Sturz!

2. Aufgaben: a) Weise die letztgenannte Wahrheit an dem Schicksal des Krösus, Nebukadnezar, Haman, Goliath, Napoleon I. und III. u. a. nach! — b) Zeige an Beispielen aus Bibel, Geschichte und Lesebuch, wie geduldiges Warten endlich gekrönt wird! — c) Zeige an Beispielen das Glück in der Beschränkung und die Gefahren der Höhe! — d) Vergleiche mit P. Heyses Gedicht das nachstehende von Seidl, indem du daraus nachweisest: 1) Höhe und Tiefe, Reichtum und Armut, Macht und Ohnmacht grenzen dicht an einander. 2) Jeder Mensch strebt nach Licht, Glück und Frieden. 3) Jeder meint, der andere sei glücklicher. 4) Der eine schaut hinauf, der andere hinab. 5) Der Neid und das ewige Wünschen machen unglücklich, Zufriedenheit und geduldiges Warten machen glücklich. 6) In der Tiefe sind die Mittel zum Glück beschränkt, aber sie werden dankbar benutzt; auf der Höhe sind sie zahlreich, werden aber oft mißbraucht. 7) In der Tiefe ist Zeit und Gelegenheit, auch das Kleine gerecht abzuwägen und sich selber recht zu erkennen; auf der Höhe drängt eins das andere, werden oft Gunst und Gaben falsch verteilt, bleibt im Gedränge der Pflichten und im Rausch der Vergnügen wenig Zeit, sich selbst recht zu prüfen.

B. Der König und der Landmann.

Johann Gabriel Seidl. Bifolien. 5. Aufl. S. 73. Wien 1855.

1. Der Landmann lehnt in der Hütt' allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein
Und schaut empor zu des Königs Palast,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

2. „Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht,
Wie ging' ich umher von Haus zu Haus
Und teilte den Schlummernden Segen aus!

3. Wie strahlte dann morgens so mancher Blick
Die Sonne zum erstenmal hell zurück!
Wie staunten einander die Glücklichen an
Und meinten: Das hat ein Engel gethan!"

4. Der König lehnt im Palast allein
Und blickt hinaus in den Mondenschein
Und schaut hinab auf des Landmanns Haus
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

5. „Ach, wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
Wie gern entriet' ich der drückenden Macht,
Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
Nicht irr zu gehen mit meiner Gunst!

6. Wie wollt' ich ins eigene Herz mir sehn,
Um wieder es offen mir selbst zu gestehn!
Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!"

7. So schaun sie sinnend beim Sternenlauf,
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen beide den müden Blick
Und träumen beide von fremdem Glück.

e) Zeichne nach vorstehendem Gedichte ein Situationsgemälde! — f) Charakterisiere den Landmann und den König! — g) Gieb den Gedankengang und den Grundgedanken des Gedichts an! h) Was findet sich in den beiden Gedichten Ähnliches und Verschiedenes? —

i) Was findet sich in den nachstehenden kleinen Gedichten Verwandtes mit den beiden vorhergehenden?

C. Beherzigung.

J. W. v. Goethe. Gedichte. Stuttgart 1815. S. 42 und 44.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.
Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

D. Erinnerung.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh! das Gute liegt so nah;
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

k) Beantworte nach den Gedichten folgende Fragen: Wie und warum sind die Wünsche der Menschen so verschieden? — Wer liebt das ruhige und behagliche Leben? — Wer klammert sich fest an die Scholle wie die Muschel an den Felsen? — Wen treibt sein Beruf hin und her? — Wer baut sich still sein Häuschen und begnügt sich mit einem beschränkten Glück? — Wer lebt unter Zelten? — Wer baut sich Schlösser auf Felsen? — Wann beben selbst die Felsen? — Was sollen wir nach dem Gedicht beherzigen a) über die Mannigfaltigkeit der menschlichen Neigungen, b) über ihre Beschäftigung, c) ihren Aufenthalt und d) ihre sittliche Lebensführung? — Wie kann ein Mensch fallen? — Wie schweifen Menschen, Gedanken und Wünsche immer weiter? — Welches Gute liegt nahe und wo? — Wie lernt man das Glück ergreifen, wenn man offene Augen, ein zufriedenes Herz, ein dankbares Gemüt und redlichen Willen hat? P.

242. Zufriedenheit.

Johann Martin Miller. Voß, Musenalmanach 1777. S. 10.

I. **Einführung.** So alt die Welt ist, so alt sind auch die Klagen der Menschen. Der eine klagt über mangelnde Gesundheit, der andere über den Mangel an Hab' und Gut, ein dritter wohl gar über verfehlte Standeswahl und Lebensweise. Wie wohlthuend ist es daher, auch einmal ein Lied und Lob der Zufriedenheit anstimmen zu hören, ein Lied, das volkstümlich geworden und gerade in heutiger Zeit so recht verdiente, Volkslied zu werden!

1. Was frag' ich viel[1]) nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn
Und sing' aus dankbarem Gemüt
Mein Morgen- und mein Abendlied.

2. So mancher schwimmt[2]) im Überfluß,
Hat Haus und Hof und Geld
Und ist doch immer voll Verdruß[3])
Und freut sich nicht der Welt.[4])
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

3. Da[5]) heißt die Welt ein Jammerthal
Und deucht[6]) mir doch so schön;
Hat Freuden ohne Maß und Zahl[7]),
Läßt keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Maien freun.

4. Und uns zuliebe[8]) schmücken ja
Sich Wiese, Berg und Wald;
Die Vögel singen fern und nah,
Daß alles wiederhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall bei süßer Ruh'.

5. Und wenn die goldne Sonn' aufgeht[9])
Und golden wird die Welt
Und alles in der Blüte steht[10])
Und Ähren trägt das Feld[11]):
Dann denk' ich: Alle diese Pracht
Hat Gott zu unsrer Lust gemacht.

6. Drum bin ich froh und lobe Gott
Und schweb' in hohem Mut[12])
Und denk': Es ist ein lieber Gott,
Er meint's mit Menschen[13]) gut!
Drum will ich immer dankbar sein
Und mich der Güte Gottes freun.

II. **Zum Verständnis des Einzelnen.** a) Wort- und Sacherklärung. 1) Gar nicht darnach zu fragen, wäre thöricht und leichtsinnig. Der Heiland selbst verwirft keineswegs die pflichtmäßige und weise Sorge für den zeitlichen Lebensunterhalt, sondern sagt nur (Matth. 6, 24): „Seid nicht ängstlich besorgt um euer Leben". Die Sorge darum darf aber unser Herz nicht beschweren, uns nicht den Frohsinn rauben. So thöricht es wäre, gar nicht darum sich zu kümmern, so thöricht wäre es, viel darnach zu fragen; denn, wie das Sprichwort sagt: „Pracht, Gold und Ehr' sind morgen oft nicht mehr". 2) Wie der Fisch im Wasser. 3) Stets ärgerlich. „Weil ich verdrießlich bin, bin ich verdrießlich." (Ludw. Bechstein: Der Verdrießliche.) 4) Hat keine Freude an dem, was ihn umgiebt. 5) Bei dem Unzufriedenen. 6) Ich halte sie für schön, ich, der Zufriedene. 7) In sehr großer Anzahl. 8) Für uns. 9) Am Morgen. 10) Im Frühlinge. 11) Im Sommer. 12) Erfaßt mich Begeisterung. 13) Mit allen Menschen.

b) Schönheit in der Form. Geld und Gut — ein Begriff durch zwei. Nenne den einen Begriff, der gemeint ist! (Reichtum.)

Gesundes Blut — Ursache statt der Wirkung (Metonymie): gesundes Blut bewirkt die Gesundheit.

Haus und Hof und Geld — Specialisierung des Begriffes: Überfluß.

Geld und Gut (Str. 1), Haus und Hof (Str. 2). Beachte die Verwertung sprichwörtlich verbundener Wörter und den Stabreim!

Da — mir: sehr wirksamer Gegensatz.

Wiese, Berg und Wald — Specialisierung für: die ganze Natur.

Schmücken sich — Personifikation.

Goldene Sonne — golden — Wiederholung desselben Wortes (Epanalepsis.)

Alles in der Blüte / Ähren trägt das Feld } Schilderung des Frühlings und des Sommers durch je einen Vers.

Preis' ich Gott und lobe Gott Lieber Gott — meint's gut	Die Wiederholung steigert die Wirkung.

III. **Zum Verständnis im ganzen und allgemeinen.** a) Gedankengang. Str. 1. Zur Zufriedenheit und zum Frohsinn ist zunächst nur die Gesundheit notwendig. Str. 2. Hinblick auf den Reichen, aber Unzufriedenen, Verdrießlichen. Str. 3. Die gerade entgegengesetzten Anschauungen beider. Str. 4. Die Freude des Zufriedenen über die Natur an sich. Str. 5. Die Freude an den Vorgängen in der Natur (Wechsel von Tag und Nacht, Wechsel der Jahreszeiten). Str. 6. Der Zufriedene giebt Gott die Ehre und dankt ihm.

b) Grundgedanke: Zufriedenheit und Frohsinn werden nicht durch Überfluß erreicht, sondern durch Gesundheit und durch die Freude an der Natur.

c) Dichtungsart. Das Gedicht kann zu den weltlichen Liedern gezählt werden.

d) Metrum und Reim. Der vierfüßige jambische Vers wechselt in den 4 ersten Zeilen mit dem dreifüßigen ab. Gereimt sind V. 1 und 3, V. 2 und 4, also sogenannte Kreuz-Reime. Alle Reime des Gedichtes sind männlich (einsilbig).

IV. **Zum Vergleich.** Der Dichter hat selbst noch ein anderes Gedicht unter dem Titel „Zufriedenheit" geschrieben:

1. Wohl dem, der mit der Welt zufrieden
Und einig mit sich selber lebt!
Ihm ist ein großes Gut beschieden,
Wonach der Thor vergebens strebt:
Er sieht mit ruhigem Gefühl
Des Lebens buntes Gaukelspiel.

2. Ihn kümmert nicht, daß andre haben,
Was er mit leichter Müh' entbehrt.
„Der Himmel hat der guten Gaben",
So denkt er, „mir genug beschert".
Sein Herz, sich keiner Schuld bewußt,
Dies ist sein Glück und seine Lust.

3. Zufriedenheit, dich will ich wählen
Und halte dich, solang ich bin;
So kann ich nicht das Ziel verfehlen,
So geh' ich froh durchs Leben hin
Und scheide, wenn es Gott gefällt,
Mit leichtem Herzen von der Welt.

und ferner ein Gedicht: „Der frohe Bauer", in welchem es heißt:

„Ach, ich grämte mich, sollt' ich ein Reicher werden.
Gold schätzen reiche Thoren nur; wer wird sie drum beneiden?"

Claudius singt (in dem Gedichte „Genügsamkeit"):

„Und all das Gold und all das Gut gewährt zwar viele Sachen;
Gesundheit, Schlaf und guten Mut kann's aber doch nicht machen."

Vergl. Jesus Sirach 31, 8: „Glückselig der Mann, der dem Golde nicht nachstrebte und auf Gold und Schätze seine Hoffnung nicht setzte." Giebt Gott mir nur gesundes Blut — vergl. das Gedicht von Voß: „Der Gesunde", das so anfängt:

„Gesund an Leib und Seele sein,
Das ist der Quell des Lebens."

V. **Aufgaben** zur mündl. und schriftl. Bearbeitung. Aufsatz-Themata: 1. Mittel, zur Zufriedenheit zu gelangen. (Disposition bei

Sommer, Hand- und Hilfsbuch für den Unterricht im deutschen Aufsatze, S. 158). 2. Was bedarf der Mensch, um glücklich zu sein? (Disposition bei Benn, Nr. 258.) 3. Über die Sorge für die Gesundheit (Disposition bei Beck, Lehrbuch des deutschen Prosastiles, München 1864, S. 142).

Dr. Regent.

243. Eins nur traf ich allerorten.

Adolf Stöber. Gedichte. Hannover 1855. S. 139.

1. Schon entgegen ruft mir helle meiner Heimat Glockengruß;[1]
An des Vaterhauses Schwelle schüttl' ich froh den Staub vom Fuß.[2]
Gottes reiche Welt durchschritten hab' ich frisch in Jugendhast,[3]
Und in manches Volkes Mitten saß, ein Lehrling,[4] ich zu Gast.

2. Hoch im Nordland,[5] wo die Fichte rauschend ihren Gipfel wiegt,
Wo verklärt vom Nordscheinlichte die beschneite Heide[6] liegt,
Traf ich Männer ernster Weise, traumhaft[7] stillen Sinnes voll,
In der Seele tiefstem Kreise[8] helle Seherkraft[9] entquoll.

3. Wo im Süden aus dem Laube golden die Orange glüht,
Wo die heißdurchsonnte Traube aus dem Lavaboden sprüht,[10]
Sah ich heitre Völkchen scherzen, und wie Lacrymä Christi
Quoll aus gluterfüllten[11] Herzen süßer Wein der Poesie.[12]

4. Anders hier und anders dorten fand ich Welt und Menschentum,[13]
Eins nur traf ich allerorten, fern und nahe, längst und nun:[14]
Das ist über Land und Wolke Gottes Himmel um und um;
Das ist unter allem Volke[15] manch ein Herz voll Christentum!

I. **Vermittlung.** 1) Glockengruß = das Läuten, welches aus seinem Heimatsorte ertönt, heißt den Wanderer nach mehrjähriger Abwesenheit willkommen. 2) Den Staub vom Fuße schütteln = sich bereiten, in das Vaterhaus einzutreten, alles Üble zu vergessen und von der Reise auszuruhen. 3) Jugendhast = das rasche Wandern des Jünglings von einem Orte zum andern. 4) Lehrling = der Jüngling war ausgezogen, um etwas Nützliches zu lernen, und wurde überall gastlich aufgenommen. 5) Hoch im Nordland = in Norwegen und Schweden. Hier findet sich die Grenze des Laubholzes, es gedeiht nur noch Nadelholz (Fichte). — 6) Heide = weite, waldlose Flächen Land, oft mit Heidekraut bedeckt. 7) Traumhaft = in Gedanken versunken. 8) In der Seele tiefstem Kreise = die Seele wird mit einer Wasserfläche verglichen. Jede Bewegung geht vom Mittelpunkte aus und pflanzt sich wie die Wellen nach außen fort. 9) Seher = Leute, welche hellen Geistes und Blickes prophetisch in die Zukunft schauen. 10) Lavaboden = der Fuß des Vesuvs bei Neapel ist mit Lava bedeckt; dort gedeiht ein feuriger Wein, der als Lacrymae Christi (Thränen des Heilandes) bekannt ist. 11) Gluterfüllt = begeistert. 12) Süßer Wein der Poesie = ein bildlicher Ausdruck für herrliche Dichtungen. Wie süßer, feuriger Wein auf dem Lavaboden wächst, so finden sich bei den Bewohnern dieser Gegend süße Lieder und schwungvolle Dichtungen. 13) Welt- und Menschentum = das äußerliche Leben und Treiben der Menschen im Gegensatz zum Christentum. 14) Längst und nun = vor Zeiten und jetzt. 15) Unter allem Volke = unter jedem Volke.

II. **Gedankengang.** Str. 1. Ein Jüngling, welcher viele Länder durchreist und manches erfahren hat, kehrt in seine Heimat zurück und erzählt von seiner Reise. Str. 2. Im hohen Norden hat er Männer von ernstem, stillem Sinne getroffen. Str. 3. Im Süden, im Lande, wo die Orangen blühen, hat er die lebhaften, zu Scherz, Gesang und Liedern geneigten Bewohner kennen gelernt. Str. 4. Überall ist das Leben und Treiben der Menschen anders. Aber „Eins nur traf er allerorten", das blieb sich überall gleich, nämlich Gottes Himmel, der über jedem Lande schwebte, und so manches Herz, das von gläubigem Christensinne erfüllt war.

III. **Verwertung.** Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen. — Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne rc. — Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm. — Eins ist not. L. Dosch.

244. An die Konfirmanden.

A. Abschiedsgruß.

1. Theff. 2, 9—13. 1. Tim. 6, 11—16.

Karl Gerok. Palmblätter. Stuttgart 1870. S. 148. (Gekürzt.)

Seid eingedenk! O teure Kinderschar, vergiß die Stunde nicht,
Wo du gekniet am festlichen Altar im heil'gen Morgenlicht,
Wo fromm geneigt mit glüh'nden Wangen den Segen du aufs Haupt empfangen:
Seid eingedenk!

Seid eingedenk! Ein gut Bekenntnis klang aus eurem Kindermund;
Gott hat's gehört; o stehet lebenslang auf diesem Felsengrund!
Was ihr in göttlich schönen Stunden so laut bezeugt, so tief empfunden —
Seid eingedenk!

Seid eingedenk, wie euch der gute Hirte so treu beim Namen rief,
Daß keins hinfort, aus seiner Hut verirrt, zur Wüste sich verlief!
Er hat die Schäflein all' gezählet, o daß dereinst nicht eines fehlet!
Seid eingedenk!

Seid eingedenk! — Nicht weit mehr gehn wir mit, die euch hierher gebracht;
Bald schläft das Aug', das euren Kindertritt so liebreich hat bewacht.
Denkt an des treuen Vaters Lehren, denkt an der frommen Mutter Zähren:
Seid eingedenk!

Seid eingedenk! Wenn die Versuchung naht und Welt und Sünde lockt,
Wenn ungewiß auf blumenreichem Pfad der Fuß des Pilgers stockt:
Dann denkt, was ihr so fest gelobet; dann sorgt, daß ihr die Treu erprobet,
Seid eingedenk!

Seid eingedenk! — O großes Hirtenherz, du hast sie dir erkauft;
Du bluteteſt um sie im Todesschmerz, auf dich sind sie getauft.
Wir lassen sie in deinen Händen, du wollst das gute Werk vollenden,
Sei eingedenk!

I. **Vorbereitung** und dann **Vortrag.** Es ist am Sonntag vor oder nach Ostern (Palmsonntag oder weißer Sonntag), die Kirche festlich geschmückt und bis in die fernsten Winkel gefüllt. Goldenes Morgenlicht glänzt durch die hohen Kirchenfenster. Vor dem Altar steht der Geistliche im Ornat und um ihn im Halbkreise eine Schar von Knaben und Mädchen in festlichem Schmuck. Sie haben die erste heilige Kommunion gefeiert,

das Bekenntnis ihres Glaubens abgelegt und dem Heilande Treue gelobt. Der Geistliche hat ihnen auf Grund des Bibelwortes 1. Thess. 2, 9—19 und 1. Tim. 6, 11—16 noch einmal vorgelegt Segen und Fluch, Leben und Tod und sie eindringlich gemahnt, das Leben und den Segen zu wählen. Manches Vaterauge ist feucht geworden und manche Mutterthräne die Wange herabgerollt. Dann sind die Kinder niedergekniet, der Geistliche hat seine Hände jedem auf das Haupt gelegt und den Segen des Höchsten herabgefleht. Nun ist die heilige Feier beendet, und der letzte Gruß wird den Kindern, die nun aus der Schule scheiden und in die Gemeinschaft der Erwachsenen eintreten, zugerufen. Höret diesen Abschiedsgruß an die Konfirmanden!

II. **Vertiefung.** 1. Ort und Zeit. In der Kirche am Palmsonntage oder am weißen Sonntage. Schildere die Situation nach der Vorbereitung!

2. Charakteristik eines rechten Konfirmanden. Er gedenkt lebenslang der feierlichen Stunde seiner Einsegnung, bleibt auf dem Felsengrunde seines Bekenntnisses stehen, gedenkt der göttlichen Allwissenheit und der Liebe seines Heilandes, läßt sich von ihm führen wie ein Schäflein von seinem Hirten, erinnert sich stets an die Liebe seiner Eltern und läßt sich auch in der Freiheit von ihr leiten, bleibt eingedenk seines Gelübdes, bewahrt die Treue in Versuchungen und befiehlt sich betend der Hirtentreue seines Heilandes.

3. Gedankengang. Str. 1. Die Einsegnung am Altar. Str. 2. Das gute Bekenntnis. Str. 3. Der willige Gehorsam. Str. 4. Die treue Erinnerung an die Elternliebe. Str. 5. Die Führung des guten Hirten.

4. Grundgedanke. Das Gedächtnis an die feierliche Einsegnung, an das gute Bekenntnis, an die Hirtentreue Jesu und die Liebe der Eltern wird die Konfirmanden in den Gefahren des Lebens bewahren und ihnen zum Stecken und Stabe werden.

5. Eigentümlichkeiten. Der Abschiedsgruß ist ganz von biblischem Geiste durchhaucht und voller Anklänge an die Bibelsprache. Wie Moses vor seinem Scheiden dem Volke Israel das Gesetz wiederholte und ihnen Segen und Fluch vorlegte; wie Paulus bei seinem Abschiede von Milet die Ältesten von Ephesus Gott und dem Worte seiner Gnade befahl; wie die Sonne vor ihrem Scheiden abends noch einen letzten Blick voll Glanz und Glut auf die Erde wirft: so thut der Geistliche hier mit der Kinderschar. Der Kehrreim „Seid eingedenk!" am Anfang und Schluß jeder Strophe prägt den Inhalt innig und nachdrücklich den Herzen ein.

III. **Verwertung** in Aufgaben. 1) Weise die Verwandtschaft der folgenden Ausdrücke im Gedichte mit den eingeklammerten Bibelstellen nach: „ein gut Bekenntnis" (1. Tim. 6, 12), „Felsengrund" (Matth. 7, 24), „die verirrten Schafe, der suchende Hirt und das treue Hirtenherz" (Luk. 15, 4—7. Luk. 19, 10. 1. Petr. 2, 25. 1. Petr. 5, 4), „keins verloren" (Joh. 17, 12), „der blumenreiche Pfad der Sünde" (Matth. 7, 13. 14), die „Treuprobe" (1. Kor. 4, 2), die „Vollendung des guten Werkes" (Phil. 1, 6)! — 2) Vergleiche das nachstehende Gedicht B!

B. Rat des Vaters an seinen Sohn.

Jul. Sturm. Deutsche Jugend. Herausg. von Lohmeyer. III. Bd. Leipzig 1874. S. 18.

1. Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen,
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treusten Liebe Segen.

2. Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt im Auge fest dein Ziel,
Geh keinen Schritt vergebens!

3. Nimm auf die Schultern Last und Müh'
Mit frohem Gottvertrauen
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen!

4. Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen;
Gerader Weg, gerades Wort
Soll dich zum Ziele führen.

5. Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich mit dem Armen gern dein Brot
Und wahre seine Rechte!

6. Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
Und ehr auch fremden Glauben
Und laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifel rauben!

7. Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Bewahr dir treu im fremden Land
Des Vaterhauses Sitte!

1. Ähnlichkeiten. In beiden Gedichten nimmt ein Vater mit Wort und Handschlag Abschied von Kindern, erinnert sie an eine schöne Vergangenheit, weist sie auf den Ernst der Zukunft, giebt ihnen heilsame Ratschläge, verheißt ihnen die Liebe als Geleit und mahnt sie zur treuen Bewahrung ihrer heiligsten Güter.

2. Verschiedenheiten. A in der Kirche, B im Vaterhause. — A am Konfirmationstage, B später — vielleicht beim Beginn der Wanderschaft oder beim Eintritt in eine höhere Schule. — In A der geistliche Vater, eine Schar von Konfirmanden und viele Zuhörer; in B der leibliche Vater, nur ein Sohn und etwa Mutter und Geschwister. — Gedankengang in A siehe II, 3! In B: Str. 1. Die Liebe folgt dem Sohne in die weite Welt. Str. 2. Nun kommt nach dem Spiel der Ernst des Lebens; richte dein Auge auf feste Ziele und thue gewisse, wohlüberlegte Schritte! Str. 3. Arbeite fleißig, vertraue Gott und gründe so deinen eigenen Herd! Str. 4. Sei ehrenhaft und gerade, hasse die Schleichwege und folge keinem boshaften Verführer! Str. 5. Sei nicht feige und erniedrige dich nicht, wahre deine Rechte, aber sei mildherzig gegen Arme! Str. 6. Halte deinen Glauben heilig, meide Spott und Zweifel und sei duldsam gegen Andersgläubige! Str. 7. Bewahre in der Fremde die Liebe zum Vaterhause und seine Sitte! — A ist in feierlichem, B in ernst mahnendem Tone gehalten. Versmaß und Strophenbau sind völlig verschieden. P.

245. A. Engellied.

Klaus Harms, Vermischte Aufsätze und kleine Schriften. 1. Aufl. Kiel 1853. S. 227.

1. Mein Engel, weiche nicht, wenn ich mich schlafen lege!
Breit deine Flügel aus, daß sich kein Unfall rege!
Wehr auch das Böse ab, so mich im Traum anficht,
Daß rein die Seele bleib'! — Mein Engel, weiche nicht!

2. Mein Engel, weiche nicht, wenn ich vom Schlaf aufstehe
Und nach des Herrn Befehl an mein Geschäfte gehe!
Halt mich zu jeder Stund ihm treu und meiner Pflicht!
Ich folge deinem Wink. — Mein Engel, weiche nicht!

3. Mein Engel, weiche nicht, wenn ich soll Kummer tragen!
Ob schwer, ob lang er sei, laß mich doch nicht verzagen!
Wisch ab mit Liebeshand den Schweiß im Angesicht
Und stärk die müde Seel'! — Mein Engel, weiche nicht!

4. Mein Engel, weiche nicht, wenn ich einmal soll scheiden
Von Welt und Freud' und Lieb'; o hilf mir's thun mit Freuden!
Kehr zu den Lieben dich, zu ihnen schwebe hin!
Wenn ich zur Ruh' gebracht und ganz voll—endet bin.

I. **Vorbereitung.** Der fromme Dichter Klaus Harms, ein berühmter Prediger im Holsteinschen, hat sich den christlich-kindlichen Glauben an seinen Engel, seinen Schutzengel, bis ins Alter erhalten. Das Engellied ist ein Gebet an seinen Schutzengel und wie eine Predigt nach einer festen Disposition streng logisch geordnet.

Thema: Mein Engel, weiche nicht! I. Bleib bei mir in der Nacht! II. Begleite mich den ganzen Tag über! III. Steh mir bei in Kreuz und Leid, in Not und Kummer! IV. Bleib innig mit mir verbunden auch in der Sterbestunde!

II. **Vermittlung.** Str. 1 enthält drei Bitten: a) Mein Engel, weiche nicht von mir in der Nacht! b) Breit deine Flügel aus, daß mich kein Unfall treffe! und c) wehr auch die sündigen Träume von mir ab! Str. 2 enthält nur zwei Bitten: a) Weich den ganzen Tag über nicht von mir, begleite mich bei meiner Arbeit, meinem Geschäfte, meinem Wirken! b) Gieb mir Kraft zur treuen Führung meines Amts und deinen Beistand zur gewissenhaften Erfüllung meiner Pflicht! Str. 3 enthält vier Bitten: a) Weich nicht von mir in Kummer und Not! b) Laß mich nicht verzagen, nicht kleinmütig werden und verzweifeln! c) Nach schwerem Kampf und Ringen, nach glücklich überstandener Versuchung wisch ab den Schweiß und d) stärke meine müde Seele, daß sie endlich nicht doch noch ermatte und unterliege! Str. 4 enthält endlich noch drei Bitten: a) Weich nicht von mir in meiner Sterbestunde! b) Hilf mir, daß ich mit Freuden von der Erde abscheide! c) Tröste die Meinen, wenn ich vollendet, d. h. zur Seligkeit des Himmels gelangt bin!

III. **Vertiefungsfragen.** 1. Woran hat der Dichter gedacht bei den Worten: Breit deine Flügel aus? (Wir stellen uns die Engel mit zwei Flügeln geschmückt vor.) 2. Und woran noch weiter? (Die Henne breitet schützend die Flügel über ihre Küchlein.) 3. Kann man auch im Schlafe sündigen? (Sündige Gedanken können im Traume die Seele beflecken.) 4. Was heißt hier anficht? (von anfechten, Anfechtung = anreizt, verlockt). 5. Wer geht nicht nach des Herrn Befehl an seine Arbeit, an sein Werk? (Der Dieb, Räuber, Mörder, Tagedieb, Geizhals, Wucherer ꝛc.) 6. Drücke mit anderen Worten aus: „Halt mich treu meiner Arbeit und meiner Pflicht!“ (Antwort: Siehe II. Str. 2, b!) Was heißt: Ich folge deinem Wink? 7. Welches Bild hat vor der Seele des

Dichters gestanden, als er sang: „Wisch ab mit Liebeshand den Schweiß im Angesicht und stärk die müde Seele!"? (Im Garten Gethsemane schwitzte Jesus blutigen Schweiß und betete dreimal: Vater ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Da trat ein Engel zu ihm und stärkte ihn.) 8. Welche drei sinnverwandte Ausdrücke gebraucht der Dichter für den Begriff sterben? (S. Str. 4.)

IV. **Verwertung.** 1. Führe den Gedanken weiter aus, daß der Engel nach Str. 3. namentlich ein Engel des Trostes und der Geduld ist! (Benütze hierbei das folgende schöne Gedicht von Spitta: Psalter und Harfe, Leipzig 1855. I, S. 125.)

B. Geduld.

1. Es zieht ein stiller Engel
Durch dieses Erdenland;
Zum Trost für Erdenmängel
Hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
Und milde, sanfte Huld;
O folg ihm stets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

2. Er führt dich immer treulich
Durch alles Erdenleid
Und redet so erfreulich
Von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
Hat er doch guten Mut;
Er hilft das Kreuz dir tragen
Und macht noch alles gut.

3. Er macht zu linder Wehmut
Den herbsten Seelenschmerz
Und taucht in stille Demut
Das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
Allmählich wieder hell;
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht schnell.

4. Er zürnt nicht deinen Thränen,
Wenn er dich trösten will;
Er tadelt nicht dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
Du murrend fragst: „Warum?"
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber stumm.

5. Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit;
Sein Wahlspruch heißt: „Ertrage!
Die Ruhstatt ist nicht weit."
So geht er dir zur Seite
Und redet gar nicht viel
Und denkt nur in die Weite,
Ans schöne, große Ziel.

2. Vergleiche die beiden Engellieder mit einander! R. D.

246. A. Die Ewigkeit.

Von Rudolf Löwenstein. Kindergarten. 2. Aufl. Berlin S. 34.

1. Wie lang ist wohl die Ewigkeit?
Merk auf! ich gebe dir Bescheid.
Wenn du zum Meere gingest dort
Und schöpftest draus in einem fort
Mit deinen kleinen Händen,
Nähmst auch recht voll die Hände dann —
Wann, liebes Kindlein, meinst du, wann
Wird sich die Arbeit enden?
Du meinst, die Arbeit sei zu schwer,
Du schöpfest doch das Meer nicht leer? —

2. Ich glaub' es selbst; denn immer quellen
Die Flüsse, die es wieder schwellen,
Und die aufs neue zu den Wellen
Mit frischem Drange sich gesellen.
Den Flüssen gleicht die rasche Zeit,
Dem Meere gleicht die Ewigkeit:
Ein Tropfen nur ist jedes Jahr,
Der sich erneuert immerdar —
Nun denke nach, gieb selbst Bescheid:
Wie lang ist wohl die Ewigkeit? —

I. **Erläuterung des Inhalts.** Unser kleines Gedicht beginnt mit der Frage: „Wie lang ist wohl die Ewigkeit?" Das ist eine wichtige Frage, und wir freuen uns, daß wir vom Dichter die Antwort bekommen werden,

denn er sagt ja gleich im 2. Verse: „Merk auf, ich gebe dir Bescheid.“ Nun, welchen Bescheid giebt uns denn das Gedicht? An das große Weltmeer, dessen unermeßliche Ausdehnung wir uns kaum vorstellen können, werden wir gestellt. Hier sollen wir mit unsern Händen schöpfen, bis es leer ist. Jedes Kind weiß, daß wir dazu nicht fähig sind. Auch der Dichter stimmt uns bei, indem er sagt: „Du schöpfest doch das Meer nicht leer!“ Aber dennoch wäre es möglich; denn wenn Millionen Hände in Millionen von Jahren an dem Meere schöpften, so würde es gewiß endlich leer werden. Nur müßte dann kein Wasser mehr zum Meere fließen.

Allein die 2. Strophe sagt uns, daß das eben der Fall ist; „denn immer quellen die Flüsse, die es wieder schwellen.“ Schöpfen wir auch Millionen Eimer aus dem Meere, so kommen die doppelten Wassermassen wiederum an. Unser Ausschöpfen würde eine Abnahme des Meeres also nicht bemerklich machen. So steht es auch mit der Ewigkeit: „Ein Tropfen nur ist jedes Jahr, der sich erneuert immerdar.“

Was will dieser Vergleich sagen? Ein Tropfen ist ein Teil, wenn auch ein unendlich kleiner, des Weltmeeres: aber wenn der Tropfen sich stets erneuert, so bleibt das Weltmeer stets so, wie es ist. Einem solchen sich stets erneuernden Tropfen gleicht jedes Jahr der Zeit. Beide, der Tropfen des Weltmeeres und das Jahr, werden stets von ihren Nachfolgern ersetzt. Darum stehen wir am Ende unseres Gedichts an derselben Frage, die am Anfange uns gestellt war: „Wie lang ist wohl die Ewigkeit?“ — Wir wissen es nicht und können es nicht begreifen. Darum singt ein Dichter aus alter Zeit: „O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit, O Anfang sonder Ende.“ Auch das Meer wird vergehen, auch die rasche Zeit verschwinden, aber die Ewigkeit hat kein Ende.

In dem Grimmschen Märchen vom Hirtenbüblein fragt der König das Hirtenbübchen: Wieviel Sekunden hat die Ewigkeit? Da sagt das Hirtenbüblein: In Hinterpommern liegt der Demantberg; der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre eine Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei. Auch dieser Vergleich will uns sagen, daß die Ewigkeit ohne Ende ist.

II. **Gliederung des Inhalts.** Aus der Besprechung geht hervor, daß das Gedicht aus einer Einleitung (Str. 1, Vers 1 und 2), aus dem Hauptteile (Str. 1, V. 3 bis Str. 2, V. 8), der die Frage beantwortet: Wie lang ist die Ewigkeit? und aus dem Schlusse (9. und 10. Vers der 2. Strophe) besteht. Anfang und Schluß enthalten denselben Gedanken und geben somit dem Gedichte die schönste Abrundung.

III. **Schriftliche Aufgaben.** 1. Die Ewigkeit. (In Briefform teilt ein Freund dem andern die im Gedichte enthaltenen Hauptgedanken mit.) 2. Die Ewigkeit verglichen mit dem Meere in Löwensteins Gedichte, und dem Demantberg in Grimms Märchen. W. D.

I. Alphabetisches Verzeichnis

der erläuterten Dichtungen nach ihren **Anfängen.**

*) Die mit einem * bezeichneten Erläuterungen sind neu aufgenommen.

II. Inhaltsverzeichnis

nach alphabetischer Folge der **Dichter** geordnet.

(Die Zahlen weisen die Seiten nach.)

* Die mit einem * versehenen Gedichte sind neu aufgenommen.

/ Dietlein, Hermann Rudolf, / Dietlein, Woldemar,

Aus deutschen Lesebüchern Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus

Bd.: 2

1896